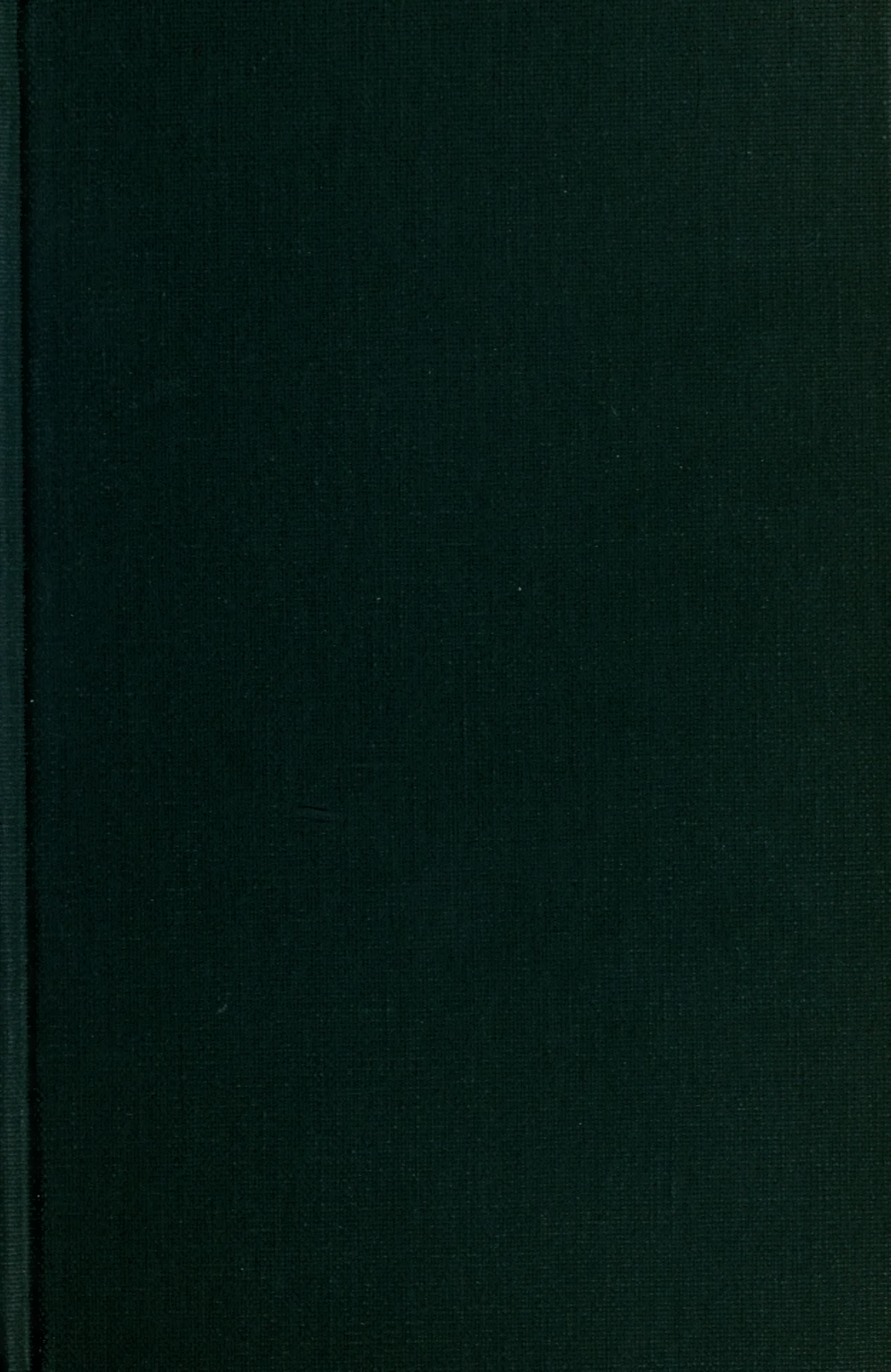
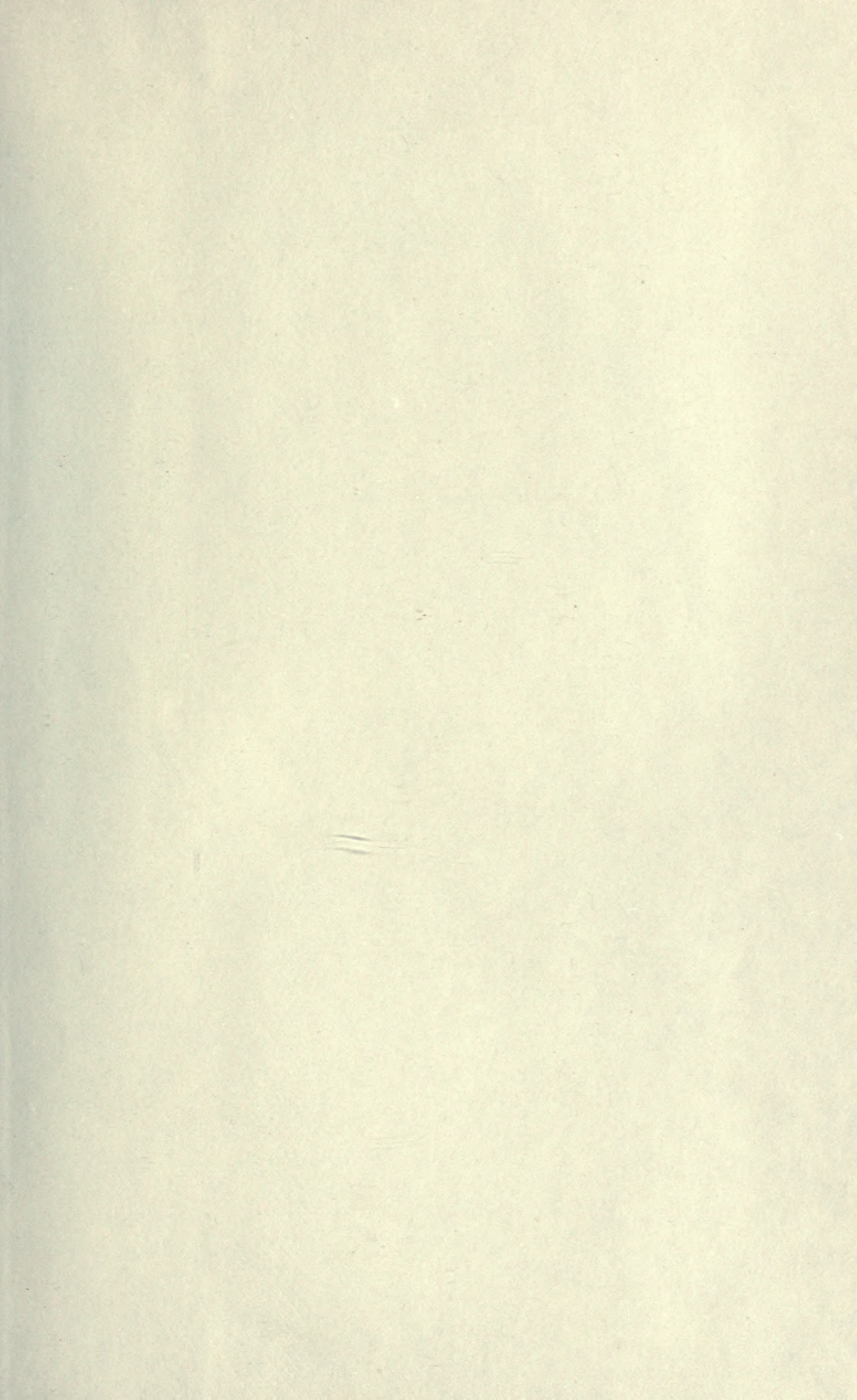
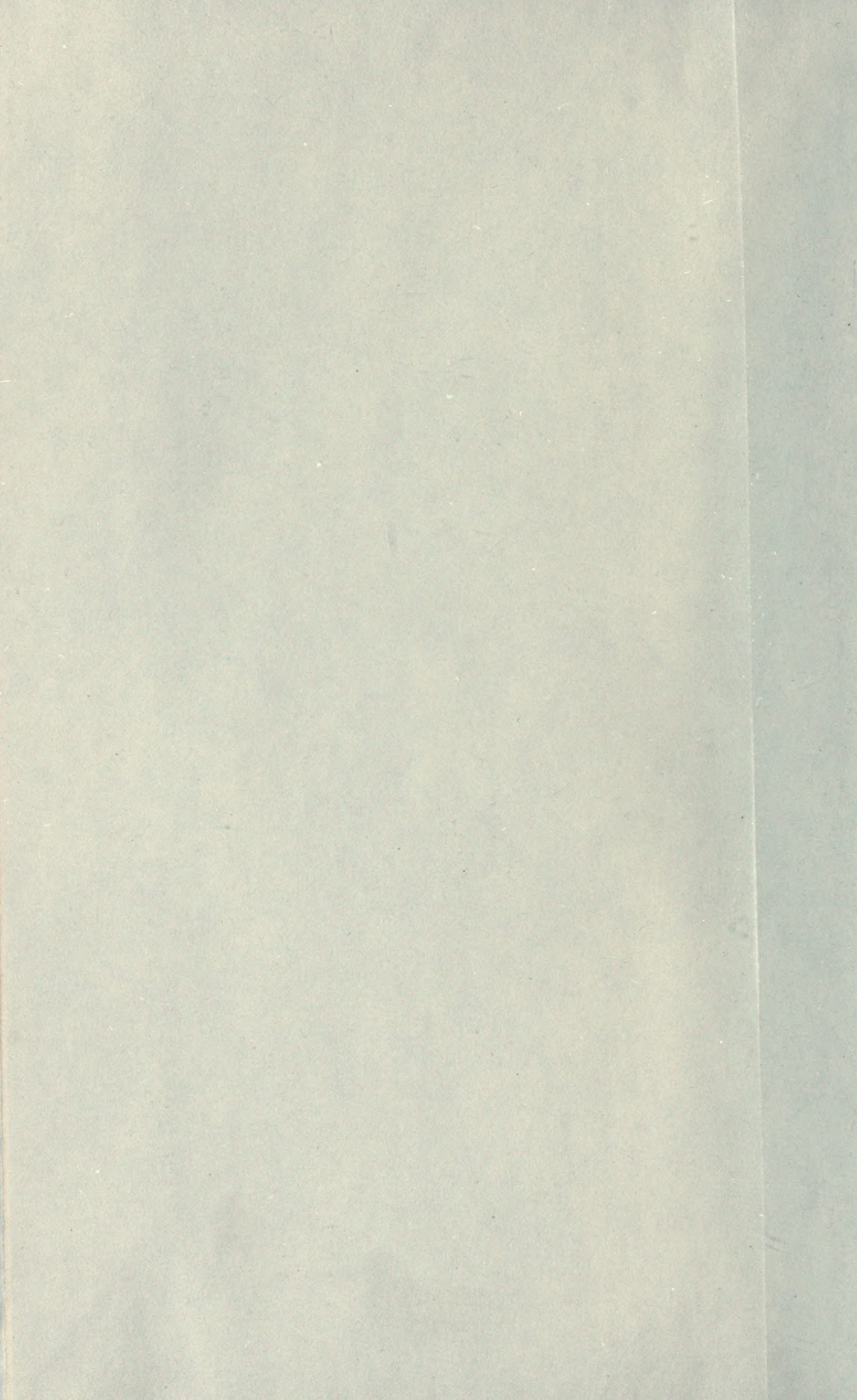
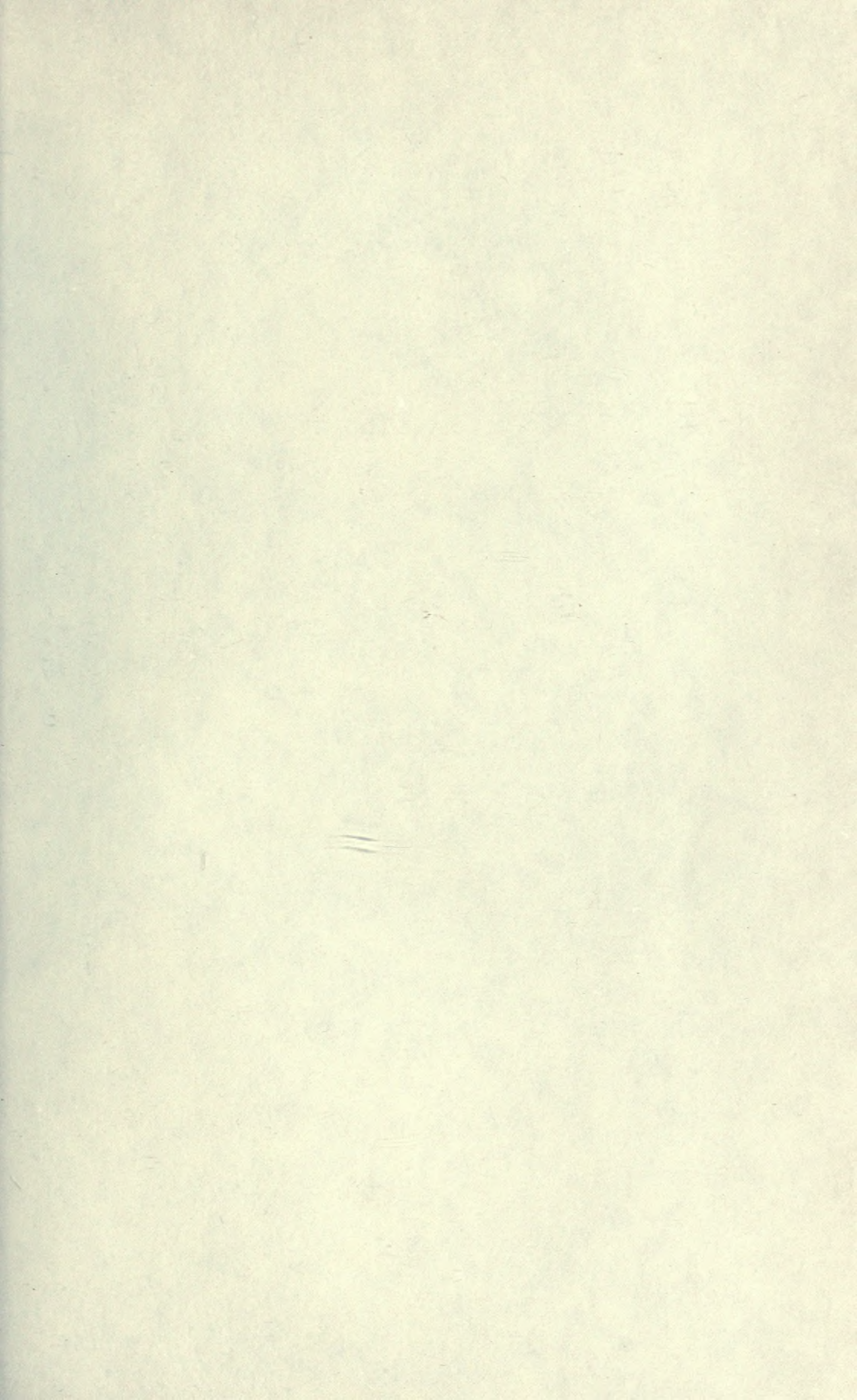
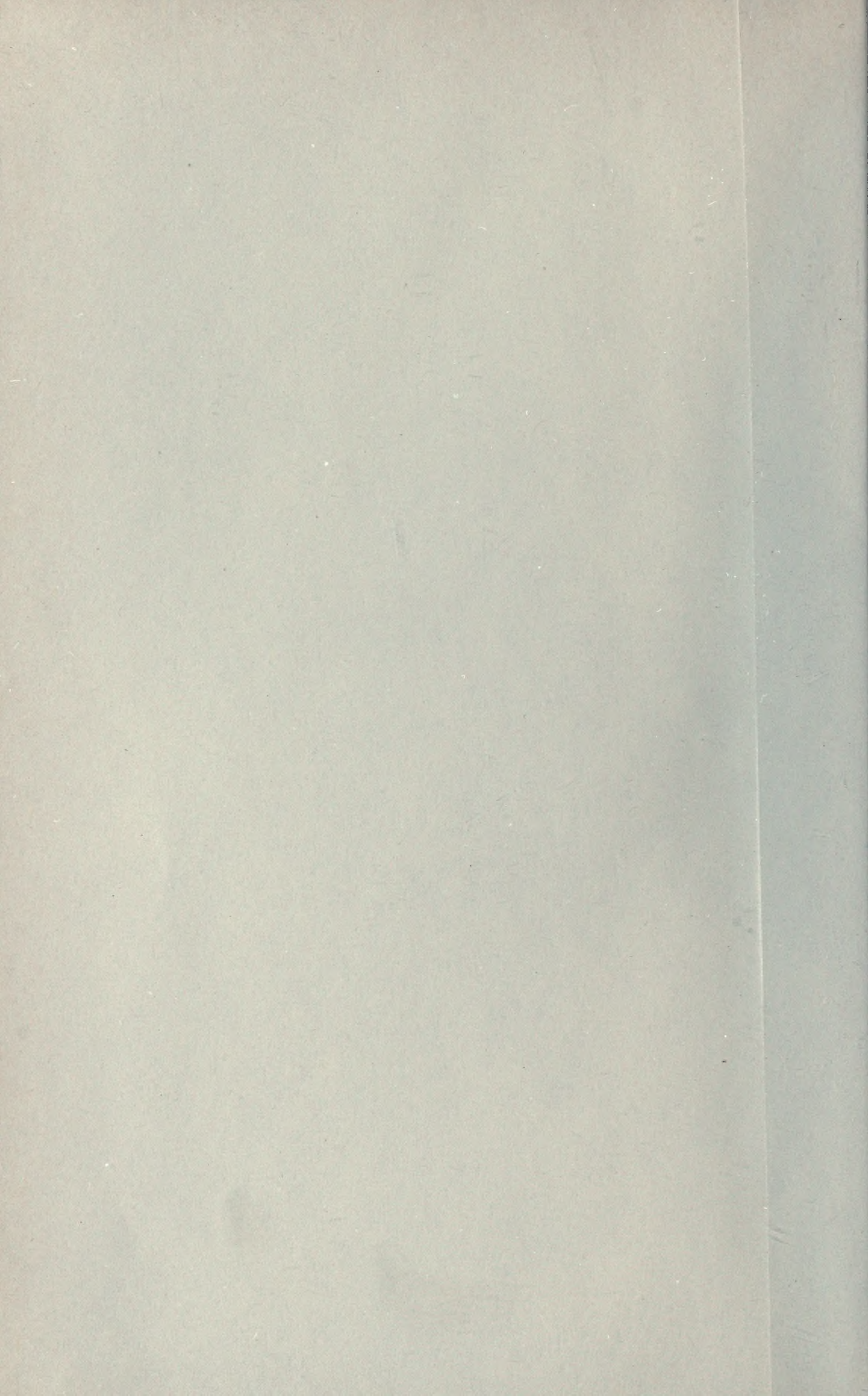


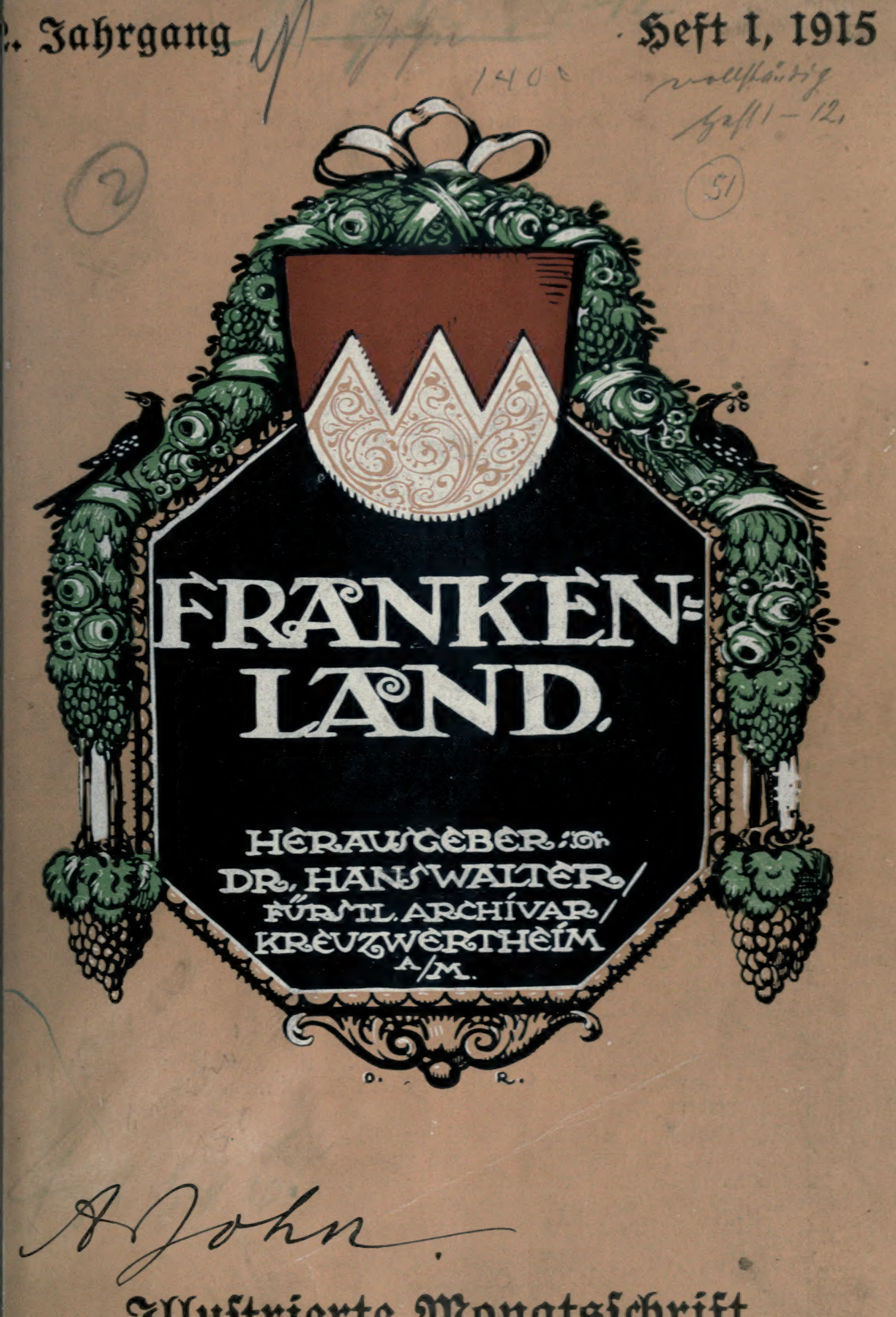












Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 1. Heftes:

An die Freunde unserer Zeitschrift!

Als wir vor nunmehr einem Jahre dem Frankenland ein Organ schufen, das der Heimatforschung und der Heimatschutzbewegung im weitesten Sinne dienen sollte, wurde unser Unternehmen freudig begrüßt. Bald durften wir die besten Namen auf allen Gebieten fränkischer Forschung als Freunde und Berater nennen.

Es war uns Ehrensache schon unter den naturgemäß schwierigen Verhältnissen des Beginnens einige besonders wertvolle Hefte herauszubringen; wir dürfen mit Genugtuung auf auf die Mai- und Juninummer hinweisen.

Da kam der Krieg, der Weltkrieg. Im Waffengetümmel schienen die Musen zum Schweigen verurteilt; rings um uns stellten bedeutende literatische Unternehmungen ihr Erscheinen ein. Uns schien es deutsche **Pflicht** trotz allem auch hier **durchzuhalten** und gerade in der Arbeit an der gewaltigen historischen Überlieferung nicht zu versagen.

Es wurde uns schwer, zumal da der Herausgeber und viele Mitarbeiter zu den Fahnen eilten. Die Treue unserer Freunde half uns glücklich fort und heute sind wir fest entschlossen, **auch im neuen Jahr** unsere Aufgabe zu erfüllen.

Eine große Zahl wertvoller Beiträge liegt bereits vor und sichert auf Jahresfrist das Erscheinen unserer Zeitschrift. Auch werden wir wieder einige besonders gut ausgestattete Hefte im alten Umfange herausbringen.

Dringend bitten müssen wir natürlich, daß unsere Abonnenten uns auch jetzt treu zur Seite stehen und uns helfen den großen Ausfall, den der Krieg naturgemäß mit sich bringt, nach Möglichkeit zu beschränken. Es ist für jeden selbst in dieser schweren Zeit ein nur **kleines Opfer, bringt es unserer guten, vaterländischen Sache.**

Herausgeber und Verleger der Zeitschrift „Frankenland“.

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken.

2. Jahrgang 1915.



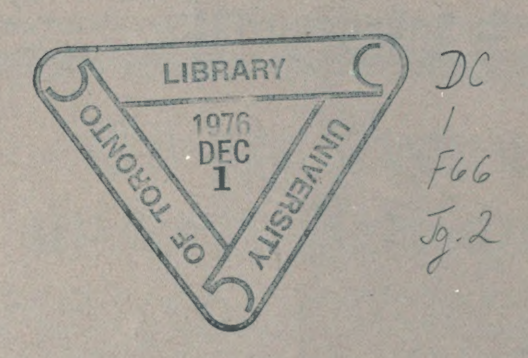
Herausgegeben von

Dr. Hans Walter
fürstl. Archivar
Kreuzwertheim.



A. John.

Dettelbach a. M.
Druck und Verlag: Konrad Triltsch.
1915.



Inhalts-Verzeichnis.

Heft 1.

Heft 2.

Heft 3.

Heft 4.

Heft 5.

Heft 6.

Heft 7.

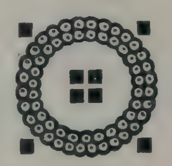
Heft 8.

Heft 9.

Heft 10.

Heft 11.

Heft 12.



1915
2. Jahrg.

Januar
Heft 1



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. uur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Fränkische Briefe.

I.

Liebe Landsleute!



Von Kindsbeinen an haben wir alle viel gehört und gelesen von Männern, die einst erwählte Führer, Mahner, Warner ihres Volkes gewesen sind, die mit Zornesworten den Königen ihre Schmach, dem Volke seinen Wankelmut vorgehalten und über Undank und Verfolgung sich hinweggetröstet und beseligt haben, wenn von ihren sterblichen Augen die Binde gelöst ward, also daß sie im Schoße der Zukunft eine unerhörte Liebestat schauen konnten. In solchen Stunden zerschwand ihr zorniger Eifer wie Tau im Sonnenstrahl und von ihren Lippen kamen beglückte Worte in herrlichem Gedränge wie Wasserwellen, wie Schneeflocken, wie Frühlingsblüten.

In alle Winde zerstreut ist das Volk, zu dem die Propheten einst gesprochen; aber niemals ausgestorben ist der Propheten Geschlecht. Wo nur immer ein Volk auf schicksalschweren Wegen ging, oder auch wenn es im Sumpfe der Entartung zu ersticken drohte, da ertönten begeisternde, zürnende Prophetenstimmen. Im griechischen Altertum suchte ein Demosthenes mit der zündenden Gewalt seiner Beredsamkeit die schlaffgewordenen Landsleute zum Rettungskampf gegen ihren skrupellosen Feind, den Mazedonierkönig Philipp, mitfortzureißen. In der Zeit der römischen Cäsaren schleuderte der Dichter Juvenal die schärfsten Pfeile bittersten Spottes gegen die Versunkenheit seiner adeligen Zeitgenossen. In der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" des 13. Jahrhunderts durchzog ein Berthold von Regensburg als Volksprediger die deutschen Lande und sprach vor Hunderttausenden von Einkehr und Buße. Und in der Zeit, da Napoleons Hand so schwer auf Deutschland lag, da sprach der unvergeßliche Ernst Moritz Arndt mit glühenden

Prophetenworten von deutscher Pflicht und Ehre: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Nun gab es auch Männer, denen das gewaltig tönende Wort und der bittere Prophetenzorn versagt war und die in friedlicheren Zeiten mildere Worte zu ihren Volksgenossen sprachen, wenn es auch Worte voll Weisheit waren. Sie redeten auch vielfach nicht zum ganzen großen Volke: sie sprachen zu ihren engeren Landsleuten, ihren Stammesgenossen. Da war der ehrenfeste Justus Möser aus Osnabrück, der seine „Patriotischen Phantasien" zum treuen Spiegel niedersächsischer Art und Sitte gestaltete. Da war der milde Lorenz Westenrieder aus München, dessen „Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern" wie seine vielen anderen Werke der Pflege bayerischen Stammesbewußtseins galten. Da war der gemütvolle Peter Hebel aus Basel, durch dessen köstliche Schriften seine alemannischen Landsleute in die Tiefen ihres eigenen Wesens fröhlich staunend hineinblickten.

Aber wo ist unser Möser, unser Westenrieder, unser Hebel, liebe fränkische Landsleute? Der väterliche Mahner und zugleich Lobredner unseres Stammes, der uns in die Tiefen unseres Wesens hineinschauen ließe und dessen Worte machten, daß wir das Wort Franken nicht anders nennen hörten und selber sprächen als mit leuchtenden Augen und mit hochatmender Brust? Vielleicht ist er noch nicht geboren. Aber die Zeit ist kostbar. Viel von unserem ehrwürdigen Stammestum hat die Zeit schon zertrümmert und das Bewußtsein unseres Wertes ist selbst in vielen unserer Stammesgenossen erstorben. Es tut not, daß uns in aller Ehrlichkeit gesagt werde: wer wir Franken sind, was an uns ist, welch gute und vielleicht auch minder edle Geister in uns mächtig sind, welche Stelle wir einnehmen im engeren und weiteren Vaterland und in der Achtung unserer Volksgenossen, endlich: was wir tun müssen, damit die ererbten Stammesgüter auch unseren Kindern und Enkeln erhalten bleiben von Geschlecht zu Geschlecht. Bis ein Größerer ersteht, der mit gewaltigerem Wort dies alles Euch zu Kopf und Herzen redet, will ich selber in guten fränkischen Briefen dies tun — in Gottes Namen.

Welches Unternehmen ist aber mehr gesegnet und verspricht glücklicheren Ausgang als eines, das man außer mit Gott im Zeichen eines großen und edlen Menschen beginnen kann? In dem gewaltigen Jahre 1915, wo sich die Geschicke mächtiger Völker erfüllen sollen, wo unser eigenes Volk vom Kaiser bis zum letzten Taglöhner für etwas Hehres glüht, für etwas Heiliges kämpft, das sich Vaterland nennt, da sollten wir Franken mit Verehrung und Stolz eines unserer edelsten Stammesgenossen gedenken, des großen Sängers Friedrich Rückert. Seine Lieder erklangen in einer Zeit, die so gewaltig war wie die unsrige, da sich die Völker Europas — und vorab das deutsche Volk — von den Ketten befreiten, die ein übergewaltiger Herrenmensch ihnen nicht angelegt, nein, angeschmiedet hatte. Mit Recht wird unter den edelsten Namen der Freiheitssänger auch der Friedrich Rückerts gefeiert. Freilich kann es schulmeisterliche Literaturweisheit sich nie versagen, gewissermaßen entschuldigend

zu bemerken, daß Rückerts Vaterlandsgedichte „allerdings erst 1814" erschienen seien, wo die Leipziger Schlacht schon geschlagen war. „Allerdings erst"? Wie sehr waren sie auch 1814, auch 1815 noch nötig! Wir kennen die vielen kleineren und größeren Zwistigkeiten unter den damals verbündeten Staaten, die gegenseitigen Vorwürfe, das Intrigenspiel so mancher diplomatischer Kreaturen und wir wissen, daß Arndts vielgenannte Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" nicht gegen Frankreich gerichtet war, sondern gegen eigene Landsleute, die den deutschen Strom preisgeben wollten. Da hat unser Rückert in seinen „Zeitgedichten" so manche Schale vornehmen Unmuts, feinen Spottes über die Schwächlinge ausgegossen, und ein Gedicht, das Ihr von der Schulbank her kennt, ist die feinste Blüte dieser wahrhaften Zeitdichtung. Es ist kein anderes als das Lied vom Alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich, der in seinem unterirdischen Schlosse auch in den Jahren der Befreiungskämpfe auf des alten Reiches Urständ wartete.

„Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen,
Verzaubert, hundert Jahr."

Nicht schattenhafte, unfaßbare „Geister der Zwietracht", unter denen jeder etwas anderes sich vorstellt, sind diese Raben: sie hatten Fleisch und Bein, sie tändelten im Sitzungssaal des Wiener Kongresses, sie fielen den streitbaren Feldherren in den Arm, sie vereitelten gerade in diesen schicksalschweren Jahren die Schaffung eines starken Vaterlandes. Nicht durch diese Schranzen ward Napoleon besiegt: den Löwen erwürgte der starke Arm des heldensinnigen Volkes, dessen flammende Begeisterung lebendig erhalten werden mußte bis zum endlichen Sieg. Da erschienen zur rechten Zeit unseres Rückert Geharnischte Sonette, in denen der fünfundzwanzigjährige Jüngling, dem es nicht vergönnt war die Waffen selber zu tragen, den Sturmschritt der großen Zeit mit liebeatmender, leidenschaftlicher, prophetenhaft aufreizender Sprache begleitete.

„. . . Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande.
(Hast, ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?

Von jenem Obelisk, an dessen Rande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?

Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr, mit wütendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?

Schwingt wie die alten Väter eure Keule,
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!"

Kein Dichter hat es jemals tiefer erfaßt und mit glühenderen Worten ausgesprochen, wann und wie der Deutsche siegen kann und muß: im Zorn über erlittene Schmach oder feigen Verrat, in furchtbarer Einigkeit, in untilgbarem Vertrauen auf die eigene Kraft und in zermalmendem Ansturm. Das aber war der Siegesgeist, der durchhalten mußte in den Jahren 1814 und 1815.

Und dieser Geist muß auch heute lebendig bleiben! Jeder von uns muß davon erfüllt sein; jeder Sohn, jeder Bruder, jeder Freund, den wir hinausschicken in den heiligen Kampf, muß auf unserer Stirne hochheilige Siegeszuversicht lesen, jeder Brief, den wir ihm senden, muß diesen Glauben an den alten Gott und an unsere eigene Kraft atmen. Dann, ja dann dürfen wir vielleicht bald mit unserem Dichter jubeln:

„Ihr Engel, singt's, daß es der Himmel wisse!
Wie Nacht und Tag im Anfang einst gerungen,
So rangen heute Licht und Finsternisse.

Hör's, Himmel, daß den Sieg das Licht errungen!
Und daß die Erde nicht die Kunde misse,
Sag's ein Tedeum ihr in tausend Zungen."

O möchte noch in dieses Jahres Kreise von allen Türmen des Frankenlandes, Bayerns, Deutschlands ein solches Tedeum von tausend und abertausend ehernen Zungen ertönen und mit ihm brausend zusammenklingen das Siegeslied der ruhmvoll Heimgekehrten, die gestritten im Geiste Friedrich Rückerts! Mit diesem Wunsche laßt mich den ersten Fränkischen Brief beschließen.

Speyer, am 18. Januar 1915. Dr. Peter Schneider.



Auf den Spuren der Hohenzollern in Franken.

Von

Hans Eber, München-Presseck.

I. Bayreuth.

Um dieses Thema von Grund aus zu behandeln, müßte man zuerst die Blicke nach Nürnberg richten, nach jener Stätte, von der aus sich der Hohenzollernaar mit mächtigem Flügelschlage bald in den deutschen Landen heimisch machte. Die alte Burg auf dem gewaltigen Sandsteinkegel oberhalb der Stadt ist die Wiege des Hohenzollernruhmes. Als Kaiser Heinrich VI. Friedrich (III.) I. von Zollern 1192 für seinen in Treue geleisteten Dienst mit dem Burggrafenamt Nürnberg belehnte, da ahnte wohl niemand, daß dieses Geschlecht dereinst dem neuerstandenen deutschen Reiche seinen Herrscher geben sollte.

Nach dem Tode des letzten Meranischen Herzogs, Otto II. im Jahre 1248, kam die frühkarolinische Siedelung Bayreuth an den Burggrafen Friedrich III. von

Nürnberg. Als dann 1415, beziehungsweise 1417, Kaiser Sigismund seinen Schwager den Burggrafen Friedrich IV. mit der Mark Brandenburg belehnte, ward das gesamte Bayreuther Oberland ein Bestandteil des Kurlandes und späteren Königreichs Preußen.

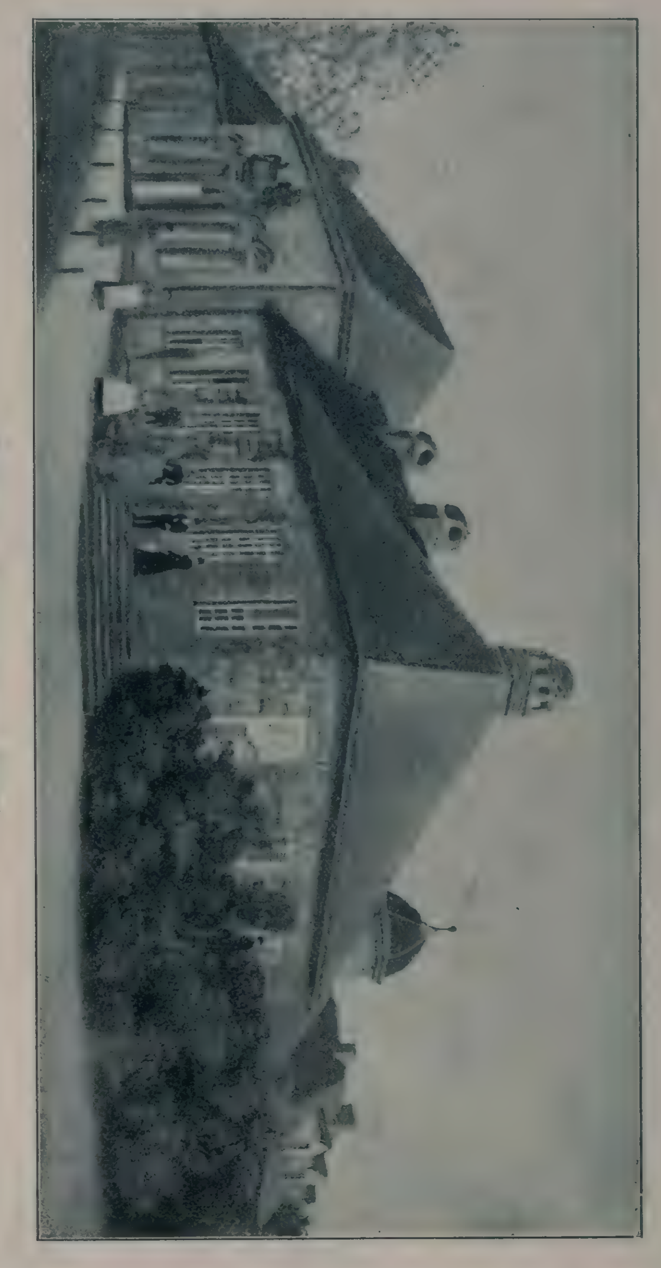
Bereits 1542 versetzte Markgraf Albrecht der Jüngere die Hofkanzlei nach Bayreuth, bis ab 1603 die Brandenburger für immer hier residierten und so den Grundstein zu einer anhaltenden Blüteperiode für die Stadt legten.

Besonders drei Landesfürsten waren es, denen Bayreuth viel verdankt. Christian Ernst, der von 1655—1712 regierte, ein gebildeter und strebsamer Fürst, gründete 1664 das Gymnasium und umgürtete die Stadt mit neuen Mauern. Das Denkmal vor dem neuen Schlosse zeigt ihn als Türkensieger. Mit seinem Freunde Max Emanuel kämpfte er 1680 siegreich vor Belgrad. Georg Wilhelm (1712—1726) legte durch den Bau des Lustschlosses St. Georgen den Grundstein zu dieser Vorstadt. Da herrschte ein gar reges Leben in dem jetzt so ruhigen Viertel. Der Weiher war zu einem See umgewandelt. Feste aller Art, auf dem Wasser und zu Lande fanden statt; besonders hoch ging es her, wenn zur Nachtzeit das festlichbeleuchtete Prunkschiff, der „Rote Löwe", umgeben von vielen reichgeschmückten Gondeln auf dem See kreuzte, während am Strande herrliche Feuerwerke abgebrannt wurden. Ein Denkstein des Kammerzwerges Laubenberger vor der mechanischen Baumwollspinnerei, der hier 1714 auf einem allzu eiligen Ritte gegen die Stadt mit dem Pferde stürzte und starb, erinnert gleichfalls an jene lebensfrohe Zeit. Als Schöpfung des gleichen Regenten ist die reichgeschmückte Ordenskirche in St. Georgen anzusprechen. In ihr wurde 1712 der Orden de la Sincerité oder der Aufrichtigkeitsorden mit dem Wahlspruche: Toujours le meme, allezeit derselbe, gestiftet. 1734 verwandelte ihn der Markgraf Alexander mit einiger Änderung der Regeln in den vom roten Adler. Die Kirche selbst enthält noch 86 Wappen von Rittern obenbezeichneten Ordens. Gelegentlich seines Bayreuther Aufenthaltes stiftete Kaiser Wilhelm I. der Kirche einen wertvollen Altarteppich, der mit Stolz gezeigt wird.

Zum höchsten Glanze aber stieg Bayreuth unter Friedrichs Regierungszeit. Das neue Schloß mit seinen reich vergoldeten und gobelingeschmückten Gemächern wurde von ihm erbaut. Nach außen hin wirkte der Bau einfach und nüchtern, wer aber die Pracht des Innern jemals sah, dem wird klar, daß unsere Hohenzollern nicht nur zu bauen, sondern vor allen Dingen auch zu wohnen verstanden. Ich kann hier nicht auf alle Details eingehen; nur sei noch gesagt, daß Napoleon I. in diesem Schlosse wiederholt nächtigte. Sein Feldbett wird noch heute gezeigt.

Hier zugleich ein Wort über das alte Schloß an der Maxstraße, das schon 1664 vom Markgrafen Johann erbaut wurde. Die Fassade ist reicher gegliedert als die des neuen Schlosses. Ringsum ziehen sich die lebensgroß eingemeißelten Reliefbildnisse der Mitglieder des markgräflichen Hauses. Die Gemächer dienen heute staatlichen Zwecken. Besonders auffallend wirkt der zu diesem Gebäude gehörige achteckige Steinturm, den ehedem ein Kuppeldach krönte. Er war früher bis zur Zinne befahrbar.

Von den sonstigen Bauten Friedrichs muß eigentlich an erster Stelle das Opernhaus genannt werden, ein Gebäude, das von besonderer Prachtliebe und



Bayreuth. Eremitage (Oberes Schloß).

Kunstsinn des Landesfürsten zeugt. Lange Zeit galt das Theater als größte Bühne Deutschlands. Erbaut wurde es 1748 unter Leitung des kaiserlichen

Premieringenieurs und Architekten Giuseppe Gali Bibiena. Das Innere, im reinen Rokoko gehalten, glänzt und schimmert von Gold. Über dem Vorbau sieht man die Statuen Apollos und Minervas, umgeben von allegorischen Figuren. Mit einem auserlesenen Opern- und Ballett-Personale wurde seiner Zeit hier gespielt. Der herrliche samtene goldverzierte Vorhang, der jetzt das Wiener Hofburgtheater schmückt, war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Paris verschleppt, aber 1815 von den Österreichern wieder mitgenommen worden.

Das schönste Denkmal der ehemaligen Zollernherrschaft findet sich aber eine Stunde außerhalb Bayreuths. Eine wohlgepflegte, schattige Allee führt durch die Dürschnitz an Colmdorf mit dem Schloß Karolinenruhe und bald darauf an der Stammkneipe Jean Pauls, der Rollwenzelei vorbei, nach dem prächtigen Lustschloß Eremitage.

Ganz entgegengesetzten Neigungen zweier Fürsten verdankt diese Anlage ihre Entstehung. Markgraf Georg Wilhelm, ein edler und vornehmer Charakter, wollte eine in stiller Waldeinsamkeit gelegene Einsiedelei; einem anderen, Friedrich, ebenso unternehmungs- als lebenslustig und geistvoll, schwebte ein Lustort für jedermann vor Augen. Den Bemühungen beider Männer ist es denn auch gelungen, eine der herrlichsten Rokokoschöpfungen der ganzen Welt erstehen zu lassen, die besonders noch durch die geradezu ideale Lage inmitten eines von Wiesengrün belebten Laubwaldes, den die Fluten des roten Maines umspülen, gewinnt.

Von der Straße aus fällt uns sofort der aus Hainbuchen gezogene ca. 430 Meter lange Laubengang in die Augen. Daran schließt sich als Haupteingang zur Eremitage ein freistehendes, hohes Kreuzgewölbe von Tuffsteinen erbaut: Der Parnassus oder Musenberg mit vier Toröffnungen.

Nicht weniger auffallend erscheint der Grottenturm, dessen Inneres gleichfalls aus Tuffsteinmaterial errichtet und mit allerlei wasserspeienden Ungeheuern ansgestattet ist. Gar manches Hoffräulein mag sich da etwas enger an seinen Kavalier geschmiegt haben, wenn auf einmal neben dem 11 Meter hohen Strahl in der Mitte, mit dem durch allerlei aufgesetzte Figuren hübsche Wasserkünste gebildet werden können, aus den glotzenden Augen und weitgeöffneten Mäulern der allerorts hockenden Steinfratzen die Bogen die Kreuz und die Quere zur Höhe stiegen.

Der Turm rechts im Walde ist eigens dazu erbaut, um 600 Hektoliter Wasser zur Speisung von 3000 verschiedenen Wasserspeilen zu fassen.

Das Gebäude für die ehemalige herrschaftliche Küche, die Wohnungen der Hofbediensteten und des Kastellans, die Stallungen und Menagerieräume dienen heute als Restauration und Verwaltungsamt.

Gegen das Schloß zu stoßen wir auf das im Walde gelegene steinerne römische Theater, das Saintpierre im Auftrage seines Herrn des Markgrafen Friedrich erbaute.

Auf freiem Platze unter aufgeschlagenem Zelte unterhielt sich die lebensfrohe Hofgesellschaft an den süßlichen Schäferspielen ihrer Zeit. Das nahe dabeigelegene Eremitenhäuschen, aus Holz und Stroh erbaut, mit einem Glocken-

türmchen auf dem Firste, das letzte der ehemals hiergestandenen 8 Klausuren, zaubert uns ein neues Bild vor die Augen. Der ernste Markgraf Georg Wil-

Bayreuth. Eremitage (Obere Wasserkunst mit Orangerie und Sonnentempel).

helm führte hier mit einer auserlesenen Gesellschaft seines Hofes während des Sommers ein wirkliches Klausnerleben, festgeregelt nach gewissen Ordensbestimmungen. In brauner Einsiedlerkeidung, den Pilgerhut über die Schulter

eine Kürbisflasche an die Seite gehängt und den Pilgerstab in der Hand gingen Männlein und Weiblein einher. Aller Flitter und Tand, alles Gold und jeder Prunk ward abgetan. Nicht auf silbernen Platten mit vergoldeten Bestecken, sondern auf irdenen Tellern aß man mit hölzernen Löffeln.

Die Fürstin bewohnte mit ihrem Gefolge das Schlößlein, der Markgraf aber kampierte mit seinen Hofleuten in den Hütten, von denen die seine ein Türmchen trug. Durch ein Glockenzeichen lud er zur Zusammenkunft ein. Die Männer und Frauen konnten nur zu gewissen Zeiten und Stunden beieinander sein und miteinander speisen. Hie und da kam wohl auch ein Besuch aus der Stadt, der aber niemals über Nacht bleiben durfte. So einfach sich zu dieser Zeit das Leben hier gestaltet, so prunkvoll sollte es sich unter dem Markgrafen Friedrich abspielen. Ein ganz anderer Geist spricht aus den Bauten dieses Fürsten, von dem eigenartig ruinenähnlichen Grabmal seines Leibhundes Folichan (Friederike Sophie Wihelmine, die erste Gemahlin des Markgrafen brachte gelegentlich einer Italienreise das Modell von Virgilis Grabmal mit und ließ dann darnach diesen Ruinenbau aufführen) angefangen, bis herauf zu den Prachtbauten des neuen Schlosses.



Bayreuth. Eremitage (Eremitenhäuschen).

Der ältere, scheinbar aus unbehauenen Steinen errichtete Bau fällt uns durch seine reichen Marmorarbeiten auf. Markgraf Georg Friedrich Karl schenkte dieses Schloß seiner Schwiegertochter, der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen, Friederike Sophie Wilhelmine, die es „Mon plaisir“ taufte und auch den linken Flügel desselben bewohnte. Dort schrieb sie ihre vielbeachteten und geistvollen Memoiren. Heute noch tritt uns das Bild dieser preußischen Prinzessin hier

besonders lebhaft vor die Augen. Wir, die wir sie heute besser verstehen als ihre Zeit und ihrem Sarkasmus als Ausfluß einer gewissen Unbefriedigtheit mit ihrem Lebens-, insbesondere aber ihrem Frauenschicksal, gerechte Beurteilung



Bayreuth. Eremitage (Steinernes Theater).

zugestehen, betrachten das alles mit besonderer Ehrfurcht. Denn die geheimen Fäden, die sich zwischen Sansouci und diesem trauten Waldschlößlein spannten, die innerliche brüderliche Zuneigung und Werschätzung, die ganze Seelenverwandtschaft der beiden hohen Zollerngeschwister gibt sich auch äußerlich kund in den Sachen und Sächelchen, die hier aufgestapelt sind. Am auffallendsten wirkt das chinesische Zimmer, dessen Vertäfelung aus chinesischem Porzellan mit eingelegten Goldkörnern Friedrich der Große stiftete. Originell mutet das Spiegelzimmer an. Seine Wände sind mit Spiegelscherben aus dem Brande des alten Bayreuther Schlosses im Jahre 1753 verkleidet. Im Musikzimmer gefällt uns eine in erhabener vergoldeter Arbeit ausgeführte Allegorie, Orpheus darstellend, wie er durch die Macht seiner Töne die Waldbewohner an sich lockt. Im rechten Flügel findet sich außer einigen alten Gemälden wenig Beachtenswertes.

Unter den fürstlichen Gästen, die das Schloß beherbergte, befand sich auch Napoleon I. Nach Erzählweise soll ihm auch hier die „weiße Frau" erschienen sein.

Besonders prächtig hebt sich aber von dem ganzen Komplex der Sonnen-Apollotempel, oftmals auch Marmorsalet Phaeton genannt, mit seinen beiden Seitenflügeln im Halbkreise ab.



Bayreuth. Eremitage (Untere Wasserkunst).

Wirksam schließen sich die Säulengänge, die durch ihre bunte Schlacken- und Krystallbekleidung das Bild noch besonders beleben und das obere Bassins an.

Markgraf Friedrich ließ alles in den Jahren 1749—53 durch Saintpierre, Gontard und Richter erstehen. Fabelhafte Summen verschlang der Bau. Der Sonnentempel allein soll 300000 fl. gekostet haben. Originell erscheint die aus farbigen Glasstücken, Tuff und Bergkrystall bestehende Verkleidung der Bauten. Die seitliche Kollonade wird durch 58 Säulen gebildet, während den Sonnentempel allein deren 24 besonders umstehen. Die 43 Kaiserköpfe über den Käpitälen stammen von dem Mailänder Petrozzi. Die Marmorsäulen im Innern des Tempels (aus korinthischen Landmarmor mit schwervergoldeten Kapitälen) verschiedene Porträts, — darunter auch das der weißen Frau, — wertvolle Kupferstiche, Bilder und Handzeichnungen, auch solche von Michelangelos und Albrecht Dürer, interessieren uns besonders noch.

Im großen Bassin werfen sechs große Götter- und Tiergruppen, den bedeutenden Versailler Wasserwerken nachgebildet ihre Strahlen in symmetrischen Bogen.

Auffallend wirken die Kolossalgruppen zur rechten Hand am Wege, den Raub der Sabinerinnen darstellend. Nach den Entwürfen von Saintpierres wurden sie von dem Bayreuther Ränz und einem Tyroler namens Schneck aus einem Stück gemeißelt. Das untere Bassin, umgeben von allerlei wasserspeienden Grotten, wie sie uns eingangs schon auffielen, zeigt ebenfalls mehrere kleine Wasserwerke.

Auf gutgepflegten Wegen, an lauschigen Altane und Ruheplätzen vorbei durchwandern wir den Park. Gar manches Bild steigt vor uns auf. In schattigen, verstohlenen Winkel sehen wir die Paare in prunkvoller Rokokotracht beisammen stehen, hören die Hörner schallen und die Meute bellen und denken daran, daß bei einer solchen Gelegenheit der unglückselige Geliebte der armen Prinzessin Sophie Wilhelmina, der Kavalier Vopser, geradeswegs auf und davonritt in die weite Welt hinein, als man dem Markgrafen in ziemlich auffallender Weise die Schande seiner Tochter hinterbachte.[1])



[1]) Sophie Wilhelmina sollte auf Zwang ihrer Mutter hin einen prüden und als roh verschrieenen Verwandten heiraten. Weil sie sich weigerte, wurde sie von der eigenen Mutter gewaltsam an den hübschen Hofkavalier Vopser verkuppelt, den sie später lieben lernte und sogar ein Heiratsversprechen gab. Sie ward von ihrem Geliebten schwanger und schenkte zwei Kindern das Leben. Nach der Historie sollen diese im Gesichte ganz blau gewesen sein. Infolge ihres Fehltrittes ward die Prinzessin vom Hofe verbannt und lebte von 1727—49 im Prinzessinnenhaus zu Kulmbach.



Mundart und Stammesgrenzen in der bayerischen Rhön.

Von Prof. Dr. Chr. Beck in Bamberg.



Wie viele Gebirgsgegenden ist die bayerische Rhön kein einheitliches Siedlungsgebiet. Wenn auch fremdes Volkstum, wie Kelten und Slaven, wenigstens in größeren Bestandteilen ziemlich ausgeschlossen erscheint, so haben wir dafür mit mehreren germanischen Stämmen zu rechnen, die sich hier festsetzten: den Franken, die von Südwesten, den Hessen, die von Nordwesten, den Thüringern, die von Nordosten her einwanderten.

Diese Mischung zeigt sich deutlich in der Mundart der Gegend. Dem phonetisch geschulten Ohre fällt in der Sprache der Leute am Dreistelz und um Motten ein dunkles, vollklingendes l auf, ähnlich dem englischen und dem russischen harten l, das dadurch hervorgebracht wird, daß man den Zungenrücken stark an den mittleren Gaumen drückt. Ich habe dieses l besonders in Wörtern wie „Geld", „sollt" festgestellt. Wegen der schon erwähnten Verwandtschaft dieses Lautes mit dem entsprechenden englischen ist Zusammenhang mit dem Nordwesten, dem Niederdeutschen, bezw. dem hessischen Dialekt anzunehmen.

Auf phonetischem Gebiete ist ferner ein scharf gerolltes r am Ende der Wörter wie „wahr" (am Dreistelz) zu verzeichnen. Die Wirtin in Römershag erklärte auf meine Frage, ob ihr denn an der Sprache in anderen Dörfern nichts aufgefallen sei, „da unten da kirren sie", womit sie dieses schnurrende r meinte. Der Laut weist wohl auf die Herkunft vom Süden, aus der Würzburger Gegend.

Ein Hauptcharakteristikum der verschiedenen Mundarten ist das Verkleinerungssuffix. Während sich die Bayern des -l (mhd. il, el), die Schwaben des li, le, die Franken des la (mhd. lîn) bedienen, gebrauchen die nördlichen Stämme -chen, bezw. ken, ke. In der bayerischen Rhön kommen die nördlichen und die südlichen Bildungsfomen vor: je (ganz weich gesprochen), wie in wója = Wägelchen, bäumje = Bäumchen, – le, seltener la, wie in wuzle = Schweinchen, göbele = kleine Gabel. -chen begegnet vor allem im Westen,

um Motten, aber auch im Südosten, am Dreistelz, (Modlos, Ober- und Unter-Leichtersbach), wo jedoch le, la häufiger ist (Schondra, Singenrain).

Als Eigentümlichkeit des Mitteldeutschen bzw. des Hessischen ist die Aussprache bl im Anlaut, statt pfl wie in bláume statt Pflaumen (am Dreistelz) anzusehen.

In der Kissinger Gegend wird w im Anlaut gewisser Wörter zu b; so lautet dort „wer" = bar; „warum" = borüm; „was" = bos, z. B. bos mênsta: was meinst du? Die gleiche Aussprache wird in Westfalen, an der unteren Mosel, in Hessen und in Thüringen bemerkt.

Um Motten und am Dreistelz tritt -bach in Ortsnamen häufig als -mich auf; die Mittelform -bich erscheint in Roßbich = Roßbach; da gibt es also ein mundartliches Bráitnmich: Breitenbach; Gígamich: Eichenbach. Ich möchte diese Form auf Rechnung des Hessischen setzen.

Mitteldeutsch, in unserem Falle hessisch-thüringisch ist die Form birn, (born), wofür das Oberdeutsche brunn, brünn, bronn gebraucht. So sagt man in Motten: hol amol a frischa birn: Hol einmal eine frische Brünn (Brunnen); beachte das weibliche Geschlecht! In Kothen heißt es dafür: brünn.

Wie fern wir in der bayerischen Rhön von oberdeutschem Sprachgebiet sind, wird uns vor allem auf lexikalischem Gebiet bewußt. Man kennt da keine „Peunt", keine „Egerten"; für letzteres hat man hier „Dürrell" — aus „Dürr und Eller" —, womit Brachfelder und Weideland bezeichnet werden. Gebräuchlich ist hier das vielen Dialekten fehlende Wort „Pfad", Pl. pfêd für „Feldweg". Eine „Trift" heißt hier trâ, wohl Tratt, eigentlich das Abgetretene, wie Trift das Abgetriebene ist. Das Adjektiv „hehr" im Sinne von „feierlich", das im Oberdeutschen ausgestorben ist, lebt hier fort in: a hêra toch: ein Feiertag; heut is hêr: heute ist's feierlich. „Wank", vom Wagen, der nicht mehr fest gefügt ist, heißt: „wû (nasal) im Gesteck". Wie im oberdeutschen Sprachgebiet die Bergbezeichnungen „Buck", „Bühl", „Bühel" usw. auffallen, so sind es in der Rhön die „Küppl", auch „Küpfl", auf Karten „Kuppe". Auch ein großer Haufe, ein „Hügel" ist dort a hüppela, im Oberdeutschen a höbl = hübel. Daneben findet sich auch die mitteldeutsche Form hügel, wie in: ímezgahügl = Ameisenhaufe. ímezga heißt nämlich die „Ameise", wieder eine für das Mitteldeutsche charakteristische Form. Die kleinen Ameisen heißen: sáichìmster, von seichen = bespritzen. Die „Eidechse" lautet: stéchatschga, wohl volksetymologisch umgebildet. Die „Elster", die das Volk mit den verschiedensten Namen belegt — in der Fränkischen Schweiz z. B. nennt man sie: hätsakädl = häts und Demin. von Katharina — hat in der Rhön den alten Namen óalasta, ahd. agalstra: ag — ao, wie gesagt — gesòat auch diese Form ist mitteldeutsch. Der „Häher" heißt kéa, aus ge und hëher?

Wie aus den wenigen Beispielen hervorgehen dürfte, hat die Mundart der bayerischen Rhön durchaus nicht das Gepräge der Einheitlichkeit. Die genauen Grenzen für den Anteil der verschiedenen Volksstämme zu ziehen, ist einer umfassenden und gründlichen Untersuchung vorbehalten. Eine derartige Arbeit bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Darstellung einer Siedlungsgeschichte Frankens.



Trittchen.[1]

Aus den Aufzeichnungen eines Verwundeten.

Von

Carl Busse.



Als ich heut in der Sonne saß, vor mir den kleinen stockfleckigen Band, den ich mitgebracht habe, hörte ich den fröhlichen Lärm der nach Hause strömenden Schulkinder. Über die Mauer, die den Lazarettgarten von der Straße scheidet, warfen sich hell und ungestüm ihre frischen Stimmen in die ruhige Luft. Ein einzelnes Lachen klang so herzlich von weitem, daß ich den Kopf gewandt habe, um zu sehen, wo der vergnügte Junge steckte. Aber mein Blick traf nur die stille Mauer, die mich von der Welt da draußen abtrennt.

Wie lange ist es her, da habe ich selber solche lustigen Buben unterrichtet! Es scheint mir immer, als lägen viele Jahre dazwischen und nicht nur wenige Monate. Ich kann es manchmal noch schwer verstehen. Die Leute sind alle rührend nett zu mir und den andern. Ich rede mit ihnen, und der Arzt macht jedesmal einen Witz. Die Verwundung ist nicht gefährlich: Hand- und Armschuß. Im schlimmsten Falle könnte eine leichte Steifheit zurückbleiben.

Aber das seltsame ist, daß ich es immer wie eine stille, unsichtbare Mauer um mich habe. Und wenn ich antworten sollte, was ich den ganzen Tag tue, so müßte ich sagen, daß ich mich immer wundere. Ob das noch andern so geht, weiß ich nicht. Ich wundere mich, daß die Kinder so fröhlich sind. Ich wundere mich, daß ich täglich mein schönes warmes Essen vorgesetzt bekomme . . . auf die Minute pünklich wie alle andern. Ich wundere mich, daß jeder das als selbstverständlich betrachtet. Ich wundere mich, daß ich selber hier sitze und noch immer mit meiner alten Stimme spreche.

Dabei habe ich nichts erlebt, was nicht jeder andere im Felde auch erlebt hätte. Habe keine Heldentaten getan und habe nichts weiter zurückgebracht als Wunden und dieses kleine abgerissene Buch, in dem ich noch am allerliebsten lese. Mit dem „Faust" bin ich ausgezogen, mit dem „Neuen Testament" bin ich heimgekommen.

[1]) Zuerst erschienen in dem von Carl Busse zusammengestellten Bändchen prächtiger Kriegsnovellen „Feuerschein". Verlag von E. Salzer-Heilbronn.

Einer meiner Leute hat es mir geschenkt. Ein Landwehrmann, der von Hause aus Schuster war. Dem gehörte es. Er war ein ruhiger Mensch mit versteckten Augen, der mir zuerst gar nicht weiter auffiel. Die Kameraden hänselten



Bayreuth. Eremitage (Gartensaal der Orangerie).

ihn erst, aber er ließ sich nicht anfechten. Nahm es nicht übel und zog während der Rast den kleinen Band vor. In manchem Chausseegraben habe ich ihn so sitzen sehen, wie er mitten unter Gespräch und Gelächter gleichsam abgeschlossen in dem Büchlein las. Er hatte die Angewohnheit, mit den Lippen lautlos die gelesenen Worte nachzuformen, und wenn er eine Seite umschlug, machte er

vorher den Finger naß. Die Leute hatten ihm aus irgendeinem Grunde den Spitznamen „Trittchen" gegeben, und als er ruhig darauf hörte, als er ohne viel Wesens seinen Mann stand und sich doch in seinen eigensten Sachen nicht



Bayreuth. Eingang zum Hofgarten von der Ludwigstraße.

beirren ließ, da begannen die Hänseleien immer seltener zu werden, und ein paar Ältere hielten sich mehr und mehr zu ihm.

Wenn ich heut an ihn denke, so glaube ich fast, er sei ein heimlicher Sektierer gewesen. Ich habe ihn nie gefragt. Ich wurde zum erstenmal auf ihn aufmerksam, als ich ein paar seltsame Worte von ihm vernahm. Er hatte nämlich wunderliche

Lieblingssätze, die er mit einer gewissen Ergriffenheit zu wiederholen pflegte. Als wir den ersten Kanonendonner hörten, nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und sagte, mehr zu sich als zu den Nebenmännern: „Das ist Gottes Wunderwagen, der durch die Welt rumpelt!" Und in diesem Augenblick, wo wir mit angehaltenem Atem lauschten und vielen ein menschliches Bangen durchs Herz glitt, klangen die irgendwo aufgelesenen Worte so merkwürdig groß und eindringlich, daß mir dieser kleine Schuster direkt von Jakob Böhme und den deutschen Mystikern herzukommen schien. Es hat auch keiner damals gelacht.



Bayreuth. Neuer Schloßplatz.

Nun, der „Wunderwagen", der Schrecken und Tod spie, rumpelte näher; er rumpelte über Dörfer, die in Flammen aufgingen; er rumpelte über Gerechte und Ungerechte; er zog über unsere Häupter, schlug seinen eisernen Hagel nieder und riß viele so gewaltig hin, daß sie niemals wieder aufzustehen begehrten und in Ewigkeit kein Wort mehr sagen konnten. Wir anderen aber sind in seinem Rollen vorwärts gegangen, oft taumelnd vor Müdigkeit, vorbeistürmend an Not und Tod und unaussprechlichem Jammer, Gruben für die Toten und Gräben für die Lebenden grabend, ohne Gedanken an gestern und morgen. Schoben sich dann einmal Ruhetage dazwischen, so saß Trittchen unfehlbar vor seinem Buche. Er las niemals lange. Manchmal nur ein paar Minuten. „Ich hol' bloß Atem", sagte er einmal. Und allmählich begann dieser und jener, sich den Band von ihm auszuborgen. Zuerst heimlich. Die Leute schämten sich ein wenig. „Gib mal her, Trittchen", brummten sie wohl, — „es ist sonst gar zu langweilig". Und das Schusterchen nickte und gab, — nahm zurück und nickte wieder. Alles ganz sachte, ohne zu fragen oder sich mit einem Rat aufzudrängen.

Da geschah es, daß wir wieder einmal vorgezogen wurden und uns eingraben mußten. Fast zehn Tage lang lagen wir auf 400 Meter Entfernung dem Feinde gegenüber. Es regnete den Tag, es regnete die Nacht; das Stroh faulte; feucht und verdeckt hockten wir unter dem grauen Himmel; nur im Schutze der Dunkelheit konnte von den Feldküchen das Essen herangeholt werden; es war kalt, wenn wir es bekamen. Und als das immer so weiter ging, da war es, als löste sich fremd und schmerzlos wie ein Kleid alles von uns ab, was wir früher gewesen waren und was wir hinter uns zurückgelassen hatten. Es sank schattenhaft in irgendwelche Dämmerung. Nahe war uns der Feind und der

Tod, aber fern, fern lag das Leben, aus dem wir gekommen waren. Man konnte sich nicht mehr vorstellen, daß man vielleicht einst zu ihm zurückkehren würde. Man hattte auch kaum noch Sehnsucht danach. Es war gleichgültig und unverständlich.

Manchmal, des Abend, wenn die Knallerei für ein paar Stunden aufgehört hatte, zog ich noch mechanisch meinen „Faust" hervor und versuchte zu lesen. Wir hatten uns in einer kleinen Bodenerhebung einen mit Bohlen versteiften Höhlenraum eingerichtet, dessen Zugang schwierig, der sonst aber ganz behaglich war. Bei einer Azetylenlaterne hab ich an einem Tisch aus Kistenbrettern im „Faust" geblättert, aber ich schäme mich fast, es zu sagen: es kam eine Stunde, wo auch er mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Kräften und Säften er gewonnen ist. Er knüpfte sich an Bedingungen und Voraussetzungen, die uns unter den Füßen verschwunden waren. Und in einer wunderlichen Beklemmung hob ich den Blick von den Seiten.

Da kam gerade, ruhig und bescheiden wie immer, Trittchen dazu, setzte sich in einiger Entfernung, daß er eben noch einen Lichtstreifen der Azetylenlaterne erhaschte, und begann nach seiner Art an einer beliebigen Stelle seines Büchleins zu lesen. Und wie er so ganz abgeschlossen und ruhig dasaß, den Zeigefinger flüchtig an die Lippen führte und umblätterte, die Seite noch einmal zurückwandte und völlig ausgefüllt war von den Worten, die er aufnahm und tonlos nachbildete, — da ergriff mich fast ein Neid und dazu das Verlangen, jenes Buch, das ihn so gelassen machte, auch einmal in Händen zu haben. Ich fragte ihn nachher, ob wir nicht einmal wechseln wollten. Er gab mir freundlich mit seinem kurzen Kopfnicken das Neue Testament herüber, aber als ich ihm das Heftchen mit dem „Faust" reichen wollte, dankte er und nahm es nicht. Das ärgerte mich sekundenlang, so daß ich ihm klar machte, welches Werk er zurückwies. Doch er blieb bei seiner stillen Ablehnung. Er wollte nicht mehr lesen. Das drückte er wieder in seine merkwürdigen Art aus. Er sagte nämlich: „Ich bin satt."



Bayreuth. Opernhaus (Fürstenloge).

So habe ich denn nur in seinem Bändchen geblättert, das durch die Hände so vieler Landwehrleute gegangen war und überall ihre Fingersiegel an sich trug.

Nach einer Weile gab ich es zurück und wollte ein paar Stunden ruhen. Doch es kam nicht dazu, denn aus irgendeinem Grunde setzte das Schießen ein und dauerte fast die ganze Nacht ohne Unterbrechung an. Wahrscheinlich glaubte jede Seite, daß der Feind einen Angriff plante. Erst im dichten Morgennebel wurden wir abgelöst. Fröstelnd tappten wir im Zickzack durch den Verbindungsgraben zurück. Da erhielt ich die Nachricht, daß ich zum Oberlehrer ernannt sei. Zum Oberlehrer! Und hier erfuhr ich es! Monatelang hatte ich sehnsüchtig darauf gewartet. Aber nun war es mir bloß erstaunlich, als griffe eine versunkene Welt, mit der ich jede Verbindung verloren hatte, noch einmal nach mir hinüber. Und zum erstenmal befiel mich jenes Verwundern, das mich jetzt auf Schritt und Tritt begleitet . . .

Wie die Toten haben wir den Tag über geschlafen. In der Dunkelheit wurden wir dann wieder nach vorn gezogen. Aber als ich nachts an dem Kistentische in unserem Unterschlupf saß, kam Trittchen heran und brachte mir sein Buch. Er war sehr verlegen; er bot es sonst niemals an. Ich nickte ihm zu und legte es auf den Faust; ich habe wohl auch die Bemerkung gemacht, daß ich nun nicht verderben könne. Da sagte er ruhig: „Meins ist besser" und kroch in den Schützengraben zurück.

Diesmal las ich länger. Es dämmerte mir, was der kleine Schuster meinte, als er vom Atemholen und Sattwerden sprach. Gegen Morgen aber verblüffte er uns mehr als je. Schon am Abend hatten wir hie und da ein klagendes Gebrüll gehört. Es waren einzelne Kühe, die aus den verlassenen und zerschossenen Dörfern kamen. Nun, im Frühnebel, tauchte plötzlich hinter uns ein Schatten auf. Doch statt jeder anderen Antwort ward unser Anruf mit einem dunklen Muhen beantwortet. Die Leute lachten: es war eine Kuh, die instinktiv die Nähe der Menschen suchte und breitbeinig, noch einmal schmerzlich anfbrüllend, mit den entzündeten und aufgetriebenen Eutern heranschaukelte.

Mit seinen versteckten Augen sah Trittchen immer wieder zu ihr hin. Dann fragte er mich, ob er wohl hingehen und helfen dürfe. Ich habe ihn angeguckt, als ob er verrückt wäre. Wenn sich nur ein Schatten über den Graben erhob, knallte es schon drüben herüber, und oft genug hatten sich die Leute den Spaß gemacht, ein Brett hochzuhalten, das prompt durchlöchert wurde. Nun schützte um diese Zeit allerdings der Nebel, aber schließlich konnten jeden Augenblick einmal ein paar Kugeln herüberpfeifen. Doch Trittchen machte nur eine Kopfbewegung: „Es muß ihr schrecklich weh tun!" Und als ob er mir den Einwand von den Lippen läse: „Es ist auch nicht gefährlich. Mir passiert da nichts." Ich war verblüfft. „Sind Sie so sicher?" — „Ja", sagte er, bescheiden und sachlich. Da zuckte ich die Achseln und wandte mich ab. Ich wußte, das er recht behalten würde. Ich hätte meinen Kopf dafür verwettet, daß ihm nichts geschah.

Es geschah ihm auch wirklich nichts. Er kletterte aus dem Graben und befreite die Kuh von ihrer schmerzenden Last. Ich sehe noch immer das Bild im Nebel vor mir. Es war wie ein Schauspiel. Dann gab er dem Vieh einen Klaps, daß es sich trollte, und kam heiter zurück. Von drüben war kein Schuß gefallen.

Man konnte leicht merken, daß sein Ansehen bei den Kameraden durch den kleinen Vorfall gewachsen war. Sie hatten irgendwie einen inneren Respekt vor ihm; ohne daß es ihnen selber zum Bewußtsein kam, mochte sich damit auch eine abergläubische Regung vereinen. Sein neues Testament ward immer begehrter; in den Ruhepausen setzten sich die älteren und ernsteren Leute neben ihn und sprachen allerhand. Dabei hörte ich ihn einmal sagen: „Gott gehet immer in Masken. Und wie ein König, damit er unerkannt prüfen kann, immer die schlechteste Maske wählen wird, und nicht die schönste, die ihm gebührt, so nimmt er immer die allergewöhnlichste vor." Dabei machte das Schusterchen dieselben Augen, mit denen er nach der schmerzlich rufenden Kuh hinüber gesehen hatte.

Und die Kuh kam jeden Morgen und jeden Abend wieder. Immer, als ob auch sie ihren Verstand hatte, im Frühnebel und im Dämmergrauen. Es war selbstverständlich, daß Trittchen das einmal geübte Melkeamt nun auch weiter versah. Wohl ging es dabei nicht immer so ruhig und friedlich her, wie das erstemal, aber es lief doch stets gut ab, und wir verloren allmählich jede Besorgnis.

Als die Hörnerträgerin nach ein paar Tagen dann plötzlich ausblieb, fehlte uns allen etwas. Vielleicht war sie erschossen worden, vielleicht geschlachtet, vielleicht hatten die Besitzer sie wiedergeholt. Der kleine Schuster horchte nach allen Seiten, dann setzte er sich ruhig vor sein Neues Testament. Ich hatte erwartet, er würde so oder so nach ihr suchen und sie vermissen, aber schließlich sprachen die anderen mehr davon als er. Es war nicht leicht, ihn auszulernen.

Die Tage kamen und gingen. Immer mehr bröckelten ab: Tote, Verwundete, mehr noch Kranke. Das Leben, das irgendwo da hinten Geschäfte machte und spazieren ging, Schule hielt und Zeitungen las, ertrank im Nebel. Über unsere Köpfe fort zogen mit dem unheimlichen Sausen die Geschosse unserer Artillerie. Es war nicht schwer, zu vermuten, daß wir kurz oder lang die feindliche Stellung stürmen würden. Von Hand zu Hand ging jetzt Trittchens Testament. Es ward immer zerlesener und dreckiger. Es war zusehends abgerissener und hinfälliger, als gäbe es fortgesetzt Kraft ab. Und wirklich ging eine stille Kraft und Klarheit auf uns über. Wie Plunder fiel alles von uns ab. Die Neuen wunderten sich. Der eine sagte und wurde rot dabei: „Ihr habt fremde Augen."

Eines Abends setzte sich der kleine Schuster wieder vor das Buch. Länger als sonst. Die Granaten heulten heut bis in die Nacht hinein. Es wollte nicht still werden. Trittchens Augen waren versteckter als je. Als er fertig war und das Buch zuklappte, streckte ich die Hand danach aus. Mit dem alten Nicken schob er es mir hin. Er stand auf, und wie entschuldigend sagte er, daß es allmählich schon böse aussähe. Aber vielleicht wollte ich es behalten; es würde ihn freuen. Da hob ich wieder verblüfft den Kopf, doch als ob er auch diesmal schon vorher jeden Einwand abschneiden wollte, sagte er in seiner stillen und sachlichen Art: „Ich brauche es nicht mehr!" —

Eine Stunde später kam der Befehl zum Nachtangriff. Unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet. Lautlos schlichen wir uns näher und warfen im Sturm

den Gegner aus seinen Erdwerken heraus. Mühe und Blut hat es immerhin gekostet.

Unter den Gefallenen war auch Trittchen. Wir fanden ihn zuerst lange nicht. Er muß trotz der schweren Verwundung noch ein Ende weiter gekrochen sein. Mit der Hand hatte er wohl im Todeskampf in eine trübselige Grasstaude gegriffen, die Halme waren ihm zwischen den zusammengepreßten Fingern geblieben. Sein Gesicht aber war ruhig und bescheiden wie im Leben. Er schien zu sagen: „Bitte, macht euch meinetwegen keine Mühe!" Die alten Mannschaften begruben ihn; es mußte schnell gehen. Ein schmaler Hügel, ein Holzkreuz, ein Kranz aus Wacholder, den Helm aufs Grab und ein kurzes Gebet. Fertig!

Das Neue Testament gehörte nun mir. Ich brauchte es nicht mehr zu verborgen, denn eine Bibelgesellschaft ließ Tausende an die Front schaffen. Davon blieben zwei auch bei uns hängen. So hatte ich den alten Band ganz allein, und immer, wenn ich darin blätterte, war es mir, als ob der kleine Schuster neben mir stünde, die Lippen regte und mitläse. Er verlor seine irdische Dürftigkeit und äußere Unscheinbarkeit; er strahlte in der Kraft seines inneren Wesens, und seine Worte, daß sich der größte König in die schlechtesten Gewänder hüllte und daß Gott stets in Masken ginge, wollte mir nicht aus dem Sinn. In groben Masken sah ich um mich tagtäglich eine Kraft am Werke, die geduldig und tapfer Mühe Not und Tod ertrug, und allgewaltig schwoll in mir die heiße Liebe auf zu jenem Volke, das in der Tiefe rang und arbeitete, dämmerte und träumte, die dumpfe Sehnsucht zum Licht hatte und namenlos den schweren Tod starb. Alles, was auf Erden Großes geschehen ist — ist es nicht durch sein Opfer geschehen? Wird der dürre Boden nicht immer wieder durch sein Blut und seine Kraft gedüngt? Und was bedeuten ihm gegenüber alle Kaiser und Könige, Helden und Heerführer, an deren Namen sich der Ruhm hängt? Wirr drängten sich die Gedanken durcheinander, aber das Gefühl war klar und tief. Wenn ich an den kleinen Schuster dachte, war er nicht mehr allein: hinter ihm stand, aus Werkstatt und Maschinenraum von Feld und Acker kommend, das Volk der Tiefe. . . .

Ich bin dann verwundet worden. Ward heimgeschafft mit vielen anderen. Bahnhöfe folgten auf Bahnhöfe, und immer waren da neugierige Menschen, Helfer und Helferinnen . . . ach, alle, alle haben sie es recht gut mit mir gemeint, Aber ich habe die Augen geschlossen; ich verstand es nicht; ich vertrug es nicht. Der Arzt sagt, ich sei noch „verdattert". Das hätten viele. Er gibt mir Bücher, doch ich schiebe sie zurück, wie Trittchen einst den Faust. Manchmal möchte ich auch antworten: „Meins ist besser." Das Neue Testament, dessen schlimmen Zustand man erst hier in der großen Sauberkeit so recht empfindet, genügt mir.

Ich habe auch keinen Wunsch. Sie fragen mich so oft darum und möchten mir Liebes tun. Aber ich zerbreche mir den Kopf: nein, ich wünsche mir nichts . . . was ich habe, ist schon zuviel. Soviel, daß ich mich den ganzen Tag immer wundern muß.

Nur ein Bild von dem kleinen Schuster hätte ich gern.

Er verschwimmt mir hier wie damals, als er im Nebel bei der Kuh stand. Aber wer weiß, wo seine Leute wohnen! Er hatte wohl überhaupt keinen verwandschaftlichen Anhang. Und ich kann mir auch nicht denken, daß er jemals zum Photographen gegangen ist. Er war sich zu wenig wichtig dazu . . .



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner.**

I.



Der Dichter und die Heimat. Als der größte Sohn des einsamen Fichtelgebirges, der bedeutendste Sänger fränkischer Eigenart, auf dem stillen Gottesacker von Bayreuth neben seinem frühverblichenen, innig geliebten Sohn die letzte Ruhe gefunden hatte, ward ihm von einem deutschen Dichter in einer berühmten Gedenkrede voll begeisterter Verehrung nachgerufen, daß das Auge des Jahrhunderts sich erst schließen werde, bevor sein leuchtender Stern wieder erscheinen werde. Aber die Zeit werde kommen, da er Allen geboren sei, und da alle ihn beweinen werden. Er stehe ruhig an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts und warte lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme, um die Müden und Hungrigen einzuführen in die Stadt seiner Liebe und unter sein wirtliches Dach!

Die Zeit ist erfüllt. Sein Volk ist ihm noch nicht gerecht geworden. Die reichsten Schätze lautern Goldes liegen noch unausgemünzt in den tiefen Schächten seiner seltsamen Poesie. Wie sehnlich hat der Dichter selbst in seiner innigen, überquellenden Menschenliebe gewünscht, jedes warme, freundliche Herz über die Ströme der Zeiten hinweg zu erfreuen; es dünkt ihm das schönste Glück, daß in seinen Werken seine Stimme weiter reicht als seine Hand, daß seine Liebe

weiter fließen kann, und daß die nachtönenden Gedanken in dem papierenen Laube noch fortwehen, um vielleicht wie andere zerstiebende Träume durch ihr Geflüster und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine schwere Stunde hinwegzuspielen. Als ein vertrauter mitfühlender Freund grüßt er Tod und Grab hinweg jede empfindende Seele, die in den Zaubergärten seiner Phantasie die innersten Wunder ihres eigenen, unbegriffenen Lebens sich ungeahnt enthüllen sieht. Allen möchte er zu herzlicher Erquickung und reinem Troste die lieblichsten Rätsel der Menschenbrust, die blühende Schönheit der Natur und die erhabensten Gedanken des Schöpfers wie einen goldenen Schleier vor den entzückten Augen ausbreiten, und nur dem letzten Mitbruder möge, wenn die Welt versinkt, eine höhere tröstende Hand den letzten Schleier über das einsame Auge legen.'

Das Kleine, Schlichte, scheinbar Unbedeutende hat er mit unermüdlicher Liebe aufgesucht und zum lebensfrischen Bilde umgeschaffen; im Unscheinbarsten ruht das Wesen des Unendlichen ebenso eigenartig wie im Größten und Gewaltigsten. Daher folgt er mit gleichem Entzücken dem erhabenen Zuge der Wolken und versenkt sich in den Graswald der goldenen Würmchen, den er sorgsam auseinanderbiegt, um ihren Aufenthalt zu sehen und ihre Brotbäumchen und ihre Lustgärtchen. Er ist ein hoher Priester im Tempel der Natur, dem die zarteste vorüberhuschende Stimmung des rosig verschleierten Abendlichtes so wenig entgeht wie die sprühende Glut des Mittagszaubers, wenn die Strahlengarben des Riesenballes wie blitzende Speere über die Lande fliegen. Und er ist auch der milde, edle Priester aller Reinheit und Keuschheit im Menschenherzen: er hat die ersten Blütenträume aufdämmernder Liebe innig geschildert, er hat die jauchzende Seligkeit der Neuvermählten mit heiliger Glut auflodern lassen, er hat auch die überselige Wehmut greiser Ehegatten im letzten goldenen Abendstrahl gemeinsamen glücklichen Erdenwandels mit rührendem Laut wie den verwehenden Klang einer Aeolsharfe in uns nachzittern lassen. Nicht in die grauenhaften Abgründe menschlicher Leidenschaften will er hineinleuchten, nicht die entsetzlichen Verwüstungen von Schuld und Schicksal will er vor dem schaudernden Blick entrollen; überall sucht er das Glück und die Freude, auch im ärmsten und schlichtesten Leben, die kleinen sonnenhellen und hoffnungsgrünen Eilande im stürmischen Ozean der Not und Sorge. Die seligen und geheimen Regungen, die aus dem unverwüstlichen Paradies eines stillen und edeln Herzens auch in den engsten und drückendsten Verhältnissen auftauchen, und die der stillbeglückte Mensch als seinen besten Schatz vor fremder Neugier ängstlich bewahrt, sie zieht er mit unwiderstehlicher Anmut lächelnd und mühelos ins helle Licht seiner Poesie. Die reinen, unverkünstelten und unverdorbenen Seelen sucht er auf; — die prunkenden Paläste der Reichen, den aufgeblasenen Stolz der Vornehmen, die unnatürliche Etikette der Höfe übergießt er dagegen mit der vollen Schale seines beißenden, unfehlbaren Spottes im wilden Gelächter unbändiger dionysisch-genialer Laune. Zu den Armen und Kleinen, den Unbedeutenden und Niederen, zum schlichten Mann des Volkes, zum blöden Jüngling und der verschämten Jungfrau schleicht er; in den engen Gäßchen der kleinen Städte tritt er in niedere, armselige und

rauchgeschwärzte Stuben zu dem ringenden Geist aus niederem Bürgerstande, malt ihm in genialen Aufschwung ein Elysium hoher Geistesfreiheit an seine Kerkerwand und wird der vertraute Freund seiner kleinen Freuden und seiner endlosen Nöte und Qualen. Am liebsten aber schweift er in schimmernder Abendglut über vergoldete Bergeshöhn ins stille Tal den schlängelnden Fluß entlang zum friedlichen Dorf. Dort kennt er ein jedes Haus und fühlt mit jedem schlichten Herzen, dort ergreifen ihn die jauchzenden Spiele der Kinder zwischen den Maienblumen der Wiese ebenso innig wie das stille Lied der heimkehrenden Bauernmädchen hinter dem schwankenden Heuwagen; und er schaut sinnend nach dem vergrasten Kirchhof dort am Hügel, wo zwischen den vermoosten und überblühten Steinen die Sonne sich noch immer in den bunten, blitzenden Glaskugeln spiegelt. Dann verweilt er ein wenig im einfachen Wirtshaus unter den lärmenden Bauern und lacht mit breiter Behaglichkeit über ihre derben und originellen Späße, bis er ins trauliche Schulhaus hinüberschreitet, wo er an allem innigsten Anteil nimmt: von den Sorgen und Mühen des Schulmeisters bis zu den Pfingst- und Christnachtfreuden seiner Kinder. Seine eigentliche Heimat aber ist drüben hinter der niederen, weißen Mauer und dem kleinen Gärtchen im apfelblütenüberdeckten Pfarrhaus. Dort drückt er die Hand des Pfarrherrn, schaut ihm ins treue Freundesauge, liebkost die jubelnden Kinder und macht unter feinsinnigen Gesprächen mit dem verständnisvollen, glücklichen Freund noch einen heiter-schönen Abendgang nach dem Schloß auf sanfter Höhe hinter dem grünen Laubwall uralter Eichen und Birken, wo die feine Schloßherrin ihrer harrt.

Mit einem Wort: die Heimat ist es, die ihn mit tausend Zauberfäden sein ganzes Leben lang gefangen hält, in die er immer wieder zurückkehrt, wenn ihn Wanderlust und Bildungsdrang aus ihr hinausgezogen haben. Es hat wohl kaum einen Dichter in alten und jungen Tagen gegeben, der mit innigerer Liebe und Sehnsucht an der vertrauten Scholle hing; ihm hat aber die Heimat auch blühend und reich all ihre schimmernden Kammern voll köstlicher Schätze eröffnet! Welche tiefe Sehnsucht ergreift ihn, wenn er an müßigen Sonntagnachmittagen als Student durch die flachen, eintönigen Ebenen um Leipzig streift, nach den rauschenden Wäldern, den blumigen Gründen und dem vertrauten Kirchturm seines Heimatdörfleins. Mit einem stillen Lächeln unter Tränen gedenkt er dann all der Mädchen und Burschen, die in die Dienste städtischer Herrschaften, in Paläste und Schlösser vom heimischen Dörflein hinausziehen und an einsamen Sonntagnachmittagen in der Erinnerung einen stillen Grabhügel daheim suchen, worauf sie sich niedersetzen, um sich auszuweinen, bis die Herrschaft von ihrer Lustfahrt wiederkommt. Voll herzlich rührenden Humors bittet er jede schöne Gräfin und Freiin, wenigstens an Sonntagen bis zum Sonnenuntergang den armen Burschen oder das Mädchen aus dem stolzen Schlosse zu entlassen, damit sie die ohne Arbeit erstickende Dumpfheit ihres Lebens vergessen und sich zurückträumen können in die stillen Sonntagsfreuden ihrer dörflichen Kinderzeit, wo bei schönen Kleidern, scherzenden Eltern, jubelnden Gespielen, Abendbraten, Spaziergängen und grünenden Wiesen die gesellige Freiheit dem frischen Herzen die

Welt entzückend ausschmückte. Die Heimat hatte ihm keine goldenen Früchte äußeren Glückes und Wohlstandes in den Schoß geworfen, im Gegenteil: — nach dem frühen Tode des Vaters war er in schwerste, niederdrückende Not geraten und hatte in dem dürftigen, düsteren Stüblein mit der emsigen Mutter und den Brüdern oft Hunger gelitten, ja die Verzweiflung über die trostlose Lage der Familie hatte einen geliebten Bruder in hoffnungsvoller Jugend in die Wellen der Saale getrieben; — und doch: er kennt nur einen Unglücklichen und Armen auf der Erde; das ist der Sohn reicher und vornehmer Eltern, der nicht in dem alten Stammlande seiner Väter geboren wird und seine Kinderzeit und Jugend zwischen wechselnden Reisestationen, in Gasthöfen und Postwagen, unter Bedienten und Weltbummlern verleben muß. Auch als er nicht mehr der arme Student ist, der beständig von wütenden Gläubigern, Haus- und Speisewirten bedrängt, bei den Gebildeten wegen seines ungebändigten Naturburschentums verachtet wird und schließlich vor allen Bedrängnissen verkleidet fliehen muß: — als er zum zweiten Mal berühmt und gefeiert einzieht, — auch da noch träumt er sich in einer Reihe „poetischer Episteln" zurück in die verlassene Heimat und findet den einzigen Reiz der Leipziger Messe darin, daß man nachts die Savoyardenorgeln in den stilleren Straßen tönen höre, die das wehmütig-süße Lied von der Heimatsehnsucht durch die wilden Scharen der weinseligen Fremden in der leichtlebigen Meßstadt tragen. Alle ihm entrückten Reize der fränkischen Heimat trägt er hier zusammen auf das idyllische Landgut Mittelspitz, in dessen beglückenden Besitz er sich mit einem guten, schlichten Weibe und sieben frohen Kindern hineinträumt, um sich über die verwirrende Menge gleichgültiger Menschen, die dumpfen Gassen der Großstadt und die öde Flachheit der Gegend zu erheben. Wie wunderbar zart enhüllt sich seinem Dichterherzen der ganze stille Zauber der Landschaft. „Wir (der Dichter und die Geliebte) gehen an einem durchs ganze Tal hinauf redenden Bach und treten bald in den Schatten, bald in den Glanz und gehen durch vergoldete, in den Lüften streitende Heere, durch fliegende Lieder und durch schweifende Freudenrufe und Lockungen. An der schönsten Stelle, wo der Bach sich selber einen runden, stillen, glatten Hafen baut, muß sie ausruhen; wir können auch sitzend leichter ein Wort reden und uns ansehen. Wie uns die Welt so freundlich und friedlich mit einem Ringeltanz freudiger Kinder umgibt! — O, wie glänzt die Welt vor dem feuchten Auge! Der Wind spielt mit dem Grase, und es glänzt unter dem Aufrichten, — der Schatten einer hellen Wolke ruht neben einer Blume fest und rückt nicht, und der Käfer voll Blumenstaub trägt wie in einer Entzückung die Flügel wie aufgebundenes Haar weit außer den Flügeldecken, und das durchsichtige hellgrüne Räuplein hängt wiegend in der Schaukel seines Fadens nieder, — und auf dem belaubten Fußsteig am Bergrücken wandeln geschmückte Menschen zu den Freunden und Freuden des Festes, — und oben auf dem waldigen Gipfel des langen Berges ruht lächelnd die Sonne und schaut in ihren Frühling hinein." — Plötzlich läßt der Dichter dann die Kulisse fallen, — er ist daheim in dem lieblichen Hofeck auf sanftem, belaubtem Hügel vor der Stodt seiner Jünglingsjahre; um ihn sind alle

geliebten Freunde, die Sonne zerrinnt „zwischen den weiten Stämmen auf den Bergblumen, die springenden Fische werfen aus dem bestrahlten Bach goldene Wellen empor, und an den Fenstern unserer Heimat leuchtet der verglimmende Abend." — Als er dann am Schlusse der Episteln schildert, wie er von Leipzig aufbricht, um in die Arme des geliebten Wieland nach Weimar zu eilen, da ergreift ihn bei Weißenfels der Anblick der Saale nach langer Zeit mit innigster Rührung, denn ihre Wellen kommen aus dem Lande aller seiner Lieben, vom lieblichen Heimatdorfe her und vom vertrauten Hof. „Ich ruhe jetzt in schöner dankbarer Erinnerung an eine Familie voll elterlicher und kindlicher Liebe (die seine!) am romantisch bewachsenen Ufer der Saale und blicke in den vertrauten Strom, an welchem ich aufwuchs, und worin das träumende Kind oft seinem schwimmenden Lächeln lange nachgesehen, und den ich nach so langer Zeitt hier in der Ferne wiederfinde. O, wie linde und weich laufen deine lieben Wellen vorüber, die ja alle vor meinen Geliebten in Hof vorbeigezogen sind! Sehnsüchtig und bekannt schau ich jeder daherflatternden Welle entgegen und folge dann lange dem fliehenden Wasserringe nach und möchte die liebe Flut trinken und sie auf meine Brust kühlend sprengen. — Mögt ihr nur, liebe Wellen, lächelnde Gestalten und rote Abende nachgespiegelt haben und den breiten Glanz der Mondesnacht, und keine Träne soll mit euch geflossen kommen." —

Diese tiefe, unwandelbare Heimatliebe bringt es mit sich, daß die gesamte Poesie des Dichters so bodenständig und wurzelecht geworden ist, wie bei keinem seiner weltberühmten, klassischen Zeitgenossen, wie bei wenigen von denen, die nach ihm kamen. Die großen Geister von Weimar flüchteten bewußt aus den engen Grenzen des deutschen Vaterlandes ins sonnenhelle Griechenland, in den weichen, duftenden Orient, in die weiten Hallen der Geschichte, die Romantik des Mittelalters und auf die Höhe eines heimatfremden Weltbürgertums! Sie hielten es für nötig, bei dem Ausbau ihrer gesamten Bildung alles Provinzielle, Bodenständige, Heimische abzustreichen, um sich nicht im Kleinen zu verlieren; den Boden deutscher Stammeseigenart zu bearbeiten, überließen sie den schwachen und armseligen Geistern. Wie anders Jean Paul! Fast nie trennt er sich von der geliebten Scholle des kleinen fränkischen Landes, nur einmal wagt er den genialen Flug ins Land der Sehnsucht aller Deutschen, ins niegesehene Italien, begeistert von Anna Amalias glutvollen Schilderungen.

Da ist es denn ein eigenartiges Glück, daß uns diese Stätte seiner Kinderjahre, an der er vom dritten bis dreizehnten Lebensjahre lebte, ein weltentrücktes, geschichtsloses, tiefverstecktes Dörflein bis auf den heutigen Tag so unberührt und altfränkisch-seltsam, so traulich und verträumt erhalten geblieben ist, als wäre der sinnige Knabe Jean Paul soeben erst aus dem friedlichen Pfarrhause hinterm duftenden Flieder jubelnd hinausgewandert in den Glanz der strahlenden Maienwelt. Kein schöneres Denkmal hätte der genialste Künstler dem zarten Künder holdseligen Kinderglückes schaffen können, als dieses vergessene Dorf dargestellt, dessen idyllische Lieblichkeit die Phantasie eines Novellisten nicht zu überbieten vermag. Wer aber durch seine Häuschen und Gärtlein gewandert, dem geht es

wie jenem Wanderer, der in eine dämmernde Kapelle mit gemalten Fenstern tritt; — ihm leuchten auf einmal die wunderlichen Gestalten Jean Paul'scher Kunst wie von innerem Feuer durchglüht, lebensvoll und innig ergreifend entgegen!

Von dem romantischen Städtlein Hirschberg an der Saale, das sich lieblich an den Hang eines bewaldeten Hügels mit einem weißen Schloß und selten schönem Naturpark anlehnt und von der Saale in sanft geschweiftem Bogen umschlungen wird, führt der Weg den Wanderer durch eine schattende Allee mächtiger, uralter Birken hinauf auf die luftige, freie Bergkuppe der Juchhöh. Dort eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Zur Linken blauen in duftiger Ferne die schöngeschweiften, massigen und hohen Stöcke des Fichtelgebirges herüber, zur Rechten dehnt sich in sanfteren Linien der zartüberhauchte Wellenrücken des Frankenwaldes aus. Im Vordergrunde aber schweift das Auge weithin über liebliche, weitgeschwungene Hügel, zumeist von üppigem Grün, blumigen Wiesen und den bunten Schachbrettern der Äcker und Felder bedeckt; überall aber sind über die Landschaft ganz kleine dichte Gehölze von Tannen, Buchen und Birken verstreut, die wie frische Blumensträuße von einem guten Genius ins Land geworfen scheinen. Dazwischen grüßen allenthalben traulich ins Grün versteckte Dörflein mit ihren spitzen Kirchtürmen oder Einzelgehöfte mit leuchtend weißen Wänden und bemoosten Dächern, von den Blüten des Mai verschwenderisch überdeckt. Weiße Straßen, wohlgepflegt wie Alleen, schlängeln sich um alle Höhen und tauchen sanft hinunter in tief eingeschnittene grünende Schluchten. Und das ist das Reizvollste an der ganzen reichen Landschaft: Geheimnisvoll und völlig abgeschlossen sind eine Anzahl tief versenkter, überblühter Gründe eingefaltet, in denen frische Bächlein zur Saale eilen und weltverlorene Dörfer seltsam gebettet sind, vom überraschten Wanderer oft erst bemerkt, wenn er unmittelbar vor ihren altersgrauen Häuslein steht. Sanft senkt sich der Weg hinunter in den grünen Grund und gewährt noch lange die reizvollsten Blicke auf die wechselnde Gegend; an umlaubten Dörfern und Gehöften geht's vorbei, am dunkelnden, kühlenden Waldrand und an schimmernden Perlenschnüren blühender Obstbäume. Am Wege sitzt ein flachshaariges Bauernkind zwischen einer Herde junger gelber Gänslein und lächelt über ein aufgeschlagenes Märchenbuch herüber, in den Äckern herrscht emsiges Treiben mit Egge und Pflug, ein Bächlein springt von der Höhe herunter durch blumige Wiesen. Schon ist die Talsohle fast erreicht. Hochstämmige Weiden umkränzen jetzt den Weg, ein dünn bestandenes Tannenwäldchen erscheint zur Rechten, von hellbelaubten Birken schön durchbrochen, granitene Felsstücke liegen in malerischer Unordnung umher, — schon schimmert der stille, geschlängelte Lauf der Saale aus Blumen und Grün ganz nahe herauf, — da biegt die Straße scharf rechts ein: — vor uns liegt Joditz! Wie mit einem Zauberschlage steht es plötzlich da, nur die Saale trennt uns noch von seinen Häusern; hinter dem Dorf steigt die Höhe schroff wieder empor, um den stattlichen Kirchturm drängen sich die schmucken, schiefergedeckten Gehöfte, aber soviel Platz ist für das kleinste noch da, daß ein jedes einzelne von einem üppig grünenden Garten traulich umgeben ist. Die Saale wird von einem breiten rauschenden Wehr aufgehalten und bildet liebliche

kleine Buchten, von schnatterndem Geflügel belebt, kleine grüne Inselchen tauchen aus der Flut hervor, und eine trauliche Mühle grüßt in Gärten und Bienenhäusern vom andern Ufer herüber. Wir wandeln über eine zierliche Brücke, senden noch einen Blick rückwärts auf die steile Berglehne mit schroffen Felsenklippen nnd treten in die breite Dorfstraße mit hohen Kastanien, — da sind wir auch schon an dem stillen, kleinen Pfarrhaus, wo unser Dichter die elf seligen, nimmer wiederkehrenden Kinderjahre verlebte. Hier war die eigentliche Welt seiner schönsten Phantasien, hier strömte ihm der reichste Quell seiner Poesie. Wir kennnen es genau aus seiner eigenen bis ins Einzelnste gehenden Beschreibung und aus den vielen Stellen seiner Werke, wo es zum Vorbild gedient hat, — und wir sehen voll Freude und Staunen: nichts hat sich bis auf den heutigen Tag daran geändert; noch ist es von einer niederen weißen Mauer umgeben, über die sich blühender Flieder rankt; ein kleines Gärtlein schließt es vor der schlichten Front des zweistöckigen Hauses ein, auf dessen Dach vier Erker traulich grüßen; zwei niedere Tore führen in den kleinen Hof, auf dem die Pfarrersfamilie sich zur Vesperzeit plaudernd eingefunden hat; neben dem Haus duckt sich die niedere Holzlege im Winkel der Mauer, und ihr gegenüber erhebt sich die stattlichere Scheune. Hinter dem ganzen Bezirk aber springt der muntere Bach, der durch das ganze Dorf indurch in die Saale plätschert und einstmals die Joditzer säuberlich zu seiner Rechten und Linken in Untertanen des Landesfürsten und des adeligen Schloßherrn teilte. Gleich vor dem Pfarrhause steht das hübsche Kirchlein, das dem jungen Dichter so innig vertraut war wie das Vaterhaus selbst. Das kleine Schulhaus lehnt sich traulich in dem schmalen Raume zwischen Bach und Kirche an das Gotteshaus an. Bei aller Schlichtheit zeigt die niedere Kirchentüre doch schön geschnitzten barocken Guirlandenschmuck, darüber thront ein uraltes steinernes Wappen, und ein schön gemaltes Fenster zeugt von kirchlichem, opferfreudigem Sinn. Drüben über der Straße winkt auch schon das alte einfache Gasthaus, wo so manches lustige Stücklein aus des Dichters Werken spielt, und eine männlich harte alte Wirtin bedient drin resolut die lauten Gäste. Zwischen den blühenden Gärten hindurch geht's an den Häusern vorbei, die bisweilen schönes altfränkisches Fachwerk zeigen, alle aber in den Fenstern geziert sind mit freundlichen Blumenstöcken, Gelbveiglein, Christusauge, Goldlack und Myrthe. Überall zwischen den überblühten Apfel- und Birnbäumen auch die duftige Birke, die einstmals zu des Dichters Zeiten den grünenden Weihnachtsbaum abgeben mußte. Zwischen belebten Hecken geht's auf schmalen Steigen zu entlegenen Häusern, und sanft an den Hügel lehnt sich hinter dem Dorf der alte, friedliche Gottesacker. Auf ganz vergrastem und ausgetretenem Steinpfade steigt ein altersgebücktes Bauernweiblein mit einer rosigen jungen Dirne hinauf, oben aber leuchten zwischen den vermoosten, ungeordneten Gräbern und den wildwachsenden Blumen und Blüten die funkelnden Glaskugeln auf bunten Stäben in der Abendsonne. In tiefer Rührung halten wir noch einen stillen Abendgang durch blühende Hecken in den stillen Erlengrund, der sich vom plaudernden Bache durcheilt, nach dem Nachbardörflein Lamitz hinzieht; und wenn wir von sanfter Höhe aus im

goldenen Abendschein das tiefversteckte Dörflein zu unseren Füßen sehen, dann ziehen mit wunderbar weichem Klang wie Aeolsharfentöne die lieblichen Worte durch unsere Seele, mit denen Jean Paul bei der Schildernng seiner Kinderzeit von diesem idyllischen Paradiese Abschied nimmt, das seine unvergessene Heimat war und von einem besonderen Engel behütet blieb bis auf den heutigen Tag: „Liebes Dörflein! Du bleibst mir teuer und wert! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedener Vater hat auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden, und unter dem Morgenrote meines Lebens sah ich deine Fluren stehn und glänzen. Zwar sind deine mir wohl bekannten Bewohner, denen ich danken will, längst fortgegangen wie mein Vater, aber ihren unbekannten Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wohl, und jede Schlacht ziehe weit vor ihnen vorbei!" —

Welchem Dorf unter den Tausenden in Deutschlands Gauen ist solch' ein Segen aus so getreuem Munde gesprochen worden? Möge seine wundersame Kraft wie bis heute noch fortwirken in die kommenden Jahrhunderte!

In diesem Dorfe hat sich der Haus- und Winkelsinn des Dichters entwickelt, der in so vielen seiner Werke eine klassische Ausgestaltung erfahren hat, und er bezeugt es selbst, daß er noch als Mann voll Sehnsucht innig glücklich ist, wenn er „ein nettes, niedliches Schieferhäuschen sieht von zwei Stockwerken mit Blumen vor den Fenstern nnd einem Hausgärtchen, das man nur vom Fenster aus besprengt". Er meint, daß alles Menschenwerk, je mehr es vergrößert wird, nur seine Kleinheit und Armseligkeit umsomehr erkennen läßt; darum ist ihm das Bescheidenste das Liebste. Aber im Gegensatz dazu steht ihm die Natur, die nicht ausgedehnt genug sein kann. Diese Erkenntnis verdankt er auch dem Heimatdorfe, denn hier wehte ihm von all den weiten grünen Höhen der Odem des Allmächtigen wunderbar entgegen, der Blick öffnete sich für die unzähligen Wunder, die sein Schaffen und Wirken mit jedem jungen, rosigen Morgen neu offenbaren, und die tiefe Sehnsucht entstand, hinauszuwandern in die prangende Welt, — nicht in die dumpfen Gassen oder glänzenden Paläste der großen Städte, sondern in die erhabenen, wundersamen Tempelhallen der Natur.

Welches Glück, wenn er mit dem Vater über Land wandern kann zu befreundeten Pfarrerfamilien in benachbarten Dörfern, wenn dem emsig fragenden Knaben von einem so gütigen Lehrer die ersten Offenbarungen aus dem zauberhaften Reiche des Frühlingslebens übermittelt werden, in dem die schaffenden Geister geheimnisvoll auf und nieder steigen! Wie belebten sich alle Sinne im überseligen Genießen, wenn es gar im Sonntagsstaat nach Zettwitz hinüberging zu der hochgeborenen Patronatsherrin, der Frau von Plotho, deren Gatte Friedrichs des Großen temperamentvoller, berühmter Gesandter am hochwohllöblichen Reichstag zu Regensburg war. Herrlich und wundersam kam ihm alles in diesem dörflichen Versailles vor, und er wankte, erdrückt und hoch erhoben von all dem Glück, in den hohen Laubengängen und Baumaltanen des Parkes herum und an den glitzernden Springbrunnen vorbei, bis ihn das kindliche Vergnügen des Stechvogelschießens und ein vom Schloß gesandter Obstkuchen wieder auf den

Boden der Wirklichkeit stellten. Heute noch weist das einfache Schlößchen in seinem schlichten Park eine reizvolle Idylle auf: eine kleine Insel mit riesenhaften, uralten Laubbäumen bedeckt, von einem schilfreichen Uferrande umzogen und von schnatterndem Geflügel belebt, das in zierlichen, kleinen Häuslein seine Brut- und Ruhestätten findet.

Wie glücklich war er auch, wenn er den zweistündigen Weg hinüber nach Hof zu den Großeltern wandern und aus dem großväterlichen Kaufladen auf Bitten der Mutter ein unentgeltliches Proviantschiff heim in's arme Pfarrhaus tragen durfte, wo Schmalhans Küchenmeister war. Aus dem reizenden Talgrunde des Heimatdörfleins gings über freie Höhen, an stillen Weilern vorbei, dann in einen kühlenden, duftigen Wald, von einem klaren Bächlein durcheilt, über weite Felder und Wiesen, bis das Bild der ansehnlichen Stadt, die sich mit ihren Gärten und Mauern, Kirchen und verknüpften Türmen majestätisch an der schlängelnden Saale erhob, ihn mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte. Tief und dauernd waren die überwältigenden Natureindrücke, die der einsam wandernde Knabe auf diesen Gängen empfing. Voll drängender, ungeahnter, gegenstandsloser Sehnsucht ergriff ihn der geheimnisvolle Dämon des All, der mit berückender und gespenstischer Gewalt zugleich an jeden empfindenden Menschen herantritt, wenn die Stunde gekommen ist, wo ihn die magischen Schleier der im Innersten wirkenden Naturgewalt zum ersten Male überwehn. Es steht einzig da, daß unser Dichter sich dieser Stunde noch als Greis mit sonnenheller Klarheit erinnert. Er schreibt, daß er sich „eines Sommertags erinnert, wo ihn, da er auf der Rückkehr von Hof gegen zwei Uhr die sonnigen, beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ährenfeldern und die Laufschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes, gegenstandsloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen, weiten Dunkel des Herzens lagen und sich unter den einfallenden Sonnenstrahlen erleuchteten. Es gibt eine Zeit der Sehnsucht, wo ihr Gegenstand noch keinen Namen trägt und nur sich selber zu nennen vermag. Auch noch später hat weniger der Mondschein, dessen Silberseen das Herz nur sanft in sich zerlassen und so aufgelöst ins Unendliche treiben und führen, als auf einer weiten Gegend der Nachmittagsschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht."

Vielleicht ist in dieser heilig ergreifenden Stunde, die ihm selbst sein Leben lang ebenso klar als rätselvoll tief in der Erinnerung geblieben ist, die innere Geburt des Dichters gerade in seiner persönlichsten Eigenart erfolgt. Denn Sehnsucht ist das Leitmotiv seines ganzen Lebens und Dichtens geblieben, und zwar jene besonders geartete Sehnsucht, die voll tiefer Andacht und wandelloser Treue in das heimlich vertraute Sonderwesen der Heimat eindringt, um aber in seinem innersten, behaglichen Winkel sich wieder aufzuschwingen zum wundersamsten Weltleben, um aller Menschen tiefes Fühlen und innerstes Wirken in der verborgensten Falte des eigenen Herzens zu belauschen; — jene Sehnsucht,

die in der Natur mit seliger Wonne und religiöser Ehrfurcht in die kleinen Wohnungen und grünen Fruchtwälder der Käfer und Schmetterlinge hinabtaucht, um das unendliche Bild des All im lieblichsten Spiegel aufzufangen. Wenn er selbst meint, daß diese Sehnsucht auch Schmerz und Pein enthält, so ist dies doch nur der Ausdruck für das Gefühl der Spannung, das in unklaren, triebverwirrten Jugendjahren immer mit dieser Empfindung verbunden ist. Ihre tiefste Wurzel hat diese wundersame Sehnsucht doch in einem unbeschreiblichen Glück, es ist nicht das ewig unbefriedigte Sehnen eines leidenschaftgepeitschen, ruhelosen Geistes, sondern das gerade Gegenteil: der stille, beseligende Zug eines harmonischen Herzens nach den tiefsten Gütern alles Lebens; sie brennt nicht wild und flackernd, sondern schimmert wie ein mildes, wärmendes Licht und trägt ihre Befriedigung schon in sich selbst. Sie gibt die goldenen Schlüssel zu tausend tiefverborgenen Schatzkammern des eigenen Herzens, die voll herrlicher Schätze wie die schimmernden Zauberhöhlen des Märchens uns innig beglückend entgegenleuchten. Aus ihrer Tiefe brechen geheimnisvoll die reinen Strahlen jenes Lichtes hervor, das alle Bewegungen und Empfindungen des Herzens in ihrer höchsten Läuterung und harmonischen Klarheit in sich vereinigt, — des Humors, der keine Gabe des Geistes, sondern des Herzens ist. Wenn aber einem Dichter diese Herzensgabe verliehen ist, dann strahlt sie nicht nur in seinem Leben mit beglückender Wärme auf alle Menschen aus, die mit ihm in Berührung kommen, sondern sie ist auch die rechte Zentralsonne seines Geistes und bringt den innersten Organismus seines Kunstwerkes hervor; dann schimmert sie tausendfältig durch alle Begebenheiten und Gestalten, Gedanken und Empfindungen seiner Poesie, dann erzeugt sie die größte innere Einheit seiner Werke, — dann wird sie als Kunstform zur Idylle. So ruht auf dem zarten, warmen Grunde dieser heimatseligen und doch weltumfassenden Sehnsucht das innerste Wesen des größten Idyllendichters oberdeutschen Stammes, zu dem aus niederdeutschem Lande die kraftvolle, liebenswürdige Gestalt Fritz Reuters geistesverwandt herübergrüßt. Jean Paul selbst nennt einmal „das Wort „Idylle" die rechte Bezeichnung für alle meine Historien. Die Historie meines eigenen Lebens führe ich in mir selber idyllenhaft."

Neben der Dorfpoesie von Joditz hat auf den Dichter noch eine andere Gegend des Frankenlandes tief gewirkt: die alte Heimstätte seiner Väter, das Fichtelgebirge mit seinen einsamen Wäldern und felsenharten Bergeshöhen! Oft leuchtet die urwüchsige Kraft seiner Bewohner und die tannenumrauschte Romantik seiner einsamen Gründe hervor aus den Werken des Dichters, — voll treuer Anhänglichkeit preist er sich selbst glücklich, in dem kleinen, aber guten, lichten Städtlein Wunsiedel geboren zu sein „am langen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlershäupter zu uns niedersehn"; wiedergesehen hat er freilich die liebe Stadt mit ihrem grünen Bergthron nur selten!

In zauberhafter und geheimnisvoll verschleierter Ferne hat er das Fichtelgebirge vor sich liegen sehen, wenn er auf die sanften Hügel von Joditz hinaufstieg; ruhig nnd vertraut sah er es in den langen Jahren in Hof bis ins Mannesalter

hinein am Horizont sich dehnen, glückverheißend und schon näher gerückt stand es in Schwarzenbach an der Saale in guten und bösen Tagen vor seinen Augen und über dem frühen Grabe des geliebten Vaters! Wie viel mögen die guten Eltern dem aufhorchenden, phantasievollen Knaben erzählt haben von den Schicksalen und Lebensläuften der Voreltern in diesen Bergen, von den Sitten und Gebräuchen, von der Not und den Festen der Bewohner, von dem unerforschten Reichtum seiner tiefen Felsenschlüchte, in denen die Kobolde und Bergmännlein goldschimmernde Höhlen bewohnen, in die die zauberkundigen Venetianer mit Erdspiegel und Wünschelrute eingedrungen sind, von den wundersamen Sagen, deren Gestalten im wogenden Nebel um die wilden Höhen geistern, von den wüsten Rittern, die einst von den zerklüfteten Bergschlössern zu Mord und Raub in die Täler fuhren. So schlingt sich von den Tagen der Kindheit ein selsamer, märchenhaft schimmernder Geisterreigen um diese fernen, blauen Höhen; und der gestaltende Geist des Dichters kann in dieser wundersamen Welt sich verlieren, wie der Wanderer in dem merkwürdigen Felsenlabyrinth der seltsamen Luisenburg über den heimischen Fluren Wunsiedels. Die Zauber der Heimat eröffneten sich hier der Phantasie des Dichters von einer neuen reichen Seite, und die wenigen Wanderzüge des gereiften Mannes haben kaum die innigen und starken Wirkungen noch verstärken können, die von diesen Bergen schon hinübergeflossen waren in die phantastisch lebendigen Träume des Kindes. Zum dauernden Wohnsitz suchte er sich seit seinen gereiften Mannesjahren eine Stadt aus, von der aus ihm die fernen, blauen Ketten des Heimatgebirges immer sichtbar blieben und wie zwischen Erd- und Himmelsgrenze gelegen ihm als schönere Welt herüberschimmerten. Ja, noch mehr: das kleine Haus, wo der Dichter die letzten zwanzig Jahre seines Lebens unermüdlich schaffte und wirkte, war so gelegen, daß er diese Aussicht in ganz eigenartiger Weise stets genießen konnte. Jeden Morgen wanderte er mit seinem Dachsranzen voll Bücher und mit seinem Hündlein durch die herrliche Allee vor Bayreuth hinaus nach der kleinen Wirtschaft der originellen Frau Rollwenzel, fand dort sein eigenes Stüblein stets gerüstet und genoß die trefflichste Verpflegung. Vor den Fenstern breitete sich eine liebliche Gegend aus, ein weitgeschlungener Talgrund mit waldigen Höhen zu beiden Seiten, lauschig ins Grün versteckten Dörfern und Einzelgehöften, blumigen Wiesen und kleinen Gehölzen; — fern aber, scharf und klar vom Horizonte abgehoben schaut im duftigen Blau ein seltsam gestalteter, glockenförmiger Berg herüber, — es ist der „Rauhe Kulm", einer der höchsten und eigenartigsten Berge des Fichtelgebirges. Für Jean Paul aber hatte er noch seine ganz besondere, persönliche Bedeutung: an diesem unwirtlichen Felsenberge hatte sein Großvater fünfunddreißig Jahre lang als Lehrer, Kantor uud Organist mit 150 Gulden Gehalt und einer reichen Kinderschar am Hungertuche genagt, treu gewirkt und fromm gebetet. An jenem fernen, blauen Berge zeigten die Bewohner von Neustadt am Kulm noch in dankbarer Erinnerung dem Enkel eine kleine Höhle, die sich der Großvater selbst geschaufelt hatte, um darin zu beten. Seine Not und seine Frömmigkeit nahmen erst ein Ende, als er im siebenundsiebzigsten Jahre eine bessere Stelle

bekam, — nämlich im Neustädter Gottesacker. Kurz bevor er aber die Augen schloß, waren des Dichters Eltern mit dem fünf Monate alten Kind zu ihm gereist, ein Geistlicher hatte ihnen gesagt: „Lasset doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne." Da hob der sterbende Mann mit letzter Kraft die zitternde Hand auf das Haupt des rosigen Knäbleins zum Segen. Oft hat ihm der Vater diesen Vorgang erzählt, immer hat er dem Dichter als rührendes Symbol vor Augen gestanden, und noch als Greis ruft er aus: „Frommer Großvater! Oft habe ich an deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!" Mit welchen Gefühlen und Gedanken mag der schaffende Dichter in der traulichen Rollwenzelei oft von der Arbeit aufgeschaut und sinnend die Blicke haben hinüberschweifen lassen nach dem blauenden Berge dort in der Ferne! (Fortsetzung folgt.)



Das Lied vom Hindenburg.

Von Heinrich Kühnlein in Würzburg.

Nach der Melodie: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang!"

Stimmt an das Lied vom Hindenburg,
Dem starken deutschen Recken!
Der braust wie Blücher: vorwärts! durch!
Den Feind packt Graus und Schrecken!

Mit Tannenberg brach an Dein Glanz,
Du Held, voll Ruhm und Ehren,
Dort mußtest Du in blut'gem Tanz
Dem Ruß erst Mores lehren.

Der schuf der Ostmark bitt'res Weh,
Tät Weib und Kind nicht schonen —
Du stießest ihn in Sumpf und See:
Kosaken, Roß, Kanonen.

Und als der Ruß zum andern Mal
Uns wollte an den Kragen,
Dem Hindenburg macht's keine Qual:
Mußt ihn halt wiedrum schlagen.

Bei Lodz aus düst'rer Wetterwolk
Traf ihn das Sturmgewitter.
Wie fuhr Dein Blitz ins Knutenvolk,
Wie floh'n die Moskowiter!

Drum weil Du wie der Blücher durch
Und vorwärts uns tust reißen,
So laß Dich, Vater Hindenburg,
Auch „Marschall Vorwärts" heißen!

Zum Gedächtnis.

Ein Gedenkblatt für Hofrat Dr. phil. h. c. et. med. Max Höfler.

Von Dr. Fl. H. Haug.

Am 11. Dezember wurde im herrlich gelegenen Waldfriedhof zu Bad Tölz ein bedeutender Badearzt, ein großer Vaterlandsfreund und ein bedeutender Gelehrter zu Grabe getragen. Es war Dr. Max Höfler; ihm soll hier ein kleines Denkmal errichtet sein.

Sein Vater, Medizinalrat Dr. Gustav Höfler war der ärztliche Begründer des Bades Tölz. Max war geboren am 6. März 1848 im Reifenstuhlhause zu Tölz. Er besuchte die Universitäten München und Würzburg als Student der Medizin. Den großen Krieg 1870 71 machte er als freiwilliger Mediziner mit und erwarb sich das Militärverdienstkreuz. Professor Dr. Nußbaum war sein Chefarzt im Feldspital Nr. 9. Nach dem Kriege widmete sich Höfler wieder seinem Studium, das er mit der Doktorpromotion 1872 beschloß. 1873 ließ er sich in Tölz als praktischer und Badearzt nieder. Er machte viele Reisen ins Ausland, nach Rußland, Italien, Holland und durch ganz Deutschland und die Schweiz. So oft es seine anstrengende Praxis und reiche wissenschaftliche Tätigkeit erlaubte, eilte er in die Berge. 1881 gründete er in Bad Tölz eine Sektion des deutschen und österreichischen Alpenvereins. In zahlreichen, hochinteressanten Vorträgen legte er das auf seinen Wanderungen und Reisen Beobachtete für eine breitere Öffentlichkeit nieder. Wegen seiner Verdienste um Bad Tölz wurde er 1896 zum kgl. bayer. Hofrat ernannt. Zahlreich sind seine historischen, kulturgeschichtlichen, etymologischen und anthropologischen Schriften und Vortäge. Wir lassen die Titel der bedeutendsten Veröffentlichungen folgen. Der österreichische Verein für Volkskunde ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Die alma mater Carlo-Ruperto-Heidelbergensis ernannte ihn „in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich um die Geschichte der deutschen Sprache und um die Religionswissenschaft erworben hat", im Januar 1910 zum Doctor phil. honoris causa. Im Oktober 1913 verlieh ihm die Stadt Tölz „in Anerkennung der hohen Verdienste, welche er sich um seine Vaterstadt durch seinen vorbildlichen Bürgersinn als allzeit hilfsbereiter Arzt und Menschenfreund, als unentwegter Förderer des Kurwesens und als anerkannter Erforscher der Lokalgeschichte erworben hat", das Ehrenbürgerrecht. Höflers Forscherruf ging weit über die Grenzen Bayerns hinaus. Mancher junge Gelehrte verdankte dem stillen, bescheidenen Arzt in Bad Tölz die reichsten wissenschaftlichen Anregungen.

Nach 40 jähriger Praxis als Arzt verschied Höfler in Tölz am 8. Dezember 1914.

Die von Dr. Max Höfler veröffentlichten Bücher und größeren Abhandlungen.

Volksmedizin und Aberglauben. München 1888.
Der Isarwinkel, ärztlich-topographisch geschildert. München 1891.
Votivgaben beim St. Leonhartskulte in Oberbayern in: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 1891, B. IX, S. 109 und B. XI, S. 45.
Kultkalendarium Oberbayerns mit besonderer Beziehung zur Volksmedizin in: Zeitschrift der deutschen und österreichischen Alpenvereine 1893.
Zur Opferanatomie in: Korrespondenzblatt für Anthropol. 1896.
Über die Quellen d. populären deutschen Krankheitsnamen in: Verhandl. d. Naturf.-Vers. in Wien 1894.
Wald- und Baumkult in ihrer Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns. München 1898.
Deutsches Krankheitsnamenbuch. München 1899.
Krankheitsdämonen in: Arch. f. Religionswissensch. 1899.
Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern in: Korrespondenzblatt der deutschen anthropol. Gesellschaft !, 1899.
Der Dämonismus in der Volksmedizin in: Beilage zur allg. Zeitung 125. 1899.
Führer durch Tölz und Umgebung. Tölz 1901.
Der Dreikönigstag in: die Woche. 53, 1904.
Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart 1908.
Heilbrote. In der Festschrift f. Hermann Baas in Worms zum 70. Geburtstag 1908.
Malum Malanum in: Janus, Jahrg. XIII 1909.

Der Kohl in: Blätter f. hess. Volkskunde B. IX, 1910, H. 3.
Volksmediziniſche Botanik der Kelten in: Arch. f. Gesch. d. Med. 1911, B. 5, H. 1, 2, 3, 4, 5.
Gallokeltisches Badewesen in: Zeitschr. f. Balneol. 1911.
Organotherapie bei Gallokelten und Germanen in: Janus, 17. Jahrg. 1912.
Die Druiden in ihrer Beziehung zur gallokeltischen Volksmedizin in: Druidenzeitung V. A. O. D. XIV, 5 und 6, 1912.
Die Sonnenverehrung in der Volksmedizin der Gallokelten in: Urania, 5. Jahrg., 16, 1912.
Bad Tölz Krankenheil in den bayrischen Vorbergen. 8. Aufl. Bad Tölz 1913.
Der Föhn vom ärztlichen Standpunkt in: Balneol. Rundsch.
Die Druiden der Gallier in ihrer Beziehung zur Geschichte d. Heilkunde in: Urania, 4. Jahrg. Nr. 297.
Der Frauendreißiger in: Zeitschr. f. österr. Volksk., 18. Jahrg., H. 4 und 5.
Gebildbrote aus gallorömischer Zeit in: Arch. f. Anthropol.
Über germanische Heilkunde in: Janus.
Volkmediziniſche Botanik der Germanen in: Quellen und Forschungen zur deutschen Volksk., B. 5.
Das Jahr im oberbayerischen Volksleben in: Beiträge zur Anthropol. und Urgeschichte Bayerns.
Gebildbrote der Faschings- Fastnachts- und Fastenzeit in: Suppl.-B. 5 zu Band 14 der Zeitschr. für österr. Volkskunde.
Gebildbrote bei Geburt, Wochenbett und Tauffeier in: Zeitsch. f. österr. Volksk., Jahrg. 15, H. 3 u. 4.
Allerseelengebäcke in: Zeitschr. f. österr. Volksk. 12. Jahrg. H. 3.
Somatologie der Gallokelten in: Arch. f. Anthropol. Neue Folge, B. 12 H. 1.
Weihnachsgebäcke in: Zeitschr. für österr. Volksk.
Ostergebäcke " " " " "
Gebildbrote der Sommersonnenwende " " " " "
Gebildbrote der Hochzeit " " " " "
Bretzelgebäcke in: Arch. für Anthropol.
Gebildbrote bei Sterbfällen " " " "
Das Herz als Gebildbrot " " " "

Als letzte im Druck:

Wasserkult und Badewesen in Sardinien, ein Beitrag zur Balneologie und Hygiene. Zeitsch. f. Balneol.



Aus Archiven und Museen.

Fränkisches Luitpoldmuseum in Würzburg. Magistrat und Gemeindekollegium der Stadt Würzburg haben beschlossen, die Stelle eines hauptamtlichen Direktors des Fränkischen Luitpoldmuseums zu schaffen und den seit 2 Jahren nebenamtlich beschäftigten Konservator, Herr Architekt August Stoehr, bisher Fachlehrer der Gewerbe-, Zeichen- und Modellierschule in Würzburg, als Direktor anzustellen. Die Stadtverwaltung hat mit diesem Beschlusse den richtigen Mann für ein Amt gewonnen, das auf die Dauer nicht mehr nebenamtlich bekleidet werden konnte und durfte. Der neue Direktor hat zwar nicht den sonst bei Kunsthistorikern üblichen Bildungsgang gemacht, eignet sich aber trotzdem für das Amt des Leiters eines Museums, wie es das Würzburger ist, ganz vorzüglich. Er besuchte das Realgymnasium in Nürnberg, dann die Kunstgewerbeschule dortselbst und die Technische Hochschule in München. Dort unterzog er sich der Prüfung für das Lehramt

im Zeichnen und Modellieren mit ausgezeichnetem Erfolge und studierte sodann noch das Hochbaufach während weiterer vier Semester. Für die gute Lösung einer Preisaufgabe erhielt er einen zweiten Preis. Im Oktober 1895 wurde er als Sekretär des Polytechnischen Zentralvereins nach Würzburg berufen, wo er neben seiner Haupttätigkeit für den genannten Verein auch für den Kunst- und Altertumsverein eine unermüdliche Arbeitskraft entfaltete. Zum Konservator gewählt, betätigte er sich viele Jahre lang als Sammler und erweiterte seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Altertumskunde, insbesondere der Keramik, durch Reisen und Besichtigung der bedeutendsten Museen und Privatsammlungen. Bei dem Umbau des ehemaligen Universitätslaboratoriums an der Maxstraße zu Würzburg zum Museumsgebäude und bei dessen Einrichtung war er unermüdlich tätig. Der von ihm und Herrn Kgl. Konservator Dr. Hock verfaßte Führer wurde von hervorragenden Sachverständigen als mustergültig bezeichnet. Bei der Eröffnung des Luitpoldmuseums im Mai 1913 wurde Herrn Direktor Stoehr vom König, dem damaligen Prinzregenten Ludwig, der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse verliehen.

Übrigens kennt man in den Kreisen der deutschen Museumsvorstände den neugewählten Direktor schon seit einer Reihe von Jahren als einen beachtenswerten Fachmann, dessen Veröffentlichungen über süddeutsche und besonders fränkische Fayencen sehr geschätzt werden. M.



Aus dem Frankenland.

Neue archäologische Literatur aus Württemberg. Württemberg besitzt den Vorzug, für seine archäologische Landforschung seit langer Zeit ein Zentralorgan zu haben, in dem Jahr um Jahr alle Bodenfunde der vorgeschichtlichen, römischen und merowingischen Zeit veröffentlicht werden. Im Januar 1914 ist dieser Jahresbericht über 1913 erschienen und damit das 21. Heft dieser „Fundberichte aus Schwaben." Herausgeber ist unter Leitung des Verfassers der ca. 250 Mitglieder zählende Württemb. anthropologische Verein, ein Zweig der großen deutschen anthropologischen Gesellschaft. Die Mitglieder bekommen für den geringen Beitrag von 6 Mark diese Fundberichte, ferner das Correspondenzblatt der deutschen anthr. Gesellschaft und die Prähistorische Zeitschrift. Der Württemb. Geschichts- und Altertumsverein mit ca. 750 Mitglieder beteiligt sich finanziell an den „Fundberichten" und gibt dieselben ebenfalls als Jahresgabe außer seinen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte. Endlich beteiligt sich die archäologische Abteilung des k. Landeskonservatoriums, dessen Vorstand der Herausgeber ist, an den Kosten des Berichts. So ist es möglich, Jahr um Jahr erweitert und besser illustriert diese archäologische Übersicht zum Erscheinen zu bringen. Alle archäologischen Forscher des Landes, denen es ernstlich um die Sache zu tun ist, stellen Berichte dafür zur Verfügung. Und so mögen es nur ganz wenige Funde, sicher nur Zufallsfunde sein, die dem Herausgeber und damit dem Bericht entgehen. Manche Unvollkommenheit und die bei der Stoffmasse notwendige Kürze nimmt man dabei gerne in Kauf. Funde von allgemeinerer Bedeutung und große Ausgrabungen veröffentlicht der eine und andere Mitarbeiter in größeren, ohnedies deutschen Organen oder in gesonderter Form. Der neueste Jahresbericht XXI bespricht auf 113 Seiten mit 7 Tafeln und 29 Textabbildungen die Funde und Grabungen des Jahres 1913. Wir begegnen als Autoren einer ganzen Reihe berufsmäßiger und Vereinsforscher dazu einer immer wachsenden Zahl bewährter privater Mitarbeiter. Die Funde werden innerhalb der archäologischen Kulturstätten von der Palaeolithik bis ins Mittelalter hinein, geographisch-

alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben der Fundorte angeordnet. Den breitesten Platz nehmen entsprechend der Rolle Württembergs in der römischen Okkupationsgeschichte und entsprechend der verhältnismäßig guten Erhaltung römischer Mauern und Kulturreste die römischen Funde ein. Das Forschungsgebiet dieser Zeitschrift „Frankenland" liegt für Württemberg ganz außerhalb der vorderen Linie, also in dem nie von Römern besetzt gewesenen freien Germanien; anders allerdings nördlich davon in Baden und Bayern. Daneben aber mehren sich jährlich die gut beobachteten und daher zu historischen Schlüssen verwendbaren vorrömischen und nachrömischen Funde. Neben diese Zufallsfunde, die der kundige Archäologe deutet und an die er für weitere Forschungen anzuknüpfen hat, treten die Resultate systematischer Ausgrabungsarbeiten.

Funde der paläolithischen Zeit, die auf Menschen hinweisen, sind aus dem Vereinsgebiet nicht, dafür aber aus den klassischen Gegenden der älteren Steinzeit, der schwäbischen Alb und ihren Höhlen. Aus der jüngeren Steinzeit sind aus den Höhen rechts und links der Tauber eine Reihe Einzelfunde bekannt geworden. S. 9 werden 3 Steinbeile der sog. Bandkeramik 7 im Stile der ihre Tongefäße mit Bändern verzierenden Ackerbaubevölkerung, die vermutlich aus der unteren Donaugegend zu uns gekommen ist, genannt und beschrieben. Sie sind aus der Umgegend von Niederstetten und alle im Privatbesitz ebendaselbst. Ein 4. aus derselben Gegend ist seit langer Zeit im Besitz eines eifrigen Mergentheimer Altertumsforschers. Bei gegebener Gelegenheit müßte der genaue Fundplatz festgestellt und dort nachgesucht werden, ob es sich um verlorenes Gut an einem alten Verkehrsweg handelt oder ob die Beile von förmlichen, heute im Boden steckenden Niederlassungen stammen. Über die vermutlich weitgedehnte neolithische Siedlung in den Lehmfeldern bei Mergentheim westlich der Tauber, von der Funde in alten Berichten erwähnt und längst bekannt waren und deren Stelle nunmehr festgestellt ist, ist an anderer Stelle in dieser Zeitschrift [1]) berichtet. Ebenso über die sehr bedeutsamen Funde der neolithischen, vor allem aber der Bronzezeit, die bei der Karlsquelle in Mergentheim in den letzten Jahren, vor allem im Jahre 1913 gemacht worden sind und welche die ununterbrochene Existenz prähistorischer Siedlungen und die Bekanntschaft der Quelle von ca. 1200 v. Chr. an bis an die Schwelle der Römerzeit erweisen. In den Fundberichten S. 15–22 berichten darüber G. Bersu, der archäologische Assistent des württemb. Landeskonservatoriums und Oberpostkassier Fleck-Mergentheim, der hochverdiente Pfleger desselben für seinen Heimatbezirk, eingehend mit zahlreichen Illustrationen. – Einzelne Funde der Bronzezeit sind aus dem Ellwanger Bezirk (eine Lappenart der jüngeren Bronzezeit) und aus Leuzendorf O. A. auf der Höhe zwischen Schrozberg und Rothenburg o. T. (ebenfalls eine Lappenart) namhaft gemacht. Auf archäologischen Streifzügen, die das Material für den genannten Aufsatz lieferten, hat der Verfasser auch eine vorgeschichtliche Schanze auf der Höhe östlich von Niederstetten, bei dem „Schloßgraben" bei Wermutshausen besichtigt. Es ist ein ganz typisches Beispiel einer keltischen Viereckschanze mit ca. 115 m Seitenlänge, mit rund umlaufendem Graben und abgerundeten Ecken, die heute noch höher sind, als die Seitenmitten, da sie vermutlich Türme getragen haben. Solchen Schanzen ist von uns in den letzten Jahren ein besonderes Augenmerk geschenkt worden. Über ihre Zuweisung und Datierung ist kaum mehr ein Zweifel möglich: es sind keltische Anlagen der letzten Zeit vor der Römerzeit, die zum Teil noch in diese zeitlich hinein reichen; anders ihre Zweckbestimmung, über die immer noch Streit herrscht (Schanzen, befestigte Gutshöfe). Derselben Zeit gehören die zahlreichen Funde von Goldmünzen, zum Teil hohl („Regenbogenschüsselchen") und glattgeprägten Silbermünzen an, die im Hohenlohischen immer wieder auftauchten, häufiger freilich in altem Hausrat der Landleute, als im Erdboden. Die jedes Jahr in den Fundberichten erscheinende Zusammenstellung neugefundener antiker Münzen im Königreich Württemberg verzeichnet für 1913 drei: 1 Regenbogenschüsselchen (Ganzstater, 7,20 g schwer, aus Mistland bei Kirchberg), dasselbe 7,115 g schwer aus Zeckelweiler Ob. Gerabronn. Unsicher aber ist 3, ein keltischer Goldstater (Metall aus Gold, Silber und Kupfer gemischt), ein Typus der in unserer Gegend fremden Völkerschaft der Namneten oder Audecaven. Die Münze ist einzeln bei einem Altertumshändler im Hohenlohischen erworben worden; seine mit verblüffender Genauigkeit gemachte Angabe des Fundorts

[1]) „Frankenland" I, Heft 8 und 9.

(Markung Hilgartshausen) fand bei näherer Nachforschung durchaus keine Bestätigung und es scheint, als ob die Münze aus dem großen Handel käme, und um ihren Preis zu steigern, mit einem einheimischen Fundort ausgestattet worden sei. Selbstverständlich sind solche Manieren ein böser Unfug, die geeignet sind, die wissenschaftliche Statistik der Typenverbreitung zu fälschen (s. auch in dieser Zeitschrift Heft 12). Funde der Reihengräberzeit des 4.–8. Jahrh. n. Chr. sind aus aus diesem Jahr nicht bekannt worden. –

Mit Schluß des Jahres 1914 ist nach dreijähriger Arbeit ein für die Altertumsforscher bedeutsames Werk zum Abschluß gekommen, die Neuauflage des bekannten Haug-Sixtschen Werkes „Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs", herausgegeben von Geh. Hofrat Dr. Haug-Stuttgart unter Mitwirkung des Verfassers. Der Umfang des Buches ist von 415 auf 727 Seiten gestiegen, die Zahl der einzelnen darin behandelten Monumente von 505 auf 651. Eine besonders wertvolle Neuerung aber sind die Einleitungen über die natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse, die jedem großen Abschnitt und jedem Einzeloberamt vorangeschickt sind; dazu kommt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Funde der Vorgeschichte, ausführlich dann die Darstellung der Funde aus der römischen Zeit, so daß dadurch gleichsam der Rahmen geschaffen wird, innerhalb dessen die einzelnen Denkmäler ihre richtige Stellung und Bedeutung erhalten (s. Einl. S. III.). Die wichtigeren Römerplätze sind noch durch eine Geschichte ihrer Erforschung und deren Ergebnisse und durch Pläne illustriert. Den Schluß bildet ein anerkannt vorzügliches Register und eine neue Karte des römischen Württemberg in der auch die sicheren Resultate der Straßenforschung dargestellt sind. Man kann sich für die Anfänger und für den erfahrenen Forscher kaum ein geeigneteres Handbuch denken, als dieses. Dem Württemb. Geschichts- und Altertumsverein gebührt aufrichtiger Dank, daß er keine Kosten gescheut hat, um ein solches, dazu reich illustriertes Werk herauszubringen. –

Endlich hat das Stuttgarter k. Museum vaterländischer Altertümer im Jahre 1914 zum ersten Mal einen Jahresbericht erscheinen lassen. Er ist reich illustriert und stellt in einem hübschen Bändchen (um 1.40 M. bei der Museums-Direktion zu beziehen) die Arbeit des Jahres 1913 dar. Zunächst die archäologische Abteilung, für welche der Verfasser zuerst kurz über die Erwerbungen württembergischer und außerwürttembergischer Antike berichtet; es folgen Mitteilungen über Neuordnungen, richtige Neuaufstellungen, wissenschaftliche Bearbeitungen, Publikationen, Inventarisationen, Vorträge, Bibliothek, Arbeit der Werkstätten, Herstellung von zahlreichen Modellen. Ein 2. Abschnitt spricht über den äußeren Dienst des arch. Landeskonservators, über das Verhältnis zu Altertumsvereinen, Ausgrabungen topographisch-archäologischer Aufnahmen. – Des weiteren berichtet der Verfasser über den Zuwachs des k. Münzkabinetts. Dann folgt der Bericht des Assistenten Dr. Christ über die mitelalterliche und neuere Abteilung, über Erwerbungen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, der Profankunst, der Familienaltertümer, der Hausaltertümer, Staats- und Gemeinde-, wissenschaftliche und Kriegs- und Jagd-Altertümer. Die bedeutsamsten werden näher besprochen, darunter sind eine Reihe hervorragender mittelalterlicher Skulpturen und Ludwigsburger Porzellane, der zwei Hauptgebiete, auf denen das Stuttgarter Museum Ausgezeichnetes besitzt. Christ hat sich auch bemüht, im Chaos der Überfüllung des Museums einstweilen, bis der dringende Neubau kommt, etwas Ordnung zu schaffen, seis durch Ausscheidung weniger museumswürdiger Stücke in die Magazine als Grundstock einer künftigen rein wissenschaftlichen Typensammlung, seis durch Einbau einer kleinen Musterkoje, in der die neueren kirchlichen Skulpturen aufgestellt sind und gut zur Wirkung kommen. P. Gößler-Stuttgart.

Heimatpflege und Heimatschutz.

Es sei hier eine Verfügung des Preußischen Kultusministers an die Provinzialschulkollegien mitgeteilt, die eine stärkere Mitarbeit der Schule im Dienste des Heimatschutzes anbahnt. Sie weist darauf hin, daß der Gedanke des Heimatschutzes, der auf die Erhaltung der überlieferten Kulturwerte, wie der Eigenart und Schönheit der Natur gegenüber achtloser oder böswilliger Behandlung gerichtet ist, in neuerer Zeit erfreulich an Boden gewonnen hat. In weiten Kreisen belebt sich das Interesse an dem Schutz der heimischen Denkmäler, der überlieferten Bauten und Geräte,

an der Erhaltung und Wiederbelebung ererbter Lieder und Gebräuche, nicht weniger aber an dem Schutz der Natur, sei es der Pflanzenwelt, der Tierwelt oder der Landschaft als Ganzes. Anderseits kann es nicht wohl zweifelhaft sein, daß durch die wirtschaftliche Entwicklung und das Wachstum der Bevölkerung diese Werte zunehmend gefährdet werden. Eine erfolgreiche Tätigkeit, insbesondere ein billiger Ausgleich der sich gegenüberstehenden Interessen, kann daher nur dann erhofft werden, wenn die Überzeugung von der Notwendigkeit eines geregelten, auf sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Grundlagen beruhenden Schutzes allen Schichten unseres Volkes immer mehr zu dauerndem Bewußtsein gebracht wird. Hierzu an ihrem Teil mitzuarbeiten, wird namentlich auch die Schule berufen sein. Dabei kann es sich nicht etwa darum handeln, ein neues Lehrfach neben den vorhandenen einzuführen; es wird vielmehr darauf ankommen, bei den bestehenden Unterrichtsfächern in der Auswahl und Darbietung des Stoffes den Gesichtspunkt des Heimatschutzes in jeweils geeigneter Weise zur Geltung zu bringen. Namentlich wird der Unterricht im Deutschen, in der Heimatkunde, der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Naturkunde, der Erdkunde und im Zeichnen in Betracht kommen. Im weiteren Verlauf seiner Verfügung erkennt der Minister an, daß unter diesen Gesichtspunkten schon jetzt im Unterricht manches Dankenswerte geschieht, immerhin mag „ein allgemeines Vorgehen zu erwägen sein". Zunächst werden die Provinzialschulkollegien veranlaßt, sich mit Persönlichkeiten, die den Fragen des Heimatschutzes nahestehen, in Verbindung zu setzen und dann zu berichten, was in den Schulen des Aufsichtsbereiches auf diesem Gebiet bereits geschieht und welche Vorschläge gemacht werden können. [Aus: Das Land, 22. Jahrg., Nr. 19.]

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Verein Alt-Rothenburg 1913 14. 16. Jahresbericht. – Der Verein hat auch in dem abgeschlossenen Geschäftsjahr für Erhaltung und Verschönerung des Stadt- und Straßenbildes gearbeitet. Bei Umbauten und Erneuerungen alter Häuser konnte helfend eingegriffen werden, gegen Auswüchse des Reklamewesens wurde Stellung genommen. Schöne alte Wirts- und Geschäftsschilder wurden vielfach an die Stelle unschöner Plakate gesetzt. Auch das Landschaftsbild im Taubertal wurde behütet vor drohender Entwaldung. – Die Ortsgeschichte wurde auch in diesem Jahre durch gründliche Forschungen, von denen ein Teil im Jahresbericht veröffentlicht ist, gefördert. Die verschiedenen Museen des Vereins entwickelten sich auch günstig weiter. – Von den wissenschaftlichen Beiträgen des Jahresberichts seien erwähnt: Karl Heller: Burg Nordenberg (Besatzung und Bewaffnung). – Helmut Weigel: Die Reichsstadt Rothenburg o. T. und Friedrich VII., Burggraf von Nürnberg 1400 – 1408. – (Ein auch zur politischen Geschichte Frankens erwünschter Beitrag, der leider ganz ohne eigene archivalische Forschungen verfaßt ist.) – A. Schnizlein: Andreas Libavius und seine Tätigkeit am Gymnasium zu Rothenburg (1592 – 1607). Es ist ein sehr interessanter Aufsatz, der zur allgemeinen Schul- und Kulturgeschichte wertvolles Material bringt. – H. W.

Unsere Mitarbeiter im Felde.

Unserer Berater Leutnant d. R. Professor Ernst Bolz, gefallen am 15. Oktober vor Vermelles, und Major Hermann Helmes, gefallen am 2. November vor Ypern, haben wir schon in den Nummern 10 und 11 des vorigen Jahrgangs gedacht. – Unterdessen erhielten wir die Nachricht, daß auch unsere Mitarbeiter der Kunsthistoriker Hermann Schuster-München und cand. theol. K. A. Seifert-Erlangen den Heldentod fürs Vaterland gefunden haben. Schuster hatte eingehende Studien zur fränkischen Kunstgeschichte dem Abschluß nahe gebracht, deren Veröffentlichung – ihm zum Ehrenmal – sich hoffentlich noch verwirklichen läßt. – Zur traurigen Gewißheit wurde erst jetzt, daß der Leutnant d. R. Lehramtspraktikant Keller-Wertheim bereits am 15. August auf dem Felde der Ehre gefallen ist. –

Verwundet wurden: Dr. Fridolin Solleder, Leutnant d. R. Archivar Dr. Haug, Vizefeldwebel d. R. Gustav Klingenstein und unser Herausgeber Archivar Dr. Hans Walter.

Das Eiserne Kreuz erwarben Archivar Dr. Haug, Leutnant d. R. im 10. bayr. Res.-Inf.-Reg. und Archivassessor Dr. Abert, Oberleutnant d. R. im 4. bayr. Landwehr-Regiment.



Büchertisch.

1. Besprechungen.

Der Mainbote von Oberfranken, ein Heimatkalender, 1914 und 1915, herausgegeben von L. R. Spitzenpfeil, Kulmbach und Thom. Meister, Bayreuth, verlegt von H. O. Schulze, Lichtenfels. Preis je 50 Pfg., Umfang je 105 S. 4°.

Die vorhandenen historischen Zeitschriften wenden sich fast ausnahmsweise an den engen Kreis der Gebildeten. Es ist darum sehr zu begrüßen, wenn Heimatschriften begründet werden, die den breiten Massen des Volkes Rechnung tragen. Von den fränkischen Kreisen steht in dieser Hinsicht Oberfranken an der Spitze: der seit 1911 erscheinende „Mainbote von Oberfranken" und die „Heimatbilder von Oberfranken" (seit 1913) wetteifern miteinander in der Förderung des Sinnes für oberfränkische Geschichte und völkische Eigenart unter den Einheimischen.

Davon legen besonders die zwei letzten Jahrgänge des „Mainboten" beredtes Zeugnis ab. Auf etwa 105 Seiten bietet jede Nummer in geschickter Anordnung eine Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden. Da die Aufsätze nur von Verfassern stammen, welche im Lande geboren oder durch langjährigen Aufenthalt mit Land und Leuten gut vertraut geworden sind, so gewinnen sie in hohem Grade an Wert und Interesse. Die Darstellung ist meist so, daß sie auch von den einfachen Leuten verstanden werden kann. Zahlreiche sehr gelungene Strichzeichnungen und photographische Drucke schmücken und beleuchten die Texte. Durch lustige Dorfgeschichten in getreuer mundartlicher Wiedergabe ist für Humor gesorgt. Kürzere stimmungsvolle Gedichte bringen erwünschte Abwechslung. Die Aufsätze behandeln die verschiedensten Gebiete, vor allem Geschichte, Sagen, Sitten und Bräuche, Lebensgeschichte bedeutender Männer, Naturgeschichtliches, landschaftliche Schönheiten, ländliche Bauweise, einheimische Erwerbszweige, Literatur und Kunst. Die Mitarbeiter sind zum größten Teil Lehrer und Professoren; aber auch Offiziere, rechtsk. Bürgermeister, Ärzte, Pfarrer, Architekten, Maler, Schriftsteller, Beamte haben Beiträge geliefert. Daß diese sich in so uneigennütziger Weise — Honorare werden nicht gezahlt, der Gewinn wird der Jugendfürsorge zugewandt — in den Dienst der Heimatsache gestellt haben, ist besonders hoch anzuschlagen. Das gleiche gilt von den beiden Redakteuren und dem Verleger. Mögen sie durch weitere Unterstützung ihrer Mitarbeiter und möglichste Verbreitung in Stadt und Land für ihre Mühen entschädigt und zur Fortführung des verdienstvollen Unternehmens ermutigt werden!

Bamberg. Dr. Chr. Beck.

Fr. Friedrich Leitschuh, Bamberg. Berühmte Kunststätten. Bd. 63. Leipzig 1914. Verlag von E. A. Seemann. 314 S. Mk. 4.—.

Die alte, herrliche Frankenstadt Bamberg hat zu ihren vielen Lobrednern einen neuen gewonnen; denn zu nichts anderem als zu einem Preise der Kaiser- und Bischofsstadt kann sich eine Schilderung der Kunststätte Bamberg gestalten, wie sie der Verfasser des vorliegenden Buches, selber ein Bamberger Kind, unternommen hat.

Das Buch ist nach geschichtlichen Gesichtspunkten aufgebaut und die Würdigung der Kunstdenkmäler folgt durchaus dem Verlauf der Bamberger Geschichte. So erzählt uns der Verfasser im 1. Abschnitt von Bambergs Anfängen. Gestehen wir nur gleich, daß uns dieser Teil nicht ganz befriedigte. Der Verfasser konnte wohl hier wie auch sonst in dem Buche „wertvolle Auf-

zeichnungen seines Vaters, weiland Oberbibliothekar der Kgl. Bibliothek in Bamberg", der – wie wir hinzusetzen möchten – ein tüchtiger Historiker war, benutzen; aber in einem Punkte ist die heutige Forschung über dessen Ansichten doch wohl hinausgeschritten – in der Frage nach der Urbevölkerung der Stadt Bamberg. Der Verfasser huldigt offenbar der Meinung, daß die Gesamt-



Abb. 1. **Grabtuch des Bischofs Günther von Bamberg** († 1065) im Domschatz zu Bamberg.
Aus „Berühmte Kunststätten", Bd. 63, Bamberg. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

kultur Bambergs vor Heinrich eine Slavenkultur gewesen sei. Er sagt u. a.: „Zur Zeit Adalberts besaß die Bevölkerung um Bamberg noch vorwiegend slavischen Charakter. Der Berg aber, auf dem das Kastrum erbaut war, führte offenbar dei den Slaven die Bezeichnung „Berg der Baba". Aus Babagora war schon frühzeitig Babenberg geworden". Es ist hier nicht der Platz das Unzutreffende dieser Ansicht ausführlich zu erörtern; ich darf vielleicht auf die einschlägigen Teile meiner Schrift „Der Wortschatz der Bamberger Mundart von 1580–1910", 2. Teil, Jahrb. 1913/14 des Histor. Vereins Bamberg, S. 67 ff., verweisen. Bedeutend besser befriedigt schon der 2. Abschnitt, Bamberg unter Heinrich II. Hier wird in ansprechender Weise die großartige Bedeutung der Bistumsgründung besonders auch für die künstlerische Entwicklung Bambergs hervorgehoben. Der 3 Abschnitt ist dem Dom gewidmet; er enthält eine genaue Beschreibung und eine sich auf alle Einzelheiten erstreckende Würdigung des herrlichen Bauwerks, seiner Kunstschätze (vgl. Abbildung 1 und 2) und Nebengebäude. Alsdann werden in einem neuen Kapitel die übrigen Bauwerke des romanischen Stils gewürdigt: neben kleineren Kapellen die größeren Anlagen St. Jakob, St. Gangolf und St. Theodor (die heutige Karmeliterkirche). Der 5. Abschnitt beschäftigt sich ganz mit der Benediktinerabtei Michaelsberg, dieser für das Bamberger Kunstleben so hoch-

bedeutenden Stiftung. Der nächste Abschnitt macht uns mit den Kirchenbauten des gotischen Stils bekannt; der Sachlage entsprechend ist hier weitaus der meiste Raum dem bedeutendsten dieser Bauwerke, der Oberpfarrkirche, gewidmet. Im folgenden Kapitel wird die profane Baukunst in der Zeit des gotischen Stils gewürdigt; hier behandelt der Verfasser die Altenburg, die ältesten Teile der Alten Hofhaltung und die Domherrnkurien (vgl. Abbildung 3), sodann die beiden Rathäuser Altbambergs. Der 8. Abschnitt handelt von der Renaissance in Bamberg; mit Wärme schreibt der Verfasser hier von dem Humanisten Albrecht von Eyb, von der Bamberger Malerschule des ausklingenden Mittelalters, von dem berühmten Buchdrucker Albrecht Pfister, die Bischöfe Georg III. Erbschenk von Limburg, Veit II. von Würtzburg und Ernst von Mengersdorf finden als hervorragende Kunstgönner gebührende Würdigung. Das Beste und Ausgereifteste ist hier in der Beschreibung der „Alten Hofhaltung" zu finden (vgl. Abbildung 4). Im 9. Abschnitt behandelt Leitschuh die für Bamberg ganz besonders charakteristische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts, die aus Bamberg, wie man weiß, eine „Stadt des Barock" gemacht hat; neben



Abb. 2. **Elfenbeinchristus** im Dom zu Bamberg,
angeblich Geschenk des byzantinischen Kaisers Basilius II. an Heinrich II.
Aus „Berühmte Kunststätten", Bd. 63, Bamberg. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

den zahlreichen Kirchen- und Profanbauten, die hier besprochen werden mußten, ist das reizvolle fürstbischöfliche Lustschloß Seehof, eine Stunde von der Stadt, nicht vergessen. Im 10. und letzten Abschnitt endlich läßt der Verfasser den künstlerischen Bestrebungen und Taten der neuesten Zeit eine wohlwollende und fast etwas schonende Behandlung angedeihen; die für Bamberg bezeichnende

und für die Kunstgeschichte nicht bedeutungslose Sammeltätigkeit eines Reider, Heller u. a. ward nicht vergessen.

An einem Buche, das naturgemäß aus der Betrachtung einer Fülle von Einzelheiten entstanden ist und eine Fülle von Einzelheiten bietet, soll man nicht im einzelnen herumnörgeln. Darum sei über das Ganze Folgendes gesagt: Wir gewinnen aus dem Buch den Eindruck, daß Bamberg wirklich eine hervorragende, ja glänzende Kunststätte gewesen ist, an der hochbedeutende Künstler, einheimische wie fremde, gewirkt haben, und deren Kunstleben infolgedessen neun Jahrhunderte hindurch viele feine Fäden mit dem Kunstleben anderer Städte und Völker verknüpften, ohne daß dadurch die Entwicklung einer ganz besonderen Eigenart und die Schöpfung bodenständiger Kunstwerke unterbunden worden wäre. Daß wir diesen Eindruck gewinnen, bewirkt die Begeisterung, mit der der Verfasser offenbar an seine Aufgabe gegangen ist, seine außerordentlich genaue Kenntnis Altbambergs und seine durchaus gründliche Forschungs- und Betrachtungsweise. Die ausgebreiteten und auf feine Nuancen sich erstreckenden kunstgeschichtlichen Kenntnisse, die der Verfasser zeigt, wird man bei einem Kunsthistoriker nicht eigens hervorzuheben brauchen. Ein Vorzug aber möge noch besonders betont werden, weil er im Rahmen des vorliegenden Buches zugleich auch eine kleine Schwäche darstellt: die ungemein große Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Anführung kleiner und kleinster Einzelheiten, minder bedeutender und – sagen es wir nur offen heraus – oft herzlich unbedeutender Künstlernamen und gleichgültiger Jahreszahlen. An welches Publikum richten sich diese Seemann'schen Bändchen? Kaum an die eigentlichen Fachgelehrten: in diesem Falle dürften ja die Quellenangaben auf keinen Fall fehlen. Also an das breitere Laienpublikum, das Interesse für kunstgeschichtlich bedeutende Stätten besitzt. Ich fürchte aber fast,



Abb. 3. **Inneres der romanischen Apsis**
der Hauskapelle des Redwitz-Domherrnhofes zu Bamberg.
Aus „Berühmte Kunststätten", Bd. 63, Bamberg. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

daß beispielsweise im vorliegenden Fall so mancher Nichtbamberger und Nichtfachgelehrte bei der Lektüre sehr bald vor dichtem Unterholz nur mit Mühe Hochstämme sieht, die er doch vor allem sehen möchte. Die fünfzig oder sechzig Seiten, die der Verfasser durch Beschneiden der teilweise etwas üppigen Einzelheiten hätte gewinnen können, wären vielleicht dem Buchschmuck noch zu gute gekommen.

Damit bin ich bei einem Punkte angelangt, bezüglich dessen der Verlag des vorliegenden Buches eine Bemerkung gestatten möchte. Zwar sind die 150 Abbildungen der Zahl nach sehr genügend, auch berücksichtigen sie in hocherfreulicher Weise und feinsinniger Auswahl (vgl. die zur Verfügung gestellten Bilder) alle Seiten der Bamberger Kunst, die Architektur sowohl wie die Plastik, die Tafel- und Freskenmalerei wie die Miniaturmalerei und alle dekorotiven Künste: allein einige



Abb. 4. **Portalbau der Alten Hofhaltung** zu Bamberg
(nach Fr. Leitschuh von Daniel Engelhard).
Aus „Berühmte Kunststätten", Bd. 63, Bamberg. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Abbildungen sind in der Wiedergabe zu klein, als daß man die köstlichen Einzelheiten erkennen könnte (vgl. etwa Abb. 3). Solche zu klein geratene Bilder – das hat z. B. Curat Frank in seinen Deutschen Gauen schon öfters mit vollstem Recht hervorgehoben – sagen dem, der das Objekt nicht kennt, recht wenig. Die Bamberger sind hinsichtlich der künstlerischen Wiedergabe ihrer Kunstschätze etwas verwöhnt; bei einer Neuauflage des besprochenen Buches möchte in diesem Punkt eine entsprechende Besserung vorgenommen werdeu.

Speyer. Dr. Peter Schneider.

Aus einem Kirchenbuch des 16. Jahrhunderts. Der Pfarrherr von Gollhofen von Wilhelm Seb. Schmerl. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

Das Buch führt uns in die Zeit der auf Luther folgenden Generation ein. Der Pfarrer Pankratius Müller erblickte noch zu Lebzeiten des Reformators das Licht der Welt, es spielte sich innerhalb der vierzig Jahre seines Lebens, seiner Lehr- wie seiner Schaffensjahre, durch die uns die Aufzeichnungen im Gollhofener Kirchenbuche begleiten, ein Stück fränkischer Kulturgeschichte ab, wie es packender nicht geschildert werden kann. Es sind keine „modernen" Ideen, welche den Pfarrer von Gollhofen zu den Werken der echt christlichen Nächstenliebe begeistern, der er sein Leben widmet, aber wir verstehen dieses herrliche Innenleben des Pfarrers, wie wir auch seine äußerlichen Erfolge begrüßen, solange das Glück ihm hold will, weil auch unsere Zeit gottlob noch solche Ritter der Charitas und edelsten Humanität kennt, denen leider meistens die Tragik des Lebens nicht erspart bleibt.

Pankratius Müller war, wie aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervorgeht, in dem früher Speckfeldschen Walddörfchen Buchel im Steigerwald geboren, als der Sohn eines armen Mannes, den im Forst ein fallender Baum erschlug. Dem vaterlosen Knaben lehrte ein Schulmeister, der früher Landsknecht war, Lesen und Schreiben und unterrichtete ihn auch etwas in der edlen Musika, sodaß Pankratius, als der Lehrer starb, imstande war, als sechzehnjähriger Junge die Schulstelle zu versehen, welche überhaupt nur über Winter Arbeit und Verdienst bot, während im Sommer der Schulverweser als Knecht bei einem Bauern arbeitete. Der Ortspfarrer Schopsius, dessen Sermon vom 10. post trinitatis der talentvolle Knabe derartig genau und verständnisvoll nachschrieb, daß Schopsius immer beim Nachlesen des Skriptums die drei Worte sagen konnte: „Incredibile, verbotenus, verbotenus“ (unglaublich, wörtlich, wörtlich), nahm sich nun des Jungen an und erteilte ihm zusammen mit Judith, des Pfarrers gleichalterigem Töchterlein, Unterricht in den alten Sprachen, in Geschichte und der Bibel. Nicht herrlicher haben die größten Dichter aller Zeiten eine hohe Liebe beschrieben, als sie sich nun zwischen den beiden heranwachsenden Kindern entwickelte! Dieses Hingezogensein der Beiden zu einander ist als ebenso natürlich wie ethisch tadellos und den fühlenden Leser bezaubernd geschildert. Da brechen papistische Reiter in das stille Walddorf ein, welche in Abwesenheit des Pankratius den Pfarrer und seine Tochter morden. Nun nimmt sich die Speckfelder Herrschaft des talentvollen Schulverwesers an, es wird ihm das Studium in Nürnberg und Wittenberg ermöglicht, er erreicht den „Licentiaten“ und „Magister“, um dann Kaplan und Hofmeister in Einersheim, Pfarrer in Mainstockheim und Gollhofen zu werden. Wie herrlich und wahrheitsgetreu schildert die Kirchenbucheintragung in der Schreibweise jener Zeit, die nur wenig abgeändert uns hier mundgerecht gemacht wird, die Pflichten, Freuden und Leiden eines Patronatspfarrers der damaligen Zeit! Welchen intimen Einblick geben uns diese Aufzeichnungen in das Verhältnis zwischen Herrschaft, Pfarrherrn, Lehrer und Pfarrkindern! Auch die Lehrmeinungen, welche sich damals unter den „Evangelischen“ selbst erst zu bilden begannen, werden gestreift! Wie viel können wir bezüglich der Sitten und Gewohnheiten der fränkischen Landbevölkerung zu Ende des 16. Jahrhunderts hier lernen! Welcher Unterschied zwischen dem edlen, stillfröhlichen, versöhnlichen Pankratius und dem Ansbachischen Superintendenten von Uffenheim, der sein Denunziant wird, weil der Gollhofener Pfarrherr eine wahnwitzige achtzigjährige Frau, die in ihrem Wahnsinn als „Zauberei“ erscheinende Heimlichkeiten treibt, nicht als „Hexe“ anzeigen will. Der unduldsame Superintendent bewirkt die Hexenverbrennung der Greisin in Hellmitzheim und die Entlassung des zu duldsamen Panratius, den aber, ehe ihm dieselbe bekannt wird, der mitleidsvolle Tod vor dieser Schande bewahrt. Besonders erwähnt sei noch hier der lieblichen Beschreibung der Zusammenkunft der Pfarrherren des Steigerwalds, des Kitzinger Maingaues, der Casteller Herrschaftsbezirke auf dem alten Schwanberg, der alten Karolinger Veste, von wo man bis zum Spessart und bis zur Rhön sieht. Köstlich ist zu lesen, wie dort der Pfarrherr von Gollhofen sein braves Ehegespons, die Schwägerin seines Freundes Pfeiffer fand, die ihm treu sodann in allen Lasten des Lebens und Berufes bis zu seinem Tode zur Seite stand. „Der Pfarrer von Gollhofen“ ist ein Buch, das man am liebsten in einem Zuge durchliest, es wirkt erhebend und belehrend, ohne diese Tendenz merklich zu machen, es unterhält trotz der Tiefe der Gefühle und der Anschauungsweise, aus der seine Lehren geschöpft sind, es gibt ein Stück Kulturgeschichte, geschildert in kleidsamen Gewande einer alten, aber uns lieb erscheinenden Sprachweise, wie es uns nicht leicht anderwärts geboten wurde. A. Ney, München.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrgang 1913 mit 11 Tafeln und 62 Abb. Nürnberg. Verlag des Germanischen Museums 1914.

Das Erscheinen der Mitteilungen des Germanischen Museums ist immer ein wissenschaftliches Ereignis, das in weiten Kreisen ungeduldig erwartet wird. Auch der vorliegende Jahrgang ist wieder eine prächtige Gabe von beachtenswerter Vielseitigkeit. Gustav von Bezold steuert zwei Aufsätze bei: Der Nürnberger Wachsbossierer Georg Holdermann (geb. 1585, † 1629) und Beiträge zur Geschichte des Bildnisses in Deutschland. Die Untersuchung geht von der Grabmalplastik aus, die bis in die Zeit um 1500 betrachtet wird, wo das Ziel einer objektiv richtigen plastischen Dar-

stellung bestimmter Personen erreicht ist. In der Malerei folgen wir der Entwickelung der Bildniskunst von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis auf Holbein d. J. —

Theodor Hampe teilt 2 Briefe des Rechenmeisters Johann Neudörfers „Vaters der Nürnberger Kunstgeschichte" mit (geb. 1497, † 1563). —

R. Forrer handelt über einen Zeugdruckfund, der es ihm ermöglicht, den „Mutter Anna Zeugdruck mit dem Seraphim" mit Bestimmtheit der Rheinischen Kunst um 1400 zuzuweisen. Hermann Peters schildert die historisch-pharmazeutische und chemische Sammlung des Museums mit Ausführungen zur Entwicklungsgeschichte der Apotheken. — Dr. van Genneps Beitrag beschäftigt sich mit der Brettchenweberei im 15.–16. Jahrhundert. — August Neuhaus gibt eine Veröffentlichung aus den Briefen des Lützower Jägers Fröbel an Professor Christian Samuel Weiß aus dem Feldzug 1813/14, die jetzt teils im Fröbelhaus teils im Museum aufbewahrt werden. Als Mitteilungen eines 31 jährigen „Kriegsfreiwilligen" aus der großen Zeit vor 100 Jahren sind die Briefe heute besonders willkommen, da sie sehr interessante Einblicke in die inneren Verhälnisse des Lützower Korps ermöglichen und uns zeigen, wie sich damals Deutschlands akademische Jugend zu dem stellte, was gemeinhin „Militarismus" genannt wird. Der kriegerische Hintergrund ist weniger interessant, Turnvater Jahn wird einmal recht ungünstig charakterisiert. — H. W.

2. Zeitschriften-Schau.

Heimatbilder aus Oberfranken. 2. Jahrgang 1914 München.

Tapfer kämpft auch diese in ihren Beiträgen gründliche und vielseitige volkskundliche Vierteljahrsschrift weiter trotz der Ungunst der Zeit. Der Inhalt der Hefte orientiert sich nach den Stichworten: Geschichte und Volkskunde, Baukunst und Denkmalpflege, Kunst und Handwerk, Naturkunde, Literatur.

Heft 3. Knoblach: Oberfränkische Sagen. (Der Moritz oder Orakelbrunnen). – Gräf: Sagen aus dem Aischgrund. – Klein: Der Hanhof und die Hankapelle bei Prächting. (Schluß.) – Rathgeber: Aus der Frühzeit des Rosenkranzes. – Schmitz: Bautypen aus dem Frankenwald – Pfau: Die mittelalterlichen Bauhütten. (Hier die Vereinigung der Bauleute für Kirchenbauten.) Dabei eine Tafel mit Beispielen von Steinmetzzeichen an fränkischen Bauten nebst Probe einer Steinmetzengeheimschrift. Es wird dabei aufgefordert, im ganzen ehemaligen Bamberger Hochstifts- wie Markgrafengebiet die Steinmetzzeichen zu sammeln und an Pfarrer Wachter in Hallstatt mitzuteilen. – Eber: Geschichtliches aus der Greussener Töpferkunst. – Zur Bodengestaltung Oberfrankens liefert Spandl einen Beitrag über Kulmbach's nächste Umgebung und Finzel über den Staffelberg bei Staffelstein.

Heft 4. Kolb: Zur Geschichte von Münchberg. Nach dem Observanzbuch des 17. Jahrhunderts. – Marzell: Segen und Beschwörungen aus Oberfranken. – Eber: Zwei Patente wegen Abstellung von Handwerksmißbräuchen von 1731 und 1732. – Ade: Die Säugetierewelt des nördlichen Frankenjura einst und jetzt vom Standpunkte des Tierschutzes betrachtet.

An die letzten Hefte der gleichen Zeitschrift in unserem Heft 4 anzugliedern:

Das Bayerland.

Nr. 17/18. Martha von Oefele: Das Hahnkrähen (ein Volksbrauch bei der Brautwerbung im Markgräflichen Franken).

Thüringer Monatsblätter.

Nr. 11. Dr. Wilhelm Greiner: Otto Ludwig, ein Kämpfer und Sieger (zum 50. Todestag des Dichters). – W. Lorenz: Beschreibung einer Reise des Franziskus Wagner durch Franken im Jahre 1677.

Niederbayerische Monatsschrift.

Heft 6. Aus niederbayerischen Lokalmuseen.

Heft 8–10. Spirkner: Die Kröninger Hafnerei. (Ein interessanter Beitrag zur Geschichte dieser Zunft mit vielen Abbildungen.)

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 11. Jahrg. 1914. Elberfeld.

Heft 3. Schell: Beiträge zur Volksmedizin im Bergischen. – Karl Prümmer: Tod und Teufel im Volksmund. – Henke: Knabenspiele und Lieder aus Geseke in Westfalen.

Bayerischer Heimatschutz. 12. Jahrgang. München 1914.

Heft 6. Kleine ländliche Nutzbauten. Abbildungen von Projekten eines Wettbewerbs zur Erlangung von Plänen für kleine Maschinenhäuser. Gemeinden und Genossenschaften warm empfohlen!

Heft 7—10. Beschränkung des Umfangs infolge des Krieges. Chr. Ruppe: Bodenständige Lokalmuseen. Betrachtungen im Anschluß an einen Gang durch das Museum zu Dinkelsbühl.

Mein Heimatland. 1. Jahrgang. Karlsruhe 1914.

Heft 4/5. Ernst Fehrle: Bilder aus Mosbach. — F. Landes: Das „Gutleut"-Haus und Kapelle zu Mosbach. — F. Landes: Niedermeierpoesie auf Mosbacher Schützenscheiben.

Mannheimer Geschichtsblätter. 15. Jahrgang 1914.

Während des Krieges erscheint die Zeitschrifft in gekürzter Form.
Nr. 8 bis 12. Von Nischer: Julians Feldzüge am Rhein.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 62. Jahrgang. 1914.

Nr. 5. Curschmann: Übersicht über die Entwickelung der historisch-geographischen Forschung in Deutschland während des letzten Jahrhunderts. Der Vortrag wird in erweiterter Form und unter stärkerer Berücksichtigung des 17. und 18. Jahrhunderts im Archiv für Kulturgeschichte erscheinen.

Nr. 6/7. Klapper: Das deutsche Privatgebet im ausgehenden Mittelalter. — Meier: Die Fortschritte in der Frage der Anfänge und der Grundrißbildung der deutschen Stadt. (Mit Abbildungen). — Lauffer: Der Komet im Volksglauben.

Nr. 8. Weise: Die Sebastianskirche zu Ladenburg am Neckar und die Ausgrabungen am dortigen Königshof. — Bericht über die Tätigkeit der Geschichtsvereine in Württemberg 1912/13. — Jahresbericht der Germaniae Historica. — Jahresbericht des römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz.

Nr. 9/10. Bericht über die Tätigkeit der Geschichtsvereine Bayerns im Jahre 1913. — Martiny: Die Anlage der altbayerischen Städte.

Nr. 11/12. Eingehende Übersicht über die neueren Ergebnisse der römisch-germanischen Forschungen. Zusammengestellt durch Professor Dr. Anthes. — Übersicht über die Tätigkeit der Geschichtsvereine in Baden im Jahre 1913.

Das Land. 22. Jahrgang. Berlin 1914.

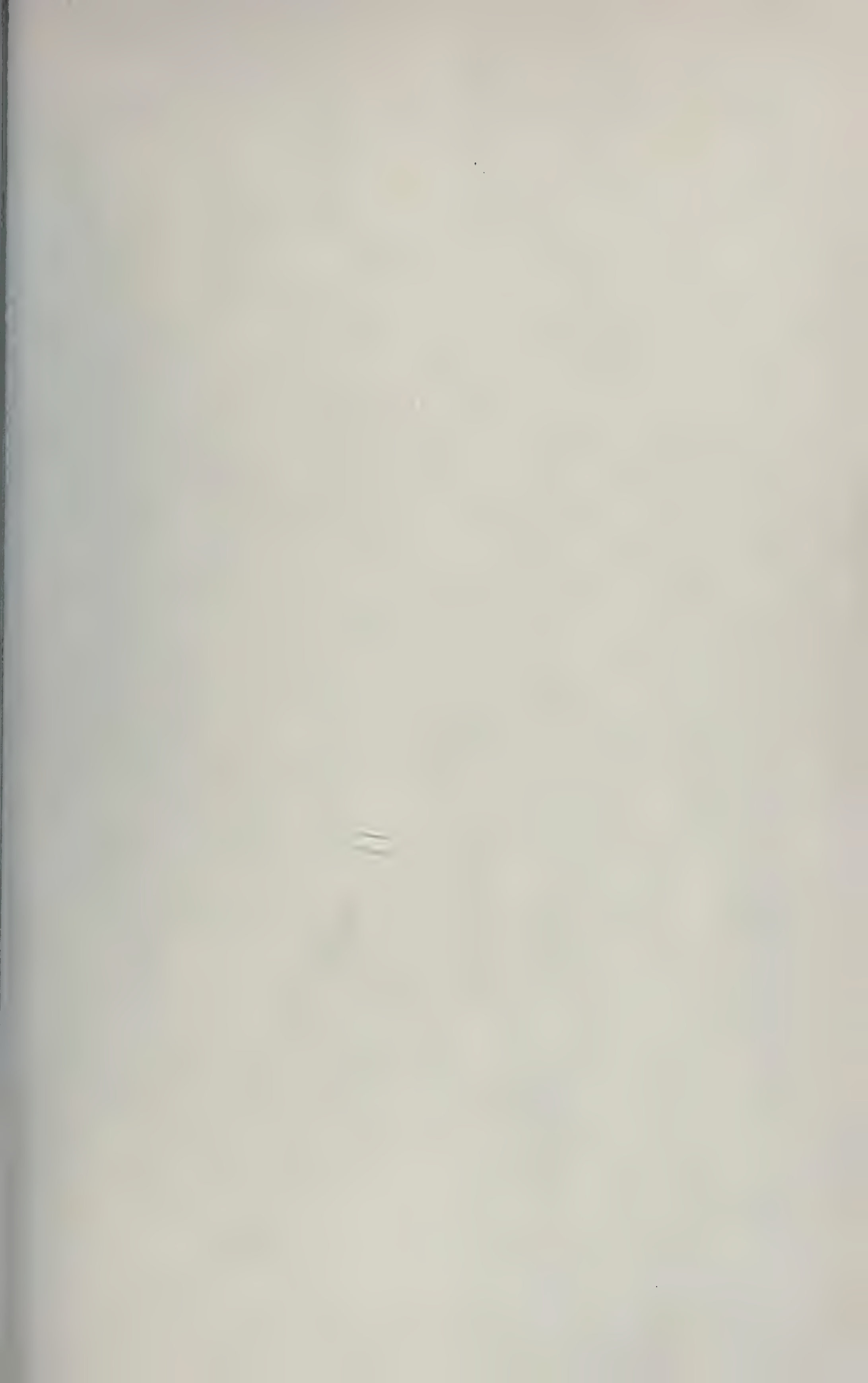
Nr. 20. Dr. J. Nolle: Sozialstudentische Ferienarbeit im Dienste der Wohlfahrtspflege auf dem Lande. — Die sozialstudentische Bewegung will die jungen Glieder der gebildeten und besitzenden Stände wieder in das Volksganze als mitlebenden Teil hineinstellen. Bisher war die Großstadt das Hauptarbeitsgebiet, erst die Ausdehuung auf das Land bietet Gelegenheit genug das echt volkstümliche an seiner Quelle kennen und — schätzen zu lernen, möge dann auch Gelegenheit genommen werden an seiner Erhaltung mitzuarbeiten. — Dr. R. Peschke: Wie man Märchen sammelt. (Besprechung von Wissers Plattdeutschen Volksmärchen.)

Tonindustrie-Zeitung. 38. Jahrgang. Berlin 1914.

Nr. 77. Regierungsbaumeister Neumann: Aus der Geschichte der Ziegeldeckung in Deutschland.
Nr. 86. Dr. Sprater: Die römischen Ziegeleien in Rheinzabern. (15 Abbildungen.)



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 2, 1915



Illustrierte Monatsschrift
ür alle Franken und Frankenfreunde

ruck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 2. Heftes:



1915 · 2. Jahrg. · Febr. · Heft 2



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken

Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Auf den Spuren der Hohenzollern in Franken.

Von **Hans Eber**, München-Presseck.

2. Kulmbach.



Wir wollen hier nicht den Entwicklungsgang der ganzen Hohenzollernschen Hausgeschichte vor Augen führen; nur das sei bemerkt, daß am 28. Juli 1340 die erste Gebietserweiterung der Burggrafschaft erfolgte. Otto VII. aus dem Hause Meran-Orlamünde, Herr zu Plassenberg war gestorben. Seine noch jugendliche Witwe entbrannte in heißer Liebe zum Burggrafen Albrecht den Schönen, der ihr sagen ließ: Es wäre alles gut und recht, aber „vier Augen" seien hinderlich. In unseliger Stunde mißdeutete die unglückliche Frau diese Rede ihres Geliebten, der damit seine Eltern meinte, und tötete ihre zwei liebreizenden Kinder durch Nadelstiche in den Kopf. Von ihrer Buße und ihrem Ende werden die verschiedensten Berichte verbreitet. Geschichtlich nachweisbar ist nur die eine Tatsache, daß die Gräfin ihren Lebensabend in dem von ihr gegründeten Kloster Himmelthron bei Gründlach in der Nähe Nürnbergs verbrachte und auch dort begraben liegt.

Als „weiße Frau" soll sie sich von jener Stunde an bei besonders wichtigen Ereignissen einem Mitgliede des Hohenzollernhauses zeigen.

Inwieweit das zutrifft, sei dahingestellt. Hier sei nur bemerkt, daß der tatkräftige und kluge Markgraf Albrecht Achilles eine solche ihm begegnende Geistererscheinung die Schloßtreppe hinunterwarf. Am nächsten Morgen fand man einen seiner Räte tot im Stiegenhause vor. Er hatte seinen frevlen Streich mit dem Leben bezahlen müssen.

Mit der Erwerbung der Herrschaft Plassenberg beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Hohenzollern. Von nun ab breiten sie sich immer mehr in Franken aus und halten sich bis nach den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstädt.

Noch heute machen sich die Spuren des kunstliebenden Geschlechtes bemerkbar. Am meisten selbstverständlich an den Orten, wo sie mit Vorliebe zu residieren pflegten. Da fällt vor allen anderen Kulmbach, an der Bahnlinie Hof-Bamberg-Würzburg im Tale des weißen Maines gelegen, auf.

Als eine rege Industriestadt mit 12000 Einwohnern breitet sich die alte Culminaha in einem von bewaldeten Hügeln eingeschlossenen Talkessel aus. Eine Reihe stattlicher Neubauten erheben sich in nächster Nähe des Bahnhofes. Und doch können sie nicht den altertümlichen Eindruck des alten Zollernstädtchens verwischen. Nicht einmal die Riesenschlöte der zahlreichen Brauereien vermögen das; denn von trutziger Höhe schaut als Wahrzeichen ruhmreicher Vergangenheit die alte Plassenburg hernieder auf die Stadt.

Sie findet sich nicht mehr in dem Zustande, wie sie der Pfalzgraf von Burgund und Herzog von Meran, Otto der Ältere, der mächtige Freund der Hohenstaufen, zum Schutze seines Geschlechtes um 1229 erbaute; aber die noch übriggebliebenen Mauerreste offenbaren deutlich die Unbezwinglichkeit der alten Veste, gegen die die Hussiten 1430 vergeblich anrannten und die sich 1554 den Bundständischen nur infolge Mangel an Lebensmitteln ergab. Allerdings haben die Herren auf dem Plassenberg gar übel gehaust und die Burg verwüstet, aber laut kaiserlichen Reskriptes 175000 fl. zum Wiederaufbau der Veste beitragen müssen, die denn auch bald in verjüngter Pracht, aber auch nicht weniger wehrhaft als zuvor erstand; sodaß Wallenstein 1632 nach vergeblicher Belagerung abziehen mußte. Napoleons Truppen erging es ebenso und wäre die unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt nicht gewesen, hätte der alte Kommandant von Uttenhofen nicht kapituliert. Ob dann Napoleon jemals die festen Bollwerke hätte schleifen lassen?

Die Geschichte des alten Schlosses wäre unvollständig, würden wir nicht seines letzten Endzweckes als Zuchthaus gedenken. Von 1817 bis zum Jahre 1909 diente die Plassenburg als staatliche Gefangenenanstalt.

Die Tafeln, deren Inschriften Unbefugten den Zutritt verboten, die Wachtposten und Schilderhäuser sind verschwunden. Gegen geringe Gebühr ist jetzt eine Besichtigung der Burg gestattet.

Durch das Burgtor, das auf seinem Gewölbe eine Menge Steinmetzzeichen trägt, betreten wir den unteren Hof. Die Nord- und Ostseite flankieren die Kasernbauten des letzten Markgrafen Alexander. Vor allem aber fällt uns hier das architetonisch meisterhaft ausgeführte Christianstor auf, das den Markgrafen Christian als Obristen des fränkischen Kreises in schwerer Ritterrüstung hoch zu Pferde zeigt. Darüber halten Krieger bei Kartaunen-Falkonetkugeln und Pulverfaß die Wacht.

Um dieselbe Zeit erstand das an der Südseite des Hofes gelegene Zeughaus, das ehedem neben Munition und Waffen allerlei Beutestücke und wertvolle Trophäen aus den Kriegen der tatenfrohen Markgrafen barg.

Auf der Westseite ragt die eigentliche Hochburg in den unteren Hof herein. Sie ist aus demselben Sandstein erbaut, auf dem sie steht und es ist nicht un-

wahrscheinlich, daß der heutige „untere Hof" ehedem als Steinbruch die Quader zu dem stolzen über ihm liegenden Bau lieferte.

Der Platz vor der Westfront der Hochburg hat die Gestalt eines geräumigen Geschütz-Rondells. Weit schweift der Blick von hier aus über die Ziegeldächer der Stadt hinweg hinunter in die lachenden Gefilde des Maingaues. Im Hintergrunde grüßen die verträumt herüberschauenden blauen Berge des Jura.

Den Abhang selbst beschatten eine große Anzahl von Obstbäumen und Ziersträuchern. Freilich ehedem wuchs edleres Holz an diesem Hügel. Die Reben des Plassenbergs lieferten manchen köstlichen Tropfen für die fürstliche Tafel. Doch all das ist vorbei, seit 1709 alle Stöcke erfroren. Der kurz vorher gänzlich abgebrannten Stadt war es nicht möglich, diesen Schaden sofort zu ersetzen und so unterblieb der weitere Umbau.

In der Hochburg fällt uns das Eingangstor zum sogenannten „Schönen Hof" auf. Reicher Blatt- und anderer Ornamentschmuck zieren Rundbogen und Fries. Über dem Portal ist das markgräflich-brandenburgische Wappen eingelassen, das links und rechts von zwei Rittern — den Kämpfer und den Sieger darstellend — flankiert wird.

Vor uns liegt der „Schöne Hof". Nicht mit Unrecht nennt man ihn so. In den Jahren 1561—68 entstand auf Anregung des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth „das einzig in seiner Art dastehende Denkmal deutscher Frührenaissancen". Kein geringerer als der berühmte Erbauer des Heidelberger Schlosses, Baumeister Vischer, lieh seine Kunst dazu. Wir sehen noch heute sein Zunftzeichen in einem der Steine eingegraben.

237000 fl. kostete die Wiederaufführung des von den Bundständischen trotz gegebenen Ehrenwortes abgebrannten Schlosses, „des Hauses Brandenburg Schmuckkästlein".

Der „Schöne Hof" ist im Viereck angelegt und wird in jedem Winkel von einem Turm abgeschlossen. Auf drei Seiten sind je zwei Galerien übereinandergebaut, die im Innern von Spitzbogen überwölbte Arkadengänge darstellen, während sie nach außen hin eine wertvolle Ahnengalerie der Hohenzollern, und zwar in Stein gehauen darstellen. Heute noch erwecken diese lorbeerumrankten Medaillons von ungefähr 80 cm Durchmesser unser lebhaftes Staunen. Wie müssen diese Kunstwerke erst gewirkt haben, als Gold und Farben den Eindruck noch erhöhten?

Von rechts schaut der wohl sagenhafte Ahnherr, der Patrizier von Rom, Colonna und sein Gemahl zu uns herab. Daneben ist das Bildnis des ersten Burgherrn auf Hohenzollern, Thassilos und seines Ehegesponses, das Konrads II. und anderer bedeutender Ahnen angebracht.

Auch die „weiße Frau" fehlt nicht, ebenso wenig ihr Geliebter, der Burggraf Albrecht der Schöne. Aber ihre Reliefbildnisse sind nicht, wie die der anderen Persönlichkeiten mit Lorbeerkränzen, sondern mit Schlangengestalten umwunden.

Der kraftvolle und mutig dreinschauende Albrecht Achilles, dessen glänzendste aller deutschen Hofhaltungen die Gegend manchmal in großes Elend gebracht hat,

blickt von der anderen Reihe her finster darein; ebenso der unglückliche Friedrich der Ältere der „erprobte Freund Kaiser Friedrichs und treue Waffengefährte Maximilians I.“, der von seinem grausamen Sohne Kasimir 12 Jahr lang im 2. Stock des Ostflügels gefangen gehalten wurde.

Auch im ersten Stock des Baues finden sich fürstliche Wohnräme, deren Traulichkeit jeden Besucher anmutet. Weniger freundlich schaut die finstere und schmucklose Schloßkapelle aus.

Der Nordflügel des Innenhofes hat noch sein altes Gepräge wie vor der Zerstörung. Auf sechs mächtigen breiten Säulen ruht der ungefähr 50 Meter lange und 12 Meter breite Rittersaal, dessen Wände ehemals die Bilder Hohenzollernahnen schmückten. Sie mögen auf gar manches fröhliche Treiben in den weiten Hallen herabgeschaut haben.

„Doch die Ritter sind verschwunden, nimmer klingen Schwert und Schild!“ 1603 verlegte der Markgraf in der Vorahnung der kommenden schweren Zeit seine Residenz nach Bayreuth. Nur noch wenige Male kamen fürstliche Hofhaltungen in die Stadt, die lange nicht mehr das war als in früheren Zeiten. Bemerkt sei noch, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts die edle Königin Luise das Preußen neu zugefallene fränkische Gebiet und damit Kulmbach besuchte. –

Neben manchen anderem altertümlichen Bauwerk fällt dem Wanderer noch das Prinzessinnenhaus, die Wohnung der unglücklichen, von 1727–49 nach Kulmbach verbannten Prinzessin Sophie Wilhelmine und das Kgl. Bezirksamt, die ehemalige markgräfliche Kanzlei auf.

Mit der Verlegung der Residenz schwand die eigentliche Bedeutung des heutigen gewerbtätigen Städtchens als Hohenzollernsitz, ja man benützte sogar lange Jahre hindurch das ehemalige Schloß als Gefangenenanstalt; aber sein Ruhm blieb dennoch erhalten. Als unser Kaiser seinen Ahnen in der Siegesalle zu Berlin ein bleibendes Denkmal setzte, da durfte am Standbild Friedrich des Eisenzahns, des kämpfe- und siegesreichen Kurfürsten in der Mark, der 1470 die Plassenburg zu seinem dauerndem Ruhesitz wählte, auch das Relief seines getreuen Kulmbacher Rates Sesselmann nicht fehlen.





Gneisenau.

Ein Erinnerungsblatt.

Von **Max Schmitt**, Kgl. Seminarlehrer in Würzburg.

nsere Zeit hat besonders Veranlassung, jenes Helden zu gedenken, dessen Jugendschicksal mit unserer Stadt verknüpft war und der dann im Kampfe mit Napoleon eine Hauptrolle spielte, August Wilhelm Antonius Neithardt Graf von Gneisenau. — Der historische Verein von Unterfranken und Aschaffenburg ehrte dieses strategische Genie bereits im Jahre 1906 dadurch, daß er an dem allen Würzburgern bekannten, hohen, treppengiebeligen Haus in der Domerschulgasse Nr. 11 eine Erinnerungstafel anbringen ließ mit den Worten: In diesem, dem großväterlichen Hause, hat der Feldmarschall August Neidhardt von Gneisenau seine Jugendjahre verlebt 1767—1773[1])

Hin und wieder, ich möchte sagen, nicht einmal so selten, sieht man ein fremdes Gesicht in andächtig interessierter Weise diese Worte von der Tafel ablesen.

Es war der fürstbischöfliche Würzburgische Ingenieur Oberst Müller, in dessen Hause der junge Gneisenau Aufnahme fand. Michael Anton Müller[2]), geboren im Juli 1689 in Höpfingen in Baden, trat 1711 in Würzburger Kriegsdienste. Er lag in Philippsburg während der Belagerung durch die Franzosen, wohnte im Türkenkriege den Schlachten von Peterwardein (1716), Temesvár und Belgrad bei. 1718 war er in Sizilien, 1720 in Spanien, 1723 wieder in Würzburg, wo er dann 1724 Stückjunker bei der fränkischen Kreisartillerie, 1734 Leutnant, 1741 (im Alter von 52 Jahren) Hauptmann, 1751 Oberstwachtmeister und Vorstand der Ingenieur-Akademie und 1756 Oberstleutnant wurde. Er starb am 18. Februar 1772 im Alter von 86 Jahren, nachdem er noch auf dem Sterbebette das Patent als Oberst erhalten hatte.

---

[1]) Den Beteiligten am Festakte (1. Juli 1906) ist die eindrucksvolle Gedenkrede des Herrn Prof. Dr. Anton Chroust in lebhafter Erinnerung.

[2]) Ich verdanke einige wertvolle Notizen über Oberst Müller der Güte des Herrn Dr. Gottfried Ziegler in Würzburg.

Als Lehrer der Fortifikation, Zivil- und Baukunst an der hiesigen Hochschule veröffentlichte Müller eine deutsche gekürzte Übersetzung der „Architektura" des Vitruvius Pollio, eines Zeitgenossen des Kaisers Augustus (Nürnberg, Würzburg und Prag zu finden bei Pius Lochner und Mayer 1756).

Müller erfreute sich der besonderen Wertschätzung Balthasar Neumanns sowohl im Zivilbauwesen, als auch bei Fortifikationsbauten.

Er war lange Jahre Mitglied der Würzburger Baukommission, welcher außer Balthasar Neumann die Hofkanzler von Habermann und von Fichtel, Hofrat Unger, Hofkammerrat Rossat, die Stadträte Dietrich, Laudensack u. a. angehörten.

Gneisenaus Mutter, die älteste Tochter aus später zweiter Ehe dieses Würzburgischen Oberst Müller, hatte gegen den Willen ihrer Eltern den Bund des Lebens geschlossen mit dem kursächsischen Artillerieleutnant August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau, dem Sproß eines alten patrizischen, österreichischen Geschlechts, welches neben dem Familiennamen Neidhardt auch wohl nach seinem Schloß bei Elferding den Namen Gneisenau führte.

Über Gneisenaus mütterliche Familie ist trotz eingehender Nachforschungen bis jetzt nur wenig zu ermitteln gewesen und doch sollte es eine Ehrenpflicht sein, auch in dieser Richtung die Geschichte eines unserer größten Männer zu vervollständigen. Es wird daher erwünscht sein, das wenige kennen zu lernen, was wir von der Familie des Oberst Müller wissen.

Stammbaum.

Michael Anton Müller
geb. im Juli 1689 zu Höpfingen in Baden,
seit (1711) 1724 in Würzburg, † 18. Febr.
1772 zu Würzburg.

1. Ehe.
Maria Margaretha
† 25. Mai 1738, 22 Jahre alt, begraben im Kirchhof zu den Franziskanern in Würzburg.

2. Ehe.
?

1. Ehe				2. Ehe		
? Geistlicher und Pfarrer.	? Stiftherr zu Stift Haug.	Catharina Sabine, geb. 3. April 1737 (Patin; Cath. Sab. Jonec, Frau des Schloßinspekt. Balthasar Jonec) vermählt mit dem Artilleriehauptmann Schwab.	Franz Michael Anton, geb. 21. März 1738, † 23. Febr. 1739, begraben im Kirchhof zu den Franziskanern in Würzburg. (Pate: Bürger und Häcker Franz Michael Henkel).	? vermählt 1760 mit dem kursächsischen Artillerieleutnant Aug. Wilh. Neithardt von Gneisenau.	? ehemaliger Würzburgischer Hauptmann, später bayerischer Oberst Müller, gestorben an der Brustwassersucht.	Margaretha vermählt mit Herrn von Storz, Hauptmann in Schwäbisch-Gmünd

August Wilh. Anton Neithardt von Gneisenau, Feldmarschall, geb. 27. Okt. 1760 in Schilda bei Torgau, gest. 23. Aug. 1831 in Posen.

Mitten im Getümmel des siebenjährigen Krieges, vor der Schlacht bei Torgau, wurde **August Wilhelm Neithardt von Gneisenau** am 27. Oktober 1760 zu Schilda bei Torgau in der preußischen Provinz Sachsen geboren. Auf nächtlicher Flucht der Reichsarmee vor Friedrich dem Großen fiel das Bündelchen jungen Lebens vom Bauernwagen in den Straßenschmutz. Reiner Zufall war es, daß eine mitleidige Soldatenseele den Verlust bemerkte und das wimmernde Kissenbündel aufhob, sonst wäre das Knäblein von den nachfolgenden Wagen totgefahren worden. Kurz darauf starb Gneisenaus Mutter, Würzburgs Kind, unsere Mitbürgerin; der Vater wurde versprengt, irrte auf Abenteuer in der Welt umher und kümmerte sich nicht um seinen Sohn. Einfache Leute in dem kleinen Städtchen Schilda zogen den armseligen Fremdling als Hütejungen auf. Glücklicherweise erfuhren die wohlhabenden Großeltern von seinem Dasein und ließen ihn in einer stolzen Karosse hierher nach Würzburg abholen. Er schreibt, daß er als mutterloser, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von seinen Großeltern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde.

In späteren Zeiten gedachte er noch oft der langen Reise von Sachsen nach Franken und der hellen, hohen Zimmer in dem schmalen großelterlichen Hause zu Würzburg. Hier verbrachte der befähigte Knabe eine Reihe von Jahren und insbesondere jene, welche am bedeutungsvollsten für sein Leben wurden.

Hier genoß er außer der ihm bisher abgegangenen häuslichen Erziehung bei den Großeltern als Ersatz der elterlichen die Erziehung des Geistes durch eine regelrechte Ausbildung in dem von den Jesuiten geleiteten Gymnasium zu Würzburg. Hier spielte er mit seinen Schulgenossen. Seine Spaziergänge führten ihn auf die Wälle der Festung, auf die Zinnen der Marienburg, von wo sein sinnender Blick hinausfiel auf die rebenbepflanzten Berge, auf das Maintal mit seinem silbernen Flusse, auf die turmreiche Stadt zu seinen Füßen, die seine Heimat, seine Vaterstadt geworden war. Gerade die Eindrücke jener Zeit seines sechsjährigen Aufenthaltes in Würzburg sind tief in sein Inneres gedrungen und unverlöschlich geblieben. Wir finden Gneisenau von 1777 ab zu Erfurt, wo er Universitätsstudien oblag.

Die Großeltern starben und hinterließen ihm ein mäßiges Erbteil, das er in den Zerstreuungen ungebundener Jugend bald verbrauchte. Geldnot bewog ihn, die Hochschule zu verlassen und aus Neigung zum Soldatenstande trat er 1778 in das österreichische Husarenregiment Wurmser, wahrscheinlich als Kadett, ein. Jedoch schon im nächsten Jahre vertauschte er den kaiserlichen mit dem markgräflich-ansbachischen Dienst in der Hoffnung, dadurch an dem Kriege in Amerika teilzunehmen, für den der Markgraf seine Truppen vermietete. Eine tolle Leutnantsjugend voll verworrenen Tatendrangs, der ihn wirklich 1782 als Jägerleutnant nach Amerika führte, aber erst zu einer Zeit, wo dort schon die Waffen ruhten. Konnte er auch kein Gefecht mehr mitmachen, so lernte er doch in Amerika die beiden Elemente praktisch kennen, welche für die Folge die ganze Kriegsführung umgestalten sollten, nämlich: die Volksbewaffnung und das zerstreute Gefecht der Infanterie.

1783 zurückgekehrt, trat er im Todesjahr Friedrich d. Gr. in preußische Dienste. Aber zwischen dem wilden Treiben zog's ihn immer wieder zu stillen Studien, sodaß er bald seine Berufs- und Standesgenossen an Bildung überragte. Wenn auch Friedrich des Großen Heereseinrichtungen in Gneisenau die Hoffnungen erweckten, in Preußen ein seinen Fähigkeiten angemessenes Feld zu finden, so gab doch der König dem jungen Leutnant nicht die erhoffte Stellung, sondern schickte ihn in eine kleine schlesische Garnison, wo er alt wurde in langen Dienstjahren.

Und doch band Gneisenau aus „Interesse, das er am preußischen Staat genommen habe", sein Leben an den untergehenden Staat Friedrich d. Gr. und es lockt den fähigen Offizier in der schlesischen Garnison nicht die Möglichkeit, in Napoleons Diensten die Ideale seines ursprünglichen jugendlichen Ehrgeizes zu erfüllen. Er wußte seine Zeit trefflich zu militärischen Studien, von denen er manches in Broschüren veröffentlichte, auszunützen.

Nach seiner Verheiratung zu Mittel-Kauffungen bei Hirschberg in Niederschlesien Gutsherr geworden — das Gut hatte früher seinem Schwiegervater, dem Baron von Kottwitz, gehört — widmete sich Gneisenau in seinen Mußestunden mit allem Eifer der Landwirtschaft und hatte nicht übel Lust, den Kriegsdienst zu quittieren. Erst der Krieg von 1806 brachte die Schicksalswendung. Mit großem Heldenmut kämpfte er bei Saalfeld. Er wurde verwundet, führte aber seine Truppe in Ordnung aus dem Gefechte. Bei Jena wurde er mit in die allgemeine Flucht hineingerissen, entging mit äußerster Mühe der französischen Gefangenschaft und kam glücklich nach Königsberg, wo er am 17. Dezember 1806 zum Major ernannt und mit der Organisation von Reservebataillonen beauftragt wurde. Durch einen unerwarteten Zufall wurde er zum Kommandanten von Kolberg ernannt, dessen ruhmvolle Verteidigung zeigte, was er in größeren Wirkungskreisen zu leisten fähig war.

In den folgenden Jahren war Gneisenau, von König Friedrich Wilhelm III. mit einem leisen Widerwillen geschätzt, in verschiedenen Stellungen tätig: bald als eifrigster Gehilfe Scharnhorst bei der Reorganisation der Armee, bald in diplomatischen Angelegenheiten in England, Schweden und Rußland, da er nicht nur hervorragend militärisch, sondern auch staatsmännisch begabt war.

Auf die Kunde von Moskau und Tauroggen, die ihn in London erreichte, kehrte er sofort zurück und wurde am 10. März 1813 zum Generalstabschef zuerst des Blücherschen Korps, dann nach dem Waffenstillstand, der schlesischen Armee ernannt. Im Befreiungskrieg hat er sich die größten Verdienste erworben. Vom gleichen Tatendrang wie sein Oberfeldherr beseelt, entwarf er die genialsten und doch zugleich sorgfältigst berechneten Operationspläne und führte sie mit kühner rücksichtsloser Energie durch. Bekannt ist ja, daß er dem Befreiungskampf mehrfach die entscheidende Richtung gegeben hat.

Er war nicht einer neben andern Heerführern, sondern er war der überragende Geist, der immer das Große und Ganze in jedem Augenblick erfaßte. Es sei nur an den Abend der verlorenen Schlacht zu Ligny am 15. Juni 1815 erinnert; da gab Gneisenau nach blitzschneller Eingebung den Befehl, nicht wie

Napoleon annahm, den Rückzug auf Namur und Lüttich anzutreten, sondern nordwärts auf Wawre zu ziehen, wodurch er alle Berechnungen und Erwartungen Napoleons über den Haufen warf. Ein Fall, einzig in der Kriegsgeschichte: eine geschlagene Armee gibt ihre Kommunikationslinie auf, um in der Nähe des Siegers zu bleiben! Die Folge war, daß es der preußischen Armee gelang, am Spätnachmittage des 18. Juni noch rechtzeitig in den Kampf bei Belle-Alliance entscheidend einzugreifen.

1816 nahm Gneisenau seinen Abschied und zog sich nach seinem Schloß Erdmannsdorf im Riesengebirge zurück.

1825 wurde er zum Generalfeldmarschall und 1831 beim Ausbruch des polnischen Aufstandes zum Oberbefehlshaber der 4 östlichen, zum Schutze der preußischen Grenze aufgestellten Armeekorps ernannt.

Am 23. August 1831 starb er in Posen an der Cholera und wurde in Sommerschenburg in der preußischen Provinz Sachsen beigesetzt.

Seien wir also stolz darauf, daß in den Mauern unserer Stadt, in der stillen Gasse gegenüber der stolzen, der adeligsten Stiftung Julius Echters in dem schmalen, treppengiebeligen Hause ein Mädchen zur holden Jungfrau erblühte, welche der Wahl ihrer Liebe folgte in das Elend des Krieges und dort — fern von der Heimat und den greisen Eltern — als Leutnantsgattin mit mütterlichem Stolze jenen unter dem Herzen trug, der von der Vorsehung bestimmt war, den Welteroberer niederzuringen.

Auftakt.

Von Guido Hartmann.

Mein Vaterland, hoch flattern deine Fahnen,
Vom Sturm der Zeiten wild bewegt!
Der trutzig starke Sinn siegreicher Ahnen
Hat mächtig deiner Tapfern Blut erregt.

Es soll uns deutsche Erde nicht entreißen
Der Neider Bund, der tückisch uns umspann!
Erhebt die Wehr, laßt blitzen Stahl und Eisen,
Die kluger Geist zu unserm Schutz ersann!

Wie Wetterleuchten dringt die Kriegeskunde
Auf Funkenflügeln durch das deutsche Land.
Ein Schlachtruf pflanzt sich fort von Mund zu Munde:
„Nun weh dem Feind, der kampfbereit uns fand!"

Aus Himmelsfernen zuckend sprühn Granaten,
Als schleudre Wodan seinen Zornesbrand.
Es kreisen kühn, verkündend Unheiltaten,
Die dunklen Panzer um des Feindes Strand.

Nie können ehr- und ruhmlos wir verderben.
Dem Feinde Trotz und seinem tück'schen Plan!
Empor das Schwert zum Siegen oder Sterben!
Getrost, wir brechen deutschem Geiste Bahn!



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner.**

II. (Fortsetzung.)



Kinderzeiten. Die Empfindungen und Erlebnisse der Kinderzeit glühen durch ihre frische Kraft und stetige Neuheit wie der helle Morgenstern am Himmel des jungen Lebens. Schreitet die Erkenntnis und Aufhellung des Verstandes fort, so geht es den lichten Kinderfreuden wie den Sternen am Tage, sie werden überleuchtet und kraftlos gemacht durch das helle Tageslicht des Bewußtseins und der deutlichen Urteilskraft. Aber, wenn Schicksal und Schmerz den Horizont des Lebens mit düsterer Nacht umdunkeln, dann glühen sie wieder beglückend und voll süßer Labung in unserem Herzen auf.

So ging es Jean Paul im frühen Kampf um die nötigsten Bedürfnisse des Daseins. Jahrelang hatte er auch als Schriftsteller sein Herz verhärtet und bissige, kalte Satiren geschrieben, ohne von außen die Anteilnahme des Publikums und von innen die rechte Befriedigung zu finden. Da drängte aber plötzlich in seinem achtundzwanzigsten Jahre in seinem Herzen alles nach Befriedigung, „was in ihm selig war und schlug, was wogte und liebte und weinte". Nach dem entzückenden, aber noch etwas „honigsauren" Idyll des Schulmeisterlein Maria Wuz entstand der feinsinnige und lebensvolle Roman „die unsichtbare Loge". Voll stiller Seligkeit bemerkt er, wie alles sich ganz von selber leicht und warm und mild in ihm ergießt wie eine überschwellende Wolke unter der Sonne. Er braucht seinen lang zurückgehaltenen Empfindungen nur freien Lauf zu lassen, und sie gießen sich selbst in kunstreiche Formen. Auf dem stillen Schloß im lieblichen Dorf Auental, unter dem sich unschwer Joditz erkennen läßt, ist sein kleiner Held, der Knabe, Gustav geboren. Der Dichter begleitet sein Dasein vom ersten Tage seines Leben an, und unter einem wundersamen Symbol wird das dunkle Dahinleben des Kindleins in den ersten Lebensjahren geschildert: es lebt mit einem guten Genius als Schutzengel unter einer alten, ausgemauerten Höhlung im Schloßgarten, in der drei steinerne Mönche in ewigem Frieden über ihren entschlafenen Urbildern ruhen. Unter der Obhut des Genius, der jeden knospenden Zweig des Kinderherzens zur edlen Menschengestalt emporbiegt, ist der Knabe glücklich; denn seine Wünsche reichen nicht weiter als seine Kenntnisse.

Leise bereitet ihn der Engel dann für die erste Bekanntschaft mit der strahlenden, farbenreichen und blühenden Welt vor; drei Lilien vor dem Eingang der Klause künden die Auferstehung aus dem Grabe der Bewußtlosigkeit an, leise erklingen plötzlich von oben her Waldhörner mit den süßen Tönen der Sehnsucht; der Genius singt dem Knaben ein heilig-sehnsuchtsvolles Liedchen vor, dann läßt er ihm erst bei Nacht einen Blick in die wunderbare Sommerwelt tun, die sich unermeßlich ausdehnt mit schwankenden Blüten und leuchtenden Johanniskäfern, die sich neben den Sternen im ganzen überseligen Gedränge der Schöpfung zu bewegen scheinen. Am andern Tage aber darf der entzückte Knabe im vollen Sonnenglanze hinaustreten in die lichte Welt voll unbegreiflicher Wunder, und alle ungeahnten Wonnen schlagen wie rauschende Wellen über seinem Haupt zusammen.

„Eine Flöte hob oben ein inniges, liebendes Rufen an, und der Genius sagte, selber überwältigt: „Es ruft uns aus der Erde hinauf zum Himmel; geh mit mir, mein Gustav!“ Der Kleine bebte vor Freude und Angst. Die Flöte tönet fort, — sie gehen den Nachtgang der Himmelsleiter hinauf, — zwei ängstliche Herzen zerbrechen mit ihren Schlägen beinahe die Brust — der Genius stößt die Pforte auf, hinter der die Welt steht, — und hebt sein Kind in die Erde und unter den Himmel hinaus. . . . . . . Nun schlagen die hohen Wogen des unendlichen Meeres über Gustav zusammen; — mit stockendem Atem, mit erdrücktem Auge, mit überschütteter Seele steht er vor dem unübersehlichen Angesicht der Natur und hält sich zitternd fester an seinen Genius . . . . Als er aber nach dem ersten Erstarren seinen Geist aufgeschlossen, aufgerissen hatte für diese Ströme, — als er die tausend Arme fühlte, womit ihn die hohe Seele des Weltalls an sich drückte, — als er zu sehen vermochte das grüne, taumelnde Blumenleben um sich und die nickenden Lilien, die lebendiger ihm erschienen als seine, und als er die zitternde Blume tot zu treten fürchtete — als sein wieder aufwärts geworfenes Auge in dem tiefen Himmel, die Öffnung der Unendlichkeit, versank, — und als er sich scheute vor dem Herunterbrechen der herumziehenden, schwarzroten Wolkengebirge und der über seinem Haupte schwimmenden Länder, — als er die Berge wie neue Erden auf unserer liegen sah, — als ihn umrang das unendliche Leben, das gefiederte, neben der Wolke fliegende Leben, das summende Leben zu seinen Füßen, das goldene kriechende Leben auf allen Blättern, die lebendigen auf ihn winkenden Arme und Häupter der Riesenbäume, und als der Morgenwind ihm der große Atem eines kommenden Genius schien, und als die flatternde Laube sprach uud der Apfelbaum seine Wange mit einem kalten Blatt bewarf, — als endlich sein belastet gehendes Auge sich auf den weißen Flügeln eines Sommervogels tragen ließ, der ungehört und einsam über bunte Blumen wogte und an's breite, grüne Blatt sich wie eine Ohrrose versilbernd hing . . . . .: so fing der Himmel an zu brennen, der entflohenen Nacht loderte der nachschleifende Saum ihres Mantels weg, und auf der Erde lag, wie eine vom göttlichen Throne niedergesunkene Krone Gottes, die Sonne. Gustav rief: „Gott steht dort!“ und stürzte mit geblendetem Auge und Geiste und mit dem größtem Gebete, das noch ein kindlicher Busen faßte, auf die Blumen hin . . . .

Schlage die Augen nur wieder auf, du Lieber! — Du siehest nicht mehr in die glühende Lavakugel hinein; du liegst an der beschattenden Brust deiner Mutter, und ihr liebendes Herz darin ist die Sonne und dein Gott; — zum ersten Male sieh das unnennbar holde, weibliche und mütterliche Lächeln, zum ersten Male höre die elterliche Stimme; denn die ersten zwei Seligen, die im Himmel dir entgegengehn, sind deine Eltern. O himmlische Stunde! Die Sonne strahlt, alle Tautropfen funkeln unter ihr, die Freudentränen fallen mit dem milderen Sonnenbilde nieder, und die Menschen stehen selig und gerührt auf einer Erde, die so weit vom Himmel liegt!"

Fühlen wir in solchen Worten nicht das Wehen jener dämonischen Stunde, in der zum ersten Male vor dem beseligten und bedrückten Kindergeiste die gewaltigen Schauer des Alls sich enthüllen?

Und wie der Dichter sich bis an's Ende genau der Mittagsstunde erinnert, wo auf den sonnenbeglänzten, sommerlichen Felderhöhen vor Hof ihn die rätselhafte Mystik dieser Unendlichlichkeitsstimmung zum ersten Mal ergriff, so steht ihm auch als Greis unauslöschlich und seltsam klar der Augenblick vor der Seele, in dem die Geburt seines Selbstbewußtseins erfolgte: „An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege (wo sie noch heute sich befindet), als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich! wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und leuchtend stehen blieb, — da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich denkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine blos im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Umständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte."

So gern sich Jean Paul in die wuchtige und unendliche Größe des All versenkt, um sich hinaufzureißen in einen unerhörten Schwung genialer Begeisterung, ebenso gern taucht er mit liebevoller Behaglichkeit hinab in den engsten traulichsten Winkel des Hauses, den er mit entzückender Kleinmalerei auszumalen weiß. Das Kleinste ist ihm hier das Liebste, überall aber weht die Lebensluft der Freude, die man aus dem kleinen Fensterlein so gut einatmen kann wie im weiten Wald und Himmel. So findet er es wichtig genug zu berichten, wie er sich ein ganz winzig kleines Luftschlößlein, so groß wie eine Männerfaust, auferbaut habe mit zwei Stockwerken innen, vielen Treppen mit Geländern und Kammern, mit einem geräumigen Dachboden, vielen Fenstern und außen mit Erkern und Vorsprüngen. Darin läßt er die gefangenen Fliegen spazieren und wird nicht müde, sie durch die vielen Fenster zu beobachten, wie sie treppauf und -ab durch alle die großen Zimmer und bis in die niedlichen Erkerchen laufen. So zeigt sich in der drolligen Eigenart der kindlichen Spiele jener wunderbar behagliche „Haus- und Winkelsinn", den der Dichter im Wuz, im Fixlein, im Fibel, in den Flegeljahren so entzückend entfaltet hat.

Seine ganze Kinderzeit in Joditz meint er selbst am getreuesten darstellen zu können, wenn er sie für jedes Jahr in vier Idyllen teilt, die den Jahreszeiten

entsprechen. Wundersam traulich und abwechslungsreich ist das Leben im Pfarrhause, wenn draußen alles in Frost und Kälte starrt, der Bach im Eis und das Dorf im Schnee vergraben ist. Wie lebendig und warm ist's dafür in der Wohnstube, wo unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser stehen, auf dem Fußboden die mächtige Bullenbeißerin und ein munterer Spitzhund miteinander spielen. In der Ecke hinter dem mächtigen Ofen beginnt schon die zarte Birke zu grünen, die am Andreasabend von einem Holzarbeiter in die Stube geschleppt und in einen weiten Topf mit Wasser und Kalk gepflanzt wird, damit sie zur Weihnachtszeit in vollem Grün mit den goldenen Früchten behangen wird. Sie bestreut den dunklen Dezember weg bis zum Christfest mit lichten Freudenblumen der Hoffnung und Sehnsucht. Am Fenster sitzt der Vater, um die Predigt auswendig zu lernen, und die Brüder tragen eifersüchtig abwechselnd die volle Kaffeetasse zu ihm, damit keinem das ungelöste Stück Kandiszucker im Bodensatz entgeht. In der Dämmerung phantasiert und komponiert der hochbegabte Vater stimmungsvoll und tief ergreifend auf dem Klavier. In der Gesindestube daneben lärmen die beiden Mägde, vom Stall dringt das dumpfe Gebrüll der Rinder herüber, vom Hofe das laute Geschrei des Geflügels, und in der Scheune klappert der taktmäßige Rhythmus der Dreschflegel. Am traulichsten wird es dann, wenn der Wärme wegen der lange Tisch an die Ofenbank geschoben wird, wenn dann etwa gar schneebedeckt die alte Botenfrau mit dem Frucht-, Fleisch- und Warenkorbe aus der fernen Stadt eintrifft oder die Viehmagd mit dem Spinnrocken hereinkommt und beim qualmenden Kienspan die lange Geschichte vom Kampf des Schäfers mit den Wölfen erzählt.

Frühling und Sommer fließen für das Dorfkind in eine einzige große Idylle zusammen. Der gestrenge Kerkermeister Winter öffnet die Pforten des Pfarrhofes, und der Engel des Frühlings im blauen Gewande führt es hinaus in die freien Felder, Wiesen und Gärten und hinauf auf den grünenden Hügel, zu dessen Füßen man das Dorf gelagert sieht. Überall ist reiches Leben und reger Fleiß auf Äckern und Wiesen, und die Kinder müssen emsig mithelfen, wenn der milde Vater mit freundlich aufmunternden Worten zu den schaffenden Feldarbeitern herantritt. Unvergeßlich sind die taufrischen Morgengänge, wenn der Sohn dem Vater den Morgentrunk hinausträgt in den Pfarrgarten vor dem Dorfe, wo er in dem nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen studiert und die Kinder im Grase spielen; des Abends geht's mit der Mutter hinaus, um Salat zu brechen und Johannis- und Himbbeeren heimzuholen; und wenn die letzten Schwalben über'm Pfarrhof kreuzen, dann springen die Kinder überglücklich vor'm Schlafengehen im Hemdtalare in der frischen Abendluft um den Pfeife schmauchenden Vater herum. Die erste Liebe kommt in solchen schönen Blütenzeiten wohl früh schon ins Kinderherz geschlichen und vergoldet wie mit einem Zauberstabe alles um ihn herum; die Landschaft, die Sterne, die Blüten, die Berge, die Menschen, die Töne, die Lieder. Ist's auch nur ein kleines blatternarbiges, schlankes und blauäugiges Bauernmädchen, — was tut's? Am Sonntag, wenn er schon vor der Kirche mit einem mächtigen Schlüsselbund läutend, um sich wichtig zu machen,

durch's ganze Dorf gegangen ist und aus dem Pfarrgarten einige Rosen für die Kanzel geholt hat, — dann kommt ihm das liebe Bauernkind wie eine Madonna und Zauberhirtin vor, denn das Sonnenlicht fließt durch die langen Fenster mit breiten Goldstreifen über die Weiberstühle und ihren schlichten, blonden Scheitel. — Wie herrlich, wenn's dann auf die Jagd nach dem Knabenwildpret geht, nach Schmetterlingen, Grundeln und Birkensaft und Weidenrinden zu Pfeifen, oder wenn des Schulmeisters Fritz als Spielkamerad mit Mittagsläuten hilft und die Knaben sich vom Seil beim Ausschwingen der Glocke mit in die Höhe ziehen lassen. Sind die Eltern einmal abwesend, dann macht der lose Bube auch manchen drolligen Streich: er nimmt ein Gesangbuch unter den Arm, macht einer steinalten gichtbrüchigen Frau einen Krankenbesuch und liest ihr aus den Liedern Sachdienliches vor, wobei die halbtaube Alte zwar eiskalt bleibt, er selbst aber schließlich so tief ergriffen wird, daß er vor Schluchzen und Weinen nicht weiterlesen kann. — Welch eine fast übermenschliche und unfaßbare Lust gar erst an Jahrmarktstagen in Hof! Er schwimmt widerstandslos mit in dem großen Strom von Menschen und Waren, von vornehmen und schönen Damen, in die alle er sich verliebt; er zieht am Abend mit der Janitscharenmusik im Volks- und Kindertroß durch die Hauptstraßen, die wilde Musik von Trommeln, Pfeifen und Becken betäubt ihn vor lauter Seligkeit, er sieht die Welt wie Betrunkene doppelt und im Fliegen; noch als Greis ruft er sich diese Töne oft bis zu hörbarer Deutlichkeit vorm Einschlafen ins Ohr zurück, und dann ist ihm, als spräche daraus die alte Kindheit wunderlich zu ihm. Aber in all dem betörenden und verwirrenden Jubel hat er eins nie vergessen: eine Tasche voll Mandeln und Rosinen für die liebe, blonde Hirtin daheim!

Die Idylle des Herbstes leitet langsam wieder zum Winter zurück, denn sie führt wieder zum Häuslichen; die bunten Bäume malen ihm zwar wieder den Frühling vor, die Erntegänge aufs Kartoffelfeld, in die Haselnußgebüsche und auf den Muskatellerbirnbaum erquicken ihn, aber er zieht sich schon langsam wie ein Schaltier in die engsten Windungen des Gehäuses zurück, — nur will er sein Schneckenhaus noch weit offen haben, um die vier Fühlfäden nicht wie ein Schmetterling nur bis in die Lüfte, sondern weit, weit bis in den herbstlich roten Abendhimmel und bis zu einem Trabanten Jupiters auszustrecken.

Jean Paul sagt selbst in seiner Lebensbeschreibung, daß so viele Züge und Empfindungen seiner Kinderjahre sich viel lieblicher und tiefgreifender noch in manchen seiner Werke dargestellt fänden, — und wahrscheinlich, die herrlichsten Blüten hat der ewig grüne Baum seiner Kinderzeit unter dem milden Himmel seiner Poesie getrieben. Schon die erste kleine Arbeit, mit der sich der Dichter aus der verbitterten Zeit seiner Not und seiner harten, verbissenen Satiren hinüberfindet in sein eigenstes Gebiet; die liebliche Idylle vom „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auental" ist nichts als eine poetische Verklärung der Joditzer Knabenzeit. Wuz ist er selbst, Auental ist Joditz, Scheerau ist Hof. Auch Wuz spielt gern schon als Knabe den Pfarrherrn, kleidet sich in einen blauen Talar und hält der Magd seines Vaters Vorlesungen über ihre Sünden, er stolziert

am schönen Sonntagmorgen vor der Kirche mit dem läutenden Schlüsselbund durchs Dorf, drückt sein Gesicht durch die betauten Johannisbeerstauden und bricht für die Kanzel blühende Junirosen. All die Traulichkeit der Dämmerstimmung und der Winterabende ist auch hier ausgegossen, wo sich Wuz im Hause dem Schnee zum Trotz in einen lachenden Frühling hineinträumt oder mit den Geschwistern die abendliche Kocherei der Mutter in der dunkeln Küche ausspioniert. Der frühe, nicht zu stillende Wissensdurst des Knaben, der sich schon in Joditz eine ganze Foliantenbibliothek aus der buntesten Reihe von Büchern zusammengeschrieben hat, seine besondere Vorliebe für phantastische Reisebeschreibungen, — alles findet seine Stelle. In der überseligen Ferienstimmung blüht die Lieblichkeit des Heimatdorfes für den kleinen geplagten Alumnus in Scheerau-Hof, der schon ein seltsam-glücklicher Lebenskünstler ist, am herrlichsten auf. Wenn er mit dem gepackten Ränzel die Stadt verläßt, bemitleidet er alle Menschen auf den Straßen, weil sie dableiben müssen; vor unbändiger Lust macht er einen kleinen Galopp mit tollen Luftsprüngen auf der Landstraße, in der Tasche hat er als Angebinde für die geliebte Justel einen köstlichen Pfefferkuchen und ein paar selbstgemalte Potentaten. Er kann zwar der Lust nicht widerstehen, den Pfefferkuchen anzuknappern und allmählich gar aufzuessen, — aber es ist schon vorgesorgt, — er er hat noch einen in der Tasche, den Justel dann wirklich bekommt. Alle Seligkeit der ersten Liebe entzückt den glücklichen Wuz, als er in der Tanz- und Schulstube seines Vaters die ersten Schleifer mit der Geliebten walzen kann, oder wenn er am Sonntag nach der Abendkirche aus der Stadt hinuntersteigt ins stille Heimattal; — die Lieder der Vögel umklingen ihn berauschend, er geht langsam, bis die zerfließende Sonne auf den letzten Kornfeldern vor dem Dorfe sein blaues Röcklein mit Goldfäden stickt, unterm Abendläuten schwankt er selig ins Dorf hinein und sieht im Widerschein des Mondes an einem Fenster die Geliebte von Ferne. Lang schleicht er mit trunkener Seele noch um das Vaterhaus herum, und noch im Einschlafen hört er in seiner tanzenden, taumelnden Phantasie nichts als Sphärenmusik.

Die treuherzige Gestalt des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz erhält ein größeres und noch interessanteres Gegenstück in dem jugendfrischen „Quintus Fixlein", der auch ein echter Sohn des Joditzer Pfarrhauses ist, nur daß sein Dörflein hier Hukelum heißt. Neben dem Elternhaus sind hier vornehmlich die Erinnerungen an die beiden Schlösser, Parks und Gutsherrschaften in Joditz und Zettwitz verwertet. In den Hundstagsferien richtet sich der geplagte Quintus wie tausend andere gekrümmte Schulleute empor, um hinauszuwandern in die freie Welt. Jeder geht seiner Lieblingsbeschäftigung nach: manche suchen Schmetterlinge — andere Wurzeln von Zahlen — oder die von Worten — oder Kräuter — oder ihre Geburtsdörfer. Das letztere tut Fixlein. Mit einem munteren kleinen Quintaner, seinem Pudel und seinem Schlafrock eilt er durch die betauten Fluren selig zu der harrenden, einsamen Mutter (wie Jean Paul) nach der Heimat. Langsam streift er durch den Herrschaftsgarten und findet die Mutter beim Plätten im weit offenen Gartenhause, in dem der halbe Garten mit Blumenrauch, Vögel-

geschrei und Schmetterlingssammlungen drin ist. Nach der ersten Umarmung eilt er gleich zur Kirche, wo die Erinnerungen seiner Knabenjahre „wie Kinder ihn sogleich in ihren lächelnden Kreis schließen, und eine lange Guirlande durchflicht sie ringelnd, und sie rupfen zuweilen Blumen daraus, um sie ihm ins Gesicht zu werfen". Alles findet er wie früher, den hölzernen Erzengel, die Sakristeikajüte mit der Kirchenbibliothek hinter der Kanzeltreppe und den Orgelstuhl, auf dem er selbst als Knabe oft gethront hatte. Der Pfarrer lädt ihn für den Nachmittag ein, und das arme Fräulein vom Schloß hat schon einen Kuchen für ihn geschickt. Vier Wege eröffnen sich ihm zur Himmelfahrt: in den Pfarrhof, ins Schloß zum Fräulein, zur Patronatsherrin in Schadeck-Zettwitz und in alle Häuser von Hukelum-Joditz. Der Besuch bei der vornehmen und stolzen Gönnerin gibt ihm Aussicht auf ein reichliches Legat in ihrem letzten Willen und auf das Konrektorat in Flachsenfingen. Von der Mutter daheim läßt er sich unter dem Essen aus seinen Kinderjahren allerlei Züge und Äußerungen berichten, um sie mit seinem jetzigen gereiften Wesen in Beziehung zu bringen, alte Erinnerungen an alle Begebenheiten in der Familie werden ausgetauscht, — nur von dem Bruder zu sprechen vermeidet er sorgfältig, den (wie Jean Pauls Bruder) das Schicksal mit seinen genialischen Anlagen und seinem Feuerherzen in die eisigen Wellen des Flusses getrieben hatte. Nach dem Essen durchwandelt er müßig das ganze Haus, um irgend eine Kohle von den ausgeglommenen Freudenfeuern seiner Kindheit aufzulesen. Unterm Dach findet er die leeren Vogelhäuser des Vaters, deren Insassen im Winter die Stube belebten, in der Rumpelkammer seine Spielsachen und vor allem jenes seltsame rotgestrichene Lehmhaus mit seinen Glasscheiben, Alkoven und kleinen Erkern, das er einst als Fliegenhospital eingerichtet und worin er die krabbelnden Mietsleute so emsig beobachtet hatte. Voll Wehmut steht er vor einem winzigen verschlossenen Kleiderschränkchen des Bruders, das nach dem Gelübde der Mutter niemals geöffnet werden sollte, da der Schlüssel mit dem Ertrunkenen versunken war. — Am Sonntagabend schweift er über die Spielplätze seiner Jugend, auf dem Gemeindeanger und im Schloßgarten, die Kindererinnerungen begleiten ihn sogar die Treppe hinauf in seine Kammer bis zum Schlafe.

Über viele andere Werke sind einzelne Erlebnisse oder allgemeine Stimmungen seiner Kinderjahre überaus reichlich verstreut, wie im „Hesperus" die drollige zerrmonielle Übergabe einer Prinzessin, die er in Hof selbst erlebt hatte, oder die wunderschöne Beschreibung des Dörfleins Marienthal, unter dem sich wieder das liebe Joditz verbirgt. Am lieblichsten und innigsten aber ist einmal in den „Flegeljahren" alles zusammengefaßt, was an dies traute Jugendparadies erinnert, in einem Gespräch zwischen dem wunderlichen Brüderpaar Vult und Walt, in deren Wesen Jean Paul's eigener Geist seltsam geteilt zum Ausdruck kommt. „Wunderbar errät ein Dichter das Geheimste. Ich möchte wohl Tage lang über die kleinen Frühlingsblümchen der ersten Kinderzeit reden und hören. — Besteht denn nicht das gute Kinderleben nur aus Lust und Hoffnung, und die Frühregen der Tränen fliegen darüber nur flüchtig hin? — Ein neuer Zug aus der Kindheit

ist ein goldenes Geschenk. Ich nehme nur zwei Tage heraus, nahe am kürzesten und längstens. Der erste Tag fiel in die Adventszeit. Schon dieser Name und der andere „Adventsvogel“ umfliegt mich wie ein Lüftchen. Im Winter ist ein Dorf schön, man kann es mehr überschauen, weil man mehr drinnen beisammen bleibt. Nimm nur den Montag! Schon den ganzen Sonntag freute ich mich auf die Schule am Montag. Jedes Kind mußte um sieben Uhr beim Sternenschein mit seinem Lichtlein kommen; ich und du hatten schön bemalte von Wachs. Vielleicht mit zu großem Stolze trug ich einen Quartband, einige Oktavbände und ein Sedezwerkchen unter dem Arm. — Dann fing die schöne Welt des Singens und Lehrens in der süßen Schulstubenwärme an. Wir großen Schüler waren hoch über die kleinen erhoben; dafür hatten die ABC-Zwerge das Recht — und es war ihnen zu gönnen —, daß sie den Kandidaten laut anreden und ohne Anstand ein wenig aufstehen und herumgehen durften. Wenn er nun entweder die Spezialkarte aufhing und wir am meisten froh waren, daß Haslau und Elterlein und die umliegenden Ortschaften darauf standen, — oder wenn er von den Sternen sprach und sie bevölkerte und ich voraussah, daß ich abends den Eltern und Knechten dasselbe erweisen würde, — oder wenn er uns laut vorlesen ließ, — ich hätte dem arbeitsamen Manne so gerne Entzückungen gegeben, wenn ich sie gehabt hätte. Ich betete oft ein leises Vaterunser, damit Gott ihm einen Finken, wenn er hinter seinem Globen lauerte, darauf fangen ließe; und du wirst dich erinnern, daß ich stets die Schlachtschüssel mit Fleisch (du aber nur den Suppentopf) zu ihm trug. — Nun kam elf Uhr heran, wo wir beide auf den Turm zum Läuten und Uhraufziehen gehen durften. Ich weiß noch gut, wie du dich oben auf dem Glockenstuhl an das Seil der ausschwankenden Glocke hingst, um geschwungen zu werden, obgleich viele dir sagten, sie werfe dich durch das Schalloch. Ich hätte selber hindurchfliegen mögen, wenn ich so hinaussah über das ganze kreuzweis gebahnte Dorf voll lärmender Dreschtennen und an die dunkle Bergstraße nach der Stadt und über den weiten Schneeglanz auf allen Hügeln und dabei den blauen Himmel darüber her! Doch damals war der Erde der Himmel nicht nötig. — Hinter mir hatt' ich die ernsthafte Glocke mit ihrer eiskalten Zunge und mit ihrem Hammer, und ich dachte mir es schauerlich, wie sie einsam in der frostigen Mitternacht zu mir ins tiefe Haus und und warme Bette hinabreden werde. Ihr Summen und Aussummen in dieser Nähe umfloß den Geist mit einem stürmenden Meere, und alle drei Zeiten des Lebens schienen darin untereinander zu wogen. — Diese Stille ist wie die auf dem Gipfel des Gotthardberges. Alles ist stumm, kein Vogel und kein Lüftchen zu hören, jener findet keinen Zweig, dieses kein Blatt; aber eine gewaltige Welt liegt unter dir, und der unendliche Himmel mit allen übrigen Welten umfängt dich rings. — — Wir stiegen also beide die langen Turmtreppen herunter, und im elterlichen Hause wurden wir durch die reinlich geordnete Mittagswelt erfreut an Stelle der trüben Morgenstube; überall Sonnenschein und Aufordnung. Da aber der Vater in der Stadt war und also das Mittagsbrod schlechter und später, so ließ ich mir es bis nach der Schule aufheben, weil ich nicht zu spät in diese kommen wollte, und

weil mir jetzt aus der Ferne durchs Fenster schon Kameraden und Lehrer wieder neu erschienen. — — In der Dämmerung zerflatterte das Schneegestöber, und aus dem reinen Himmel blitzte der Mond durch das Blumengebüsch der gefrierenden Fenster. — Hell klang draußen in der strengen Luft das Abendläuten unter den aufgebäumten Rauchsäulen. — Unsere Leute kamen händereibend aus dem Garten, wo sie Bäume und Bienenstöcke in Stroh eingebaut hatten. — Die Hühner wurden in die Stube getrieben, weil sie im Rauche mehr Eier legen. — Das Licht wurde gespart, weil man ängstlich auf den Vater harrte. Ich und du standen auf den Hand- oder Fußhaben der Wiege unserer seligen Schwester, und unter dem heftigen Schaukeln hörten wir dem Wiegenlied von grünen Wäldern zu, und der kleinen Seele taten sich tauschimmernde Räume auf. — Endlich schritt der geplagte Mann über den Steg, bereift und beladen, und eh' er noch den Quersack abgehoben, stand sein dickes Licht auf dem Tisch, kein dünnes. Welche herrlichen Nachrichten, Gelder, Sachen und seine eigene Freude! — Und bedenke, was er uns mitbrachte; — mir einen für mein Geld gekauften Bogen Konzeptpapier, wovon ich damals nicht denken konnte, daß so etwas Breites, Nettes nicht mehr koste als zwei Pfennige. — Für die Schwester ein ABC-Buch mit Goldbuchstaben schon auf der äußeren Deckelschale und mit frischen, sauberen Tierbildern im Vergleich gegen unsere abgegriffenen alten. — Das Beste war wohl der neue Kalender. Es war mir, als hielt ich die Zukunft in der Hand wie einen Baum voll Fruchtlage. — Lächerlich kommt es mir vor, eben da ich hinten im Kalender die Haslauer Postberichte las, die kaiserliche reitende Post im Dorfe ins Horn stieß und ich den guten Menschen bewunderte und bedauerte, der nun laut dem Berichte allein nach ganz Pommern, Preußen, Polen und Rußland ritt; ein Irrtum, den ich erst in Leipzig fahren ließ. Wenn nun darauf der Kandidat Schomaker zum Essen kam und wir vom Vater manche Historien zum zehnten Mal hörten, — wenn du nach dem Essen auf einer Span-Geige aus gewichsten Zwirnfaden kratztest — und ich einen glimmenden Schleißenspan zu einem Feuerrad umschwang — und ich und du und der lange Knecht spielten und sangen: „Ringe, ringe, Reihe, 's sind der Kinder dreie, sitzen auf dem Holderbusch, schreien alle musch, musch, musch! Setzt euch nieder! Es sitzt 'ne Frau im Ringelein mit sieben kleinen Kinderlein. Was essen's gerne? Fischelein. Was trinken's gerne? Roten Wein. Setzt euch nieder." — Das Leben fängt wie das griechische Drama mit Possen an. —

Doch nun den versprochenen Sommertag! — Ich könnte ihn wohl von der Fastnacht anheben, wo der neu erstandene Frühling lauter Sonnenstrahlen in die Schulstube voll kleiner geputzter Tänzer streut, sodaß es in den Seelen früher blühte als in den Gärten. Schon der alte simple Vers: „Zur Lichtmeß essen die Herren am Tag, zur Fastnacht tun's die Bauern auch nach", zog Abendröte und Blütenschatten um den Abendtisch. Gott, wie wehen noch die Namen: Marientage, Salatzeit, Kirschblüte, Rosenblüte die Brust voll Zauberduft! — So denk' ich mir auch die Jugend meines Vaters blos als einen ununterbrochenen Sommer, besonders in der Fremde; so wie ich überhaupt meinen Großvater und

die zurückliegende Zeit vor meiner Geburt immer jung und blühend sehe. Da gab's schöne Menschentage, sagt man sich. – Es war das heilige Dreifaltigkeitsfest. – An diesem heiligen Feste nun, das mit Recht in die schönste Jahreszeit fällt, gingen unsere Eltern immer zum heiligen Abendmahl. Gerade an jenem Sonnabend – wie denn überhaupt an jedem Beichtsonnabend – bezeigten die lieben Eltern sich noch gütiger und gesprächiger gegen uns Kinder als sonst; Gott aber schenke ihnen in dieser Stunde die Freude, die mir jetzt in ihrem Angedenken das Herz durchwallt! Die Mutter ließ vieles im Stall durch Leute besorgen und betete aus dem schwarzen Kommunionbüchlein. Ich stand hinter ihr und betete unbewußt mit herunter, blos weil ich das Blatt umkehrte, wenn sie es herab hatte. Die Bauernstube war so rein und schmuck aufgeräumt für den Sonntag, – wie am heiligen Christabend war es am Beichtabend, – aber schöner und höher. – Dazu hing nun der reichschwere Frühling herein, und der Blütenstaub zog durch das ganze Haus und jeden Dachziegel. – Frühling und Frömmigkeit gehören gewiß recht für einander. – Ich sah nachher, – als der Nachtwächter antrat, noch ein wenig aus dem Dachfenster; voll Düfte und Sterne war der Himmel über dem Dorfe. – Die Generalin ging so spät noch mit ihrem Kinde an der Hand auf dem Schloßwall spazieren, und das ganze Dorf wußte, daß sie morgen kommunizierte und ich und du die Kommunikantentüchlein dabei hielten. – Wahrlich, ob ich gleich schon lateinisch sprechen konnte, die weißgekleidete Generalin kam mir wie die Mutter Gottes vor und das Kind als ihr Kind. –

Es erschien dann das heilige Trinitatisfest mit einem blauen Morgen voll Lerchen und Birkendüfte; und als ich aus dem Bodenfenster diese Bläue über das ganze Dorf ausgespannt erblickte, wurde mir nicht – wie sonst an schönen Tagen beklommen, sondern fast wie jauchzend. Unten fand ich die Mutter, die sonst nur in die Nachmittagskirche ging, schon angeputzt und den Vater im Gottestischrock, wodurch sie mir, zumal sie unser Sonntagswarmbier nicht mittranken, sehr ehrwürdig erschienen. – Ich und du folgten ihnen in die Kirche; und ich weiß, wie darin die Heiligkeit meiner Eltern gleichsam in mich herüberzog unter der ganzen Predigt; eine fremde wird in einem blutsverwandten Herzen fast eine größere. – Es soll nie von mir vergessen werden, wie demütig und rührend mir unser blasser Vater auf seinen Knieen an der scharlachenen Altarstufe vorkam, indeß der Pfarrer ihm sehr schreiend den goldenen Kelch vorhielt. Ach, wie wünscht' ich, daß er stark tränke vom heiligen Wein und Blut! Und dann die tiefgeneigte Mutter! Wie war ich ihr unter dem Trinken so rein-gut! Die Kindheit kennt nur unschuldige weiße Rosen der Liebe; später blühen sie röter und voll Schamröte. Vorher aber trat die majestätische, lange Generalin in ihrem schwarzen und doch glänzenden Seidengewand an die Altarstufe, sich und die langen Augenwimpern senkend wie vor einem Gotte, und die ganze Kirche klang mit ihren Tönen drein in die andächtige Gegenwart dieser idealen Herzogin für uns alle im Dorf. – Darauf zog man denn aus der Kirche, jeder mit emporgehobenem Herzen, – die Orgel spielte in sehr hohen Tönen, die mich als Kind stets in fremde, helle Himmel hoben, – und draußen hatte sich der blaue Äther

ordentlich tief ins Sonnendorf hineingelagert, und vom Turme wurde Jauchzen in den Tag herabgeblasen. — Jeder Kirchengänger trug die Hoffnung eines langen Freudentags auf dem Gesichte heim. — Die sich wiegende lackierte Kutsche der Generalin rasselte durch uns alle durch; nette, reiche Bediente sprangen herab. — Wir zogen als vornehme Gäste durchs Dorf nach Hause, wo der Vater die Scharlach-weste anlegte und mit mir und der Mutter spazieren ging, um abends gegen 6 Uhr im Gartenhäuschen zu essen. — Nein, kein Spaziergang mit Menschen ist so schön als der eines Kindes mit den Eltern. Wir gingen durch hohe, grüne Kornfelder, worin ich die Schwester hinter mir nachführte in der engen Wasserfurche. Alle Wiesen brannten im gelben Frühlingsfeuer. Am Flusse lasen wir ausgespülte Muscheln wegen ihres Silberglanzes auf. Das Flößholz schoß in Herden hinab in ferne Städte und Stuben, und ich hätte mich gern auf ein Scheit gestellt und wäre mitgeschifft. Viele Schafherden waren schon nackt geschoren und legten sich mir näher an's Herz gleichsam ohne die Scheidewand der Wolle. Die Sonne zog Wasser in langen, wolkigen Strahlen; aber mir kam es vor, als sei die Erde mit Glanzbändern an die Sonne gehangen und wiege sich an ihr. Eine Wolke, die mehr Glanz als Wasser hatte, regnete blos neben, nicht auf uns; ich begriff aber damals garnicht, als ich die Grenzen der nassen und der trockenen Blumen sah, wie ein Regen nicht allezeit über die ganze Erde falle. Die Bäume neigten sich gegeneinander, als die Wolke tropfend darüber hinwegwehte, wie die Menschen am Abendmahlsaltar. Wir gingen ins Gartenhaus, das außen und innen nur weiß ist; aber warum glänzt dieser kleine Raum über alle stolz gedeckten Pracht-gebäude herüber und blinkt in seinem Abendrot sehr gegen fremdes Morgenrot? Alle Fenster und Türen waren aufgemacht, — Sonne und Mond sahen zugleich herein, — die rotweißen Apfelknospen wurden von ihren starren, struppigen Ästen hineingehalten und zuweilen eine schneeweiße Apfelblüte mit. — Die Bienen gaben dem Vater Zeichen eines nahen Schwarmes. — Ich fing mir in eine Schachtel Goldkäfer, für die ich den Zucker längst aufgespart hatte. — Noch glänzt mir das Gold und der Smaragd dieser Paradiesvögelchen. — Auch zog ich mir im Garten Schößlinge aus, um sie daheim anzupflanzen zu einem Lustwäldchen unter meinem Knie. Die Vögel schlugen wie bestellt in unserm Gärtchen, das nur fünf Apfelbäume und zwei Kirschbäume hatte und mehrere Pflaumenbäume samt guten Johannisbeer- und Haselstauden. Zwei Finken schlugen, und der Vater sagte, der eine singe den scharfen Weingesang und der andere den Bräutigam. Aber ich zog — und noch jetzt — meinen gutem Embritz vor, welcher, wie die Eltern sagten, sang: „wenn ich eine Sichel hätt', wollt' ich mit schneid." — Was ist denn das Dunkle im Menscheninnern, daß ich wirklich den einfachen Embritz, wenn ich durch Wiesen gehe und ihn an belaubten Abhängen höre, leider über die göttliche Nachtigall, die freilich wenig rein durchführt, sondern heftig springt, zu setzen suche? — Floß aber nicht nachher die Abendröte in den ganzen Garten hinein und färbte alle Zweige? Kam sie mir nicht wie ein goldener Sonnentempel mit vielen Türmen und Pfeilern vor? Und gingen nicht anf den Wolkenbergen die Sternchen wie Maienblümchen auf? — und die Erde

war ein Webstuhl rosenroter Träume? Und als wir spät nach Hause wandelten, hingen nicht in den finsteren Büschen goldene Tautropfen, die lieben Johanniswürmchen? Und fanden wir nicht im Dorfe ein ganz besonderes Festleben, sogar die keinen Viehirten endlich im Sonntagsputz, und dem Wirtshause fehlte nichts als die Musik und im Schloß wurde gesungen?

Ein einziger Kindertag hat mehr Abwechsel als ein ganzes Mannesjahr!"





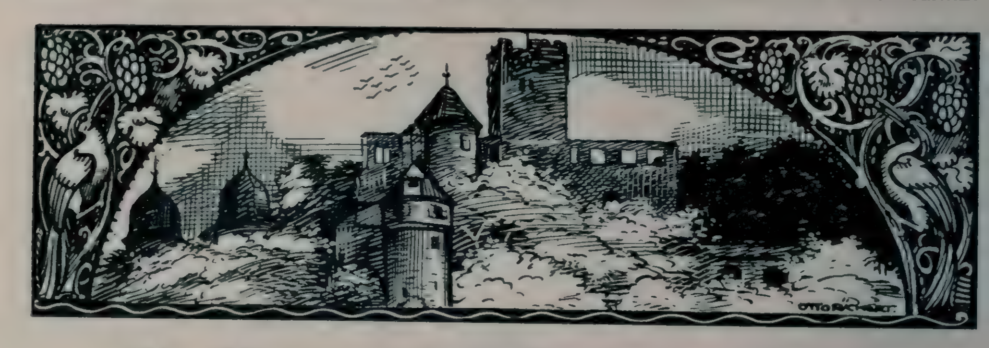
Bayernweckruf.

Von Heinrich Kühnlein in Würzburg.

Nach der Melodie: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd."

Frischauf, meine Bayern, zum Kampf für's Reich,
Zum Schutz für die heiligen Marken!
Sonst könnte im Hirne der Welschen sogleich
Der alte Dünkel erstarken.
|: Denn immer noch plagt sie der törichte Wahn,
Es müßte uns locken der gallische Hahn. :|

Doch mit nichten sollen sie Süd und Nord
Uns wieder zerreißen in Zwietracht.
Auf, Bayern, folget des Königs Wort
Und ziehet zum Rheine zur Wahlschlacht!
|: So rief unser Rupprecht und trug als Lohn
Den ersten der herrlichen Siege davon. :|



Die Oberamtsstadt Boxberg nach dem dreißigjährigen Krieg.

Von
Prof. Dr. **K. Hofmann**, Karlsruhe.



Das Städtchen Boxberg am Fuße der gleichnamigen noch aus dem 11. Jahrhundert stammenden Burg der Dynasten von Bochisberg, die im Besitze des Erbkämmeramtes der Bischöfe und Herzöge von Franken im 12. und 13. Jahrhundert zu den vornehmsten Familien des Frankenlandes zählten, wurde im Jahre 1561 der Sitz des in pfälzischen Besitz übergegangenen Oberamtes Boxberg, von dem Johann Daniel Flad in den Acta Palatina (I 435 ff.) sagt: „Das Oberamt Boxberg bestehet aus kleinen angebauten, fruchtbaren Hügeln oder Berggegenden. Bei ihm siehet man deutlich das schöne Frankenland seinen Anfang nehmen, wenn man von Westen über die wilden, hohen Gebirge von Adelsheim, oder durch den rauhen Odenwald herkommt, indem es gegen diese Seite, oder nach Westen zu, die hohen, unfreundlichen Gebirge und Waldungen des Odenwaldes, gegen Osten aber eine angenehme und fruchtbare Öffnung im ebenen Taubergrund, gegen Norden den Maingrund und gegen Mittag die Jagst- und Kochertäler hat. Der Boden, der aus verwitterten roten Sandsteinen mit der angebauten Gartenerde und etwas Leimen und Kalk bestehet, versaget fast keiner Getreideart den Wachstum. Es hat kostbare Wiesengründe, die mit kleinen Bächen durchströmt sind, auch roten und weißen Weinwachs, der aber sehr gering und leicht ist und seiner Güte und Stärke nach dem Frankenwein zugezählet wird. Der Waldungen sind in der Nähe sehr wenig, und das Holz ist rar, weilen alle Hügel mit Früchten und dem Weinstock ausgezieret sind. Sonsten befindet sich an den Grenzen dieses Oberamts ein sehr großer Strich Walds, der von Schillingstadt an bis gegen Adelsheim hinziehet, den man das Kastell nennet. Da aber hier zu Friedenszeiten kein sonderlicher auswärtiger Handel getrieben wird, so leben die Einwohner ziemlich mäßig von ihren eigenen Produkten und von der Viehzucht."

Als pfälzisches Gebiet innerhalb des Frankenlandes hatte Boxberg während des unheilvollen dreißigjährigen Krieges ein doppelt schweres Schicksal, zumal

es am Schnittpunkt der Handels- und Heerstraßen lag, die einerseits von Heilbronn nach Frankfurt und anderseits von Heidelberg nach Würzburg führten. Im Jahre 1621 kam es durch Tilly in den Besitz Bayerns, bis es 1631 im Dezember durch die Schweden eingenommen und im Herbst 1633 den Erben des Winterkönigs wieder übergeben wurde. Nach der Schlacht bei Nördlingen fiel es im Herbst 1634 wieder in die Hände der Bayern, die es dann bis 1648 behaupteten, wo es ihnen durch die Franzosen entrissen wurde. Endlich kam es dann durch den Westphälischen Frieden wieder in dauernden Besitz von Kurpfalz.

Der neue Kurfürst Karl Ludwig, Friedrichs V. Sohn, gab sich nun alle Mühe, seinen arg heimgesuchten Landen wieder aufzuhelfen, und ließ darum zunächst im Sommer 1652 „eine allgemeine Erkundigung, Visitation und Beaugenscheinigung seiner diesseits des Rheins und jenseits gelegenen Churfürstlichen Lande, Einkünfte, Nutz- und Nießungen verschiedenen Herbringens, Ländereien, Höff und Gütter vornehmen, auch etlichermaßen des Zustandes der Untertanen soviel möglich zu erfahren". Die für das Oberamt Boxberg bestimmte Kommission bestand aus dem Rechenrat Christof Andreas Wollzogen, Heinrich Lorentz, Hofverwaltungsrenovator Johann Wolfgang Brunckh, Kassenmeister Karg und Kastenmeister August Rumpf. In der zweiten Hälfte des Monats Juni und den ersten Tagen des Juli entledigten sich diese Männer ihrer Aufgaben und faßten das Ergebnis ihrer Arbeit in ausführlichen Berichten zusammen, von denen noch zwei im Original vorhanden sind. Der erste, der die Aufschrift trägt: „Boxberger Amtsrelation de anno 1652", befindet sich im Großh. General-Landesarchiv zu Karlsruhe, während der zweite, der im Besitz des fürstlich Leiningischen Archivs zu Amorbach aufbewahrt wird, die umständliche Bezeichnung führt: „General Land Visitation und Renovation des ganzen Ambts Boxberg, deren Ortschafften, aller Gefälle, Recht und Gerechtigkeit de anno 1652". Auf Grund dieser beiden amtlichen Arbeiten und der Stadtansicht von Merian aus dem Jahre 1645 läßt sich ziemlich genau feststellen, in welchem Zustande sich am Ende des großen Krieges die Oberamtsstadt Boxberg befand, zumal die Kommission noch den Auftrag hatte, nachzusehen, „in was esse oder Ruin die Gebäude sich allenthalben befinden, welche wiederum zu helfen oder aber gar abzutragen und mit was Anstalt beides nach alsofort gemachten richtigen Überschlag zum besten Nutzen und mit geringsten Kosten ins Werk zu richten sein möchte".

Nach der Aufnahme vom 30. Juni 1652 waren die Verhältnisse in Boxberg folgender Art: Das Stadtgericht, an dessen Spitze der Stadtschultheiß stand, zählte acht Mitglieder, die von dem Oberamtmann bestellt wurden und im Namen der Kurpfalz Recht sprachen; das Stadtgericht war zugleich Oberhof oder Appellationsgericht für verschiedene Amtsgemeinden. Von der Gerichtsbuße fiel die sogenannte hohe Buße hälftlich der Stadt und Kurpfalz zu; die mittlere und Bürgerbuße dagegen bekam der Stadtschultheiß, während die Schiederbuße den Feldschiedern zukam.

Von den Abgaben gehörte der große oder Fruchtzehnt, der kleine und der Novalzehnt der Pfalz, nur der Lämmer- und Krautzehnt stand der Pfarrei zu.

Die Nachsteuer und das Umgeld hatte die Gemeinde einzuziehen; aus dem letzteren bestritt sie die Unterhaltungskosten der Stadtmauer, Türme und Tore; ebenso zog die Stadtgemeinde das Standgeld für die vier Jahrmärkte ein.

Die Gebäude in der Stadt, soweit sie Eigentum der Bürger waren, befanden sich nach den langen Kriegsjahren in sehr verwahrlostem Zustand; von den 111 bewohnten Häusern vor dem Krieg waren jetzt acht überhaupt nicht mehr bewohnt und 24 zerfallen und abgebrochen; die Zahl der Bürger hatte sich um ein Drittel vermindert. Dementsprechend waren auch die Vermögensverhältnisse zurückgegangen. Nach den vier ersten Kriegsjahren hatte das Schatzungskapital in der Gemeinde 35350 Gulden betragen, im Jahre 1652 war es fast nur noch die Hälfte; das Gesamtvermögen aller bürgerlichen Einwohner betrug gar nur noch 10859 Gulden.

Am wertvollsten aus der ganzen Protokollaufnahme ist die Beschreibung des herrschaftlichen Eigentums, vor allem der Gebäude; einmal gibt sie überhaupt ein Bild von dem Umfang und der Art der Baulichkeiten und dann zeigt sie auch, welch beträchtlichen Schaden die Gebäude in den drei Jahrzehnten der Kriegsunruhen genommen hatten.

Das wichtigste Gebäude war die Burg; über diese lautet der Bericht: „Zu Boxberg ist 1. das Schloß, worauff jetzund Herr Amptmann wohnet und mit einer Guarnison versehen ist. Es begreifft aber in sich, wenn man zum ersten Thor, so mit einer Aufzug Brückhen versehen, hinein kompt, zur rechten Handt einen steinen Bau, so der Neue Bau heißt, zwei Stockwerckh hoch, sampt einem Thurn, welcher recht gegen das Stättlein siehet, unter dem Bau aber ist die Stallung: zur linken Handt eine Pastey von 3 Gewölben über einander, und ist anstatt eines Daches, obenauff mit steinernen Platten gebodmet, sampt einem kleinen Thurn, worauff vor diesem ein Thurmwächter gewohnet, nicht weit dann gegen dem Berg hinauß hat es noch ein gemauertes Rondell, so auch überdeckt.

Wann man nun zu dem andern Thor, so auch eine Aufzug Brücken hat, hinein kompt, worüber Herr Amptmann sein Nebengemach hat, zur linken Handt, ziehet sich ein Gebäu, daß alt Gebän genannt, biß an das Brunnenhauß herumb, nechst dem der oberste Keller ist, worüber das Zeüghauß stehet, und dann nebst diesem Keller noch ein Stockwerckh, darinnen jetzt der Sergeant ligirt, wobey man ettliche Staffel hinunder zu dem andern Keller gehen thut. Zur rechten Handt stehet das innerste Schloß, und hierher zuwärts die Amtsstuben, in welches man abermahlen über eine Bäu-Bruckhen, da denn außerhalb zur linken Handt daß Waschhauß stehet, gehen muß; durch daß Thorhauß kompt man auf die Gänge, so innwendig rings herumb gehen und den innersten Schloßplatz, welcher sehr eng ist, machen. Die Gemächer ziehen sich auff beiden Seithen gegen dem Stättlein und auff das Feldt hinauß zu herumb, seindt, außgenommen der Amptsstuben, und noch ein par Gemächer ganz bauloß, wie denn auch alle vorgedachte Ingebäu und Dachungen insonderheit das Ziegeldach, so ober dem Schloß dreymal abgesetzt, und schöne luftige geräume Speicher gibt, allenthalben schadhafft, die Dachstühl aber sein noch fast überall sehr gut".

In welch schadhaftem Zustand die Baulichkeiten des Schlosses waren, zeigen die Reparaturüberschläge. Zunächst seien 12 Gulden zu rechnen für den Zimmermann, um „einen Gang bey der Bruckhen in das innerste Schloß sampt dem hindern Gang und 2 Erckhern zu machen". „Der Gang", so meinte der Überschlag, „ist eben nicht de necessitate, hergegen ein Längbalken unter der Brückhen selbsten, wie auch die beiden Erckher, sonderlich der vorderste uffzuhelffen, höchst nöthig. Wenn das Waschhauß nicht unentbehrlich were, könnte solches hinweggethan und daß Bronnendach damit salviert werden". Für den Maurer waren 15 Gulden angesetzt, um „daß Dach im innern Schloß auszubessern, die Riegelwändt zu machen, und einen Camin auffzuführen 2 Gulden 6 Kreuzer". Das Wasch- und Brunnenhaus, das Zeughaus sowie das Dach vom innern Tor bis zum Brunnen erfordere 2000 neue Ziegel. Weiterhin meinte der Bericht: „Wenn nicht under dem Zeughauß ein Keller were, könnte solches gar auffgehoben und an Ziegeln, Latten und Gehölz ein ziemliches profitiert werden". An dem oben erwähnten Neuen Bau hatte sich „ober dem Stall bis herunter die innerste Mauerwandt nach dem Graben zu gantz hinauß gedrückt". Die Bastei im Vorhof war dem Zusammenfallen nahe, „weill die Pastey oben mit steinen Platten außgefüttert, solche aber in der Mitt gesunkhen, da dann der Regen sich biß in daß dritte Gewölb durchsetzt und entlich den Einfall bringen muß", „Der Wachtthurn, so mit Schifferstein noch zum Theil gedeckt, khann, was offen, mit übereinander gehenden Schindeln zugenagelt werden", so lautet das Urteil über den Zustand des Krappenturms oder ehemaligen „Berchfrits". Soweit die Reparaturvorschläge für die Hauptgebäude am Schloß, von den kleineren Schäden gar nicht zu reden.

Nicht minder traurig stand es mit den Herrschaftshäusern unten im Städtchen selbst. Von jenen heißt es weiter: „Die Kellerey, worinnen der Amptskeller wohnt, ligt recht in der Stattmauer bey dem Eckhmannstor; hat mit dem untersten 4 Stockhwerkh, welche aber außer dem andern, wo der Keller wohnt, von Ingebäu ebenfalls gantz bauloß, zu dem sich der eußerste Giebel sampt dem dritten Stockhwerkh gantz in den Hoff hinein senket und gewichen ist, daß also sorglich darunter zu wohnen. Unter dem Hauß findt eine Stallung und zwen Keller, worunter der eine voll stinkendes Wasser und Ungeziffer". Der an der Südwestecke des Hofhauses angebaute Turm war „halb dachlos, dahero für gut befunden worden, solchen abzubrechen und die noch hafftenden Ziegel sampt Gebälk zu bessern Nothdurfft zu gebrauchen". Die Schafscheuern und das Haus des herrschaftlichen Schäfers vor dem Brunnentor waren ganz baufällig; das Haus war „unter allen das böseste in Dach und Fach, die Scheuern seindt mit Stroh gedeckt und will auch die eine mit dem Giebel den Einfall nehmen".

Die an der Westseite der Stadt sich hinziehenden drei Seen befanden sich gleichfalls in einem ganz trostlosen Zustand. „Der Bronnensee, von 5 Morgen ohngefähr, hat zwar in der Mitte, so mit Schilf und Rohr verwachsen, noch Torfwasser, aber weder Ein- noch Abfall mehr und ist von außen umbher eine Wieß. Der Badstubensee, von 1 Morgen 2½ Viertel ungefähr, hat zum Theil

Graß, zum Theil kleine Krautgärtlein darauf. Der mittle oder Eckmannsee, von 4 Morgen, zu einem Weiher nicht mehr zu gebrauchen, hat auch gar schlecht Graß". Das Gesamturteil über den ehemals schönen und dreifach geteilten fischreichen See ging schließlich dahin, ihn wieder zum See herzurichten, sei zu teuer; man solle ihn als eine Wiese anlegen, das sei ergiebiger.

Wie auf der Burg und in der Stadt, so sah es auch auf der Gemarkung aus: Die vor dem Kriege wohlgepflegten Weinberge lagen jetzt zur Hälfte verwildert da; nicht weniger als 275 Morgen Wüstung fanden sich auf der Markung zerstreut. Wachholderbüsche und Dorngestrüpp wucherten da, wo früher Sommer- und Winterfrucht gediehen; wo ehedem dichtbeerige weiße und schwarze Trauben reiften, da färbte sich jetzt nur noch die herbe, harte Frucht des Schleedorns. Vieler Arbeit und Mühe, der zähen Ausdauer eines ganzen Jahrhunderts bedurfte es, um Land und Volk wieder auf die Stufe emporzuheben, auf der sie vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen waren.



Auch eine Frauenrechtlerin.
Geschichte aus der Rothenburger Landwehr.

Von **A. Ney.**

„Jörg Lerd", rief die Schlehlin ihren Großknecht an, als er in die Stube trat, sich zur Kirche völlig herzurichten. „Jörg Lerd, heunt is Versammling weg'n der Grundstückabtreting für den Lokalbahnbau beim Geuderwirt. Du gest für mi nou – a Weisbild deff dort doch nix soge, wenn's a achtzg Mark Grundsteuer zohle mueß —, und seggst, daß i gere vo mein Grund und Boude hergib — oder du hölst zu de „Ünnere" in Dorf, daß die Haltstell zu uns herkummt und nit zu dene Öibere nauf. Die Mahli glotzet 'n ganzn Tog ba ihre Küchafenster raus, ob i nit nei in d' Stoodt foer und Gackeli od'r Schmolz neitrog zun Verkafe und wenn i goer dene arme Kind, n' Hannele und der Lisabet wos mitbringet, sprenget die's in ganze Oert rum, daß die ganz Gma über ma Geldvertoanerei reidet. Also — Jörg Lerd, daß d's waßt, die Eisebou is mer röcht, oder die Haltstell mueß ins ünner Dorf kumme. Oebe geh'i nit nauf, wenn i me Woer in die Stoodt schaff'. A kummet der Jeremiele, wenn er ins Viehkafe kummet, immer z'erscht zu die Öbere, wenn d' Haltstell ba die Öibere is. Zu uns mueß er zerscht kumme, — es is jo a weger dein Trinkgeld — mörk d'rsch!"

Der Jörg-Lerd war ein kräftiger, etwa dreißigjähriger Großknecht, der gut ackern, mähen, dreschen konnte, aber kein großer Redekünstler war. Er wurde von seiner Bäurin, einer etwa vierzig Jahre alten kräftigen, energischen Witwe, deren Scharfsinn und Behauptung ihrer Interessen in der ganzen Gemeinde bekannt waren, zwecks ihrer Vertretung schon früher in Gemeindeversamm-

lungen geschickt, hörte dort zu, was der Bürgermeister „offerierte" und der eine oder andere „Gma-bürger" dazu und dagegen sagte und erzählte dies dann nachträglich seiner Herrin, aber einen so wichtigen Auftrag wie heute hatte er noch nie zu erfüllen gehabt. Darauf war der Jörg-Lerd stolz und erhobenen Hauptes zog er zur Kirche, ungefähr so wie ein Gefreiter in der Garnison, der zum erstenmal Wachtposten aufführen muß.

Die Kirche befindet sich im obern Dorf, so war gar nicht auffallend, daß sich mehrere Bauern des oberen Dorfes dem Jörg-Lerd anschlossen und ihn freundlichst begrüßten, freundlicher als sonst, doch merkte dies der von Eitelkeit beseelte Jörg-Lerd nicht. Der Klausecker, der bedeutendste Hof-besitzer des oberen Dorfes, ein Regimentsspezi vom Jörg-Lerd machte sich besonders an diesen heran, sprach pfiffig wie er war, kein Wort weiter über die Lokalbahnangelegenheit, als daß er sich freue, heute beim „Sunnewirt" den Herrn Regierungsrat, der zu seiner Militärzeit als Oberleutnant der Reserve beim selben Regiment, ja derselben Kompagnie einberufen war, wiederzusehen. Da konnte sich der Jörg-Lerd nicht enthalten, zu sagen, daß er als Vertreter der Schlehli ebenfalls zum Sonnenwirt müsse, und daß er sich auch recht freue, den Herrn Regierungsrat zu sehen, der ihm sogar einmal bei einer Felddienstübung eine Zigarre für eine gute Vorpostenmeldung geschenkt habe. —

Der Klausecker und der Jörg-Lerd schwelgten jetzt in ihren Regimentserinnerungen bis zum Beginn des Gottesdienstes und gingen nach der Kirche als gute Kameraden zum Sonnenwirt, wo auch der Herr Regierungsrat und der Herr Eisenbahnbezirksingenieur mit ihren Mappen und Plänen erschienen, um den Gemeindebürgern Vortrag bezüglich der Bahntraceführung und der hiezu nötigen Abtretung von Grund und Boden zu halten. Die Gemeinde war die letzte im Be-zirksamt, die sich zu erklären hatte und war die Sache wegen der verschiedenen Interessen des „unteren" und „oberen" Dorfes etwas schwierig. Dem Regierungsrat lag viel daran, die Lokal-bahnfrage zum guten Ende zu führen und kam deshalb heute keinem mit der Wurzelbürste, sondern war besonders freundlich an die beiden „Regimentskameraden", ja er griff sogar in die Rocktasche, zog ein riesiges Zigarrenetui heraus und gab nicht nach, als bis die „Herren" sich je eine Zigarre genommen hatten. Von den Beamten freundlichst eingeladen, nahmen die beiden Regimentskameraden in der Nähe des regierungsrätlichen Tisches Platz, um den sich auf ein unmerkliches Augenzwinkern des Klausecker mehrere jüngere Bauern des oberen Dorfes gruppierten.

Die Herren Beamten hielten Vorträge, sie wollten sich um keinen Preis in die Differenzen zwischen den „Oberen" und „Unteren„ einmischen, sie betonten in jeder Weise ihre Unparteilichkeit, aber der Erfolg der Versammlung war doch der, daß die obere Trace, welche auch den Herren Beamten zur Bearbeitung die richtigere schien, gewählt wurde, und Jörg-Lerd, den die „Oberen" völlig eingenommen hatten, kein Wort dagegen sagte. Der Jörg-Lerd erfuhr von der Sache überhaupt nicht viel, weil in den Vorträgen der Referenten ganz andere Dinge, als die Differenzen zwischen den „Oberen" und „Unteren" hervorgehoben und insbesondere die Anlage und Ortsbestimmung der Haltestellgebäude gar nicht klargelegt wurde. Auf eine Anfrage eines Hofbesitzers aus dem untern Dorf entgegnete der Regierungsrat in verbindlichem aber kurzem Tone, daß dies heute noch gar nicht besprochen werden könne, vorerst habe die Gemeinde zu erklären, daß sie, um der langersehnten Bahnverbindung teilhaftig zu werden, den für die Bahnführung nötigen Grund und Boden abzu-treten gewillt sei. Auf diese Rückäußerung des hohen Beamten hin schwieg die Opposition und fanden die Vorschläge der Referenten und des Bürgermeisters, der allerdings auch im obern Dorfe seinen Hof hatte, Annahme. Etwas trug hiezu auch die Furcht vor der bezirksamtlichen Wurzel-bürste bei. —

Sehr spät, bezw. sehr früh kam der Jörg-Lerd nachhause. Schadenfroh weckte ihn bald der kleine Knecht, eine Arbeit anzuschaffen. Der Jörg-Lerd hatte einen gehörigen Brummschädel als Vertreter der Schlehlin sich geholt, die ihn auch gleich nach dem Frühstück ins Verhör nahm, was er als ihr „Vertretter" ausgerichtet habe. Offenbar war sie mit der erhaltenen Auskunft gar nicht zufrieden, denn sie murrte, als sie nachher ihre „Zeiting" las, die der Postbote soeben gebracht hatte, in welcher von den englischen Stimmrechtlerinnen berichtet wurde, daß sie sich sogar nicht scheuen, Ministern eins mit dem Sonnenschirm auszuwischen: „Röcht hewwes, die Weisbilder, — ganz röcht, denn mit dene versuffie Mannsbilder is ja doch nix ausg'richt, wenn mer die wuhi schickt. Mit uns Weiber weret mer nit sou leicht ferti!"

Eine deutsche Eiche bei Ypern.

Von
Dr. Robert Piloty.

Die letzten, vom Schwung der Begeisterung getragenen Vorstöße der Deutschen in den Stellungen bei Ypern erfolgten Ende Oktober bei Langemark und Gheluvelt. Hier war es die 6. bayerische Reserve-Division, welche sich in Verbindung mit württembergischen, sächsischen und preußischen Truppen die mit viel edlem Blut erkämpften Lorbeeren eines beispiellos tapferen und nachhaltig erfolgreichen Angriffes auf feste englische Stellungen erwarb. Die Engländer wurden von ihren für die deutsche Position an der Lys so bedrohlichen Sitzen in Gheluvelt, Beceläre ɾc. um einige Quadrat-Kilometer und damit soweit zurückgeworfen, daß seither die Orte Comines, Werwick, Menin wie vorgeschobene Forts als Deckung nach Norden für den wichtigsten unserer Waffenstützpunkte, die Festung Lille, dienen können.

Seit diesen heldenmütigen Stürmen ist auch vor Ypern der Stellungskampf die Regel geworden, so wie er es gegenwärtig an der ganzen Westfront von Nieuport bis Belfort ist. Die Deutschen haben diese in Frankreichs Herz hineinragende offensive Frontstellung mit bedeutenden Opfern, aber auch mit einer unvergleichlichen Tapferkeit sich erobert. —

Es gilt jetzt, diese Stellungen zu halten und vorzuschieben, bis die Stunde schlägt, in der unsere Streitkräfte zu größeren Schlägen ausholen können.

Bis dahin bedarf es unablässiger materieller und moralischer Antriebe, um in den Herzen unserer Krieger das Bewußtsein von der Größe und Sieghaftigkeit ihres Werkes in voller Lebendigkeit zu erhalten.

Ich habe als Begleiter eines Weihnachtszuges Gelegenheit gehabt, mich persönlich von dem vortrefflichen, vertrauensvollen und seelensstarken Zustande unserer Truppen und ihrer Führer in Lille und in den Stellungen vor Ypern zu überzeugen. Eine Kleinigkeit konnte ich selbst zur Erhebung ihrer Stimmung beitragen, indem ich eine aus Franken mitgebrachte kleine Eiche auf einem Kriegerfriedhof vor Ypern einpflanzte als ein Wahrzeichen deutscher Kraft, deutschen Opfermutes und deutscher Hoffnungen.

Wie es dazu kam, will ich erzählen:

Am 18. Dezember gelangte ich nachmittags 2 Uhr mit Auto und mit einem befreundeten Begleiter nach Köhlberg, einem kleinen Ort westlich Gheluwe an der Straße Menin-Ypern. In Köhlberg war am 29. Oktober früh 7 Uhr das 16. Bayer. Reserve-Infanterie-Regiment (Kommandeur Oberst List) mit württembergischen und sächsischen Truppen zum Angriff auf das damals noch in englischem Besitz befindliche Gheluvelt eingesetzt worden. Das 1. und 3. Bataillon rückten rechts und links der Straße vor, zuerst geschlossen, bald ausschwärmend. An der Spitze des 1. Bataillons gingen beim 1. Zug der 3. Kompagnie voran der Bataillonsführer Major Graf Zech und sein Adjutant, mein Sohn, Leutnant Bernhard Piloty. Der Führer des 1. Zuges der 3. Kompagnie war Leutnant Beck. Dieser Herr begleitete mich am 17. Dezember auf dem Gang über das Schlachtfeld zu den Gräbern der Gefallenen, unter denen auch Graf Zech und mein Sohn sich befanden. Meine Absicht war, die kleine mitgebrachte Eiche auf dem Grabe meines Sohnes, falls ich es fände, einzupflanzen. Nachdem wir auf diesem Gange die etwa 3–4 Kilometer, über welche der Angriff am Vormittag des 29. Oktober sich vorbewegt hat, zurückgelegt, Gräber und Schützengräben und andere noch unverrückte Kennzeichen des heißen Kampfes besichtigt hatten, gelangten wir an den Nordrand jenes kleinen Wäldchens, wo wir nahe bei einem zerschossenen Gehöft der Ortschaft Poezlhoek bei dem Knie der Straße Gheluvelt-Becelaire und jenseits dieser Straße ein Feldgrab fanden, welches auf einem Feldkreuz die Aufschrift trug:

„Hier ruhen in Gott

Leutnant Piloty	Oberleutnant Seeger	Leutnant Wagner.“
I. 16. R. J. R.	248. J. R.	248. J. R.

Neben dem Kreuz stak ein Infanterie-Seitengewehr in der Erde des Grabhügels. Es war ein trüber, regnerischer Tag. Das Wasser stand hoch in den Gräben und ich mußte erkennen, daß

an eine Exphumierung, wie ich sie vorhatte, nicht zu denken sei – teils wegen der Bodenverhältnisse, teils auch wegen der Gefechtslage. Aber nicht nur auf die Heimführung des teuren Todten mußte ich verzichten, ich konnte mich auch nicht entschließen, meine kleine Eiche an dieser Stelle einzupflanzen, denn sie sollte bestimmt sein, zu leben und zu wachsen und würde dort wegen der übergroßen Nässe wohl bald eingegangen sein.

So entschloß ich mich denn zu einer kleinen Änderung des ursprünglichen Planes.

Als wir, begleitet von lautem Kanonendonner und von den Schlägen einiger in unserer Nähe krepierender feindlicher schwerer Granaten querfeldein und mit einbrechender Dunkelheit nach Köhlberg zurückgekehrt waren, nahm uns die dort in einem ganz kleinen Häuschen untergebrachte Feld=Telefonstation freundlich auf. Die braven Soldaten nahmen Interesse an meinen Absichten und der Stationsführer sagte mir, daß gleich vor dem Stationshäuschen dicht an der Straße eine größere Zahl von Kriegergräbern sich befinde, die zu einem gepflegten Friedhof zusammengefaßt worden seien.

Ich besichtigte den Platz. Von einem Drahtzaun, wie man sie in Gefechten verwendet, umschlossen, lagen hier die Gräber mit ihren schlichten Kreuzchen und einigen nach Soldatenart angebrachten Zierden an Helmen, Waffen und Geschossen. Auch einige Feldsteine und 3 kleine Zypressen sah ich dort und es erwachte in mir der Wunsch, auch meinen geliebten Sohn für seinen ewigen Schlaf hier gebettet zu wissen. Der Stationsführer teilte mir mit, daß an geeigneter Stelle auf diesem Friedhofe ein größerer Stein demnächst angebracht werden solle mit der Aufschrift: „Den gefallenen deutschen Helden von Ypern."

Als wir wieder in die Stube zurückgekehrt waren, entschloß ich mich, meine kleine Eiche für diesen Friedhof zu bestimmen und übergab sie dem Stationsführer. Beim Kerzenscheine drängten sich die Wachen und Ablösungsmannschaften heran, als ich das Bäumchen aus seiner feuchten Mooshülle nahm und übergab. „Eine deutsche Eiche!" rief mit innigem Ton ein Unteroffizier aus und aus den grauen Gesichtern der Soldaten blickte jene wehmütige Freude, die sie immer empfinden, wenn ihren heimgegangenen Kameraden eine Ehre erwiesen wird.

Ja, zur Ehre soll diese kleine Eiche, die treuen Händen übergeben wurde, wachsen auf dem Boden, der noch hartumstritten, mit so viel deutschem Mut und Opfersinn unseren Feinden gegen viel Blut abgerungen worden ist. Ihre kleinen feinen Wurzeln sollen sich fest einbohren in diesen geweihten Boden. Möchte sie ein Sinnbild deutscher Kraft und Treue werden und immer deutsch bleiben!



Rundschau.

Heldenhaine. Mit tief bewegenden Worten hat in unserem Heft ein Vater, der sein höchstes Gut, den hoffnungsreichen Sohn, für das bedrängte Vaterland dahingegeben, geschildert, wie er dem Gefallenen in fern fremdem Lande mit deutscher Eiche ein Ehrenmal gesetzt hat. Und wie dort in Flandern die Unsern dankbar ergriffen geholfen haben den Eichenschoß zu pflanzen, so regt sich jetzt überall im Feld und Daheim der Wunsch, unseren gefallenen Helden am Grab und im Heimatort im Sinnbild deutscher Eichen Dank und Gedächtnis zu verewigen.

Der Gartenbaudirektor Willy Lange in Berlin=Dahlem hat diesem Wunsch zuerst werbend Ausdruck gegeben und von den Zustimmenden viele wertvolle Anregungen empfangen. Selbstver=

ständlich sind bei der Ausführung dieser Gedanken die Heimatschutzverbände in erster Linie zur Mitwirkung berufen. Es läßt sich heute schon sagen, daß viele, längst gehegte aber nicht durchsetzbare Pläne der einzelnen Heimatschutzvereine sich in Verbindtung mit den Heldenhainen leichter werden verwirklichen lassen, so die Sicherung historisch wertvoller oder im Landschaftsbild reizvoller Plätze. Die Anlagen werden meist mit Kriegerdenkmalen und hoffentlich recht oft mit laufenden Brunnen geschmückt werden.

Übrigens sollte jede auch die kleinste Gemeinde den Gefallenen ihre Eichen pflanzen ohne kleinliche Bedenken ob der Betreffende auch Anspruch auf Berücksichtigung hat, vielleicht weil er die letzten Jahre an andern Orten gelebt oder erst kürzlich zugezogen ist. Es schadet wirklich nichts, wenn jemand, der viel herumgekommen ist im lieben Vaterland an mehreren Stellen ein Erinnerungsmal erhält. Größere Vereine, studentische Korporationen, Regimenter werden häufig den Wunsch haben, ihren teuren Toten noch einen besonderen Heldenhain anzulegen. Auch das ist gut. Für alle aber muß sachgemäße Pflege für alle Zeiten sichergestellt werden.

Übrigens hat schon vor 100 Jahren Pastor Peters in Rogau in seiner Weiherede für das Lützow'sche Freichor den Wunsch ausgesprochen, daß da wo ein deutscher Jüngling im Kampf sein Leben ließe, eine deutsche Eiche den späten Enkel noch an seiner Ahnen Taten erinnern möge.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Gemeinschaftliche Aufgaben der Bayerischen Geschichts- und Urgeschichtsvereine. Unter diesem Titel veröffentlicht ein bekannter Historiker, Hochschulprofessor Dr. A. Dürrwächter in Bamberg im 71. Bericht des Historischen Vereins zu Bamberg eine eindringliche Abhandlung über Wege und Ziele bayerischer Territorial- und Lokalforschung.

Der Verfasser knüpft an die Versuche an, die Konstantin von Höfler im Jahre 1847 von Bamberg aus unternahm, um sämtlichen fränkischen Geschichtsvereinen für ihre Forschungen und Leistungen eine gemeinschaftliche Basis zu geben. Es zeigte sich schon damals, daß die Einzelinteressen der lokalen Vereinigungen zu stark und zu verschiedenartig waren, um das Ideal der Arbeits-Gemeinschaftlichkeit zu erreichen. Dazu kamen damals wie heute finanzielle und personale Schwierigkeiten. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten kommen in Franken durch die unendliche Zerrissenheit der politischen Territorialentwicklung hinzu. Dürrwächter lehnt daher Höflers Arbeitsprogramm, das im Wesentlichen in umfassenden Urkundenpublikationen bestand, als undurchführbar ab. Auf diesem Gebiet muß der Gesellschaft für Fränkische Geschichte die Vorhand gelassen werden.

Drei Aufgaben sind es, deren Durchführbarkeit Dürrwächter in allen lokalen Vereinigungen Frankens resp. Bayerns mit Recht voraussetzt.

Es sind Aufgaben, die dadurch von besonderer Bedeutung sind, daß ihre Lösung baldigst erfolgen muß, wenn nicht die Gedankenlosigkeit unserer Tage hier vor der Rettung ihr unwiderbringlich zerstörendes Werk tun soll. Es handelt sich um:

1. die Feststellung aller Vor- und Frühgeschichtlichen Befestigungen. Für diese Arbeit werden die Kurse des Generalkonservatoriums von besonderem Wert sein. Notwendig ist genaue Vermessung und Zeichnung, wozu dann noch die Arbeit mit dem Spaten treten kann. Das Ergebnis wäre in einem Atlas der Vor- und Frühgeschichtlichen Befestigungen Bayerns resp. einzelner Teile des Königreichs niederzulegen, wofür das Werk von Oppermann-Schuchardt für Niedersachsen vorbildlich ist.
2. Feststellung aller befestigten Kirch- und Friedhofsanlagen. Dies ist ja eine speziell fränkische Aufgabe, zu deren Lösung Dürrwächter schon in einer früheren Arbeit angeregt hat. (Effeltrich und die befestigten Friedhöfe. Bamberg 1910). Hier werden neben der Arbeit an den Monumenten selbst Archivstudien ergiebig werden.
3. Sammlung und Erforschung der Flurnamen. Auf diesem Gebiet hat in manchen Gegenden Deutschlands ja schon eine sehr gründliche Arbeit eingesetzt und es wird Zeit, daß auch wir in Franken nach gemeinschaftlichen Plänen vorgehen. Eine Unterabteilung würde die Feststellung von Wüstungen bilden.

Natürlich wünscht der Verfasser nicht, daß unsere historischen Vereine ihre Kräfte nun ausschließlich auf diese Aufgabe richten sollen. Er weist vielmehr mit beredten Worten darauf hin, wie sehr die politische Geschichte und die Kulturgeschichte noch im Wirkungskreis unserer lokalen Vereinigungen gefördert werden kann. Es wird auf Dürrwächters Vorschläge noch oft zurückgekommen werden müssen, hoffen wir, daß sie nach Gewinnung eines ruhmreichen Friedens zu baldiger Durchführung gelangen. H. W.



Büchertisch.

1. Besprechungen.

Sammelblatt des histor. Vereins Eichstätt. 28. Jahrg. 1913. Eichstätt 1914.

Neben dem Bericht über die ersprießliche Tätigkeit des Vereins im Jahre 1913 enthält das Heft eine Reihe wertvoller Beiträge. Hochschulprofessor Romstöck behandelt das Grabdenkmal des Eichstätter Domherrn Karl Ferdinand von Ulm († 1710) und die Familie von Ulm in der Diözese Eichstätt (mit Stammbaum und Ahnentafel). Domkaplan Dr. Joseph Gmelch gibt die Musikgeschichte Eichstätts von den ältesten Zeiten an auf Grund der Vorarbeiten von Raymund Schlecht und eigenen Forschungen. Dr. Winkelmann und Karl Gareis berichten über Ausgrabungen. — H. W.

August Schnizlein: Abdias Wickners Bericht vom Jahr 1557 über die Lateinische Schule zu Rothenburg o. T. (Aus den Blättern für das Gymnasial-Schulwesen des Bayer. Gymnasiallehrervereins). 1914. Bd. 50. Heft 7/8. –

Der verdiente Rothenburger Forscher berichtet über die Tätigkeit Wickners, der zuerst der Lateinschule der Stadt geregelte Verhältnisse und Stetigkeit des Unterrichts gab. Der Bericht Wickners enthält übrigens treffende Auslassungen über das Verhältnis von Schule und Haus, die — leider — auch heute noch mancher Direktor unterschreiben wird. — H. W.

Münchener Kalender. 1914 und 1915. München-Regensburg. Je 1 Mark.

Otto Hupps prächtiger Wappenkalender bringt im Jahrgang 1914 von fränkischen Geschlechtern die Wappen der Reitzenstein, der von und zu der Tann und der Wolfskehl; im Jahrgang 1915 ist Franken vertreten durch Gemmingen und von Müffling genannt Weiß.

2. Zeitschriften-Schau.

Blätter des schwäbischen Albvereins. 26. Jahrgang. Tübingen 1914.

Nr. 1 und 7. Beiträge zu den Sagen über Wald schenkende Fräulein.
Nr. 3. Schinzinger: Die Musterstation für Vogelschutz in Hohenheim. (Mit Abbildungen). — Mayer: Steinkreuze. (Bezirk Kirchheim).
Nr. 4. Weller: Die Poesie des Waldes.

Heimat und Welt. 4. Jahrgang. Weimar 1914.

3. Heft. Vahldieck: Zitrone und Rosmarin in der deutschen Volkssitte.

Das Land. 23. Jahrgang 1914. Berlin.

Nr. 5. Richard Dohse: Hermann Löns. — Nachruf und Lebensbild dieses trefflichen Niedersachsen, der ein Kenner und Schilderer deutscher Natur und deutschen Volkstums war wie wenige.

Trotz seiner 48 Jahre als Freiwilliger hinausgezogen ins Feld, ein Verächter jeglicher Gefahr und leidenschaftlicher Weidmann, fiel der Dichter am 27. September vor Reims.

Hannoverland. 8. Jahrgang 1914. Hannover.

Heft 9 bis 11. Otto Auhagen: Albrecht Thaer und seine Heimat. Thaer, 1752 zu Celle geboren, ist der große Reformator der deutschen Landwirtschaft.

Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. VI. Band: Heft 1—6. 1912—1914. Dresden. Herausgegeben von Professor Dr. E. Mogk und Professor Dr. H. Stumme.

Unter den vielen rührigen Vereinen für Voklskunde ist sicherlich der des Königreichs Sachsen einer der erfolgreichsten. Seine Mitteilungen haben oft der Forschung neue Wege gewiesen, viele der gediegenen Beiträge sind auch für die benachbarten fränkischen Verhältnisse von Bedeutung. Im ersten Heft handelt B. Wilhelm über Messen und Jahrmärkte, ihr Entstehen und ihre Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart. In Heft 4 gibt Ebstein einen Beitrag zur Volksmedizin im Erzgebirge. Heft 5 und 6 enthalten volkskundliche Beiträge aus dem Vogtlande und E. Müller bringt einen sehr hübschen Aufsatz über Namenverachten d. h. über eine Zwischengattung von Spottformen zwischen allgemeinen Schimpfnamen und persönlich gemünzten Spitznamen. In den Beiheften des Jahrgangs gibt unter anderm Paul Zinck eine Sammlung von Wohnhausinschriften. Alfred Hennig bringt eine gründliche Untersuchung über die Dorfformen Sachsens als ersten Teil der Bauernhausforschung; dabei eine vorzügliche Karte.

Hessenland. 28. Jahrgang 1914. Kassel.

Nr. 17. Heidelbach: Was erwartet die Kasseler Galerie von einem siegreichen Krieg. Der Verfasser wirft die interessante Frage auf, ob nicht nach siegreicher Beendigung des Krieges der Augenblick gekommen wäre, einiges von den vielen Schätzen zurückzufordern, die in den Napoleonischen Kriegen geraubt worden sind.

Nr. 18. Wrede: Das Hessen-Nassauische Wörterbuch. (Schluß in Nr. 19).

Nr. 19. Franz: Blicke in das Gebiet hessischen Volksglaubens.

Nr. 22. Schoof: Beiträge zur hessischen Ortsnamenkunde.

Nordbayerische Verkehrs- und Touristenzeitung. 11. Jahrgang 1914. Nürnberg.

Nr. 11. Beck: Von der Poesie alter Höfe. Dabei sehr schöne Zeichnungen aus Bamberg und Rothenburg o. T. — Fickenscher: Der Staffelberg mit dem Maintal. (Geologischer Beitrag).

Nr. 12. Mayr: Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters Pillenreuth. — Haagen: Was will der fränkische Albverein (Gegründet am 25. Mai 1914.)

Nr. 14. Reidl: Hilpoltstein.

Nr. 18. Schultz: Rothenburger Spruchweisheit. (Hausinschriften).



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 3, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

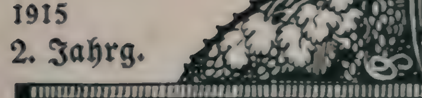
Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 3. Heftes:



1915
2. Jahrg.

März
Heft 3



Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken

Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.



Bismarck-Lied.

(Nach der Melodie: „Prinz Eugen, der edle Ritter".)

Otto Bismarck, der edle Ritter,
Wollt' für Deutschland wiedrum kriegen
Freiheit, Einigkeit und Macht.
Er ließ Müh' sich nie verdrießen,
Wollte Freud' nicht eh'r genießen,
Bis er's herrlich ausgedacht.

Als er sich's nun ausgesunnen,
Ward auch gleich das Spiel begunnen
Droben bei der Düppler Schanz
Schleswig-Holstein meerumschlungen
Ward an einem Tag errungen
In dem heißen Waffentanz.

Frisch voran nun! treue Brüder
Woll'n wir sein, sprach Bismarck wieder,
Ein'r allein ist wenig nutz!
Laßt uns schlagen einen Brucken
Und recht fest zusammenrucken
Nord und Süd zu Schutz und Trutz!

Da Napoleon dies vernommen,
Ließ er Benedetti kommen:
„Was macht Bismarck mir für Streich'?
Deutschland in den Sattel setzen
Muß mich wahrlich schwer verletzen,
Auf, zermalmen wir es gleich!"

Ha, wie war er da betrogen!
Wie im Sturmwind angeflogen
Kam die deutsche Brüderschar.
Schlag auf Schlag sie täten siegen
Und den Franzmann unterkriegen,
Der doch sonst so kecklich war!

Als nun Sedan war gefallen
Da sprach Bismarck laut zu Allen:
„Laßt uns gründen Kais'r und Reich!"
Hei, wie jubelten entgegen
Ihm die Deutschen allerwegen,
Und er gründet es sogleich.

Als nach Jahren er verloren
Seinen Herrn, so auserkoren
Unter Helden nah und fern,
Da war Bismarck tief betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet
Seinen guten, alten Herrn.

Du bleibst ewig uns erhalten,
Bismarcks Geist, um stets zu walten
Mächtig in uns fort und fort!
Werden heut auch niemals wanken,
Stark im Kampf, eins in Gedanken,
Führer Bismarck, Deutschlands Hort!

Heinrich Kühnlein.



Fürst Otto von Bismarck. Von Otto Rückert.

Unser Bismarck.

Zumeist nach seinen eigenen Worten.

Von

Heinrich Kühnlein in Würzburg.



ie Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen. Da war die Vaterlandsliebe und opferfreudige Kampfesstimmung, die im Frühling 1813 die gesamte Bevölkerung Preußens unter die Fahne gerufen hatte, zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden. Und ein jeder Wehrmann, ob vom Norden oder Süden, trug jetzt wie der alte „Marschall Vorwärts" den festen Willen im Herzen: Napoleon muß herunter – herunter für alle Zeit!

Lange und schwer genug hatten unsere Ahnen unter seiner Zwingherrschaft zu dulden gehabt, bis endlich jener furor Teutonicus erwachte, bis endlich Alldeutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufflammte, und das ganze Volk in Waffen starrte. Da trugen die Wogen der Volksstimmung Deutschlands Fürsten in den Krieg hinein, sie hätten wollen mögen oder nicht: und Napoleon I. lag zerschmettert und besiegt am Boden.

Doch noch einmal hob er sein Haupt empor, noch einmal wagte er einen Waffengang: da hat ihn der alte Blücher und Wellington am 18. Juni 1815 für immer unschädlich gemacht. Das war die Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance, und nun hatten die siegreichen Völker ein durch Blut und Eisen ge-

festetes Anrecht, nach solchen Opfern, nach solchem Ringen auf Tod und Leben die stolzesten Früchte, den herrlichsten Lohn für ihren Heldenmut zu erhoffen.

Es sollte anders kommen! Das Dornröschen „deutsche Einigkeit und Freiheit" lag noch in tiefem Schlummer, grausige Hecken von Mißgunst umschlossen undurchdringlich sein Zauberschloß, und kein Königssohn wollte erscheinen, es durch seinen Kuß zu wecken. Ach, es hätten ja keine Deutschen sein müssen, wäre ihnen der Lohn ihrer Tapferkeit nicht durch kleinliches Gezänke unter den Händen zerronnen. Kaum war der gemeinsame Feind Napoleon niedergestreckt, da schnellte die alte Neidschlange „Parteihader" mächtiger denn je von neuem auf und wieder einmal verdarb die Feder, was das Schwert gutgemacht hatte. So hat's noch lange gedauert, bis sich die Sehnsucht der besten unter den Deutschen erfüllte — die Sehnsucht nach einem einigen und dadurch machtvollen deutschen Vaterland!

Freilich — ganz umsonst war das Blut so vieler Tausender auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Waterloo und zahlreichen anderen Orten nicht geflossen — das gemeinsame Ringen hatte dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner Kraft gebracht. „Nur in Einigkeit liegt Stärke!" an dieser Erkenntnis wurde fortan festgehalten, dieser Warnungsruf verstummte nicht mehr in den deutschen Landen. Immer und immer wieder ließen ihn besonders unsere Dichter in ihren Liedern und Schriften erschallen, bis er gewissermaßen zu einem Bestandteil des inneren Lebens unseres Volkes geworden war und wie ein unerschütterlicher Glaubenssatz von seiner Seele Besitz ergriffen hatte. Das hohe Verdienst der deutschen Dichter, diesen Gedanken großgezogen zu haben, ist oft verkannt oder doch nur als so nebensächlich behandelt worden. Drum will ich es hier einmal recht mit Absicht in den Vordergrund rücken und betone: die deutschen Dichter sind von den Freiheitskämpfen 1813—15 bis zu unserem Nationalkrieg 1870/71 im besten Sinne die Führer und Berater des Volkes gewesen. Sie haben, oft bekämpft und hart bestritten, den Boden bearbeitet, auf dem dann die Männer des Krieges und der Staatskunst den stolzen Bau des einigen deutschen Reiches errichten konnten. Dieses Verdienst soll man ihnen nicht weiter schmälern; denn es ist gewiß keine geringe und auch keine lohnende Aufgabe, immer wieder und oft unter den schärfsten Anfeindungen für seine Überzeugung einzutreten, bis diese endlich anerkannt wird.

Aber Gott Lob: ihr und des Volkes Hoffen wurde nicht getäuscht! Denn der Mann, der in der Zwischenzeit der Siege von Leipzig und Waterloo das Licht der Welt erblickte — er erwuchs uns zu jenem Helden, der das Dornröschen der deutschen Einheit endlich doch aus dem Schlafe weckte. Ihm auch war es noch ein unsagbar schwerer Kampf, das Heckengestrüppe deutscher Zersplitterung niederzureißen: aber er hat's volbracht. Ihm erst sollte ganz gelingen, was den Männern der Freiheitskriege doch nur teilweise beschieden war: Die Wiederherstellung und Einigung des deutschen Volkes, die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich in alter Macht und Herrlichkeit!

Brauche ich da nun erst noch seinen Namen zu nennen?

In der Altmark zu Schönhausen wurde uns der alte Recke Otto von Bismarck zwischen den genannten Weltschlachten am 1. April 1815 geboren. Er hat die deutsche Zwietracht niedergerungen und, unterstützt durch unvergängliche Ruhmestaten des gesamten deuschen Heeres, das neue deutsche Reich gegründet. Da wird wohl dieser 1. April 1815 für Deutschlands Völker bis in alle Ewigkeit ein Tag des Stolzes und der Freude sein!

„Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in Einem" sagt ein deutscher Dichter, und wahrlich eine Welt von Geistesklarheit, beharrlicher Willenskraft und goldener Bedachtsamkeit wurzelt in diesem Einzigen. Wie wunderbar ist der junge Baum aus dem deutschen Freiheitskampf emporgediehen, wie ist er erstarkt zur markigen Eiche, stolz und ungebrochen trotz manchen Wettersturms!

Ja — trotz manchen Wettersturms! Denn unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, inmitten einer Welt von Hindernissen hat Bismarck sein Leben lang nur das eine Ziel im Auge gehabt: „Wie führe ich meine Deutschen zur Einigkeit und dadurch zu Macht und Stärke?" Kein anderer Gedanke erfüllte so sein Leben, keine andere Frage so sein Tun und Denken.

„Ich habe vom Anfang meiner politischen Laufbahn", ruft er uns zu, „nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zur Einigung bringen, und, ist diese erreicht, wie kann ich die Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten bleibt? Das war der einzige Kompaß, wonach ich steuerte: die salus publica, das Wohl des Vaterlandes. Ich habe vom Anfang meiner Tätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, was ist für das deutsche Volk das Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige? Vom Bau des deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation — da verlange ich, daß sie sturmfest dastehen! Dieser Schöpfung habe ich meine ganze politische Tätigkeit gewidmet. Und wenn mir einer nur einen einzigen Moment zeigen kann, wo ich nicht nach dieser Richtung der Magnetnadel gesteuert habe, so kann er mir vielleicht nachweisen, daß ich geirrt habe, aber nicht nachweisen, daß ich das große nationale Ziel jemals aus den Augen verloren habe."

Freilich hieß es dabei: stets den Blick scharf nach allen Seiten gerichtet! Jede vorhandene Gefahr mußte sofort durchschaut, jedes sprossende Unkraut alsbald im Keime erstickt werden. Dazu erfordert's jene Umsicht, die zum Wachen wie zum Lernen nie zu lässig ist. Und es hat vielleicht nie ein Deutscher das Dichterwort „es irrt der Mensch, solang er strebt", gründlicher beherzigt und drum, stets scharf ausblickend, den Wert der Erfahrung höher veranschlagt als unser Bismarck. „Ich schätze mich glücklich", bekennt er hierüber einmal, „nicht zu den Leuten zu gehören, die mit den Jahren und den Erfahrungen nichts lernen; wenn mir z. B. einer sagt: Vor zwanzig Jahren waren Sie mit mir der gleichen Meinung, heute habe ich dieselbe Meinung noch, und Sie haben eine entgegengesetzte Meinung, nun — so antworte ich ihm darauf: Ja, so klug,

wie Sie heute sind, war ich vor zwanzig Jahren auch, heute bin ich klüger, ich habe gelernt in den zwanzig Jahren! Ein Mensch, der nicht lernt, schreitet auch nicht fort mit seiner Zeit, er bleibt ihr nicht gewachsen. Der bleibt zurück, der feststeht auf dem Standpunkt, den er einmal eingenommen. Als Minister würde ich sogar verräterisch an meinem Vaterlande handeln, wollte ich mich jeder besseren Einsicht verschließen. Wohl blieb ich mir darin immer gleich, daß ich in meinem Dienste, den ich dem Kaiser und dem Vaterland leiste, immer überlege: Was ist das Praktische, das Nützlichste, das Zweckmäßigste? Das braucht aber nicht allzeit dasselbe zu sein. Es kann sein, daß wir heute etwas leicht erringen könnten, wofür wir uns vor zwanzig Jahren große Mühe gaben, was wir aber heute gar nicht erstreben, weil es heutzutage gar nicht mehr verwendbar ist".

So verschloß sich der Mann niemals den Winken uud Lehren, die der Vernünftige aus der Erfahrung zieht. Das wäre ja auch kein wahrhaft großer Geist, der da sagen wollte: „Was kümmert mich die Welt, mag sie in Trümmer gehen, wenn nur ich meinen Kopf durchsetze." Nicht also, was ihm gerade vielleicht in seine Wünsche paßte, nein, was das Wohl des Vaterlandes in jedem einzelnen Falle erforderte, hielt er zu tun für seine Pflicht.

Dabei war es immerdar nur das Mögliche, worauf er lossteuerte und was er zu erreichen suchte. Nie will er etwas Erzwungenes, Gekünsteltes, sondern stets nur das Feste, das Starke, das Wesentliche! Das ist denn auch das Charakteristische von Bismarcks ganzem Schaffen: es lebte der Scharfblick des Genies in ihm, der das Wesentliche an einer Sache auch allzeit richtig traf, der aber gleichwohl mit der Größe seines Geistes die Bescheidenheit verband, das eigene Wollen, Denken und Empfinden dem Nutzen der Gesamtheit unterzuordnen. Trat nun zu dieser Klarheit des Verstandes, zu dieser Folgerichtigkeit des Denkens auch noch eine unerschütterliche Entschlossenheit in der Ausführung, Selbstvertrauen und doch auch wieder Bedachtsamkeit, — dann waren in der Tat alle Stoffe vorhanden, aus denen die Geschichte ihre großen Gestalten zu formen pflegt. Je weiter wir uns aber von Bismarcks Tode entfernen und je klareren Einblick in sein ganzes Schaffen wir dadurch gewinnen: desto zielbewußter und erhabener wird uns dieses Schaffen und Streben erscheinen.

Soviel von Bismarcks Wesen und Charakter, soviel von seinen hohen Zielen! Sehen wir, wie er sie erreichte! — — —

* * *

Genau zweiunddreißig Jahre zählte Otto von Bismarck-Schönhausen, da schritt er zum ersten Mal auf den politischen Kampfplatz. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte im April 1847 den sogenannten „Vereinigten Landtag" nach Berlin berufen, und Bismarck war als Abgeordneter der Provinz Sachsen dort erschienen. Hier konnte er sogleich seine gründlichen Kenntnisse in der Geschichte, deren Studium ihn schon als jungen Schüler am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, dann am Gymnasium „zum grauen Kloster" zu Berlin,

endlich als Studenten an der Universität Göttingen so besonders gefesselt hatte, trefflich verwerten. Als nämlich in jenem Landtag die Behauptung aufgestellt wurde, das preußische Volk habe sich im Jahre 1813 nicht aus innerer Begeisterung und nicht aus Haß gegen seinen Bedränger Napoleon erhoben, sondern sei nur durch die Gesetzgebung dazu gezwungen worden, da stand unser junger Politiker mit Entrüstung dagegen auf. In flammendem Ingrimm schleuderte er seinem Gegner die Worte zu: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, die Mißhandlung und Erniedrigung, die unser Volk durch einen fremden Gewalthaber erlitt, sei nicht hinreichend gewesen, das deutsche Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle zu ersticken. Ich möchte den Herren, die so gerne ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eines zur Richtschnur empfehlen, was die Engländer und Franzosen so sehr auszeichnet: das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, also der Ehre unseres Volkes, das so für seine Freiheit gekämpft hat. Und diese Ehre bleibe ihm unangetastet!"

Ich dächte, das wäre — zumal für den Anfang — klar und deutlich genug gesprochen. Bei solcher Gesinnung ist's dann auch begreiflich, daß sich Bismarck im Revolutionsjahre 1848/49 von der allgemeinen politischen Berauschung nicht verwirren ließ. Sein klarer Geist bewahrte sich gesund-bedachtsame Ruhe. „Wer es aufrichtig mit dem Vaterland meint," war nach dem Barrikadenkampfe von Berlin sein Gedanke, „muß jetzt die Regierung unterstützen, um die Revolution, die uns alle bedroht, zu bekämpfen. Jetzt gilt es, die alten Bande des Vertrauens zwischen König und Volk wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walte, der Wohlstand und das gemeinsame Interesse aller friedlichen Bürger gefördert werde."

So vertrat Bismarck in jener sturmbewegten Zeit die Sache der Ordnung und zeigte sich gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als Mann der Wirklichkeit und Freund eines zielbewußten Handelns. Nur bloße Worte zu machen oder phantastischen Gedanken sich hinzugeben, widerstrebte ihm schon jetzt.

Aber die eigentliche Bildungsstätte für den jungen Staatsmann wurde doch erst der Bundestag zu Frankfurt a. M. vom Jahre 1851—1859.

Auf diesem Bundestag hatte Österreich als vorsitzende Macht das Übergewicht und benützte dies dazu, Preußen nicht emporkommen zu lassen. Dieses Bestreben durchschaute niemand rascher als Bismarck, war aber durchaus nicht gesonnen, sich willig darein zu fügen. „Hatte er in den Revolutionsjahren 1848/49 noch an einem österreichisch-preußischen Deutschland festgehalten, so wurde ihm nun hier in Frankfurt immer klarer, daß in einem künftigen „Deutschen Reich" für Preußen und Österreich zu gleicher Zeit kein Raum mehr sei. In diesem Sinne berichtete er oft von Frankfurt aus an seinen König nach Berlin und entwarf mit meisterhaften Strichen den Grundriß zu der Neugestaltung Deutschlands, nach welchem er später selbst den Bau des neuen deutschen Reiches ausführte." Und wie er in den Sitzungen des Bundestages selbst durch Sach-

kenntnis, geschichtliches Wissen, Schlagfertigkeit, Witz und Offenheit überraschte, so sammelte er gerade hier die reichen Erfahrungen, worauf sich dann sein großes Werk der Einigung Deutschlands aufbaute.

Gleichwohl hat es ihm auch schon damals nicht gefehlt an Gegnern, die ihm die politische Befähigung unter Spott und Hohngelächter absprachen. Noch im Jahre 1879, also lange nach Gründung des Reichs, erinnerte Bismarck gelegentlich einmal nicht ohne Humor daran, wie er zerzaust wurde, als man seine Ernennung zum Frankfurter Bundesgesandten vernahm. „Dieser Mensch", lästerten sie, „würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: „Nun, ich habe es noch nicht probiert — aber ich will es einmal versuchen." Freilich konnte dann im Jahre 1879 der Fürst hinzufügen: „Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher, wie ich glaube, zu ihrer Zufriedenheit vollzogen worden."

Gewiß läßt sich, um noch ein wenig bei dieser behaglichen Doktor-Plauderei zu verweilen, nach einer gelungenen Operation, wenn die Schmerzen längst überstanden und die Wunden vernarbt sind, ganz gemütlich über das gewählte Heilverfahren diskurieren. Da denkt man nicht mehr an die Kunst und ernste Verantwortung des Arztes, nicht mehr an die Leiden des verzagten Kranken, nicht mehr an das Hoffen und Bangen der dem Kranken Nahestehenden. Die Freude über die wiedererlangte Kraft und Gesundheit macht jeden Schmerz vergessen. — Genau auf dieselbe Weise geht's uns heute mit der politischen Operation, die unser herrlicher Doktor Otto von Bismarck auf dem Bundestage zu Frankfurt begann, um sie im Jahre 1871 im Schlosse zu Versailles zum Segen und Jubel von ganz Deutschland aufs glücklichste zu vollenden.

Derselbe Mann, der mit einer gewissen Bewunderung für Österreich nach Frankfurt gekommen war, erkannte nur zu bald, daß dessen damalige Politik sich niemals mit der seines Vaterlandes Preußen vereinigen lasse. Denn was wollte Österreich eigentlich? Es wollte: ein nachgiebiges, in zweiter Reihe marschierendes Preußen. „Wollen Sie dem preußischen Geiste", rief deshalb Bismarck den Österreichern zu, „nicht weiter entgegenkommen, dann glaube ich nicht, daß eine Reichsverfassung zustande kommt." Er erblickte in dem Bundesverhältnis der beiden Staaten ein Gebrechen, welches früher oder später nur mit Feuer und Schwert zu heilen sei.

So empfand Bismarck damals — so sprach er aber auch. Denn was man bis dahin nicht für möglich hielt — er führte es ein: auch in politischen Fragen rückte er jederzeit mit der Wahrheit heraus. Diese Methode war so neu, daß sie so manchen seiner Freunde, noch mehr aber seine Gegner verblüffte. So bekannte er auch ganz rund heraus: große Fragen der Zeit könnten nur durch Blut und Eisen entschieden werden. Er sah eben den Tag voraus, wo Preußen sein Recht Österreich gegenüber nur durch einen ehrlichen Kampf geltend machen könnte.

Damit möchte ich aber um keinen Preis den Gedanken aufkommen lassen, Bismarck habe jemals mit dem Blut und Leben von Deutschlands Söhnen ein

freventliches Spiel getrieben. Im Gegenteil! Es hat sich vielleicht niemals ein Staatsmann gewissenhafter gehütet, die Entscheidung in wichtigen Völkerfragen durch einen Krieg herbeizuführen, als eben Bismarck. Mehr als einen Feldzug hat er durch seine Umsicht und Staatskunst verhütet. Denn auch einen siegreichen Krieg hielt er mit Recht für ein unsagbares Unheil, vor dem ein gewissenhafter Staatsmann sein Volk bewahren müsse. „Nichts ist leichter", sagt er hierüber, „als in die Kriegstrompete zu stoßen, sich dann selber an seinem Kaminfeuer zu wärmen und es dem Soldaten, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob das System des Staatsmannes Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Aber wehe dem Staatsmann, der sich nicht zugleich auch nach einem Grunde für den Krieg umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. Da sieht man sich die Fragen anders an, wenn man auf eine lange Reihe von Schlachtfeldern und Brandstätten, auf Elend und Jammer, auf 100000 Leichen und 100 Millionen Schulden zurückblickt. Will man dann noch den Mut haben, zu dem Bauern auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater oder zu den Witwen hinzutreten und zu sagen: „Ihr habt viel gelitten, es ist wahr, aber freut Euch, wir haben gesiegt!" — so muß der Grund zum Kriege ein ehrlicher gewesen sein, kurzum, es muß ein vom letzten Mann im Vaterlande verstandener und mit Begeisterung aufgenommener, es muß ein Volkskrieg sein! Ein deutscher Fürst, der sein Heer selbst in den Krieg führt, hat das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde oder im Lazarette den Kriegern in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: „Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können!"

Ähnlich hat sich auch Blücher einmal über den Krieg ausgesprochen, und obschon wir jetzt bei Bismarck halten, wollen wir doch auch des herrlichen Alten aus den Freiheitskämpfen nicht vergessen. Es war am Morgen nach dem Sieg bei La Rothière, 2. Februar 1814. Da zogen die verbündeten Monarchen und Feldherren in Brienne ein. Erschüttert von dem Anblick der rauchenden Trümmer wandte sich Blücher zu dem an seiner Seite reitenden Kronprinzen von Preußen und sagte: „Hier sehen Sie, mein gnädigster Herr, die Folgen des Krieges. Wird indes der Krieg so gerecht geführt wie der unserige, so heiligt der Zweck das Mittel; wird er aber aus Habsucht, Herrschsucht oder anderen verwerflichen Gründen geführt, dann wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zu siedendem Öl auf dem Gewissen der Regenten." Der König hatte dem Alten zugehört und erwiderte ihm: Ich danke Ihnen herzlich für Ihre edlen Worte; mein Sohn wird sie gewiß im Leben nie vergessen."

So dachte der treffliche Marschall Vorwärts, so dachte auch unser Bismarck über den Krieg und seine Schrecknisse. Und wie Blüchers, so sind auch Bismarcks Worte klassisch nach Form und Inhalt; sie sind männlich-klar und von ernster Wahrheit, und sie kommen, was das Beste an ihnen ist, aus einem menschlich teilnehmenden, tief empfindenden Herzen. Daran gibt es kein Drehen und kein Deuteln! Wer solche Bekenntnisse ablegt, wird nie den Jammer des Krieges

freventlich über sein Volk heraufbeschwören. Findet aber solchen Ansichten zum Trotz selbst ein Bismarck für irgend eine Frage keine andere Lösung als eben die Entscheidung auf dem Schlachtfelde, dann wird man sich ihm fügen müssen.

Seine Pläne aber, Deutschland zur Einigung und Größe zu führen, konnte er natürlich nimmermehr in die Tat umsetzen etwa als Bundestagsgesandter zu Frankfurt (1851—1859) oder als Botschafter zu Petersburg (1859—1862) und Paris (1862). In all diesen Stellungen handelte es sich vorerst nur immer um Vorarbeiten zu seinem großen Werke. Gelernt hat er dabei, scharfblickend und allzeit rastlos tätig, unendlich viel: da wuchs sein Geist und klärte sich täglich mehr — in dieser Vorschule übte sich Bismarck in der schweren Kunst, auch schlimme Verwicklungen mit Scharfblick zu durchschauen und sie zu einer befriedigenden Lösung zu führen. Denn auch das Genie will durch ernste Arbeit herangebildet sein, und es ist auch in der Staatskunst noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen. Ein echter deutscher Mann ist ja überhaupt fleißig, fleißiger aber war vielleicht nie einer als Bismarck, und wir können es unserm alten Heldenkaiser Wilhelm gar nicht genug danken, daß er sich gerade diesen Mann zu seinem treuesten Freund und Berater erkor. Den rechten Mann für eine Wiedergeburt Deutschlands herauszufinden und ihn, wenn es sein mußte, gegen eine Welt von Angriffen zu halten: darauf kam es hier an, und diese Aufgabe hat Kaiser Wilhelm I. gelöst wie ein echter Fürst und König, gelöst zum Heile von ganz Deutschland!

Und unter welch' schwierigen Umständen hat der alte Kaiser einst seinen Bismarck berufen! Es war in den Septembertagen des Jahres 1862: da war König Wilhelm von Preußen in den schwersten Sorgen, wie er die von ihm als nötig erkannte Neugestaltung und Verstärkung seines Heeres auch gegen den Willen seines Volkes durchzusetzen vermöchte. Kein Ausweg zeigte sich, keine Hoffnung für den schwerbedrückten König! Niemand wollte in der Volksvertretung die Notwendigkeit der Heeresverstärkung zugeben! Da telegraphierte der König nach Paris und berief Bismarck, der dort als Gesandter weilte. — — —

— — Und Bismarck kam!

„Als ich aus Paris", erzählte er später davon, „vom König berufen nach Berlin kam und eine Audienz beim König erlangte, — da hatte er bereits seine Abdankung unterzeichnet. Das war am 20. September im Schloß Babelsberg, und die Abdankungsurkunde lag vor ihm, als ich eintrat und er mir sein Ministerium anbot. Der König war willens, den Kronprinzen rufen zu lassen und die Abdankungsurkunde und die Regierung in dessen Hand zu legen, falls ich mich dem königlichen Rufe versagte! Ich aber sagte sofort zu." „Ja, wollen Sie denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt antreten und führen?" fragte mich der König. „Ja", erwiderte ich. „Und auch ohne Budget?" — „Ja, Majestät!" Da zerriß der König die Abdankungsurkunde und war wieder voller Mut und Hoffnung." „So ist in jener denkwürdigen,

man kann sagen weltgeschichtlichen Stunde im Schloß Babelsberg zwischen Herrn und Diener ein Band des Vertrauens geschlungen worden, ein Band der Treue auf Leben und Tod, das beiderseits bis zum Tode standgehalten hat und für das deutsche Volk eine Quelle reichen Segens wurde. Das war des Königs Art: er schenkte sein Vertrauen nicht rasch weg, auch an Bismarck nicht; hatte er's aber einmal geschenkt, so saß es fest und tief. Nun hatte der König Wilhelm, nun hatte Preußen, hatte Deutschland den Mann, den die Zeit brauchte: „den einen Mann aus Millionen", den die deutschen Dichter schon so lange gesucht und herbeigesehnt hatten, der imstande war, „den unsterblichen Gedanken der deutschen Einheit" nicht nur zu fassen, sondern auch mit eherner Gewalt, alle Hindernisse durchbrechend, in der Tat zur Durchführung zu bringen."

So war Bismarck preußischer Minister, wenige Tage darauf Präsident des Ministeriums geworden und nahm damit jenen schweren Kampf gegen die Volksvertretung auf, der unter dem Namen „Konfliktszeit" bekannt ist. Denn die Abgeordneten des Landtags ließen sich durch Bismarcks Berufung in ihrem Starrsinn nicht wankend machen: sie setzten der Heeresverstärkung nach wie vor den entschiedensten Widerstand entgegen und verweigerten die dazu nötigen Gelder. Ja, sie verweigerten das Budget überhaupt, d. h. alle zur Führung des Staatshaushaltes erforderlichen Geldmittel. Und da diese auf Bismarcks Antrag ohne Bewilligung des Landtags aus der Staatskasse entnommen wurden, so erhob sich ein Sturm der Entrüstung wider ihn. Man drohte ihm mit Zuchthaus, Galgen und Schaffot: er war, wie er später selber erzählte, der „bestgehaßte Mann in Deutschland geworden und stand einer Welt voll Zorn und Haß gegenüber." Ja — einer Welt von Zorn und Haß! Aber gehörte in Herz und Geist dieses „bestgehaßten" Mannes nicht auch eine Welt voll Tapferkeit und Treue dazu, auf seinem Posten auszuhalten und im Dienste seines Königs und des hassenden Volkes die Pläne zu verfolgen, die allein eben dieses Volk zu Glück und Einheit führen konnten? Mitten im wildesten Kampf sah er nie etwas Anderes als sein Ziel — Deutschlands endliche Einigung vor Augen!

Soviel Standhaftigkeit und Mut, von dem einmal als gut und recht Erkannten nicht zu weichen, konnten nicht zu Schanden werden. Sie haben sich glänzend bewährt am Tage der „Düppeler Schanzen", 18. April 1864, an dem Schleswig-Holstein nach langer Knechtung durch die Dänen endlich frei und deutsch geworden ist. Und wiederum haben sie sich bewährt am Tage von Königsgrätz, 3. Juli 1866, der zur Lösung der Verwirrungen zwischen Österreich und Preußen nun doch einmal unvermeidlich war und den Kampf zu Gunsten des letzteren entschied. Denn ohne jene Heeresverstärkung, von König Wilhelm und Bismarck gegen den Willen des Volkes durchgesetzt, hätte es keinen Sieg von Königsgrätz gegeben — ohne diesen Sieg kein Schutz- und Trutz-Bündnis, das hierauf von Preußen mit den süddeutschen Staaten geschlossen wurde, und wiederum ohne dieses Bündnis keinen Tag von Sedan, keinen Kaiser und kein Reich!

Fürwahr gewaltige Merk- und Marksteine am stolzen Bau des Reichs,

und jeder war mit treuer Sorgfalt zu prüfen und an rechter Stelle einzusetzen! Das Fundament zum Ganzen aber legte doch die zähe Widerstandskraft unseres Reichsbaumeisters in eben jener Konfliktszeit. Und so mag's wie Übertreibung klingen — ich setz' es doch hierher: das deutsche Volk ward Schritt für Schritt wider seinen Willen zur Einigkeit geführt. Denn wenn es auch die Sehnsucht danach in stiller Seele hegte, was ihm durchaus nicht abgesprochen werden soll, aber die von Bismarck eingeschlagenen Wege hierzu hat es nicht erkannt und sie ihm oft unnötig erschwert.

Nun aber — nach dem Ausscheiden Österreichs aus den deutschen Staaten — fand Bismarck Gelegenheit genug, so gut wie die Kraft nun auch die Weisheit zu üben.

Zunächst galt es, dem überwundenen Gegner Österreich, der denn doch gleich dem Sieger in deutscher Zunge sprach, jene weise Mäßigung und Schonung zu gewähren, die unseren Friedensbund mit dem heute so aufrichtig und herzlich befreundeten Österreich vorbereitete. Als König Wilhelm am Abend des 3. Juli 1866 über die Wahlstatt von Königsgrätz geritten war, sprach Moltke zu ihm: „Euere Majestät haben nicht bloß die Schlacht gewonnen, sondern auch den Feldzug.“ Da versetzte Bismarck, freudig erregt, darauf: „So ist also die Streitfrage entschieden! Jetzt heißt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen!“

Eine weitere, ebenso wichtige Aufgabe bestand darin, im eigenen Hause Frieden zu stiften, mit anderen Worten: der Konflikt, der Streit zwischen dem preußischen Volke und seinem König mußte beigelegt werden. Und ist uns durch Bismarcks versöhnende Friedenspolitik Österreich aus einem besiegten Gegner zum zuverlässigsten Freund und Bundesgenossen geworden, so fand er auch dem eigenen Volke gegenüber den Ton, der ihm allmählich die Herzen eroberte. Der Friede mit der preußischen Volksvertretung wurde herbeigeführt durch die sogenannte „Indemnität“ (Gutheißung, Straflosigkeit, also kurz: Versöhnung), die nach ehrlicher, aufrichtiger Herstellung des Vertrauens zwischen Volk und Regierung strebte. Bismarck setzte alle Hebel in Bewegung, die Versöhnung zu stande zu bringen. Denn auch hierin wurde ihm, man sollte es nicht glauben, lebhaftester Widerstand geleistet. Er aber sprach zu den Volksvertretern, die Jahre hindurch die Geldmittel zur Heeresverstärkung verweigert hatten, jetzt die schönen Worte: „Wir wollen die ferneren Aufgaben in Gemeinschaft lösen, indem wir alle, Volk und König und Regierung, demselben Vaterlande mit demselben guten Willen dienen, ohne an der Aufrichtigkeit des andern zu zweifeln. Je fester wir zusammenhalten im Innern, desto sicherer werden wir auch das Spiel gewinnen nach außen.“

Als höchstes und schönstes Ziel seines Strebens aber betrachtete Bismarck jetzt die Annäherung des deutschen Südens an den Norden. Immer mehr durchdrang der Gedanke, alle deutschen Stämme zu einem starkgefügten deutschen Reich zu vereinigen, sein ganzes Dichten und Trachten. Aus jener Zeit stammt sein frohgemutes Wort: „Setzen wir Deutschland in den Sattel! Reiten wird es

schon können!" Zunächst aber erreichte er die Vereinigung von Nord und Süd im Zollparlament. Allzu ungeduldige Dränger, denen die Entwicklung der Dinge nicht schnell genug gehen konnte, wies er dabei zurück. „Geduld!" hieß es bei ihm.

„Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark:
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!"

Deshalb suchte er bei dem Schutz- und Trutzbündnisse, das nun zwischen Nord und Süd zustande kam, den individuellen Charaktereigenschaften der einzelnen deutschen Volksstämme aufs sorgsamste gerecht zu werden. „Die Germanen", sagte er hierüber, „sind ein männliches Volk. Jeder lebt nach seiner Eigenart und läßt sich hierin nicht stören. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Drum darf man bei den germanischen Staaten nicht fragen: „Was kann gemeinsam sein?", sondern man muß fragen: „Was muß unter allen Umständen gemein sein?" Und was nicht gemeinsam zu sein braucht, das soll man getrost der speziellen Entwicklung überlassen. Damit dient man der Freiheit, damit der allgemeinen Wohlfahrt."

Wer aber wie Bismarck auf die Regungen der Volksseele mit so feinem Taktgefühl zu lauschen versteht, der konnte dann auch großen Gefahren getrosten Mutes entgegensehen.

„Denn in der Stunde der Gefahr", davon war er ja doch überzeugt, „wird von meinen Deutschen gleichwohl jeder auf seine eigene Vorliebe verzichten und mit Gut und Blut einstehen für das Ganze, für die Freiheit, Ehre und Größe des gemeinsamen Vaterlandes."

Und bei einer anderen Gelegenheit sagt Bismarck hierüber: „Wenn die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit, der Süden und der Norden, die Einheit will: dann wird meiner Überzeugung nach kein deutscher Fürst und kein deutscher Staatsmann stark genug sein, es hindern zu können, keiner mutig oder kleinmütig genug, es hindern zu wollen, und mit eisernem Schritt werden wir zermalmen, was sich der Herstellung deutscher Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstellt!"

So hatte der herrliche Große einst gesprochen, und nun brauchte er nur noch den Beweis für seine Behauptung.

Hätte er aber für seinen tiefen Glauben an den Einigkeitssinn seiner Deutschen noch eine glänzendere Bestätigung erwarten können, als er sie in den ewig denkwürdigen Julitagen des Jahres 1870 erhielt? Welch goldener Lohn für ein goldenes Vertrauen!

Ja — dieser Krieg des Jahres 1870/71 und das einmütige Eintreten des ganzen deutschen Volkes für seine Ehre! Darüber hier viele Worte zu machen, hielte ich wahrhaftig für unangebracht. Das lebt ja alles noch so frisch in unserer Erinnerung und soll uns eine stete Mahnung bleiben, die durch einträch-

tigen Kampf errungene Einheit durch die Werke des Friedens immer tiefer und fester zu gestalten.

Am 19. Juli 1870 wurde der zu einer kurzen, außerordentlichen Sitzung berufene norddeutsche Reichstag eröffnet.

Da verlas König Wilhelm die Thronrede, das Meisterstück Bismarcks, mit tiefbewegter Stimme:

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es dieselben nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, die vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit umso größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und zu diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war." — — —

Begeisterte Rufe, aus tiefstem Herzen kommender, minutenlanger Beifall folgten den hochpatriotischen Worten, wie man sie in Deutschland in einer Thronrede wohl noch nie vernommen hatte.

Dieser Eröffnungsrede folgte gleich die erste Sitzung des genannten Reichstags, und schon nach wenig Augenblicken mußte Bismarck die inzwischen eingelaufene Kriegserklärung Frankreichs verlesen:

„Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger soeben die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. Nach den Worten, die Seine Majestät an den Reichstag richtetete, füge ich der Mitteilung dieser Tatsache nichts weiter hinzu."

„Als so die die dreiste Herausforderung des dritten Napoleon, der eitle und sinnlose Schrei nach „Rache für Sadowa!", womit die Franzosen ihre neidvolle Wut über Preußens Sieg bei Königsgrätz bezeichneten, zu uns herüberklang, da waren die Deutschen würdig geworden, von einem König Wilhelm, Bismarck und Moltke geführt zu werden! Erstickt war der alte, fluchbeladene Hader von Nord und Süd in Flammen des heiligsten Zorns, der edelsten Begeisterung: über das Rheintal flutete der Deutschen geeinigter Strom waffengerüstet nach Frankreich hinein."

„Und von Weißenburg und Wörth schritt Alldeutschland in ungehemmtem Siegeslauf über Metz, Mars-la-tour, Gravelotte und Sedan bis zur strahlenden Höhe von Versailles, wo Bismarcks Werk sich krönte. Im Spiegelsaal des alten Königsschlosses trat Held Wilhelm an die Spitze des geeinten Deutschlands, und die Geschütze des von Deutschen umringten Paris donnerten ihm den Kaisersalut. Das war Bismarcks Werk: getilgt war endlich die Schmach, die der Übermut des französischen Sonnenkönigs über uns gebracht — Elsaß und Lothringen, Straßburg und Metz waren wieder deutsch! Und sie bleiben deutsch, so lange es ein Deutschland gibt; denn noch keine Macht der Erde, kein fremder Völkerbund hat jemals die Deutschen besiegt, wenn sie einig waren!"

„Und was war der Lohn für dies einträchtige Zusammenstehen? O herrlicher hätte man ihn sich nicht denken können: im Herzen Europas blühte Deutschland zu einem neuen Weltreich empor: Geschützt durch unsere mächtige Wehr zu Wasser und zu Land, haben deutscher Handel und deutsche Industrie den Weltmarkt erobert: ein Aufschwung nationalen Wohlstandes ohnegleichen war die Folge."

Jetzt erst, mit dem neuerstandenen Reich, hatte sich Bismarcks zuversichtliches Wort, das er vor Jahren schon gesprochen, aufs herrlichste erfüllt: „Da werden unsere Landsleute in den fernsten Weltgegenden stolz auf ihr Vaterland blicken und mit Selbstgefühl sagen: „Wir sind Deutsche!", während sie früher verschämt die Augen niederschlagen mußten." Denn jetzt erst hatte der Deutsche eine wahre innere, geistige Heimat gefunden, nicht mehr bloß eine äußere geographische; jetzt erst fühlte er sich als Glied einer großen und geachteten Nation.

Aber als vollendet betrachtete Bismarck seine Lebensaufgabe damit noch keineswegs!

Mit einer Riesenlast von Arbeit, auch besonders noch während des Krieges in den Verhandlungen zu Versailles, war das neue Haus aufgerichtet worden: in seinem 56. Lebensjahre hatte der größte deutsche Staatsmann aller Jahrhunderte das Ziel erreicht, dem er von seiner Jugend an den ganzen Inhalt seiner Geistes- Arbeits- und Willenskraft gewidmet hatte.

Welche Sorge, Umsicht und Kämpfe aber noch des Hauses innere Einrichtung kostete — das kann im engen Rahmen dieser Betrachtung doch kaum angedeutet werden. Greifen wir nur Eins heraus: Bismarcks Tätigkeit auf sozialem Gebiete!

In allen wirtschaftlichen Fragen zeigt er sich als den „Anwalt des kleinen Mannes", und wahrlich der deutsche Arbeiter hat allen Grund, das Andenken des ersten Reichskanzlers zu segnen. Ohne Bismarcks Fürsorge für ihn wäre er, wenn Unglück, Krankheit und Alter über ihn käme, auf das Mitleid seiner Nebenmenschen angewiesen. So ist das anders! Der Arbeiter erhält, wenn er nicht mehr arbeiten kann, nicht ein Almosen, sondern einen staatlichen Beitrag zu seinem Lebensunterhalt, auf den er so gut wie der Beamte oder Offizier im Ruhestand einen rechtlichen Anspruch hat. Dieses Eingreifen zu Gunsten der Arbeiter hat Bismarck dem Staate zur Pflicht gemacht: so entstanden die Gesetze über Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter, Gesetze, mit denen Deutschland bis auf den heutigen Tag einzig in seiner Art dasteht.

„Es muß bei den Schutzlosen", sagte er darüber, „sich die Überzeugung einbürgern, daß der Staat nicht nur an sie denkt, wenn es gilt, Rekruten zu stellen oder Steuern zu zahlen, sondern daß er auch an sie denkt, wenn es gilt, sie zu schützen und zu stützen, damit sie mit ihren schwachen Kräften auf der großen Heerstraße nicht überrannt und niedergetreten werden."

Und ein anderes Mal: „Wir sind nicht gewohnt, die Klagen der Armut als ein Spiel zu behandeln und sie in den Wind zu schlagen, wie das vom Standpunkt der Wohlhabenden vielleicht gewünscht werden mag. Der Weg, den Klagen der Arbeiter den Zugang zum Throne zu verschließen, ist meines Erachtens nicht der rechte, und ich habe nicht den Beruf hiezu. Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, sichern sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist!" Solche Worte, oft und oft von ihm an die Volksvertretung gerichtet, bekunden nicht nur den weisen und gerechten Sinn des Gesetzgebers, sondern in erster Linie eine tiefgehende Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Arbeiterstandes und aufrichtige Teilnahme für ihn.

* * *

Aber das ist ja alles nur ein winziger Bruchteil von dem großen Friedenswerke unseres ersten Kanzlers! Dieser erste Kanzler ist uns Deutschen mehr, ist uns das Wahrzeichen der Einheit, der Nation geworden! In seiner mächtigen Persönlichkeit steht das Reich verkörpert vor uns da. Wenn wir „Deutschland" denken, denken wir „Bismarck"!

Und der Dank für all das Große, für die Wiederherstellung des Reichs, für Deutschlands Machtstellung nach außen? —

Er selbst hat ja keinen Anspruch auf Anerkennung erhoben. Zwar sagt er einmal: „Für einen Staatsbeamten gibt es keine höhere Befriedigung, als

die Anerkennung, die ihm von den Vertretern der Gesamtheit seines Volkes zuteil werden kann. Ein solcher Ausspruch ist für mich ein Sporn, eine Ermutigung, ja ich kann sagen, eine Arznei den Schwächen gegenüber, mit denen ich kämpfe, wenn ich meinen Dienst verrichte".

Gleichwohl bekennt er einige Jahre später: „Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn nicht verdient, denn ich habe niemals um Dank gehandelt, sondern habe einfach meine Schuldigkeit getan, nichts weiter; und wer seine Schuldigkeit tut, ist ein getreuer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Wenn Sie irgend jemandem für die deutsche Einheit Dank schuldig sind, so ist es der Kaiser und sein Heer! Der Kaiser, der als König von Preußen seine Existenz, seine Krone dafür einsetzte — das Heer, welches unter einer intelligenten Führung, aber auch mit Leistungen, wie sie selten sind, sich schlug!"

Aber so konnte Bismarck doch *nur selber* von sich sprechen und den Dank ablehnen. Ein Anderes ist *unsere Dankespflicht!*

Und da ist es denn eine Freude, bestätigen zu können: Bismarck wird von seinen Deutschen *unermeßlich geliebt und bewundert!* Kaum einige Jahre nach seinem Tode (30. Juli 1898) ist seiner herrlichen Schöpfung gegenüber der Hader der Parteien, der ihn im Leben oft und wild genug umschwirrte, verstummt: es schämte sich ja jeder Deutsche, wollte er so Großes und Augenscheinliches nicht in tiefster Seele anerkennen. *Ein solcher Undank liegt in deutscher Seele nicht!*

In Otto von Bismarck empfinden wir geradezu den Inbegriff des deutschesten Wesens: Freimut der Rede, Opferfreudigkeit bis zum Äußersten, Entschlossenheit und Tatkraft, zielbewußtes Wollen, Ausdauer in rastloser Arbeit, Gründlichkeit und Schlichtheit der Gesinnung!

Wenn wir in seinem Geiste weiterschaffen, zollen wir ihm den besten Dank!





Fränkische Briefe.

II.

Liebe Landsleute!



Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß so mancher Leser meines ersten Briefes etwas beunruhigt den Kopf geschüttelt hat. So mancher Nichtfranke, der sonst gegen uns gleichgültig ist und dem meine Zeilen nur zufällig zu Gesicht gekommen sind, und vielleicht auch so mancher Ängstliche unter Euch mag gesagt haben: „In einer Zeit, wo sich eine so wundersame Einigung Deutschlands vollzogen hat, wo hinter dem Namen und Begriff Deutschland alles Trennende zurücktritt, ausgerechnet in einer solchen Zeit will uns einer von Frankentum reden? Will einer (heraus mit dem Wort!) – „will einer Partikularismus treiben?"

Partikularismus! Die Galle steigt mir schon ein wenig auf, wenn ich dieses kostbarliche Wort zu hören oder zu lesen gezwungen bin. Ich will nicht davon reden, daß auch dieser „–ismus" zu der großen Herde jener lateinisch-griechischen Zwitterschafe gehört, die wir unseren vielgeliebten Vettern, den Engländern verdanken, und auch nicht davon, daß wir jederzeit imstande sind, das Wort in seinen verschiedenen Anwendungen durch gut deutsche Bildungen zu ersetzen. Aber es ist ärgerlich, daß dieses Schlagwort schon so oft böswilliger Geringschätzung und Verdächtigung diente durch den Mund von Leuten, welche arg in Verlegenheit gerieten, wenn man von ihnen eine Erklärung des Begriffs Partikularismus forderte. Habt Ihr nicht schon dutzendmal das Lied vom deutschen Partikularismus gehört, der alles Böse verursacht habe, was jemals über unser deutsches Volk gekommen ist? Habt Ihr vielleicht nicht selber dieses Lied kräftig mitgesungen? Und habt Ihr nicht schon Leute gehört, die mit frommem, schmerzerfülltem Blick feststellten, daß auch im neuen Deutschen Reich „der Partikularismus leider immer noch nicht ganz verschwunden sei"? –

Wir wollen dem Wort zu Leibe rücken. Im Lateinischen heißt particula „das kleine Teilchen", particularis ist alles, was sich auf einen solchen kleinen Teil bezieht. Bestrebungen, die sich auf den Teil eines Ganzen beziehen, sind Teil- oder Sonderbestrebungen, und Partikularismus heißt also „Sondergeist". Dieser Sondergeist kann einen doppelten Ursprung haben: beruht er auf dem Vorhandensein verschiedener Stämme innerhalb eines größeren Volkes, so ist er ein natürlicher, ein völkischer Sondergeist; geht er auf das Vorhandensein einzelner Staatengebilde zurück, so haben wir den politischen Partikularismus. Das ist aber nun der Mißbrauch, der mit dem Wort getrieben wird, daß Unkenntnis oder böser Wille allerhand Schlimmes, das der politische Partikularismus tatsächlich verschuldet hat, dem Stammessondergeist in die Schuhe schieben will. Vor allem soll der Verfall des alten Deutschen Reiches und das politische Elend unseres Volkes während der letzten Jahrhunderte dieses Reiches der gegenseitigen Abneigung der deutschen Stämme zuzuschreiben sein. Wie steht die Sache?

Wenn im alten Deutschen Reich ein König starb, so ertönte nicht wie in Frankreich der Ruf: „Der König ist tot, es lebe der König!" Der neue deutsche König mußte erst gewählt werden. Das geschah im Anfang durch Vertreter der einzelnen Stämme oder durch die Versammlung aller wehrhaften deutschen Männer. Stand ein kraftvoller Held zur Wahl, dessen Persönlichkeit alle Sonderbedenken zerstreute, so konnte es zu so gewaltigen Kundgebungen kommen, wie sich eine im Jahre 1024 ereignete. Der deutsche Heerbann hatte sich damals am „grünen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz" zur Königswahl versammelt:

„Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen samt der slaw'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer." Uhland.

Und als der Erzbischof von Mainz den Gewählten, Konrad II., dem deutschen Volke vorstellte, da erscholl „donnergleich, oft wiederholt der Beifallsruf" von Deutschlands Männerblüte ... Und sie wallten den Strom entlang nach Mainz, wo im erhabenen Dom der König die heilige Weihe der Salbung empfing.

Nicht immer war es, blieb es so. Seit der Wahl Rudolfs von Habsburg nahmen sieben Reichsfürsten das Recht der Königswahl für sich in Anspruch. Die Beschränkung der Königswähler auf eine so engbegrenzte Zahl war aber gefährlich für des Reiches Größe und Wohlfahrt. Denn die Kurfürsten benutzten bei jeder Neuwahl ihre Befugnis dazu, für sich und ihr Land Vorteile herauszuschlagen. Man nannte die Bedingungen, die der Neuzuwählende sich gefallen lassen mußte, Wahlkapitulationen. So zwackten sie Stück um Stück von des Kaisers Purpurmantel ab und ihre eigene Schleppe ward immer länger. Die Kaiser selber suchten, da ihre Kaisermacht immer mehr zerschwand, dafür ihre Hausmacht desto mehr zu vergrößern und handelten dabei ebenso selbstsüchtig wie ihre Wähler. Diese gingen gelegentlich so weit in ihrer Eigensucht,

daß sie Grund hatten, mit der Wahl eines ausländischen Fürsten zu drohen, wenn der deutsche Kandidat nicht auf alle ihre Forderungen eingehen wollte. Ja sie verhandelten schließlich — der Westfälische Friede gab ihnen das Recht dazu — im Krieg und im Frieden mit Mächten des Auslands, schlossen mit ihnen offene und geheime Verträge und Bündnisse, zuletzt auch gegen Kaiser und Reich. Die vielen kleinen Staaten, die weltlichen und geistlichen Fürstentümer und freien Städte, in deren buntes Gewimmel sich das Reich aufgelöst hatte, handelten ebenso „national" wie die großen Reichsfürsten. Von Verachtung gegen dieses Reich erfüllt, zertrümmerten zuletzt die beiden Großmächte Österreich und Preußen die wankende Ruine. Ja, Sondergeist hat Karls des Großen herrliche Stiftung zerstört: es war politischer Partikularismus in seiner abschreckendsten Gestalt. Aber finden wir in den Jahrhunderten, wo jener langsame Verfall vor sich ging, etwas von dem natürlichen Sondergeist der Stämme wirksam? Daß Gott erbarm! Hatte nicht vielmehr die furchtbare politische Zersplitterung, hatte nicht vielfach religiöse Spaltung gerade die alten Stammesgebiete auseinander gerissen und ihren Bewohnern das gemeinsame Stammesgefühl genommen, ohne ihnen dafür deutsches Nationalgefühl zu geben?

Aber da höre ich schon einen sagen: „Das ist's eben! Hätten nicht die deutschen Stämme auf ihr Sonderbewußtsein sich so viel zu gute getan, so wäre trotz der elenden Kleinstaaterei und der noch elenderen Fürstenpolitik Deutschland nicht so tief gesunken. Sie hätten sich eben als Deutsche und nur als Deutsche fühlen sollen!"

— — Es war einmal irgendwo ein liebliches Tal, berühmt durch seine Fruchtbarkeit wie durch den Fleiß seiner Bewohner. Darinnen lagen fünf Gemeinden. Die erste hatte ihren Grund und Boden dem Flusse zunächst; auf ihren Wiesen weideten die schönsten Herdentiere. Auf schwerem, fettem Boden bauten die Bewohner der zweiten Gemeinde von altersher köstlichen Weizen. Die Leute des dritten Ortes hatten vor Jahrhunderten durch unermüdlichen Fleiß ihren Grund zur Gartenerde umgeschaffen und ihre Enkel zogen die schönsten Blumen und die zartesten Küchenkräuter. Fruchtbäume drängten sich an Fruchtbäume auf dem hügeligen Gebiet der vierten Gemeinde und bogen sich im Herbst unter dem Segen ihrer rotbackigen Früchte. Und wo endlich der Rand des Tales, der nach Mittag schaute, zur steilen Lehne sich emporhob, da gedieh unter dem heißen Sonnenstrahl die edle Rebe; die Bewohner der fünften Gemeinde wußten nicht anders, als daß ihre Väter schon immer Winzer gewesen seien. So rühmte man denn dieses Tal bald wegen seines Ackerbaues, bald wegen seiner Viehzucht, bald auch wegen seines Obstbaues, oder ob seiner Gärtnereien, oder endlich wegen seiner auserlesenen Weine. Da kam nun einmal ein Geschlecht, dem das Erbe der Väter nicht mehr genügte. Jede der fünf Gemeinden glaubte ihrem eigenen Besten und dem Ruhm des Tales zu dienen, wenn sie von nun an all das betriebe, was den Gesamtruhm des Tales ausmachte. Die Wiesenbesitzer arbeiteten einen Teil ihrer Gründe in Weizenboden

um, ein zweites Stück ward mit Obstbäumen bepflanzt, auf einem dritten legten sie Gemüsegärten an, ein vierter Teil ward gar mit Reben bestockt, und nur auf dem Rest des Grundes betrieben sie die altererbte Viehzucht weiter. Ähnlich taten die anderen Gemeinden. Aber siehe! Schon nach kurzer Zeit ging es in dem Tal nicht mehr recht vorwärts und nach mehreren Jahren war Reichtum und Ruhm fast vergangen. Da traten die Dorfleute aller fünf Gemeinden zu einer Beratung zusammen und es erhob sich einer unter ihnen und sprach: „Freunde, wir haben nicht wohl getan, daß wir mehr sein wollten als unsere Väter. Wir hätten uns glücklich und stolz fühlen sollen beim angestammten Erbe. Nicht jede Gemeinde von uns kann das sein, was unser ganzes Tal ist. Lasset uns wieder zu unserem Sonderberuf zurückkehren, und unsere gemeinsame Heimat wird das alte Ansehen, wir aber werden unseren Reichtum wieder gewinnen!" —

Ihr merkt schon, liebe Landsleute, was der Sinn dieses Gleichnisses ist. Ihr wißt, daß ein Hauptkennzeichen deutschen Wesens und deutscher Begabung die Vielgestaltigkeit ist. Das deutsche Wesen setzt sich aus wundersam verschiedenen Zügen zusammen and seine Begabung geht in alle Weiten und in alle Tiefen. Nennt mir ein Feld menschlicher Betätigung, das sich der Deutsche nicht erobert hätte! Aber nicht alle Stämme unseres Volkes besitzen alle Gaben gleichmäßig: jeder hat seine besonderen Tugenden und jeder muß wuchern mit seinem Pfunde. Wollen aber die Angehörigen der einzelnen Stämme nichts sein als Deutsche und einem schwer faßbaren, ja eben wegen seiner Vielgestaltigkeit merkwürdig farblosen Ideal nachstreben, so erweisen sie dem deutschen Volk einen ebenso wenig dankbaren Dienst wie jene Talbewohner ihrer Heimat. Der Franke und der Baier und der Schwabe, der Thüringer und der Sachse: jeder sei sich vor allem des eigenen Stammestums bewußt, pflege die Stammestugenden, kämpfe gegen Stammesfehler, ehre das Andenken und das Erbe der Ahnen und trete dann in der Stunde der Gefahr, furchtbar und groß durch seine Eigenart, mit den Bruderstämmen dem gemeinsamen Feind entgegen: Schild sei der eine, Speer der andere, Helm der dritte, Schwert der vierte!

In seinem deutschen Heerbannlied läßt der schwäbische Dichter Hermann Lingg je einen Vertreter der vier großen deutschen Stämme seiner Eigenart sich rühmen. Der Sachse spricht sich selber Ernst und Schlichtheit, der Schwabe sich die Gabe des Liedes und hohen Mut in der Feldschlacht zu, der Baier rühmt sich seiner Löwenstärke und seiner Treue, der Franke seines fröhlichen Sinnes und seiner stahlharten Brust. Dann aber sprechen sie vereint:

„Nach Ost, Süd, West, Nord steh'n wir vier
Zum Schutz der deutschen Eiche,
Und rauscht St. Michaels Panier,
Sind unsere Schwerterstreiche
Ein Hort dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Haus
Bedeckt mit Blut und Schrammen,
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß —
Wir lachen ihrer Flammen
Und steh'n zusammen!"

Franken, das sei unser Partikularismus!

Speyer, im Februar 1915. Dr. Peter Schneider.



Volksleben im Spessart[1].

Von Guido Hartmann.



Nur im Verborgenen, ohne die Farbe und den Schmuck, die heute noch in südbayrischen Gauen festliche Anlässe mit malerischem Gepränge zieren, kommt selten und scheu die Vätersitte zu Ehren. Wo der Bauer und der Waldarbeiter das Dorf besiedeln und die Seßhaftigkeit vorwiegend ist, sind auch die alten Bräuche nicht ganz erloschen. Fragend wandernd und behutsam forschend, konnte ich manche Überlieferung sammeln, die der Spessarter noch bewahrt, wenn auch die reichere und schönere ursprüngliche Form verloren gegangen ist.

Bei jedem kirchlichen und weltlichen Feste fand der urwüchsige Drang des Volkes nicht allein in den durch die Obrigkeit festgelegten Formen Genüge, er suchte vielmehr seinen eigenen Froh- und Trauerstimmungen ungeschminkten Lauf zu lassen.

Des Jahres Wende lädt zu beschaulichem Besinnen ein. In manchen Dörfern (Rück, Neuhütten Röllbach) ziehen Musikkapellen umher und heimsen für ihre lustigen oder feierlichen Weisen, die sie vor den Häusern der Honoratioren, vor einsamen Mühlen und Gehöften anstimmen, klingenden Lohn ein. In Neuhütten üben die Burschen für den Sylvester- oder Neujahrsabend die sogenannte „Fuldermusik". Mit Gießkannen, Kroppdeckeln, alten Schellen und vielleicht einer Zieh- oder Mundharmonika wandert die absonderliche Kapelle umher, um ihren Neujahrswünschen wuchtigen musikalischen Nachdruck zu verleihen. Mit Vorliebe sucht die fröhliche Schar die Wohnung heiratsfähiger Mädchen auf. Meist ernten die Musikanten für ihre Gückwünsche Belohungen.

Ein frommer Brauch, der wohl in wenigen Jahren erloschen sein wird, ist das „Neujähresbacken". Aus dem Wein, der am Fest des hl. Johannes geweiht wurde, und Mehl werden kleine, fast viereckige Küchlein hergestellt. Am Neujahrsmorgen müssen die Familienmitglieder drei Gebäckstücke essen. Sogar unter das Futter des Viehes werden die Bäckereien gemischt.

---

[1]) Es sei auch an dieser Stelle empfehlend auf das Werk „Aus dem Speſſart. Kultur- und Heimatbilder von Guido Hartmann (Verlag von Gebr. Knauer in Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1911)" hingewiesen, dessen bleibender literarischer Wert in den zahlreichen warmen Anerkennungen der Kritik wiederholt hervorgehoben wurde.

Schon lange ist der schöne Brauch, am Dreikönigstage in phantastischem Aufputze das Wunder im Stalle Bethlehem auf volkstümliche Art zu feiern, verschwunden. Alte Leute erinnern sich seiner. Merkwürdigerweise taucht er jetzt noch in Aschaffenburg auf, während er rings im Landbezirke in Vergessenheit geriet. Mag manche Ausschreitung die Freude an dem frommen Sprüchlein der naiven Mimen verdorben haben, so hätte doch nicht die Polizeigewalt die Ausrottung mit Stumpf und Stiel betreiben sollen. Nur ein Bruchstück des Verses, den die wackeren Könige aus dem Spessartlande vortrugen, ist mir zugängig gewesen. Er läßt vielleicht in seinem echt volkstümlichen Ton auf mittelalterlichen Ursprung schließen:

„Die heiligen Dreikönig mit ihrem Stern,
Sie kommen daher und suchen den Herrn.
Sie kommen daher aus Morgenland,
Der Weg ist ihnen wohlbekannt.
Sie kommen vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus.
Herodes reich mir deine rechte Hand.
Meine rechte Hand die reich' ich dir nicht,
Du bist ein Ritter ich trau' dir nicht.
Du bist ein Ritter aus Mohrenland,
Die Sonne hat dich ganz schwarz gebrannt."

Am Dreikönigstag werden in einzelnen Ortschaften jetzt noch Kuchen durch das Lottospiel ausgelost. Burschen und Männer würfeln um den Einsatz, bis er ausgespielt ist. Früher bekamen jene Mädchen Kuchen, die einen Schatz hatten. Sie wurden bei diesem Anlaß von den andern mit Peitschenknallen verulkt. Das Peitschenknallen an diesem Tage wird jetzt noch geübt, ohne daß die Dorfjugend seine Bedeutung kennt.

In dem Dorfe Neuhütten im Hochspessart bekunden malerische alte Häusergruppen den fest am Alten hängenden Sinn dieser Kernbauern; gläubige und zähe Art wurzelt in den Leuten. Ertragreiches Feld und die dadurch geförderte Viehzucht haben den Wohlstand und die Seßhaftigkeit der Gemeinde begünstigt. Das kernige Völklein wußte sich einen Brauch zu bewahren, der sonst nirgends mehr im Spessart auftaucht.

Am Faschingsdienstag in der Frühe eilen Kinder von Haus zu Haus mit dem Ruf: „Stroh raus! Stroh raus!" Wenn ihr Vorrat an Strohbürden nicht groß genug erscheint, wiederholen sie ihren Sammelruf: „Stroh raus, es langt noch nit!" Dann verbringen sie ihre Lasten auf den höchsten freien Berg im Osten des Dorfes. Ein Teil der Garben wird um ein eisenbeschlagenes Rad gewickelt, das durch eine quer durchgeschobene lange Stange lenkbar ist. Über das Strohrad werden kunstvoll die übrigen Bürden geschichtet. Bei einbrechender Dunkelheit wird es auf der Höhe lebendig. Lichter tauchen auf und verschwinden. Plötzlich knistert ein sprühende, raketenähnliche Feuergarbe empor. Die Lichter scharen sich allmählich im Halbkreis um den Flammenherd, der aus einem Reisighaufen dringt. Die Dunkelheit senkt ihre Schatten tiefer. Da ertönen drei

Schüsse aus der Ferne. Feuer fällt in das Strohrad. Und nun rollt die Flammensonne majestätisch zu Tal. Tanzende Irrlichter, funkelnde Sterne begleiten sie in neckischem Reigen. Das Feuerrad versinkt am Fuße des Berges, die zusammengeworfenen Fackeln schlagen zur letzten Lohe auf. Die Sterne uud Irrlichter haben sich in natürliche, brennende Reisigbesen schwingende Menschenkinder verwandelt. Mit hellen Kehlen stimmt der Geisterchor das alte Soldatenlied an: „Die Sonne steht im Westen." Die Menschengruppen, die das schöne und tiefsinnige Schauspiel schweigend und fast andachtsvoll betrachtet haben, strömen zum Dorfe zurück.

Eine Überlieferung deutet den Brauch dahin, daß das Feuer- oder Faselrad Menschen, Vieh und Flur im Umkreise vor verheerenden Blitzschlägen bewahren soll, soweit sein Licht sichtbar war. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die alte Gepflogenheit vernachlässigt worden war, wurde eine Frau auf dem Felde vom Blitze erschlagen. Daraufhin nahm die Gemeinde die geheiligte Überlieferung wieder auf.

Sicher ist jedoch das Feuerrad der symbolische Gruß an die wiederkehrende Sonne, unter deren erlösendem Strahl die bösen Wintergewalten weichen müssen. Die Deutung des Brauches als Blitzsegen ist irrig, sie ist wohl erst in den letzten Jahrzehnten entstanden.

In Stadtprozelten, Breitenbrunn und Mondfeld im Mainspessart wird der grimme Winter begraben, wenn das erste Frühlingsahnen in die Berge und Täler dringt. Drei Wochen vor dem Ostersonntag sammeln sich Knaben und Mädchen zu wohlgeordneten Reihen und folgen einer vorangetragenen riesengroßen, schwarzgekleideten Strohfigur, die auf der häßlichen Kopfmaske den mit einem grünen Zweig aufgeputzten Zylinderhut trägt. Dabei singt die muntere Schar unaufhörlich den frischen, rhythmischen Reim:

„Heio, Totemo,
Des Johr kriege mer a bessers Johr."

Nach Beendigung des Umzuges wird der Heio verbrannt und seine Asche in den Main gestreut. In früheren Jahren ertränkte man den Totemo im Main, bis ein polizeilicher Machtspruch dem glücklich entdeckten Unfug Einhalt gebot.

Link erwähnt („Das Peter und Alexanderstift zu Aschaffenburg." Würzburg 1875.) noch andere Verse, die aber in der Zwischenzeit verloren gingen. Ihr Verlust kündet wohl das allmähliche Aussterben des fröhlichen Brauches an. Nach Link lautete der frühere Text:

„Heijo, Heijo, Totemo,
Übers Johr kriege mer e bessers Johr."
„Heijo. Heijo, Summertog.
Der Winter ist ein schlimmer Mann,
Er hat e rechts Paar Stiefel an."

Nach dem Begräbnis des Strohmannes singen die heimziehenden Kinder:

„Mer hewwe de Todte nausgetroge,
Naus ins lange Judehaus.
Heut über drei Wuche
Backe die Bauern Kuche."

Wie einst wird aber heute noch die wackere Schar, deren Jubel den Frühling meldet, mit Obst, Gebäck und Süßigkeiten, die aus allen Häusern gespendet werden, belohnt. In den mitgenommenen Säcken verschwindet die wohlverdiente Kriegsbeute. Gerade Link, der den Irrtum vertritt, daß es sich um einen durch die Pest entstandenen Brauch handle, führt selbst einen alten Mann als Zeugen dafür an, daß der Heijo den Winter darstelle.

In Faulbach ziehen am gleichen Tage die Kinder im Orte umher, um Stroh und Kleidungsstücke zur Erschaffung des Heijo und seiner Frau zu sammeln. Je nach Bedarf ertönt der Ruf: „Stroh raus!", „Hose raus!", „Stiefel raus!" bis die ganze Ausrüstung des Heijo, zu der sogar Mantel, Schirm und Tabakspfeife gehören, zusammengetragen ist. Die Frau des Heijo wird mit einem Sommerhut und Sonnenschirm ausstaffiert. Der Heijo und seine Frau treffen sich, von entgegengesetzten Richtungen kommend, in der Mitte des Dorfes an einer Brücke. Dort küssen sie sich lange. Die Kinderschar, die das Heijopaar zur Verbrennungsstätte am Main geleitet, singt den Vers:

„Heijo, Summertag,
Der Winter ist ein schlimmer Mo,
Hat a recht Paar Stiefel o.
Heijo Summertag.
Heut über drei Wuche
Backe die Bauern Kuche.
Heijo Summertag,
Aus 'em Bratebrunner (Breitenbrunner) Hertehaus
Hange die Lumpe minanner raus.
Heijo Summertag."

Dann eilen die Kinder zurück, um Hutzel, Nüsse und Zwetschgen als Lohn zu empfangen. Der Bub und das Mädchen, die bei dem Wettlauf die letzten geblieben sind, werden als „Trummelsvater" und Trummelsmutter" verspottet.

In alten, heidnischen Überlieferungen wurzelt wohl auch die Sitte, daß in der Nacht vom 30. April auf 1. Mai 3 Kreuze mit Kreide an die Türen und Tore angebracht wurden. Man bannte durch diese Zeichen die Hexen, die in der Walberanacht sich zu ihren Tänzen an den Kreuzwegen sammelten. Der Rauch des Feuers im Herde hinderte das Eindringen der unholden Geister durch die Kamine.

Mit Klappern und Rasseln ersetzen die Knaben an den Kartagen die verstummten Kirchenglocken und Orgeln. Mit ihren Lärminstrumenten durchziehen sie die Ortsstraßen (um 6 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends), indem sie vor einzelnen Häusern den Vers anstimmen:

„Wir laden euch zur Kirche ein,
Dies soll das erste (zweite, dritte) Zeichen sein."

Am Karfreitag ziehen in frühen Morgenstunden in manchen Dörfern des südlichen Spessarts junge Mädchen durch die Gassen und lassen herzerhebende alte Marienlieder erschallen. Sie sammeln als Lohn für den frommen Sang die ihnen gerne verabreichten Eier.

Das einzige Spessartdorf, in dem sich noch das Johannisfeuer erhalten hat, ist Rück im Elsavatal. Gegenwärtig wird, nachdem die kirchliche Feier des Johannistages auf den dem 24. Juni folgenden Sonntag verlegt ist, auch das weltliche Fest an diesem Tage begangen. Am Abend sammelt sich auf einer beherrschenden, waldfreien Anhöhe, die Dorfjugend, um einen mächtigen Holzstoß aus Tannenreisig aufzuschichten. Wenn die Dämmerung das Tageslicht verdrängt hat, wird der Brand in den Holzturm geworfen. Eine mächtig auflodernde Feuersäule belebt weithin die Runde und verkündet den harrenden Talbewohnern, daß die letzte Erinnerung an eine alte Vätersitte immer noch nicht ganz erstorben ist. Die Knaben singen während der einfachen, aber stimmungvollen Feier ein Kirchenlied zu Ehren des hl. Johannes.

Manche frohe Szene belebt das Kirchweihfest. Mit Sang und buntem Aufputz zieht das junge Volk unter Marschmusik und gerüstet mit Besen, Beil, Metermaß und sonstigen, abenteuerlichen Waffen zum Dorf hinaus, um die „Kerb" zu holen. Am Kirchweihsamstag war nämlich nachts um 2 Uhr eine Flasche Wein auf einer Wiese vergraben worden. Es gilt nun, den Schatz zu suchen. Das geschieht mit viel Wichtigkeit und Umständlichkeit; drolliger Ulk begleitet das Ausmessen des Grundstückes, bis endlich der Fundgegenstand durch List und Beschwörungskünste hervorgezaubert ist. Wenn dann die letzte Kerbstunde geschlagen hat, verlassen die Tapfersten der Seßhaften mit dem lauten Jammerruf: „Mei gute Kerb is fort!" und ähnlichen, auch derberen Gefühlsausbrüchen das Wirtshaus.

Auch der hübsche Brauch des Hammelstanzes spielt noch manchmal am Kirchweihtage seine belebende und ergötzende Rolle. Die jungen Burschen haben gemeinsam ein Schaf gekauft und ziehen mit dem festlich geschmückten Opfer auf eine dem Dorfe nahegelegene Wiese. Mädchen und Burschen umtanzen im Kreise unter Musikbegleitung einen Stab, auf dem ein brennendes Licht befestigt ist. Das Opferlamm fällt als Siegespreis jenem Paare zu, bei welchem im Vorbeitanzen das Licht erlischt. In manchen Orten müssen die Sieger den Hammel zum Mahle richten. Unter Jauchzen, Gesang und Marschmusik zieht die frohe Schar zum Dorfe zurück. Der Hammelsschmaus bildet den Beschluß des heiteren Festes.

Die Hochzeitsbräuche sind zumeist in der Dürftigkeit und Gleichmacherei unseres Zeitempfindens untergegangen; von all den natürlichen Äußerungen ungekünstelten Schmuckbedürfnisses, naiver Treuherzigkeit, frommen Glaubens und altväterlicher Zeremonien sind kaum einige Reste sichtbar geblieben.

Acht Tage vor der Hochzeit ergeht die Einladung an die Gäste. Es gilt als kränkende Zurücksetzung, wenn sie später erfolgt. Am Vorabend des Festes lädt die Braut nochmals unter Überreichung eines Rosmarinzweiges mit roten Bandschleifen ein. Die Einladung wird dadurch wiederholt und bekräftigt. Am Hochzeitstage tragen Braut, Bräutigam und die Trauzeugen Rosmarinzweige, die mit Bändern geziert sind. Die Braut legt nebst einer Opfergabe einen Zweig, den ein weißes gesticktes Tuch und rote Bänder schmücken, auf den Altar. In

der Art der Geleitsordnung des Hochzeitszuges läßt sich noch die Überlieferung erkennen. In vielen Gemeinden wird die Braut nicht von ihrem zukünftigen Manne, sondern von zwei jungen Burschen geleitet, von denen in manchen Gegenden der rechte durch eine rote Schnur, der linke durch eine blaue gekennzeichnet ist. Dem Bräutigam zur Seite gehen die Brautführer. In der Kirche



Heinz Schiestl. St. Michel.

Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte Nr. 9 in feinstem Mattkunstdruck erschienen.

kniet die Braut nicht neben dem Bräutigam, sondern zwischen den jungen Mädchen. Zum Altar geben die Brautführer der Braut das Geleite. Die gleiche Ordnung wird auch beim Verlassen der Kirche eingehalten. Im südlichen Spessartgau, in der alten, reichen Wertheimer Grafschaft, gebrauchen die Hochzeitslader zur Ladung, die immer 8 Tage vor der am Dienstag stattfindenden Hochzeit erfolgt, den Stock mit silbernem Knopf. Festlicher gestaltet sich in dieser Gegend die Feier

dadurch, daß nach dem Mahle dem Brautpaar der erste, Brautführern und Brautmädchen der zweite, den übrigen Gästen der dritte Tanz in der geschmückten Tenne zugestanden ist.

Nur selten zieren wie ehedem Bänder und Guirlanden den Brautwagen und das Gespann, wenn der Hausrat in die neue Heimstätte überführt wird.



Heinz Schiestl. St. Jörg.
Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte Nr. 10 in feinstem Mattkunstdruck erschienen.

Auch die sinnige Sitte, daß Braut und Bräutigam aus gemeinsamem Teller aßen, ist nicht mehr gang und gäbe. Fast im ganzen Spessart dagegen belustigt noch heute das Pantoffelstehlen beim Brautgelage die Festgäste. Während des Festmahles werden der Braut die Schuhe von den Füßen gestohlen. Erst durch ein Lösegeld oder Geschenke werden sie wieder zurückgegeben.

In den weltenlegenen Dörfern des Südspessarts zog noch vor zwei Jahr-

zehnten die Braut an einem Freitag bei zunehmendem Monde mit ihrem Brautwagen in das zukünftige Heim. Freya, die Göttin des häuslichen Glückes und der Ehe, segnete den Bund an dem ihr geweihten Tag. Wie der Mond zunahm, so sollte der Wohlstand des Hauses wachsen. Die Braut kehrte an dem gleichen Tage wieder in das elterliche Heim zurück und verblieb dort bis zur Hochzeitsfeier. Die dem Trauakte folgende Nacht verbrachte sie abermals im Elternhause. Erst auf diesem Umweg konnte sie dauernd in das Haus ihres Gatten einziehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Deutung richtig ist, daß diese sogenannte „Sarnacht" ihren Ursprung in der biblischen Überlieferung hat, daß Sarah, Abrahams Frau, nach der Vermählung noch 3 Tage im Elternhause verweilte.

Ein vielleicht unscheinbarer, aber doch für die Dürftigkeit und Ärmlichkeit der Verhältnisse bezeichnender Zug tritt bei familiären Festen hervor. Wenn z. B. die Einladungen zur Metzelsuppe ergehen, dann hat jeder der geladenen Freunde und Nachbarn die Pflicht, sein eigenes Eßgeräte mitzubringen.

Rührend ist der noch manchmal sich geltend machende Drang, die im Sterbehause aufgebahrten Toten zu betreuen. Freunde, Verwandte und Nachbarn wechseln in der Totenwache. Die Wächter werden durch Kaffee und Schnaps ermuntert und entlohnt.

Als in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und in den Jahren 1660 und 1668 das Schreckensgespenst der Pest Entsetzen und Vernichtung unter den Spessartbewohnern verbreitete, suchten die bedrängten Bewohner sich durch fromme Gelübde die Hülfe des Himmels zu sichern. Der Hellfeiertag in Damm bei Aschaffenburg ist ein heute noch gehaltener Gelöbnistag an die grauenhafte Herrschaft der unheimlichen Seuche. Der letzte Freitag im September wird durch Arbeitseinstellung und Gottesdienst wie ein Sonntag gefeiert. Ein strenger Fasttag zeigt den Ernst dieses Tages an. Nur Kuchen, Brot, Butter oder Käse dürfen als Mittag- und Abendmahlzeit genossen werden, kein Feuer darf im im Herde brennen.

Wie viel Zartes und Tiefes, das dem Volksempfinden entsproß und sich in den Bräuchen wiederspiegelte, mag unerforschbar im Zeitenstrom untergegangen sein! Unsere innige Sorge müßte es werden, einen Damm gegen die vernichtenden Fluten der Stadtkultur zu errichten. Noch können wir geheiligten Besitz bewahren und die Volksseele vor Nüchternheit, Verflachung und Nachahmungssucht retten. Die städtischen Lebensformen werden sich immer von den ländlichen unterscheiden. Was aber sollen wir unsern Bauern als Ersatz bieten, wenn wir ihnen den Glauben an die urtümliche Kraft und Schönheit ihres Seelen- und Fantasielebens nehmen? Sollen Grammophon und Kino ersetzen, was an lebendiger Frohlaune, an derbem Mutterwitz, an ungebrochener Sinnenfreude, an Innigkeit und Naivität des Empfindens verloren geht? Das unverfälschte Bild der Schöpfung ist der göttliche Inbegriff des Schönen. Mögen Menschenhand und -geist die Formen der Natur veredelnd und gestaltend gemeistert haben, nie werden die kunstvollsten Schöpfungen die Schönheit des Ursprünglichen übertreffen. In dem naiven Volks-

leben, das dem unerschöpflichen Reichtum spendenden Urwald gleicht, wurzeln die echtesten und wertvollsten Triebe der Menschenseele. Neue Kraft und Saat wird immer in diesem ewigen Jungbrunnen verborgen sein.



Eine Wandlung im Urteil über Hochäcker.

Von

August Sieghardt.



Die Hochäckerfrage regt wieder einmal (wie oft seit 80 Jahren?) die Gemüter südbayerischer Urgeschichtsforscher mächtig auf. Auf der einen Seite wird der deutsche Ursprung dieser Ackerbauweise betont, besonders von dem Konservator am Generalkonservatorium für Kunstdenkmäler und Altertümer in München, Dr. Paul Reinecke, und dem Herausgeber der „Deutschen Gaue", Kurat Frank in Kaufbeuren; auf der anderen Seite wird der in letzter Zeit von Archäologen eingenommene Standpunkt mit aller Kraft verteidigt. Die Hochäcker gehören dem Latènevolk an, wurden von diesem Volk unter den Römern und nach Abzug der Römer weiter gebaut, sie sind das Produkt eines gemeinsamen Feldbaues oder die Feldanlagen römischer Großgrundbesitzer und Getreidelieferanten. Dieser Standpunkt wurde durch Oberstudienrat Professor Dr. Ohlenschlager und Oberamtsrichter Dr. Weber vertreten.

Wenn ich an dieser Stelle und bei der gebotenen Kürze über diese Auseinandersetzungen berichte, so geschieht es, weil die wissenschaftliche Frage an einem Wendepunkt angelangt scheint, der von großer Bedeutung für die Wirtschafts- und Kulturgeschichte wäre.

Es ist bereits vor sechs Jahren in den Zeitungen der Arbeiten Franks an der sogenannten Konsularstraße Augsburg-Salzburg Erwähnung geschehen; diese Arbeiten bestanden in Nivellements und Vermessungen, welche die Behauptung eines württembergischen Lehrers prüfen sollten, daß das Segment Grünwald-Helfendorf an mehreren Stellen unter Hochäckern liege. Die Untersuchung ergab, daß dies auch tatsächlich der Fall war.

Über die daraus gezogene Schlußfolgerung, daß nun die Hochäcker nicht mehr in die römische Zeit verlegt werden dürfen, fand bei den Vertretern der vordeutschen Hochäcker lebhaften Widerspruch: Das unter den Römern

lebende und nach den Römern zurückgebliebene Laténevolk habe diese Wege, die zum größten Teil schon verfallen waren, leicht überackern können.

Ich muß gestehen, daß mir schon damals diese Annahme nicht recht wahrscheinlich erschien; denn die Römerstraßen wurden auch später noch in Südbayern, unter den Karolingern, die ihre villae rigiae mit Vorliebe an solchen Straßen gründeten, und auch nach ihnen noch benützt, im hohen Mittelalter freilich wohl, ohne geflegt zu werden. Inzwischen wurden, wie ich der neuesten erschöpfenden Veröffentlichung Franks („die Hochäcker", Verlag der Deutschen Gaue, Kaufbeuren) entnehme, derartige Beobachtungen an zahlreichen Römerstraßen Oberbayerns und Schwabens gemacht, nämlich, daß die Römerstraße auf einmal endigt, hochgewölbte Ackerstrangen quer über die Trace laufen und dann weiterhin die Römerstraße wieder tadellos erscheint. Das ist z. B. der Fall an mehreren Stellen der Römerstraße, die von Augsburg nach Partenkirchen und von da über den Brenner nach Rom zog. Da in Ortschaften, welche an dieser Straße liegen, Kaiserurkunden im 11. und 13. Jahrhundert ausgestellt wurden, so ist es sicher, daß diese Straßen bei Romfahrten mancher deutscher Kaiser benützt wurden, und daß also diese Hochäcker sicher nicht aus keltischer oder römischer Zeit stammen können.

Immerhin hatten auch die Befürworter der Hochäcker aus keltischer und römischer Zeit ihre starken Gründe für sich, und als einer der wichtigsten erschien mir d e r Umstand, daß eine solche Hochäckerflur so ein ganz anderes Aussehen, eine andere Einteilung zeige als die jetzige Flur. Auf den ersten Blick erscheint die erstere tatsächlich als etwas Fremdes, einem anderen Volke Zugehöriges.

Es ist aber anzuerkennen, daß die Vertreter des deutschen Hochäckerbaues dieser Schwierigkeit nicht aus dem Wege gingen, und sie kamen durch ganz eingehende Absuchungen des Geländes und durch Einzeichnen der Hochäcker in alte Karten des Katasterbüros zu einem Ergebnis, an das sie sicher vor 5, 6 Jahren selbst nicht gedacht haben. Sie fanden nämlich, daß auch hier der Schein trügt, wie so oft in der Hochäckerforschung; Hochäckerfluren geometrisch aufgenommen, zeigen keineswegs ein Bild, das man von römischen Latifundien oder von Ländereien einer kommunistisch arbeitenden Gemeinde sich macht. Oft sind es kleine Hochäckerparzellen, die regellos durcheinandergewürfelt sind, und was das Merkwürdigste ist, es bestehen heute noch in den Wäldern bei München H o c h ä c k e r p a r z e l l e n m i t i h r e n G r e n z e n, die durch keineswegs bes. alte Grenzsteine 2c. bezeichnet sind. Die Hochäckerparzellen sind also k a t a s t e r m ä ß i g e G r u n d s t ü c k e. Man wird doch nicht annehmen wollen, daß sich diese Grundstücke aus einer keltischen oder römischen Zeit in Südbayern herüber gerettet hätten? Wenn aber das Hochäckerbild Gemengelage und Flurzwang zeigt und sogar die Grenzen mit den jetzigen noch zum Teil zusammenfallen, dann ist es sicher deutsch.

Der topographische Beweis für keltischen und keltisch-romanischen Hochäckerbau ist ein Gemenge von mehreren Beweisen und Beweisversuchen. Richtig ist ja, daß die ansiedelnden Bajuwaren einen großen Wald östlich der Isar antrafen, das beweisen die dortigen Ortsnamen, und daß sie ihre Fluren aus dem Wald

herausschnitten. Allein dabei steht der wichtige Nachweis aus, daß auf solchen Plätzen, wo sie sich im 6. und 7. Jahrhundert niederließen, bereits im 3. und 4. Jahrhundert und vorher römische und keltische Siedelungen waren, von denen die dortigen Hochäcker ausgingen, und die sich dann mit Wald bedeckt, bevor die Bajuwaren kamen. Dieses Zusammenfallen der Mittelpunkte von Hochäckerflur und deutscher Feldflur ist ganz auffallend, besonders bei dem von Frank wiedergegebenen Plan von Hohenbrunn südöstlich von München.

Ohlenschlagers Beweis, daß die Hochäcker vordeutsch sein müssen, weil in den jetzigen Staatsforsten sich solche finden, ist mir schon bei der ersten Kenntnisnahme bedenklich vorgekommen. Diese Staatsforste mit ihren jetzigen Grenzen sind Gebilde einer sehr jungen Zeit. Ihr Kern kann ja alt sein; aber im alten Kern, fernab von deutschen Siedelungen, sind, soweit Streifzüge mich belehrten, eben keine Hochäcker. Nur der Grünwalder Park macht eine Ausnahme, er ist zahlreich von Hochäckern durchsetzt, allein diese gehören am naheliegendsten zu den am Park gelegenen Siedelungen Laufzorn und Wörnbrunn und zu den angrenzenden Gemeinden.

Frank hat die Stützen für eine Annahme der vordeutschen Hochäcker beseitigt; aber mehr interessiert uns, ob nun der deutsche Hochäckerbau uns weitere Probleme lösen hilft. Frank meint, die mittelalterliche Verkehrsgeschichte würde gewinnen, also die Verkehrsgeschichte vor den großen wittelsbachischen Städtegründungen im 12. und 13. Jahrhundert. Wir wollen wenigstens zugeben, daß man ihr vielleicht von seiten der Terrainforschung mehr Aufmerksamkeit widmen wird. Die Rätsel, welche das jetzige Bild der Feldmark südbayrischer Dörfer uns aufgibt, könnten in manchen Fällen gelöst werden, wenn man bedenkt, daß bei vielen neuen Siedelungen die Hochäcker das Grundelement der ganzen Flur waren; immerhin wird man damit rechnen müssen, daß tätsächlich sich die Bajuwaren in vorbajuwarischen Ackerfluren niedergelassen, über deren Ausdehnung und Struktur uns allerdings nichts bekannt ist. Frank verweist darauf, daß jeder Bauer Hochäcker anlegen muß, wenn er nicht tiefgründige Ackerkrume oder wenn er schweren und nassen Boden hat. Dieser naturalistischen Erklärung ist durchaus beizupflichten; die Hochäcker sind gewiß keine feldbauliche Stammeseigenheit. Wenn die Hochäcker aber geologische Grundlagen haben, so hätten an sich auch schon die Vorbajuwaren Hochäcker anlegen müssen, wo die Bodenbeschaffenheit sie dazu veranlaßte. Das war der neuesten Hochäckerforschung nicht entgangen. In der Tat kommt, wie Frank sagt, alles darauf an, ob die Laténebevölkerung überhaupt einen Pflug mit entsprechendem großen Streichbrett hatte. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe jener, welche nach allem noch keltische Hochäcker annehmen wollen. Leider weist die vielzitierte Nachricht des Plinius nur Räder, nicht aber das erforderliche Streichbrett am rätischen Pflug nach. Es kann in vordeutschen Perioden Hochäckerbau in Südbayern getrieben worden sein, aber die Hochäcker, welche uns als Studienobjekte heutzutage vorliegen, sind sicher nicht aus dieser Zeit. Das hat die wackere Arbeit der auf modernem Standpunkte stehenden Terrainforschung gezeigt.

Auch in Nordbayern interessieren diese Feststellungen in nicht geringem Maße. Wenn hier die Reste alter Hochäcker nicht zu zahlreich sind, so kommt das daher, weil die Feldgraswirtschaft dort weniger getrieben wurde und der Boden schon seit alter Zeit mehr parzelliert ist. Immerhin gelang es auch hier, verödete, echte Hochäcker nachzuweisen, so östlich von Rasch bei Nürnberg, im Abenberger Forst (Schwabach) und besonders in den Staatswäldern des Forstamtes Neustadt a. d. Aisch. Dazu ist aber Nordbayern das Land, in dem noch heutzutage Hochäckerbau getrieben wird, so in den Bezirken Burglengenfeld, Neumarkt, Nürnberg, Hilpoltstein, Weißenburg, Nördlingen. Eine Autorität auf dem Gebiete der nordbayerischen Landwirtschaft, Dr. Rohm-Nürnberg, berichtet in der zu Grunde liegenden Abhandlung Franks:

„.... Ich – 1873–1879 Wanderlehrer des landwirtschaftlichen Kreiskomitees von Mittelfranken – fand, daß diese gewölbten Beete im Bereiche des schwäbisch-fränkischen Jura überall geackert werden, wo der Ackerboden durch die tonreichen, dunkelfarbigen, wasserhaltenden Schichten des schwarzen Jura oder Lias bei nahezu wagrechter Lagerung in größerer Ausdehnung gebildet wird. Nimmt man eine geologische Karte dieses Gebietes (Festgabe zum Geographentag 1907 in Nürnberg) zur Hand, so sieht man, daß die Juraberge überall am Fuße in schmalen Schichten von Lias und Dogger umlagert werden. Auch in den meisten Taleinschnitten treten diese Schichten, die des braunen Jura (Dogger) zutage. Hier werden die dunkelfarbigen Äcker ihres geringen Umfanges halber und des meist vorhandenen Gerölls wegen in Bifängen geackert, aber auf den breiten, vorgelagerten, fast wagrechten Terrassen der Gegend von Altdorf, Neumarkt i. O., Freistadt und Forchheim finden sich die gewölbten Beete auf den schweren, feuchten Äckern allgemein und werden teils mit alten Holzpflügen, teils mit neuzeitlichen eisernen Pflügen in der angegebenen Weise dargestellt. Nördlich von Altdorf ist dies noch auf der breiten Terrasse des Moritzberges bei Leinburg der Fall; weiter nördlich ist mir die Anfertigung gewölbter Beete nicht bekannt; da tritt der Lias meist nur in Streifen und Zonen auf und die in ihm befindlichen Äcker dienen meist zum Hopfenbau, für welchen die Ackerfläche in schmale Kämme gelegt wird, ähnlich wie beim Bifangbau."

Damit dürfte die Hochäckerfrage für die meisten Archäologen erledigt sein. Nach den bisherigen Ergebnissen gehören die vielumstrittenen Hochäcker ins Mittelalter, sind Eigentum deutscher Völker und durch diese Einreihung in die richtige Zeitperiode wird der deutschen Kulturgeschichte ein ebenso wichtiger als notwendiger Dienst erwiesen werden.





Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner.**

III.

Verlobungsabend und Hochzeitsmorgen. Das heimische Fichtelgebirge blieb für den Dichter sein Leben lang das geheimnisvolle Land der Sehnsucht, der seltsamen Geister und machtvollen Naturstimmungen, in seinem letzten großen Werke, dem „Kometen", hat er in eigenartig genialer Form den eigentümlichsten und tiefgründigsten Zug aus dem Geiste der rauhen Heimat verklärt: die unstillbare Sehnsucht nach den erträumten, ungehobenen Schätzen im geheimnisvollen Schoße der Berge und die Hoffnung, daß der glückliche Stammesgenosse, der einst den Schlüssel zu allem Reichtum mit Springwurzel, Erdspiegel und Wahlenbuch finden werde, all' die Armen verschwenderisch mit tausend köstlichen Gaben überschütten werde, die heute noch in Not und Elend in den Tälern des Gebirges schmachten. Aber er kennt auch bis ins Kleinste und Einzelne die Sitten und Gebräuche, die Lebensgewohnheiten, die Feste, die drolligen und trefflichen, guten und schlechten Züge im Charakter der Bewohner.

So schildert er zuweilen das Leben und die Stimmung in einem Dörflein zur Kirmeszeit, denn er selbst war daheim jedesmal freudig auf das weiße Mäuerlein geklettert, wenn ein Zug von singenden Kirmesburschen mit flatternden Bändern und roten Gesichtern vorüberkam und hatte wenig Verständnis für die scheltenden Worte des Vaters über solch' lautes Treiben in der Sonntagspredigt. Ihr äußeres Symbol erhält jede fränkische Kirmesfeier durch die Aufrichtung des Maienbaumes, die schon am Vorbend des Johannestages von den Burschen besorgt wird. Unter Anführung des Wirtes, der einen großen hölzernen Bierkrug, „die Stütze", voranträgt und nach den wüsten Marschtakten einer Violine,

Klarinette und Baßgeige ziehen dann am andern Tage die Paare der Platzburschen und -Mädchen auf den Dorfplatz: Die Burschen ohne Wams, mit dem dreieckigen reichbebänderten Hut, einen Blumenstrauß und eine Haselrute in der Hand, die Mädchen im stattlichen Feststaat, den Kopf ganz von roten Bändern umwickelt und mit eine Flittergoldkrone geziert. Dort beginnt dann ein lustiges Walzen und Schleifen, Wirbeln und Drehen, wobei die gewandten Burschen vielerlei kunstvolle Sprünge und Bewegungen anzubringen wissen, den Takt mit den Füßen schlagen, mit der Zunge schnalzen und in kraftvoller Lust die Tänzerin hoch in die Höhe heben, daß die weiten Röcke fliegen. Gern erfreut sich Jean Paul an dem Bilde dieser ländlichen Freuden, so in den „Flegeljahren", wo der Held auf einer Wanderung durch ein solch festliches „Dörfchen von fünf oder sechs waschenden, fegenden Häusern und rauchenden Backöfen kommt. Die Jünglinge hoben mit Stangen und halber Lebensgefahr einen Maienbaum mit roten Bänderfahnen in die Höhe, der für ein Dorf wohl nicht weniger ist als eine Vogelstange für eine Mittelstadt. Die Mädchen, welche die Bänder hinaufgeschenkt, sahen hochrot dem Aufbäumen zu und hatten nichts im seligen Kopf und Herzen als den morgendlichen Kirmestag um den Baum mit den allerbedeutendsten Burschen des Orts."

Seltsame Gebräuche sind besonders auch bei einer Hochzeit im Schwange. Die Einwilligung der Brauteltern wird vom Bräutigam eingeholt, indem er sich mit dem „Schmuser", dem Wortführer, ins Brauthaus begibt und dort die „Anredung" an die Eltern hält, welcher dann die Besprechungen der beiderseitigen Verwandten über Mitgift und Hochzeitstag folgen. Wenn dann auch die Verlobte bei der „Brautschau" das Anwesen des Bräutigams, ihr künftiges Heim, besucht hat, wird die Brautausstattung auf dem „Kommerwagen" zum Hause des Bräutigams gefahren, wobei Pferde und Fuhrmann mit roten Bändern geschmückt werden. Die oben sitzende Braut wirft Geld, Kuchen und Früchte unter die Kinder, die den Wagen mit aufgespannten Seilen aufhalten, und einige junge Burschen zu Pferde und mit Schwertern bewaffnet, geben ihm das Geleite. Einen solchen Wagen trifft Walt in den „Flegeljahren" ebenfalls unterwegs: „er ging vor einem bis an die Himmelswagen hinauf getürmten sogenannten Brautwagen vorbei, worauf alle die Wachsflügel, Flügeldecken, Glasfedern und der Federstaub einerseits, und die Schwanzflossen, die Brust- und Rückenflossen, die Donaidengefäße, Wasserstücke, Wasserwagen, Regenmesser und Trockenfeile andererseits unter dem Namen Hausgeräte aufgeladen waren, welche der Mensch durchaus hienieden haben muß, um nur einigermaßen halb durchs Leben zu schwimmen, halb darüber zu fliegen. Der Eigentümer aber schritt voll Empfehlungen der größten Vorsichtsmaßregeln für seine aufgepackten Flügel und Flossen neben dem Wagen her und versprach sich und anderen Schritt vor Schritt ganz andere blauere Tage in der Zukunft, als er in seinem vorigen unbekannten Neste gehabt."

Die ganze trauliche Waldesstimmung des Fichtelgebirges kommt in einem der letzte Werke des Dichters zum Ausdruck, das wie ein lieblicher Stern dem

magischen Glanz des „Kometen" vorausgeht. Hier ist noch nicht die seltsame Mystik und die weltumspannende Phantastik dieser tiefsinnigen Offenbarung des Heimatgeistes, sondern alles bleibt mehr im Kleinen und Anmutigen, im lebendig-volkstümlichen und Idyllischen. Die Handlung spielt in einem kleindörflichen Vogelstellerhause und in einem ganz einsamen traulichen Jägerhause mitten im Walde, das reichlich mit echten Geweihkronen auf hölzernen Hirschköpfen geziert ist und nur von dem alten verwitweten Wildmeister mit seinem Töchterlein und seinen Hunden bewohnt wird. Die Gestalten wachsen wie die Blumen und Bäume wurzelhaft und bodenständig aus dem heimischen Boden. Da ist der alte, invalide Soldat und Vogelsteller Singewart, der noch eine Bleikugel als Andenken an seine Feldzüge im Leibe trägt, — wortkarg und verschlossen gegen jedermann lebt er vom Frühling bis zum Herbst den ganzen Tag draußen im Walde und lauert listig mit seinen tückischen Fanggeräten auf die armen gefiederten Sänger, deren Sangweisen er alle kunstvoll nachzuahmen weiß. Von den Finkenvariationen allein sind nur die beliebtesten: Der Ritscher, der Groß- und Kleinrollende, der Musketierer, der Kuhdieb und der Sparbarazier, und ihr scharfer Weingesang lautet: „Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehn?" Er lebt so in seinem Berufe, daß er sich nach seinem neugeborenen Knäblein erst umsieht, nachdem ihm ein angelocktes Finklein vor dem Fenster auf den Leim gegangen ist. Im Winter rollt und zwitschert, singt und jubiliert, flötet und pfeift es im ganzen Hause von den vielen hüpfenden und flatternden Vögelein rings an allen Wänden, die er den ganzen Tag füttert und abrichtet und den Sprechvögeln nichts als Schimpfworte beibringt. Auf die seltsamste Weise kommt er am Ende seines Lebens zu Wohlstand, indem ein geflüchteter Papagei im Walde einen kostbaren, gestohlenen Ring verliert, den ihm der Markgraf für viel Geld abkauft. Aber er vergräbt das Geld im Walde und steckt es kurz vor dem bald herannahenden Ende in einen Blumentopf. Auch sein Ende ist tragikomisch wie sein ganzes Leben, denn während seine Frau ein Kirchenlied singt, muß der Sohn einen Trommelwirbel schlagen, alle Vögel müssen laut schmetternd und pfeifend einfallen, sein Lieblingsvogel muß auf seiner Brust umherhüpfen, — dann rückt er mühsam seine Mütze über die Augen bis an den Mund und sagt der Welt „adje!" Noch einmal flackert unter dem Trommelwirbel die Kriegsfreude auf, er ruft „drauf und dran", zerdrückt den Kanarienvogel auf seiner Brust und haucht sein letztes Wort: „Sie pfeift!" — niemand aber weiß, ob er damit seine Nachtigall oder eine Schlachtfeldskugel gemeint habe. Neben ihm steht seine Frau Engeltrut, aus einem viel weicheren Holze geschnitzt als die rauhen Gebirgsbewohner, sie stammt auch aus einem Dorfe bei Dresden — mit einem madonnenhaften, duldenden Zuge; sie hat „etwas Feines, Zartes, Sieches in Farbe und Bau und etwas weichwarmes im Herzen und Launenhaftes im Kopfe", wie es nicht nur in vornehmen Ständen, sondern auch auf jedem Dorfe vorkommt. Ein prächtiges Gegenstück des Voglers ist aber der alte Wildmeister im Jägerhaus. Er ist ganz der rauhe, aber gutherzige Waldbewohner, wetterfest und knorrig wie ein alter Eichstamm; die Grobheit gehört zu ihm wie der struppige Schnauzbart; seine

Liebkosungen und Lobsprüche sind Flüche und Verwünschungen; tagsüber ist er nicht ohne die Büchse, abends und nachts nicht ohne den Krug zu sehen. Wie glücklich aber ist seine einsame Tochter, die er bei aller Rauhheit so zärtlich liebt wie seinen besten Hühnerhund. Wenn er tief in der Nacht durch den sturmgepeitschen, krachenden Wald frost- und trinkrot heimgeschnaubt kommt, dann eilt das Töchterlein an seinen Hals, und alle Hunde springen ihm mit jubelndem Gebell entgegen. Er hält sich für den klügsten Mann der Welt, denn klüger als alle Hasen, Rehe, Sauen und Jägerburschen ist er sicher, und mehr kennt er nicht von der Welt. Seine Entschlüsse und Befehle sind unbedingt fest und unverbrüchlich und werden von niemand beeinflußt. — Die Kinder beider Waldoriginale, Gotthelf und Drotta, lieben sich schon von Kindheit an; Gotthelf ist ein stiller, schwärmerischer Jüngling, der wie Jean Paul alles wahllos liest und abschreibt, was er in die Hände bekommt, das Vaterunser in den verschiedensten Sprachen sich einprägt und später als Gipfel seiner Gelehrsamkeit die drollig-originelle Bienrodsche Bilderfibel in Versen herausgibt. Drotta, seine frische, „vom Walde verhüllte" Geliebte, ist voll emsigster, weiblicher Geschäftigkeit, der Wildmeister überläßt nach dem frühen Tode der Frau schon dem Kinde das ganze Hauswesen, das sie vortrefflich zusammenhält. Sie ist es gewohnt, halbe Nächte einsam im Jägerhause zu sitzen, wenn im Sturm die Äste geisterhaft an die Fenster schlagen; still zieht sie sich dann einen traulichen, hellen Kreis durch emsige Arbeit in die Schauer der Nacht. Wie bei einem echten Naturkind wohnen Frohsinn, Lust zu Neckerei und kindliche Frömmigkeit in ihrem Herzen einträchtig beieinander, und voll zarter Innigkeit gedenkt sie der früh geraubten Mutter.

Gotthelf wird bei dem gelegentlichen Besuch des Rektors der Landesuniversität, der ein entfernter Verwandter seiner Mutter ist, durch eine bizarre Laune der Magnifizenz schon als Knabe mit einer richtigen akademischen Immatrikel beschenkt und so zum Studenten gemacht. Voll Seligkeit wandert er an einem Geburtstagsabend hinaus ins traute Jägerhaus; er findet nur die Hunde vor, die ihn alle kennen und sich gern von ihm füttern lassen. Als er am offenen Fenster wartet, faßt ihm von draußen eine Hand bei den Haaren, die vollrosige Drotta schaut unter ihren großen Augenbrauen lachend herein und lädt ihn zum Vogelbeersammeln für die Drosselschneußen ein. Sie neckt ihn mit dem Geburtstag, und, um sich beim Beerensuchen nicht zu verlieren, singen sie beide ein Abendlied im Walde. Die Finken und Kreuzschnäbel schlagen noch durch die schon herbststummen Tannengründe, manch lebendiger Ton regt sich noch in den Wipfeln, endlich legt gar die Abendsonne an mehreren Stellen einen kleinen Waldbrand an, und viele Stämme flammen von der Wurzel bis an die Gipfel. — Gotthelf wird das Innere süß-schwer, er weiß nicht wie — und gleich dem Wasser in einem unsichtbar-lecken Schiffe steigt es ihm die Brust immer voller hinan. Auf dem Heimwege erweckt das Mädchen wehmütige Erinnerungen an die heimgegangene Mutter, und Gotthelf zerfließt ganz im Lobe der seinigen, der die flinke, feinfühlige Drotte die liebste Tochter sein würde. Im Forsthause falten sie unterm fernen Gebetläuten die Hände und bei den

Vorbereitungen zum Abendbrot für die Menschen und die Hunde sprechen sie bange von der ungewissen Zukunft, denn der rauhe Wildmeister will die Tochter nur einem Freier mit vollen Händen geben; aus dem Kaffeesatze aber holen sie sich dann die anmutigsten Prophezeiungen und bauen sich wieder ein wohnliches Himmelsgärtlein der Hoffnung auf. Als Gotthelf geht, sagt sie, „sie wolle ihn ein wenig begleiten und durch den dunkeln Wald auf den kürzeren Holzwegen führen". Sie zog ihn im Finsteren an seiner Hand und befühlte einen weichen Finger nach dem andern. Als beide endlich aus dem Walde kamen und vor die hinabliegende, im Mondschein gleißende Landschaft traten, an deren Abhang unten sein lichtvolles Dörfchen lag, begleitete sie ihn wieder über Raine und Fußsteige. Die Nacht war vielleicht die letzte schöne, laue des Novembers, der einen verkürzten Nachsommer des Nachsommers mitbringt, der Mond nach seiner Herbstsitte unerwartet früh am Himmel erschienen, — das Saatgrün des künftigen Frühlings und die rote Blätterglut des Laubholzes färbten die bleiche Nacht und Jahreszeit lebendiger — rufend kamen am Himmel Wintervögel an, und Sommervögel zogen ab, und auf den silbernen Gebirgen aus Gewölk, dachte man, müßten die Sommergäste ausruhen und in die künftigen Länder schauen, — und die ganze hinabglänzende Abdachung der Landschaft nach dem noch erleuchteten Dörfchen hin füllte die Seele mit Wunsch und Glück.

Lange sah Drotta den im Mondlicht blinkenden niedrigen Kirchturm an. Dann sagte sie hastig: „Gute Nacht", behielt aber seine Hand. Er sagt's auch und faßte ihre zweite.

„Ich habe schon gute Nacht gesagt, lieber Helf!" sagte sie mit anderer Stimme, und der Mond schien auf sie und zeigte den Liebesglanz ihrer Augen und alle offenen Rosen ihres Angesichts. „Auf ein ganzes Jahr gute Nacht?" fragte er und konnte seiner Tränen sich nicht enthalten. Und sie sanken einander in den ersten Kuß, ohne zu wissen wie. Alle Glut und Kraft und Kühnheit ihres Wesens wollten Drottas Lippen gleichsam in seine eindrücken, und die Küssende unterschied sich wild von der Sprechenden. „Schick er morgen die Mutter", sagte sie und entlief.

Er sah ihr, wenig sehend, nach, bis sie der Wald verschlungen hatte. Dann sprang er mit Schwingen am Rücken den Abhang hinab. — Jeden Graben und jeden Zaun überflog er leicht treffend. Im Dorfe und in seinem Häuschen verwunderte er sich über die vielen Lichter, als wäre er so gar lange weggewesen. — Die zu einer schmerzhaften Lage hernieder geschlummerte Mutter weckt er gelinde und führte die Schlaftrunkene an ihr Bette und sagte ihr, er wolle schlafen, und morgen erzähl er schon Alles.

Er sah aber vorher lange in den Mondschein hinaus — Landschaft und Seele verwebten sich ineinander seltsam und süß — er floß mit dem Schimmer in die Auen hin, und der Schimmer zog wieder in sein Herz und glänzte auf allen Gedanken. Und als er endlich die Augen schloß, hörte er nur eine, eine

Stimme unaufhörlich, und die Liebesträne quoll davon heiß aus den geschlossenen Augenlidern.

O gönnt Jugend und Traum den Sterblichen! Sie gleichen den Blumen zu sehr, welche nur so lange schlafen, als sie blühen; sind sie abgeblüht, so stehen sie aufgetan der kalten, nassen, langen Nacht. Jünglinge und Jungfrauen schlummern, und daher träumen sie; raubt ihr den Schlaf, so raubt ihr den Traum und den zarten Keimen der Zukunft den Schirm!

So ist alles zwischen den beiden sehnsüchtigen jungen Menschen im Reinen, — wenn nur der alte Forstmann sich nicht den reichen Schwiegersohn unbedingt in den Kopf gesetzt hätte. Da kommt die Erlösung, über Jahr und Tag soll des alten Voglers Willen ein versiegeltes Wandschränkchen gerichtlich geöffnet werden, und siehe, in dem alten Blumenstock versteckt, findet sich die goldene Fülle des markgräflichen Geldes für den kostbaren Ring. Da hat alle Not ein Ende. Aus purem Starrsinn verzögert der Wildmeister seine Einwilligung noch um ein halbes Jahr, aber kurz vor der Kirmes überraschte er die beseligte Tochter mit der frohen Botschaft: „Du sollst deinen Studenten heiraten, so gewiß die Bursche den Maienbaum aufrichten"; aber er stellt die Bedingung, daß sie erst, nachdem der Baum aufgerichtet ist, sich ihm anverlobt und zwar in dem Augenblick, wo er aus dem Wirtshause mit dem Hifthorn dreimal hintereinander heraus stößt und beide „jagdgerecht" bläst. — Und der herrliche Tag erscheint!

„Nachmittags vor Johannis kam sie mit dem Vater im Wirtshaus in Heiligengut an, als die jungen Bursche mit Bändern um den Hut, mit langen bunten Seidentüchern um den Hals etwas Ähnliches für die rote Fahne des Maienbaums einsammelte. Drotta gab — sie hatte nichts anderes — eine ganze eben gekaufte Rolle rotes Taftband dem Baume zur langen Siegesflagge her, welcher der Papelbaum einer neuen Zukunft, die Siegessäule ihrer Wünsche geworden. Endlich wurde der weißglatte, vollgeschmückte Freiheitsbaum dieses Friedensabends in die Erde eingetrieben, und Hebstangen und Haltstricke der Dorfjugend hoben ihn unter Lust- und Trutzgeschrei in den abendroten Himmel hinein, und sein vielfarbiger Gipfelschmuck flatterte auf, und das lange rote Band hing spielend den halben Baum herab.

Auch Gotthelf hob in Feierkleidern mit, aber ganz schlecht, und sah nach dem Wirtshaus. Von einem Manne, der zehnmal mehr Goldstücke vorspannen konnte als Selostris Fürsten, galt's im Dorfe schon viel, wenn er nur anfaßte; auch war er der Student. Kaum war der Lustbaum eingekeilt, so fingen Geigen und Tänzer an. Die Nachtkühle lud zum Tanze; — die gelassensten Bursche wollten einen Vorschmack und Imbiß vom morgendlichen Johannistage nehmen und taten's. Die Wildmeisterin näherte — Freundinnen waren die Sprossen der Jakobsleiter — sich dem schlauen Helf, der ihr bisher mit nichts nachgegangen war als mit Blicken. Ihre offene Freundlichkeit sogar in der väterlichen Nachbarschaft setzte ihn nicht in nachsinnende Verlegenheit, sondern in trunkenes Entzücken. Ein so schneller Zug aus dem Friedenbecher oder Tummler stieg ihm in den Kopf, daß er alles sich drehen sah und sich selber zu drehen ent-

schloß. Er fragte sogleich nach nichts, und wenn hundert Väter Drottas im Wirtshaus säßen, sondern ergriff ihre Hand, — auf der Geliebten blassem Angesicht schlugen gar anmutig wieder rote Blüten aus, — ihm war bei dem Niederschlagen ihrer Augen, als sei sie ordentlich zu vornehm für die Baum-Ronde, — aber die kleinen Drucke ihrer Hände gaben dem Gemälde seines Glücks gewaltiges Licht, weit flatterte das rote Band in den Himmel und über die Tänzer wie eine Freiheitsflagge des Lebens, wie ein allverknüpfendes Liebesband. Gotthelf wurde ein völliger geschwungener Brand im Feuerrad, das den Baum umlief, — zum ersten mal ermüdete ein Tänzer eine Tänzerin.

Sie bat endlich um einen Sitz. Am Wirtshause stand ein Kirschbaum mit einer schlichten Laube, in welcher man auf einem hölzernen Bänkchen gut verdeckt und ungesehen ins Festgewühl einschauen konnte. In Dörfern dürfen ein paar warme Menschen sich schon hinsetzen und hinbegeben, wohin sie wollen; kein Argwohn verbietet und verbittert die Unsichtbarkeit. — Anfangs saßen beide Liebende dem fernen Rundgetümmel mit Wonne gegenüber; die Kinder wurden wach und liefen heraus und wiegten sich im Hemde auf Wagendeichseln. Die Männer kamen aus dem Wirtshause, die Weiber aus den Stuben, und alles freute sich ineinander. „Mir ist heute so tanzerlich zu Mute, Jungfer Wildmeisterin," sagte Helf; „ich könnte fast von einem Stern auf den andern springen und wohl darüber hinweg, da sie einander so nahe hocken. Und ach, sie ist wohl gar sehr gut gegen mich, allerliebste Wildmeisterin!" — Sie drückte ihm die Hand ungemein zärtlich und scharf, was aber wohl kein Unparteiischer für einen Bundbruch gegen ihren Vater erklärt, insofern er bedenkt, daß der Forstmann außer der Zungen- und Büchsensprache gar keine andere kennt und voraussetzt, mithin keine Finger-, Augen- oder gar Herzenssprache. — Aber dieses Anwehen der nahen Liebe bei dem Anblicke des hüpfenden Menschenspiels kehrte auf einmal den nahen Fibel um; er saß als der leibhafte Gott der Sehnsucht da, er sagte und klagte, wie wenig ihn jetzt die ganze Erbschaft erfreue, sobald er gegen den Waldberg hinabschaue. Sie bat ihn aber mit frohem Mute nur um ein kluges Gedulden, und es sei gar kein halbjähriges. Dieses goß schon wieder so viel Labsal in den Gott der Sehnsucht, daß er froh ausrief: „Wie doch heute die Kirschen so schön blühen und riechen!" Drotta fing zu lachen an, weil er den mit atmenden Blüten hinaufsteigenden Jelängerjelieber für Kirschblüten genommen.

So saßen sich beide in die Nachmitternacht hinein. Der alte Jäger vergaß das Hifthorn über dem Trinkhorn. Um den lustigen Maienbaum wurde es leer und leerer, und Liebende nach Liebenden gingen selig nach Hause. Das lang in den Himmel hineinflatternde Purpurband des Mädchens und der Waldberg voll Mondschnee und die aus den festen Sternen herabschießenden Erdensterne und das Herüberglänzen weißblühender Schotenfelder und ein langer, dicker weißer Raubvogel, der garnicht von der Turmfahne weg wollte, und das zärtliche Neigen der Gipfel eines Wäldchens gegen einander — — dies macht ihn und zuletzt auch das Mädchen immer wehmütiger; es war für ihn hart, so vor dem

Glücke als Veramter zu sitzen und für sie noch härter, einen teueren Trostlosen neben sich zu sehen, dem sie den nahen Trost vorenthalten mußte. — Zuletzt, als er es nicht mehr aushalten konnte, stand er auf und sagte: „Nun gut! So ergeb' ich mich denn in den Willen Gottes! Lebe sie immerdar recht herzvergnügt, Jungfer Wildmeistern! Und ich und meine Mutter werden wohl von nun an ewiglich beisammen bleiben." Er nahm und drückte ihre Hand und wollte sie fahren lassen . . . . . — — als auf einmal der heitere Forstmann lustig mit dem Hifthorn aus einem Wirtsfenster herausbließ und der Tochter das Zeichen der Einwilligung gab.

Aber Drotta konnte vor Herzensfülle nicht reden, hielt nur seine Hand fester, mit der anderen auf's Fenster zeigend, und fing zu weinen an. Er fing auch an. Jetzt war ihr vollends die Erklärung des herausgeblasenen Vaters-Ja unmöglich. Sie rief daher bänglich: „Vater, Vater!" — Er kam mit dem Horne heraus, sie fiel ihm an die Brust und sagte: „Ich habe ihm noch nichts gesagt, sag er's!" — „Nun, mein gelehrter und lieber Student", hob er an, „in acht Tagen ist er mein Schwiegersohn!" und zog ihn bei den Haaren an seinen Kußmund. —

Es gibt viele Entzückungen in der Welt, viele herrliche Nachmitternächte und Waldberge — viele rote Bänder, die ausgewickelt im Morgenrote flattern — viele Wildmeister und Studenten. — Aber die Nachmitternacht und allen Zubehör behält der Student allein; er sank in einen unauflöslichen Kuß der Geliebten hinein, und der Jäger blies wieder das alte Lied, um nur etwas zu tun und zu begleiten. Wie glänzten jetzt die Sterne anders und der Blütenschnee der Erbsenfelder — wie wollte das Band gleichsam von Osten herüber nach Westen flattern, und wie spielten mit allen farbigen Tüchern und Bändern des Freudenbaumes die duftenden Frühlingswinde! Und wie waren zwei Menschen so froh! — Es war gut, daß sie dem Vater in das Wirtshaus folgen mußten; denn ein Jahrzehnt vergeudet ein Mensch in einem solchen Minutenzehnt, und es ist daher gut, zwischen solchen Minuten einige Stunden und Tage einzuschalten.

Der Jäger wollte sogleich mit dem Himmel des Paares in die Schlafkammer der Mutter einbrechen; aber die Tochter bereitete ihm im Kruge seinen Wärmtrank zu, weil er die Nachmitternacht noch mit Jagen verbingen wollte. Sie wußte geschickt so lange daran zu kochen, daß der Vater die sieche Schwiegermutter nicht aus dem schönsten Morgenschlafe jagen konnte. Alsdann zogen alle, — der Vater auf dem Hifthorn voran jubelnd — die Morgenröte gerade im Angesicht — Lerchen über dem Kopfe — frischer Morgenluft entgegen — in's Mutterhäuschen ein, und Drotta weckte gelind." —

Die Freude der guten Mutter ist zu groß, als daß sie sich sogleich in Worten äußern könnte, der Jäger zieht bald seinen Tieren nach, Drotta bleibt noch eine Weile in dem beglückten Hause, und Gotthelf weiß vor Seligkeit in Haus und Dorf nichts Richtiges anzufangen. Eine frohe Dorfhochzeit und ein Ehestand voll beständigen Glückes folgen. — —

Aber wir haben auf unserer kleinen Fahrt durch die seltsamen und doch so heimlich vertrauten Landschaften, die unter dem königlichen Szepter Jean

Pauls erblühten, so wenig Zeit wie ein Fürst, der den Dörfern seines Landes einen Besuch abstattet. Wir wollen deshalb rasch noch in ein anderes Dörflein hinüberfahren, wo gerade auch eine Hochzeit gefeiert wird, die Hochzeit des wackeren Quintus Fixlein, den wir schon kennen lernten. Er hat sich unterdessen mit dem armen Fräulein Thinette aus dem Schlosse verlobt. Der gute Quintus kennt schon lange das treffliche Herz des hausarmen Mädchens, das fast mit ihm erzogen ist; und nun ist er gekommen, sie aus der demütigenden Stellung zu befreien, die sie als angenommene Waise unter der höflichen Kälte und der herrischen Barmherzigkeit der Gutsherrschaft noch mit dankbarer Ergebung erdulden muß. Das Dörflein kennen wir schon, es ist Joditz! An einem prächtigen Maientage schlägt die langersehnte Hochzeitsstunde.

„Die Sonne hebt sich rein und kühl ins Morgenblau, statt ins Morgenrot. — Die Zugschwalben schießen kreuzend statt der Wolken durch die klingende Luft . . . . . — auf dem frühlingshellen Raum stehen in Blumen, auf die die Bäume Blüten statt der Blätter niederschütteln, eine Braut und ein Bräutigam. —

In der Frühe des Gebetläutens ging der Bräutigam, weil das Getöse der Zurüstnngen sein stilles Beten aufhielt, in den Gottesacker hinaus, der, wie in mehreren Orten samt der Kirche gleichsam als Pfarrhof um sein Pfarrhaus lag. Hier auf dem nassen Grün, über dessen geschlossene Blumen die Kirchhofsmauer noch breite Schatten deckte, kühlte sich seine Seele von den heißen Träumen der Erde ab; hier wo ihn die weiße Leichenplatte seines Lehrers wie das zugefallene Tor am Janustempel des Lebens vorkam oder wie die nach der stürmischen Erde gekehrte Wetterseite der letzten Behausung, hier, wo ihm das aufgesprungene metallene Türchen am gegitterten Kreuze seines Vaters die Inschriften des Todes und das Sterbejahr seines Vaters aufdeckte, und alle darunter in Blech geätzten Ermahnungen zu ernsthaften Gedanken, — da, sag' ich, wurd' er weicher und ernster als andere an diesem Tage werden und verrichtete seine Morgenandacht, die er sonst las, auswendig und bat Gott, ihn zu segnen in seinem Amte und seiner Mutter das Leben zu fristen und zu seinem heutigen Vorhaben sein Gedeihen zu geben. — Dann ging er über die Gräber hinauf in sein zaunloses Winkel-Blumengärtchen und drückte, beruhigt auf die göttliche Obhut vertrauend, die Stäbe seiner Tulpen tiefer in die mürbe Erde ein.

Aber als er ins Haus kam, traf er alles im Schellengeläute und in der Janitscharenmusik der hochzeitlichen Freude an, — alle Hochzeitsgäste hatten die Nachtmützen heruntergetan und tranken sehr, — es wurde geplappert, gekocht, frisiert — Thee-, Kaffee- und Warmbier-Servicen zogen hintereinander, und Suppenteller voll Brautkuchen gingen wie Töpferscheiben und Schöpfräder um. — Der Schulmeister probierte aus seinem Hause mit drei Jungen ein Arioso herüber und wollte nach dem Ende der Singstunde seinen Vorgesetzten damit überraschen. — Aber dann fielen alle Arme der schäumenden Freudenströme ineinander, als die mit Herzen und Vexierblumen behangene Himmelskönigin, die Braut, auf die Erde niederkam voll zaghafter Freude, voll zitternder, demütiger Liebe, — als die Glocken anfingen, — als die Marschsäule ausrückte, — als

sich das Dorf noch eher zusammenstellte, — als die Orgel, die Gemeinde, der Konfrater und die Spatzen an den Bäumen der Kirchfenster die Wirbel auf der Heerpauke des Jubelfestes immer länger schlugen . . . Das Herz wollte dem siegenden Bräutigam vor Freude aus der Weste hüpfen, daß es bei seinem Brauttage so ordentlich und prächtig hergehe. — Blos unter dem Kopulieren konnt' er ein wenig beten."

Die volle Lust der lauten Hochzeitsgäste entfaltete sich während des Essens, bei dem manch' lustiger Scherz gemacht wird, bis der abendliche Tanz alles so fröhlich durcheinander wirbelt, daß niemand die glimmenden Nebel der zergangenen Sonne und den Abendstern über dem Pfarr- und Kirchhofe bemerkt. Der Bräutigam aber riegelt ein Stück Hochzeitsbrot verstohlen in einen Wandschrank ein, denn der Aberglaube gibt dann die Hoffnung, daß so in der ganzen Ehe für Brot gesorgt sei und die Braut beschenkt ihn mit dem Bräutigamsschlafrock. Dann aber führt er sie hinaus in die Kühle des Abends aus dem schwülen Tanzsaal, denn in dämmernder Einsamkeit spricht die Liebe lauter als im Menschengewühl des Saales.

„Er ging mit seiner Braut in den Schloßgarten; sie eilte schnell durch das Schloß und vor dessen Gesindestube vorüber, wo die schönen Blumen des Jugendlebens unter einem langen Druckwerk breit und trocken gepreßt wurden, und ihre Seele tat sich groß und atmend im freien, offenen Garten auf, in dessen Blumenerde das Schicksal den ersten Blumensamen ihres heutigen Lebensflores ausgeworfen hatte. Stilles Eden! Grünes, mit Blüten zitterndes Helldunkel! — Der Mond ruft unter der Erde wie ein Toter; aber jenseits des Gartens sind der Sonne helle, rote Abendwolken wie Rosenblätter abgefallen, und der Abendstern, der Brautführer der Sonne, schwebt wie ein glänzender Schmetterling über dem Rosenrot und nimmt, bescheiden wie eine Braut, keinem einzigen Sternchen sein Licht. — Die zwei Menschen kamen an die alte Gärtnershütte, die zugeschlossen und stumm mit finsteren Stuben im lichten Garten stand wie eine Vergangenheit in der Gegenwart. Entblößtes Gezweig der Bäume verschränkte sich mit fetten, hellen Blättern über dem dichten, sich durchgreifendem Laubwerk der Stauden. — — Der Wind schwirrte wie ein Nachtvogel lauter durch die Bäume und gab der Akazienlaube Töne, und die Töne riefen den Menschen, die in ihr einstmals glücklich wurden, zu: „Tritt herein, neues Menschenpaar, und denk' an das, was vergangen ist, und an mein Verwelken und an deines und sei heilig wie die Ewigkeit und weine nicht blos vor Freude, sondern auch vor Dankbarkeit." — Und der Weinende zog die Weinende unter die Blüten und legte seine Seele wie eine Blume an ihr Herz. — —

Und als sie wieder aus der heiligen Laube in den magisch-dunkeln Garten traten, nahm er den Hut ab, erstlich, um innerlich Gott zu danken und zweitens weil er in den unaussprechlich schönen Himmel schauen wollte.

Sie kamen vor dem rauschenden, leuchtenden Hochzeitshause an; aber ihre erweichten Herzen suchten Stille auf, und fremdes Anstreifen störte wie am blühenden Wein die Vermählung der Seelen; sie kehrten lieber wieder um und

wandten sich in den Gottesacker hinauf, um ihre Rührungen zu bewahren. Groß stand auf Gräbern und Bergen die Nacht vor dem Herzen und machte es groß. Über dem weißen Turm ruhte der Himmel blauer und dunkler, und hinter ihm flatterte der abgedorrte Gipfel des niedrigeren Maienbaumes mit entfärbter Fahne. Da erblickte der Sohn das Grab seines Vaters, auf dem der Wind die kleine Türe des metallenen Kreuzes knarrend auf- und zuschlug, um das auf Messing eingeätzte Jahr seines Todes lesen zu lassen. — Eine heiße Wehmut ergriff mit heißen Tränenströmen sein losgerissenes Herz und trieb ihn an den verfallenen Hügel, und er führte seine Braut an das Grab und sagte: „Hier schläft er, mein guter Vater! — Schon im zweiunddreißigsten Jahre ging er hier ein zur ewigen Ruhe. — O, du guter, treuer Vater, könntest du doch heute die Freude deines Sohnes sehen, wie meine Mutter! — Ach, du bester Vater, deine Augenhöhle ist leer und deine Brust voll Asche, und du siehst uns nicht." — Er verstummte. — Die bedrängte Braut weinte laut; sie sah die morschen Särge ihrer Eltern aufgehen und die zwei Toten sich aufrichten und sich umschauen nach ihrer Tochter, die so lange von ihnen verlassen auf der Erde blieb. — Sie stürzte an sein Herz und stammelte: „O, Teurer, ich habe weder Vater noch Mutter, verlaß mich niemals!"

O du, der du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott an dem Tage dafür, wo deine Seele voll Freudentränen ist und einer Brust bedarf, in der sie sie vergießen kann . . .

Und mit dieser edlen Umarmung am Grabe eines Vaters schließe sich heilig dieser Freudentag!"





Wirtschaftsgeschichte.

Archiv für Fischereigeschichte. Darstellungen und Quellen. Herausgegeben von Emil Uhles. Berlin. Parey. 1913/14. Im ABC das Heft 4 Mk.

Die Wirtschaftsgeschichte hat seit einigen Jahren besondere Förderung erfahren und damit wie alle Gebiete wissenschaftlicher Forschung bald Spezialisierungen notwendig gemacht. Sicherlich eines der in seiner Entwicklung interessantesten Gebiete stellt die Fischereigeschichte dar. Dabei ist sie erstaunlich beziehungsreich zu anderen Sparten. Nicht nur die historische Entwickelung eines Gebiets findet in diesen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen neue Erkenntnisse, schon die Vorgeschichte ist eng mit der Ausübung der Fischerei verknüpft, soll doch Feuer und Fischfang dem Menschen die Besitznahme des Erdenrunds ermöglicht haben. So spielen Fischereigeräte in den frühesten künstlerischen Versuchen der Menschheit und heute noch bei primitiven Völkern eine Hauptrolle. Die Volkskunde wird in den Sitten und Gebräuchen der Fischereibevölkerung besonders wertvolles Material entdecken. Übrigens ist eine noch lange nicht abgeschlossene Untersuchung, die Frage nach Ausdehnung und Bewahrung des Slaventums im ostelbischen Deutschland eng mit der Gründungsgeschichte von Fischereidörfern verbunden, dazu stehen dann wieder Rassenforschung und Siedlungsgeographie in naher Beziehung. Nationalökonomie und Kulturgeschichte finden gleichfalls wertvollen Erkenntnisstoff, Rechts- und Besitzverhältnisse haben fast überall in den Fischereirechten besonders alte Überlieferungsreihen.

So ist also die Förderung der Fischereigeschichte weit über die wirtschaftsgeschichtlichen Grenzen hinaus von hoher Bedeutung. Es wird daher der eifrige und großzügige Förderer dieser Forschung, der Geheime Justizrat Emil Uhles in Berlin des Dankes weiter Kreise gewiß sein können.

Uhles hat in langjährigen Vorarbeiten fischereigeschichtliche Forschungen im deutschen Reich und Österreich angeregt und gefördert. Die Früchte dieser Täigkeit liegen nunmehr in den sehr gründlichen und vielseitigen Heften des von ihm gegründeten Archivs für Fischereigeschichte vor. In Bayern hat Uhles ganz besonderes Verständnis gefunden und in der Arbeit Demls: Fischereiregesten aus dem Ammergebiet eine entsprechende Ausführung seiner Anregung erhalten.

Auch bei uns in Franken wäre eine baldige Inangriffnahme fischereigeschichtlicher Arbeiten sehr zu begrüßen und zweifellos auch bei uns recht lohnend. Dem so verdienstollen Unternehmen und seinem bewährten Förderer wünschen wir auch im Frankenland viele Freunde und Mitarbeiter.

Eine vorbildliche Untersuchung der geschichtlichen Entwickelung des Fischereiwesens in einem Territorium stellt Friedrich Bestehorn's Arbeit über das Märkische Fischereiwesen im 1. Heft des Archivs dar. Das Fischereirecht, Fischschutz, Fischhandel und das Fischervolk in Entstehung und Entwickelung finden hier eine gründliche quellenmäßige Darstellung. Derselbe Verfasser liefert in Heft 3 einen bedeutsamen rechtshistorischen Beitrag über die fischereigeschichtliche Forschung in in ihrer Beziehung zur modernen Rechtssprechung.

Der Prähistoriker erhält in Heft 2 wertvolle Anregungen in den Aufsätzen von Lampert und Martin Schultze. Die früher so weit verbreitete und ergiebige Teichwirtschaft findet für das Gebiet der ehemaligen Landgrafschaft Hessen eine Darstellung durch Johannes Schultze. Derselbe handelt auch über staatlichen Fischschutz in Hessen und in Braunschweig-Hannover vom 16. bis 18. Jahrhundert. Auch die Hochseefischerei findet Beachtung mit einer Arbeit von Tomforde über die Heeringsfischereiperiode an der Bohus-Lehn-Küste von 1556 bis 1589 (schwedische Skagerrak-Küste). Außerdem enthalten die Hefte zahlreiche kleinere Beiträge und umfassende Literaturberichte der Fischereigeschichte. H. W.



Büchertisch.

Schnetz Joseph (Kgl. Gymnasialprofessor), Das Lâr-Problem mit besonderer Berücksichtigung der unterfränkischen Lohrorte am Main. Programm des K. Hum. Gymnasiums Lohr a. M. für das Schuljahr 1912/13. Druck von J. M. Richters K. Bayer. Hofbuchdruckerei, Würzburg. 71 S.

In ein interessantes sprachlich-geschichtliches Problem, das schon seit vielen Jahren die Gelehrten beschäftigt, führt uns der Verfasser ein, nämlich in die Frage nach der Herkunft und Bedeutung des Wortes lâr, das uns in zahlreichen Namen entgegentritt, z. B. in den Namen der Stadt Lohr a. M., des südlich davon gelegenen Pfarrdorfes Hafenlohr und der beiden Flüßchen, die bei den angegebenen Orten in den Main münden. Es wird uns zunächst gezeigt, daß lâr nicht vorgermanisch, im besonderen nicht keltisch ist; der Verfasser stützt diese Behauptung mit der richtigen Begründung, daß die Spuren des Keltentums gerade in den Ländern, in denen die lâr = Orte besonders häufig vorkommen (Westfalen, Niederlande, Hessen), in jeder Beziehung geringfügig oder überhaupt verschwunden sind. Ist also lâr ein germanisches Wort, so folgt die weitere Frage: Hat es die Bedeutung „Siedlung", wie seit Schmeller von vielen Forschern, und nicht den schlechtesten, angenommen wurde? Überzeugend legt der Verfasser dar, daß es diese Bedeutung nicht haben könne. Schon die Seltenheit der Zusammensetzung von lâr mit Personennamen spreche dagegen, desgleichen das Zeugnis zahlreicher Flußnamen, in denen lâr als Bestimmungswort von aha und bach vorkommt, während wir kein einziges Beispiel älterer Flußnamen finden, die mit sonstigen Siedlungsbegriffen wie heim-, bur-, dorf-, hus-, zusammengesetzt sind. Vor allem aber – und dies ist ausschlaggebend und für sich allein beweiskräftig – spricht dagegen das besonders häufige Vorkommen von lâr in Flurnamen und zwar als Bezeichnung von Weideland, von Fruchtland, von Wald und Waldabteilungen, von Bergen und sogar von Sümpfen – alles das an Örtlichkeiten, wo weder heute ein Dorf steht noch früher eine Siedelung war. Aber auch eine andere Ansicht weist der Verfasser zurück, daß nämlich lâr soviel wie „dürr, wüst, unfruchtbar" bedeute; denn die lâr-Orte liegen durchaus nicht auf unfruchtbarem Boden, wie sich gerade bei Lohr und Hafenlohr a. M. deutlich zeigt. Auch die Meinung, daß lâr nichts anderes sei als das Substantiv zu ahd. lâri = leer macht der Verfasser unwahrscheinlich, indem er u. a. wieder mit vollstem Recht auf die beiden Laraha, die beiden Lohrflüßchen hinweist, die gerade die stärksten Bäche zwischen Gemünden und Wertheim sind und stets reichliches Wasser dem Main zuführen. Vielmehr bedeutet lâr nach dem Verfasser nichts anderes als Weideplatz – eine Ansicht, die durch mehrere Beweise gestützt werden, von denen am stärksten der Hinweis darauf wirkt, daß lâr am häufigsten mit Namen von Pflanzen, besonders von Bäumen, ferner mit Namen von Tieren, vor allem von Zuchttieren (Eber, Pferd usw.) zusammengesetzt ist. Aus dieser ursprünglichen Bedeutung entwickeln sich durch Spaltung zwanglos die Bedeutungen Moorweide – Grasweide — Waldweide; aus der Grasweide: franz. laris (nur zur Weide geeignet) — holzfreier Grasplatz im Wald (Lichtung) — Dorfanger — Feld im allgemeinen. Was die Etymologie betrifft, so möchte Verfasser lâr (wenn diese Form als ursprünglich angesetzt werden darf) mit agſ. læs in verwandtschaftliche Beziehung bringen; auch dieses heißt „Weide".

Hat uns der Verfasser so durch das lâr-Problem einen sicheren Weg geführt, auf dem wir ihm gerne und dankbar gefolgt sind, so habe ich das Gefühl, als ob er in dem letzten Abschnitt der Schrift, „Verbreitung und Heimat des Wortes lâr", doch plötzlich auf minder sicheres

Gelände geraten sei, nämlich auf den schlüpfrigen Boden des Franken-Problems, in das uns das lâr-Problem zuguterletzt mitten hineinführt. Wohl stimmen wir seinem Schluß, daß lâr im ganzen ein spezifisch fränkisches Wort sei, gerne zu; denn darauf weist die geographische Verbreitung der lâr-Orte ziemlich deutlich hin. Aber es giebt hier noch so manche Bedenken zu zerstreuen, so manche Unklarheit aufzuhellen. Der Umstand, daß Hessen einerseits, die Niederlande anderseits Hauptverbreitungsgebiete der lâr-Orte sind, muß uns unwillkürlich an die von Tac. Hist IV, 12 bezeugte Tatsache gemahnen, daß die Batawer, solange sie noch rechts des Rheins wohnten, ein Teil der Chatten waren und erst infolge innerer Zwistigkeiten auswanderten. Daß sie nun später die Landschaft Toxandria besetzten, steht fest; aber der Ansicht Müllenhoffs, Schröders u. a., denen sich der Verfasser offenbar anschließt, wenn er die Batawer als „in der Hauptsache Vorfahren der salischen Franken" bezeichnet, können wir nicht beipflichten. Wie Schmaus in seinem gründlichen und besonnenen Werk „Geschichte und Herkunft der alten Franken" (Bamberg 1912) mit Recht betont, drangen die salischen Franken erst unter Constantius Chlorus in die batawische Insel ein und saßen noch um die Zeit, da Julianus Apostata den Oberbefehl in Gallien führte, zum Teil auf dem rechten Ufer des rechtseitigen Rheinarmes. Ich bekenne mich zu der von Wilser und Much vertretenen und von Schmaus sorgfältig begründeten Ansicht, daß die Chauken den Grundstock der salischen Franken darstellen. Sollte dadurch möglicherweise nicht ein neues und vielleicht helleres Licht auf jene lâr-Orte fallen, die sich in Westfalen, in den Landschaften östlich der Ijsel, im Reg.-Bez. Osnabrück, im südlichen Oldenburg und vereinzelt in Friesland vorfinden? Auch was die lâr-Orte am Main unterhalb Würzburgs und südlich dieser Gegend, im westlichen Mittelfranken, im nördlichen Württemberg und Baden betrifft, so wirkt es auf mich nicht recht überzeugend, daß diese auf die alemannischen Gaustämme zurückgehen sollen, die sie von den benachbarten Franken entlehnt hätten; warum nicht auf die Franken selber? Franken und Alemannen wohnten in dieser Gegend vermischt, und jene wohl schon seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts; denn die Stelle bei Apollinaris Sidonius, die Neckarfranken vor Chlodowech bezeugt, läßt sich nicht so leicht durch gequälte Emendationen aus der Welt schaffen.

So wäre es denn für den Verfasser der besprochenen Schrift eine schöne Aufgabe, das Lâr-Problem in engem Zusammenhang mit dem Frankenproblem zu erforschen und darzustellen und so vielleicht auf dem Wege einer Einzelwortforschung so manches aufzuhellen, was auf anderen Wegen bisher nicht klargestellt werden konnte. Der Verfasser wäre hiezu wohl die geeignetste Persönlichkeit: verrät doch die von uns besprochene Schrift eine gründliche Kenntnis der ausgedehnten das Lâr-Problem betreffenden Literatur, einwandfreie Methode, ruhige, leidenschaftslose Abwägung der möglichen Auffassungen und eine nirgends langweilige Darstellung.

Speyer. Dr. Peter Schneider.

Kriegsliteratur.

Unübersehbar fast breitet sich die Literatur, die der Krieg erzeugt, vor uns aus. Zahlreiche periodische Erscheinungen bringen Bilder und Berichte vom Felde in West und Ost, Sammlungen aller Art fassen die Vorgeschichte des Weltenkampfes, die chronistische Entwickelung des Ringens zusammen. Manch alter Ladenhüter mit militärischer Tendenz findet wieder Beachtung und aus Werken von Freund und Feind, die mehr oder weniger der Weltliteratur angehören, werden kriegerische Dichtungen zu einem oft wenig schmackvollen Ragout zusammengestellt. Es wäre eine undankbare Aufgabe, sich durch diesen Wust referierend durcharbeiten zu müssen, ich möchte hier nur auf einige Bücher hinweisen, die mir in den Genesungswochen Freude und Erhebung bereitet haben, und die zu den erfreulichsten Erscheinungen ihrer Art gehören.

1. **Kriegsdepeschen 1914.** August-Dezember, 5 Hefte, je 40 Pfg. Boll und Pickardt. Berlin 1914.
2. **Belgien.** Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 120. 60 Pfg. Bielefeld-Leipzig.
3. **Hermann Löns.** Der Wehrwolf. Jena, Diederichs 1913, geb. 4 Mk.
4. **Carl Busse.** Feuerschein. Novellen aus dem Weltkrieg. Heilbronn. Eugen Salzer, 1915. geb. Mk. 1.—.

5. **Kriegserzählungen 1914.** Verlag Kiepenheuer. Weimar 1914. geb. Mk. 1.50.
6. **Walther Eggert Windegg.** Der deutsche Krieg in Dichtungen. München. Beck 1915.
7. **Paul Oskar Höcker.** An der Spitze meiner Kompagnie. Berlin, Ullstein. Mk. 1.–
8. **Viktor von Strantz.** Die Eroberung Belgiens. Köhler. Minden. 90 Pfg.
9. **Das deutsche Soldatenbuch.** Herausg. vom Schutzverband deutscher Schriftsteller. Berlin. Mk. 1.—.
10. **Langens Kriegsbücher.** Bd. 4. Adolf Köster: Der Tod in Flandern. München. Mk. 1.—.
11. **Christian Rogge.** Franktireur-Fahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich 1870/71. Leipzig. Xenien-Verlag. Mk. 2.50.
12. **Paul Burg.** Vorwärts feste druff! Leipzig 1914. Mk. 1. .
13. **Oberst Hoppenstedt.** Unsere Feldgrauen im Kampf. Leipzig 1914. Mk. 2.–.
14. **Houston Stewart Chamberlain.** Kriegsaufsätze. München. Bruckmann. Mk. 1.—.
15. **Paul Rohrbach.** Zum Weltvolk hindurch! Stuttgart 1914. Mk. 1.50.
16. **Dietrich Schäfer.** Sein oder Nichtsein? Berlin W 35. 1914. 30 Pfg.
17. **Nationale Kundgebung** deutscher und österreichischer Historiker. Süddeutsche Monatshefte. München 1914. Mk. 1.50.
18. **Wenn es gilt fürs Vaterland.** Berlin. Mittler & Sohn. 1915. 30 Pfg.
19. **Tägliche Andachten für die Kriegszeit.** 2 Hefte. Magdeburg 1914.
20. **Kriegsflugblätter** von „Christentum und Gegenwart". Selbstverlag Dr. Rittelmeyer. Nürnberg, Pfarrg. 5.
21. **Adolph von Wenckstern.** Heer und Volk in Preußen-Deutschland. Berlin. Vossische Buchhandlung 1914. 60 Pfg.
22. **H. Frobenius.** Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Berlin 1914. Mk. 1.20.

---

1. Von den monatlichen Zusammenfassungen der politischen militärischen und wirtschaftlichen Ereignisse des Weltkrieges sind die oben angeführten „Kriegs-Depeschen" besonders zu empfehlen, da sie sich durch Vollständigkeit, gute Aufmachung und Billigkeit auszeichnen.
2. Land und Leute der Kriegsschauplätze erregen natürlich stets Interesse, da ist das reich mit Bildern geschmückte Heft „Belgien" der Velhagen & Klasingschen Volksbücher besonders willkommen, zumal da es schon die neuesten Verhältnisse berücksichtigt.
3. Der als Kriegsfreiwilliger vor Reims gefallene Dichter Hermann Löns hat im „Wehrwolf", seinem bedeutendsten Werke, uns einen Kriegsroman von erschütternder Großartigkeit hinterlassen. Zwar sind es die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wie sie sich in der Lüneburger Heide abspielten, die den Hintergrund bilden, aber es ist doch ein Buch wie für unsere Tage geschrieben.
4. Unter dem Titel „Feuerschein" hat Carl Busse wohl das Schönste gesammelt, was unsere Erzähler bisher dem gewaltigen Kampfe abgewannen. Busse eröffnet selbst das Buch mit einer Novelle aus den östlichen Grenzkämpfen „Der Überfall von Glinki". Franz Adam Beyerlein knüpft in seiner Skizze „Die Mine in der Themsemündung" an den ruhmvollen Untergang des Minenhilfsdampfers „Königin Luise" an. Karl Hans Strobl erzählt eine tragische Begebenheit aus jenen furchtbaren Straßenkämpfen in Löwen. Ernst Hammers Beitrag führt uns in die Kämpfe an den masurischen Seen, der von Fritz Döring in das belagerte Antwerpen. Den Band schließt wieder Carl Busse mit einer ganz kräftigen Skizze „Trittchen", die wir zum Abdruck in Heft 1 erwerben konnten.
5. Eine ähnliche Sammlung ist auch im Verlag von Kiepenheuer (dessen Liebhaberbibliothek 21. Band) erschienen. Hierzu steuerten bei: Elisabeth Dauthendey, Hermann Horn, Robert Walter, Karl Ettlinger, Karl Hans Strobl, Johannes Höffner, Heinrich Berlin, Hans Friedrich Blunck und A. von Bertenhof.
6. Der Krieg, uns allen ein unerhört großes Erlebnis, hat natürlich Deutschlands Dichter besonders leidenschaftlich gepackt und manch einem tiefere und reinere Töne geschenkt. Eine sehr stattliche Auswahl von Gedichten vereint Eggert Windegg in einem starken Band.
7. Feldpostbriefe, Feldzugserinnerungen sind schon recht reichlich gedruckt, fast jedes Zeitungsblatt bringt ein paar, so ist unsere Aufnahmelust wohl schon etwas herabgestimmt. Wenn aber ein so bekannter und beliebter Schriftsteller wie Paul Oskar Höcker, seine Kriegserlebnisse in Feldschlacht und Schützengraben, im Quartier und auf dem Marsch erzählt, so steht man doch von Anfang bis zum Ende im Bann des Erlebnisses. Packender und wahrer hat noch keiner die entsetzlichen Tage kampflosen und doch so heldenhaften Ausharrens im Schützengraben unter feindlichem Granatfeuer geschildert. Höcker hat drei Monate lang eine

brandenburgische Landwehr-Kompagnie geführt, die vor Donai und Lille ihre Ehrentage hatte. Sehr zu Herzen geht auch die Schilderung des „Innenlebens“ der Kompagnie; von Land und Leuten weiß Höcker natürlich gleichfalls interessant zu erzählen.

8. Selbsterlebtes liegt auch Strantz Erzählung der Eroberung Belgiens zugrunde.

9. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat für die Unsern im Feld ein Büchlein zusammengestellt, das eine Reihe politischer und literarischer Beiträge enthält, von den Verfassern seien erwähnt: Generaloberst von Moltke, Traub, Wolfgang Heine, Frobenius, Börries, Freiherr von Münchhausen, Carl Peters, Ludwig Thoma.

10. Köster, Kriegsnovellen aus Flandern sind fein empfundene Wirklichkeitsbilder.

11–12. Gern wird man jetzt auch die wirklich guten Kriegsbilder aus den großen Jahren 1870/71 und 1813/15 wieder zur Hand nehmen. Dahin gehören die sehr lebensvollen Erinnerungen Rogges und die kernhaften Novellen Paul Burgs, die ihrem Titel „Feldmarschall Blüchers Parole: Vorwärts Kinder! Immer feste druff!“ trefflich gerecht werden.

13. Der bekannte Militärschriftsteller Oberst Hoppenstedt giebt packende Bilder von der Schlachtenleitung und von einzelnen Kampfesphasen an der Hand der in den Augustkämpfen gemachten Erfahrungen aber im Bilde fingierten Schlachtlagen, da die Wirklichkeit natürlich noch nicht kritisch beleuchtet werden kann.

14. Unter den zahllosen politischen Schriften sind Houston Stewart Chamberleins „Kriegsaufsätze“ von bedeutsamer Eigenart. Ein Engländer mit starken französischen Jugendeindrücken, den langjährige Arbeit in und an deutscher Kultur und Wissenschaft zum Deutschen gemacht hat, spricht zu uns mit übervollem Herzen von deutscher Freiheit, deutscher Sprache, deutscher Friedensliebe.

15. Der Afrikaforscher Paul Rohrbach gibt uns in seinen unter dem Titel „Zum Weltvolk hindurch“ zusammengefaßten Aufsätzen scharf umrissen die Genesis des Konflikts und sein Programm des größeren Deutschlands über See. Die maßvolle Auffassung wird gern Zustimmung finden, aber die Hoffnung, einst mit Frankreich gemeinsam energisch Politik gegen England und Rußland treiben zu können, ist doch wohl chimärisch.

16. Vom „Kaiser Wilhelm Dank“ (Verein der Soldatenfreunde) werden wertvolle und billige Schriften aus und über den Krieg verbreitet; es sind Hefte, die sich auch deshalb besonders als „Liebesgaben“ ins Feld und für Lazarette eignen, weil der Reingewinn unseren Kriegern zu gute kommt. Im 1. Heft „Sein oder Nichtsein“ spricht Professor Dr. Dietrich Schäfer, der bekannte Berliner Historiker, über des deutschen Reiches Schicksalstunde, ausgehend von unserem Verhältnis zu Österreich.

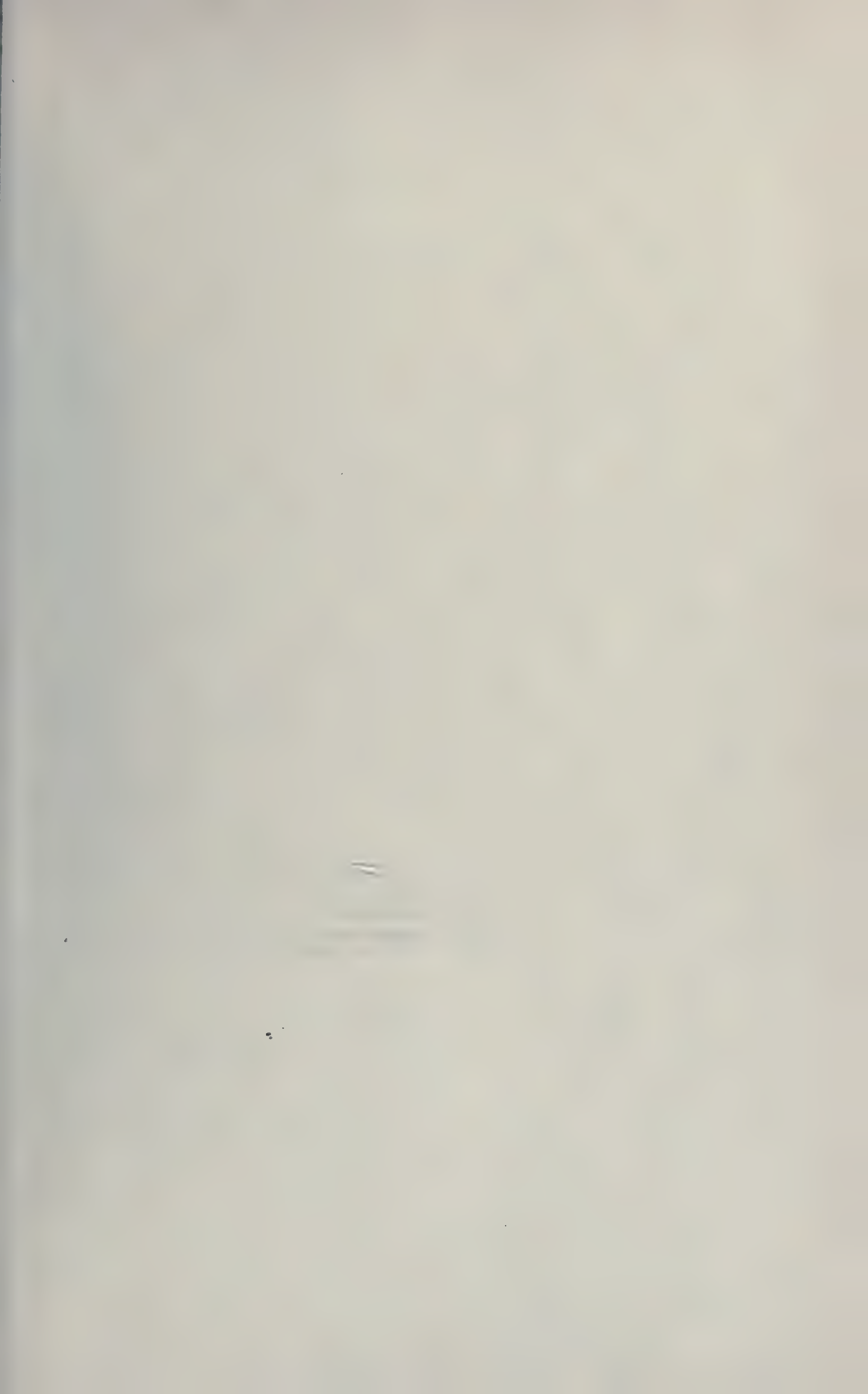
17. Eine hochbedeutsame wissenschaftlich-politische Kundgebung verdanken wir den führenden Historikern der verbündeten Reiche im Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte; es genügt, die Namen zu nennen, um die Bedeutung der Schrift zu erweisen: Rudolf von Scala (An Deutschland), Paul Hewe (An Österreich-Ungarn), Karl Theodor Heigel (An die akademische Jugend), Erich Marcks (Bismarck und unser Krieg), Veit Valentin (Was wir seit 1870 erstrebt haben), Karl Mayr (Wilhelm II.), Oswald Redlich (Kaiser Franz Josef), Friedrich Meinecke (Politik und Kultur), Hermann Oncken (Deutschland oder England) Johannes Haller (Gedanken eines Balten), Martin Spahn (Der Krieg und das Elsaß), Max Lenz (Der deutsche Gott), Karl Alexander von Müller (An Preußen).

18–20. Wie ein Sturmwind ist mit Kriegsbeginn eine religiöse Erneuerung und Läuterung über unser Volk gekommen, und zahlreiche Schriften dienen ihrer Vertiefung und Verbreitung. Vor mir liegen nur einige von evangelischer Seite besorgte Ausgaben: ein treffliches Kriegsbüchlein für Studenten (Wenn es gilt fürs Vaterland!), ferner 2 Hefte „Tägliche Andachten für die Kriegszeit“, herausgegeben von dem Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen und in erster Linie für die Familien daheim bestimmt, wohl das Beste seiner Art. — Die Kriegsflugblätter der Zeitschrift Christentum und Gegenwart werden vielen im Feld lieb und wert geworden sein.

21–22. Man soll in unserer großen Zeit nicht rechthaberisch in die Tageskämpfe vor unserem brüderlichen Wiederfinden mit allen Gliedern unseres Volkes zurückgreifen, aber es ist doch vielleicht manchem gut und nützlich, jetzt still für sich einige jener Schriften zu lesen, die mit hohem sittlichen Ernst und fast prophetischer Gabe kurz vor dem Krieg Lage und Zukunft behandelten und — so wenig Glauben fanden. Dazu eignen sich Adolph von Wenckstern oben angezeigten Aufsätze, deren Verfasser (Professor der Staatswissenschaften an der Universität Breslau) unterdessen als Landwehrhauptmann auf dem Felde der Ehre gefallen ist, und besonders die im März 1914 erschienene, jetzt in 14. Auflage vorliegende Schrift von Frobenius: Des Deutschen Reiches Schicksalstunde. —

Hoffen wir, daß unsere nächste Anzeige von Kriegsliteratur schon von Friedensvorschlägen und der aussichtsreichen Gestaltung eines größeren Deutschlands berichten kann. H. W.

Herausgeber: **Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M.** — Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 4, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei C. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 4. Heftes:

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

1915
2. Jahrg.

April
Heft 4



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Ein Bismarckdenkmal.

(Festrede, gehalten bei der Bismarckfeier zu Speyer am Ostermontag 1915 von Dr. Peter Schneider).

Hochverehrte Festgäste!



Feierte man in einer Familie des alten Römervolkes den Geburtstag eines lieben Angehörigen, so war der Mittelpunkt des Festes das Opfer, welches dem Genius des Geburtstagskindes geweiht wurde. Es war aber dieser Genius ein gütiger Schutzgeist, der schon um die Wiege schwebte, wenn das zarte Kindlein das Licht des Tages erblickte, der mit dem reifenden Knaben, Jüngling und Mann heranwuchs und der, unsterblich, als besserer Teil des sterblichen Menschen, in die Gefilde der Seligen einzog, wenn sein Schützling den bitteren Weg des Todes gegangen war. Und so kehrte er immer wieder, wenn die Angehörigen am gewohnten Geburtstag ihres lieben Toten gedachten, schwebte um den heiligen Herd des Hauses, nahm die Opfergabe entgegen und segnete die Kinder und Kindeskinder des Entschlafenen.

Nun hat es im alten Rom wie in allen Reichen der Welt und zu allen Zeiten der Geschichte Geburtstagsfeste gegeben, an denen nicht nur im Schoße einer Familie der Hauch eines Genius verspürt wurde. Ein solches Wiegenfest begehen wir heute. Der gütige Schutzgeist, der am 1. April des Jahres 1815 ein Zimmer auf dem Landschlosse zu Schönhausen bei Magdeburg mit seinem stillen Weben erfüllte, blieb den Zeitgenossen allen nicht nur unsichtbar, sie fühlten auch nichts von seinem Hauche: es war ja nicht ein Königskind, das an diesem Tage unsere Welt betrat. Aber der Genius dieses Neugeborenen wuchs mit seinem Schützling und ward gewaltig, reckenhaft; der Mann selber starb, der Genius lebte weiter, und heute, am hundertsten Wiegentag seines Schützlings,

da fühlen seine geisterhafte Nähe Millionen von Erdbewohnern und wir mit ihnen. Riesengroß schwebt er über deutschen Landen, wie Schwerterkrachen und Kanonengeroll tönt seines Mundes Stimme, seine Augen sprühen Feuerströme und das Rauschen seiner Fittiche ist heulender Sturmwind, der alles Morsche zertrümmert und im Wirbel hinwegfegt.

Zum furchtbaren Engel des Krieges ist Bismarcks Genius in unseren Tagen geworden, und darum geziemt es sich, daß wir heute des großen Mannes anders gedenken, als wir wohl in friedlichen Zeiten sein Andenken feiern würden. Fiele sein hundertster Geburtstag in eine ruhige Zeit, dann sprächen wir wohl auch von all den Zügen in seinem Charakterbild, die uns mit ihm verbinden, weil sie uns ihn menschlich näher bringen. Wir begleiteten wohl den siebzehnjährigen Jüngling vom Gymnasium weg zur Hochschule und von da Schritt für Schritt auf seinem immer höher steigenden Weg; wir sprächen von der innigen Zuneigung des Mannes zur herzlich geliebten Braut und Gattin; wir freuten uns über das Naturgefühl des reifen Mannes, der mitten zwischen den folgenschwersten Entschließungen Zeit findet, Singvögelein zu beobachten, die ihre Jungen füttern; wir fühlten uns gerührt und erhoben durch das Beispiel einer einzigartigen Treue und Hingebung an den verehrten und geliebten Herrn, seinen König; wir zürnten mit ihm über die Hemmungen, die ihm von kleinen Geistern in seiner und des Königs Umgebung bereitet wurden; und wir verschwiegen es wohl auch nicht, daß unser aller Erbteil, der Irrtum, auch an diesen Riesen herangetreten ist, daß er aber zu jener wahren Menschengröße sich erhoben hat, die im ehrlichen Eingeständnis über den begangenen Fehler triumphiert.

Zurücktreten muß dies alles in unseren gewaltigen Tagen vor einer gewaltigen Tat des Mannes. Es ist uns allen die Rede geläufig, daß Bismarck der Schmied der deutschen Einheit gewesen sei, und Künstlerhand hat ihn dargestellt, wie er, ein zweiter Siegfried, vor dem Amboß der Waldschmiede steht und das gehämmerte Schwert der Göttin Germania überreicht. Mir dünkt, es werde damit nur die eine Hälfte seiner gewaltigsten Taten gekennzeichnet. Schneller als durch lange geschichtliche Darlegungen werden Sie, verehrte Festgäste, erkennen, was ich meine, wenn Sie sich mit mir im Geiste in die Julitage des Jahres 1866 und in das mährische Bezirksstädtchen Nikolsburg versetzen. Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen; das österreichische Heer hatte sich bis zum Donaustrom zurückgezogen, die Truppen der Preußen folgten ihm auf den Fersen. Da bot Franz Joseph unter bestimmten Bedingungen die Hand zum Frieden. Aber berauscht von den kriegerischen Erfolgen in Böhmen gedachten die preußischen Generale ihr militärisches Werk zu vollenden und an der Spitze ihrer siegreichen Truppen in Wien einzuziehen. Am 23. Juli versammelt sich im Zimmer Bismarcks, des leitenden Staatsministers, unter dem Vorsitz des Königs ein Kriegsrat, um über das österreichische Friedensangebot zu verhandeln. Bismarck trägt seine Überzeugung vor, daß auf diese Bedingungen hin der Friede geschlossen werden müsse. Alle treten ihm entgegen, der König schließt sich seinen Generalen an, Bismarck bleibt allein. Da erhebt sich der starke Mann,

auf den seit Tagen und Nächten die Wucht des Mißverstehens und des Übelwollens, der ungeheuren Verantwortung und der Bangigkeit vor verhängnisvollen Beschlüssen mit Macht eingestürmt war; er geht in sein anstoßendes Schlafzimmer und — weint und schluchzt, indes der Kriegsrat sich entfernt. In den folgenden Tagen scheint selbst Bismarcks Traurigkeit dem heftig erregten König gegenüber zu versagen; es bedarf der Mitwirkung des Kronprinzen, es bedarf Bismarcks Erklärung, daß er die Leitung der Staatsgeschäfte niederlegen müsse, wenn der König auf der Fortsetzung des Krieges oder auf der Abtretung von Land durch Österreich und die süddeutschen Staaten beharre. Endlich, endlich siegte er. Es siegte über schlecht angebrachte Triumphsucht und eine wenig berechtigte Hauspolitik sein in die deutsche Zukunft schauender Geist. Hatte er den Krieg herbeigeführt, ein befreiendes Gewitter nach jahrzehntelanger, lähmender, unerträglicher Schwüle gegenseitiger Eifersucht, so war er jetzt gewillt, den Gegnern goldene Brücken zur Versöhnung zu bauen: Bayern und den süddeutschen Staaten, weil sie mit Preußen und den Norddeutschen zusammen den schönen Traum der deutschen Einheit verwirklichen sollten; dem Reich der Habsburger, weil er an ihm einen Freund zu gewinnen hoffte. Ja, damals hat Bismarck zu schmieden begonnen, und er schmiedete fort mit immer gewaltigeren Schlägen über die Jahre 1870 und 1871 hinweg bis 1879, bis der Traum der Einheit verwirklicht und der Freund gewonnen war. Zwei Schwerter hat er so geschmiedet, gewaltige, schneidige Klingen: das eine legte er nieder am Thron seines königlichen Herrn, des Markgrafen von Brandenburg, des Schützers der deutschen Nordmark gegen die Horden des Ostens, und das andere sandte er nach Wien in die kaiserliche Hofburg, wo der Herr der alten deutschen Ostmark, der Erbe der Luitpoldinger und der Babenberger, seiner Völker waltet. Lange ruhten die beiden Schwerter in der Scheide, und der sie geschmiedet, sank ins Grab, ohne ihr Blitzen noch einmal zu schauen. Aber heute sind sie aus der Scheide gefahren, und wie sie zusammen klingen und singen in einer Waffenbrüderschaft ohnegleichen, das wird nimmer vergessen werden, solange noch Gottes Sonne scheinet, solange die Ströme zum Meere wandern, solange noch Menschen auf Erden wallen. Schön ist's, wenn ein Volk eines großen Mannes seiner Geschichte mit Anerkennung, mit Bewunderung, mit Stolz gedenken kann, schöner aber, wenn zwei engverbundene, große Reiche am Wiegenfest eines Helden seinem Genius einen Kranz weihen, gewoben aus Blüten der Dankbarkeit, die kein Rauhreif zerstört, die süßer duften als alle Frühlingsblumen.

Aber noch ein zweites Blumengewinde sollten wir heute ihm weihen. Einer der tiefsten Geister aller Zeiten, der Geschichtsschreiber Tacitus, redet einmal davon, wie man das Andenken großer Männer heilig halten solle; dort sagt er: „Wie das Antlitz der Menschen, so sind auch die Bildnisse davon hinfällig und sterblich, das Wesen des Geistes aber ist unsterblich und dieses kannst du nicht festhalten und ausdrücken in einem fremden Stoff und durch deine Kunst, sondern nur durch deinen selbsteigenen Charakter." In einem Gelöbnis also soll unsere zweite Weihegabe bestehen, in einem Gelöbnis, das sich

auf unser aller Wesen erstreckt, auf daß wir das Bildnis des großen Mannes nicht nur an den Wänden unserer Häuser haben, sondern lebendiger noch in uns selber zum Ausdruck bringen. Was sollen wir aber vor allem geloben? Wir fühlen es, wenn wir mit den Augen des Geistes hinschauen über unser von Bismarck geeinigtes Vaterland.

Droben im Norden, hinter der weiten Tiefebene, schlägt an die deutschen Gestade die Brandung des Meeres, das unübersehbar in alle Weiten sich zu erstrecken scheint und den Menschen mit Zaubermacht zu Taten lockt, die fern, fern vom Heimatlande sich abspielen. In die Weite soll unser Denken gehen: das ist die gewaltige Predigt des deutschen Meeres. Wie der große Kanzler, hinausblickend über die Grenzen des Vaterlandes, das Hin- und Herwogen in der großen europäischen Völkerfamilie überschaute, wie er über das ganze Auf und Ab und Ineinander der Beziehungen innerhalb und außerhalb der deutschen Länder klar zu sein sich bemühte, so sollten wir Deutsche insgesamt uns frei machen von jenem engen Sinn, dessen Gesichtskreis vom heimatlichen Kirchturm bis zum nächsten Hügelrücken reicht, der da meint, mit der eignen Partei, dem eigenen Stand, der eigenen Überzeugung sei auch schon die Welt zu Ende!. — Und mitten durch unser deutsches Vaterland zieht sich ein breiter Wall von Berg- und Hügelketten, auf deren Höhen die Wälder rauschen, in deren Schluchten und Tälern die Wasserbäche dahineilen: aber tief hinein in die Rippen der Berge hat hier der Mensch die Schächte und Stollen getrieben, in denen der Bergmann nach Metallen und Kohle schürft. „Das ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt.“ In die Tiefen der Dinge sollen deine Gedanken gehen, das predigt des Bergmanns Beruf. Gleich Bismarck, dem das klingende, hohle Wort geschwätziger Diplomaten nichts bedeutete, der den Mann und seine Absicht und sein Wesen mit durchdringendem Seelenblick durchschaute, wollen wir uns frei machen von der Oberflächlichkeit der Phrase und des Schlagworts. Ekel packt uns, wenn wir die erlogenen Phrasen hören, mit denen unsere Feinde sich und andere betrügen. Aber gestehen wir doch, daß auch wir uns manchmal, mehr als gut war, vom Schlagwort beherrschen ließen und manchen Volksgenossen, manchen Stand, manche Überzeugung auf Grund überlieferter Vorurteile verdammten, statt daß wir ehrlich versuchten sie kennen zu lernen und zu begreifen! — Und endlich im Süden unseres Vaterlandes und weit hinein in die Habsburger Lande ragen die Gipfelriesen des Hochgebirges in die Himmelslüfte. Schön sind die blauen Seen, die in ihre Täler eingebettet sind, und die Sturzwasser, die vom Felsen brausen: aber immer und immer wieder kehrt unser Blick zu den Schneegipfeln zurück, die Auge und Herz mit Himmelsgewalt nach oben lenken. In die Höhe sei das Auge deiner Seele gerichtet! So predigt lauter als Lawinensturz die schweigende Majestät der Bergriesen. Das also sei unser drittes Gelöbnis, daß wir mit unseren Augen nicht immerfort im Staub und Schmutz der Erde nach ihren Schätzen und Genüssen suchen, daß wir sie auch öffnen wollen dem Licht edler Ideale, die uns hinaufführen über die Gletscherberge und endlich hinaus über die Sterne des Himmels zu dem großen

Geist, „den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist.“ In seinen jungen Jahren war Bismarck auf den Irrpfaden einer verschwommenen Gottesmeinung gewandert, aber sein reifer Geist fand sich zurecht und zurück zu dem alten Gott seiner und unserer Väter.

Zu diesem alten Gott beten wir in unseren schweren Tagen mit kindlichem Vertrauen. Nächst ihm aber ist unsere Zuversicht unser gutes Recht und unsere gute Kraft. Ja, wenn der Gedanke des Unterliegens uns allen so fern, so unfaßbar ist, wenn jeder von uns den heimlichen, süßen Traum eines siegreichen Friedens nährt: bei Gott, wir freveln nicht mit diesem Vertrauen. Ich habe während dieses Krieges schon das Wort gehört: „Ach, wenn wir nur jetzt einen Bismarck hätten!“ Wahrhaftig, eine Torenrede. Die Zeit findet stets ihre Männer; wer will so vermessen sein und die sichere Wissenschaft sich zusprechen, daß unsere Zeit und die Tage des kommenden Friedensschlusses eines Bismarck auch bedürfen? Nein, eines zweiten Bismarck brauchen wir nicht, wenn nur in jedem der Fürsten und Führer unseres Volkes und wenn nur in jedem von uns ein Funke von dem gewaltigen Feuer der Bismarckseele glüht! Und wenn ich an Worte denke, die wir seit Kriegsbeginn aus dem Munde unserer Fürsten uud Führer hören durften, dann wird mir leicht und froh und hoffnungsfreudig ums Herz und ich errichte mir im Geiste ein Bismarckdenkmal eigener Art. Verehrte Festgäste! Sie haben sich, von mir gebeten, heute schon um ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit zurückversetzt. Wollen wir jetzt uns im Geiste in die Zukunft versetzen und uns vorstellen, wir seien das Geschlecht unserer Enkel und dürften uns wohl und behaglich fühlen in einem sicheren Haus, das unsere harte Zeit gebaut, und in einem mächtigen Vaterland, das dieser Krieg geschaffen.

Da wandern wir eines Tages in unserem lieben Vaterland zu einem schönen Berg, von dem wir uns erzählen ließen, daß sich ein Bismarckdenkmal auf ihm befinde. Beim Näherkommen wundern wir uns schon, daß wir keinen jener steinernen Türme erblicken, wie sie zum Andenken an den ersten Kanzler überall zu sehen sind. Aber wo der Weg sich in die Höhe zu winden beginnt, da sind in den Granit des Felsens gleich der Inschrift über einem Tempel die Worte gemeißelt: Deutschland läßt sich nicht vernichten. Da gedenken wir des fünften Kanzlers, der diese Worte gesprochen im harten Jahre 1914, da man Deutschland zu vernichten gedachte, und gedenken der jubelnden Einmütigkeit der Boten des Deutschen Reiches, die um ihn geschart waren zu überwältigender Kundgebung des deutschen Volkswillens. Wir steigen weiter hinan, da fällt uns eine zweite steinerne Schrift in die Augen, und sie lautet: Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche. Da sehen wir vor unserem geistigen Auge in tiefernster Abendstunde eine vieltausendköpfige Volkmenge vor dem Schloßplatz in Berlin, und vom Balkon herab spricht zu ihr der Mann, dem Untreue des Blutes und der Freundschaft das bitterste Weh bereitet, und der nun mit aller Inbrunst des Herzens auf die Treue des deutschen Volkes baut wie ein Vater auf den ersten und den letzten seiner Söhne. Und nicht allzu lange

gehen wir, da spricht die Felswand am Wege die Worte zu uns: Ein Feind mehr, und ein Grund mehr uns bis auf den letzten Mann zusammenzuschließen. Das hat der alte, weißhaarige König der Bayern gesprochen, dessen Ahnen vor keinem Feind des deutschen Namens sich gefürchtet haben und auf dessen Ruf der letzte Mann der Bayern und der Schwaben, der Main- und Rheinfranken gern sein Leben hinwirft für die Größe des deutschen Volkes. Was lesen wir auf der nächsten Felstafel? Die Pflicht heischt jetzt handeln, nicht trauern. Dies Manneswort, das Hunderte von Büchern und Reden aufwiegt, hat ein Vater geschrieben, als in sein Haus heimtückisch der Tod sich stahl und den Sohn und Kronerben, das holdeste der Königskinder, wegraffte, während er selber, der bittern Not gehorchend, im siegreichen Schlachtensturm des Todes Arbeit verrichtete. — Und schon sind wir hoch hinaufgestiegen und immer weiter öffnet sich vor uns das Land, und immer näher kommen wir dem Wolkenzug des Himmels. Da kündet ein riesiger Felsblock: Gott hat uns immer gnädig behütet und wird uns auch fernerhin behüten; denn er kann uns nicht plötzlich von seiner Vaterhand loslassen. Und wir sehen vor uns auf einem weiten Platz in Posen eine Kinderschar und zu ihr redet, Güte im Antlitz, der Held vom Osten, der, in Wahrheit ein Erbe der Deutschritter, das gewaltige Großmeisterschwert furchtbar auf die Häupter der Eindringlinge herabsausen läßt, aber in seinem kindlichen Vertrauen auf Gottes Vatergüte der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich erringt. Ja, schon wissen wir es deutlich: kein schöneres Bismarckdenkmal haben wir noch geschaut als dieses; sein Geist ist lebendig in all diesen steinernen Worten am Felsweg und muß lebendig gewesen sein in den Männern, die sie einst gesprochen!

Aber noch fehlt uns eine Inschrift, die letzte. Wir haben den Gipfel des Berges erreicht und sehen zu unseren Füßen ein blühendes Land, wohin wir auch schauen mögen. Da fällt unser Auge auf den rauhen Felsgrund, den wir treten, und wir lesen die Worte: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. Da steigen gewaltige Bilder vor uns auf: Soldaten, bärtige Männer und knabenhafte Jünglinge, die zahllos wie die Wellen des Meeres nach Osten und Westen wallen in immer neuer, unerschöpflicher Fülle und ihre Brust den Feinden entgegenwerfen mit diesem Gedanken im Herzen und diesen Worten auf den Lippen; ein Admiral und seine getreuen Mannen, die im fernen Südmeer versinken, indes diese Worte aus ihrem todgeweihten Munde über den aufhorchenden Ozean schallen; Bürger, Bauern, Arbeiter, Beamte in Millionenzahl, die ihre Sparpfennige zur Bank tragen, damit das Vaterland nicht zu Boden sinke unter dem Sturm der feindlichen Übermacht: in einem Volk von siebzig Millionen der Pulsschlag eines einzigen Herzens, der Gedanke eines einzigen Gehirns — ach, da stürzen wir nieder auf unsere Knie und breiten die Arme aus nach dem Land zu unseren Füßen und rufen:

Sei gegrüßt, Bismarcksland, vom Fels bis zum Meer! Es küsse dich Gottes Sonnenschein, es tränke dich der Wolken Regenguß, es kose dich des Himmels Luft, auf daß alles irdischen Segens Fülle aus dir sprosse!

Zwiefach sei gegrüßt, vergossenes Heldenblut! Wo deine heiligen Tropfen in die Erde rannen, da erblühe aus ihrem Schoße Gesittung und Menschlichkeit und sie sei gesegnet, und wenn es im Lande der Feinde wäre!

Dreimal selig und viermal, ihr Kinder und Enkel eines Heldengeschlechts! Bleibt ihr nur dem Geiste der Väter getreu, so wird Segen ruhen auf eurer Aussaat und eurer Ernte, auf dem Kind schon im Schoße der Mutter, auf dem Herd eures Hauses, und Heldengenien werden euch wie gute Engel schirmend umschweben — für und für!



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner**.

IV.



Seltsame Erlebnisse in Alt-Nürnberg. Nürnberg ist immer der interessanteste und originellste Mittelpunkt fränkischen Wesens gewesen. Heute ist das altfränkische, reizvolle Bild der hochgetürmten, mauerumgürteten Stadt voll Kraft und Stolz und traulicher Winkelpoesie zugleich jedem gebildeten Deutschen als das schönste Ruhmesmal kraftvollen Bürgersinnes aus großer Vergangenheit tief ins Herz geprägt. Die Romantiker haben es dereinst aus dem Dornröschenschlaf erweckt; die getreuen Wandergenossen Tieck und Wackeroder haben mit schwärmerisch zarten und glutvoll begeisterten Worten wieder die Ehrfurcht und das herzliche Verständnis für die unvergleichlichen Schätze der Lorenzer und Sebalder Kirche, die schlichten Heimstätten Hans Sachsens und Dürers und für all die tausend Reize vom hochragenden Luginsland der Burg bis zu den winkligen, hochgegiebelten Gäßlein und plätschernden Brunnen erweckt. Von E. Th. A. Hoffmanns wunderfeinen Schilderungen aus der Heimat des Meister Martin des Küfners und seiner Gesellen bis zu dem bestrickenden Zauber von Richard Wagners Meistersingerszenen gehen feine Fäden; immer reicher und voller blühten die lebensvollen Stimmungen altfränkischer Traulichkeit, Feinheit und Genialität empor und ergreifen unentrinnbar den Fremden, der mit geneigtem Sinn an all den Stätten großer und eigenartiger Erinnerungen vorüberstreift.

Fast immer ist es das Bild des machtvollen Nürnberg zur Zeit der Renaissance und Reformation, da der reichste Kranz großer Bürger ihm gegeben

war, da ein Dürer, Hans Sachs, Peter Vischer, Adam Kraft und Pirkheimer lebten und den Geist der Wittenberger Nachtigall ebenso begeistert begrüßten, wie den gewaltigen Höhenflug der neuen Kunstströmungen in Italien. Da ist es nun eine seltene und höchst originelle Ergänzung, daß Jean Paul nicht in jene großen Zeiten sich versenkt, als der geniale Aufschwung dieser gewaltigen Geister weit hinaus über die Eigenart spezifisch fränkischen Wesens ihre gewaltigen Aufgaben im höchsten allgemein menschlichen Sinne löste. Hier wäre kein Raum für das besondere Gebiet Jean Paul'schen Humors und feingearbeiteter niederländischer Kleinmalerei gewesen. Ihn interessierte das Nürnberg des achtzehnten Jahrhunderts, seiner eigenen Zeit, da die Meistersingerei recht armselig geworden war und wie ein idyllischer Nachklang aus großer Zeit nur noch ein altfränkisch-unmodernes Dasein fristete, da die biederen Spießbürger und geckenhaften Patriziersöhne mit Stolz auf ihre berühmte freie Reichsstadt blickten, und da doch noch soviel Originalität auch in den kleinen und beschränkten Verhältnissen zu finden war. Auch die Erinnerung an jene wunderliche Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege zieht er heran, als die Gelehrten und Gebildeten sich aus dem Entsetzen der furchtbaren Kriegsläufte in eine schönere Welt zarter, geselliger Freuden hineinzuleben suchten und in den drollig steifen Maskeraden der Pegnitzschäfergesellschaft oder des gekrönten Blumenordens die gemeine Wirklichkeit des Daseins mit einem seltsam unnatürlichen Rosenschein von Poesie verklären wollten, — jene Zeit, wo man glaubte, daß jeder gebildete Mensch ein Poet werden könne, und wo der wackere Ratsherr Harsdörffer den berühmten „Nürnberger Trichter" erscheinen ließ, durch den man die edle artem poeticam in wenig Stunden gründlich und umständlich erlernen konnte. So ist es ein Idyll von der wunderlichen Anmut eines Spitzweg'schen Bildes geworden, das im zweiten Bande der „Palingenesien" vor dem Leser mit lebenswarmem Behagen aufgerollt wird.

Aus den Kinderzeiten her ist dem Dichter schon die Begeisterung und Liebe für die klassische Heimat des Nürnberger Tandes in Fleisch und Blut übergegangen, denn die phantastischen Gliedermännlein und Puppen erschienen ihm mit ihren grellen Farben immer köstlicher als alle Statuen des alten Rom in ihrer kalten Marmorschönheit. Wie freut er sich deshalb, als er mit einem drolligen Begleiter, dem gutmütig-törichten Hornrichter (Kammacher) Stuß, aus Hof ausmarschiert und über Bayreuth und Erlangen daherzieht nach der alten Reichsstadt. Nach einer seligen Nachtwanderung schimmert am hellen Morgen ihnen der hohe Luginsland entgegen und über den Judenbühl (Stadtpark) nehmen sie ihren Einzug in die Stadt. An der „Mistgrube" (äußere Veillodter Straße) vorbei gelangen sie zu den frischen, blühenden Gärten des Stadtgrabens, philosophieren zwischen dem reichsstädtischen und brandenburgischen Schlagbaum über die Unmöglichkeit einer absolut genauen Grenzbestimmung und passieren mit einem kupfergestochenen Stadtplan bewaffnet zum Läufertor hinein. Da gibt es aber sogleich Händel mit der Torwache, denn der Paß wird ihnen abverlangt, und es zeigt sich, daß der Dichter in Hof aus Versehen den Paß eines französischen Grafen eingesteckt hat, dessen verschollene Tochter er in Nürnberg suchen soll. Rasch entschlossen

gibt er sich selbst für den Grafen aus, und Stuß muß ihn mit auserlesener Ehrfurcht behandeln. Mißtrauisch läßt ihn die Wache passieren, und in seiner neuerworbenen gräflichen Würde stellt er sich nun vor, alles sei zu seinem Empfang in Nürnberg besonders großartig vorbereitet worden: die Glocken läuten auf allen Türmen, die Frühprediger stehen auf ihren Kanzeln, um zu erwarten, in welche Kirche er eintritt; die Gemüseweiber auf dem Markte rufen ihn begeistert an, und Petersilie und Gemüse ist wie Blumen auf den Weg gestreut, die bewaffneten Bürgerkompagnien sind in ihre Häuser verteilt, weil man nicht weiß, wo er vorüberkommt, die Springbrunnen plätschern, alle Blumenbinderinnen begrüßen ihn, und die hohen Bogen der Straßenlaternen sind sicher als Ehrenpforten gedacht. Stadtgardisten zu Pferde sprengen auf und ab, ja sogar einige „Weisheiten" (Ratsmitglieder) und drei Patrizier in erlesenster Tracht kommen daher, während er errötend ausweicht, um ihren Ovationen zu entgehen. In dem alten Hause des großen Hans Sachs, dem schlichten Gasthof zur „Mausefalle", hält er Einkehr, denn hier stellt er als fränzösischer Graf mindestens soviel vor als ein Markgraf im „Roten Hahnen", der „Goldenen Gans" oder dem „Reichsadler". Nach einer behaglichen Ruhepause geht er in den Harsdörffer'schen Irrhain, einen seltsam angelegten Garten bei Kraftshof, der einst für den gekrönten Blumenorden gesät und gepflanzt war. Dort träumt er sich in den belaubten Labyrinthen der Wege und den versteckten, lauschigen Hütten in die alten Zeiten zurück, da die würdigen Herren Harsdörffer, Klajus und andere hier wandelten, und schreibt seinem liebsten Freunde Leibgeber einen originellen und begeisterten Brief. Aber der Gedanke an seine schwere Aufgabe treibt ihn wieder heraus: er soll die verschollene Tochter des echten französischen Emigrantengrafen suchen, dessen Paß er bei sich führt. Nun heißt es, in 219 Gassen ohne die Gäßchen und „Reyhlein" die Rechte herauszufinden. Er weiß von ihr nur, daß sie zu ihrem Lebensunterhalt kunstvolle Seidenwesten stickt und bei einem Fleischer wohnt. Aber ist dieser Biedermann auf dem Hübnersplätzlein, dem Gräslein, in der Zistelgasse, im Würzelein oder im Pfeifergäßlein zu finden? — Wer kann das wissen! Da gründet er auf die Westenstickerei seinen Plan: er will sich an jeden Träger einer feinen gestickten Weste in den öffentlichen Kaffeehäusern oder sonstigen Lustorten heranmachen und unauffällig nach der Urheberin des Westenkunstwerks sich erkundigen. In allerlei Kaffehäusern, Weinschenken, im Schießgraben, auf der Hallerwiese und im Judenbühl treibt er sich vergeblich herum, zur Besichtigung der berühmten historischen Kleinodien und der Kunstschätze Nürnbergs findet er gar keine Zeit, schon fällt er durch seine seltsamen Fragen an die Träger einer kunstvollen Weste auf, — da führt ihn der Zufall auf eine gute Spur. Er steht zufällig auf dem „Säumarkt" und sieht dem vornehmen, düsteren Gepränge einer sogenannten „Dreierleiche" zu, als hinter ihm irgend jemand ausruft: „La comtesse Georgette". Er schaut sich um und sieht einen jungen, höchst geckenhaft gekleideten Patrizier, „vom Cylinderhute bis auf den Sokkusschuh schwarz verkohlt — das Mondviertel eines Kamms in den Scheitelwimpern, — das aufgestülpte Kinn in den Brettervorsprung und Wall einer Krawatte eingestoßen, mit dünnen, wie

Pfähle schwarz angelaufenen Beinen." Der junge Herr spricht sehr zuversichtlich von seinem unbedingten Glück bei den Frauen und erzählt seinem Nebenmann, daß er morgen auf die Gräfin Georgette Sturm laufen, vorher aber aufs Ländlein, auf den Dutzendteich gehen werde. Sogleich macht sich der Dichter andern Tags, es ist gerade ein schöner Sonntag, auch auf, um das Herrlein am Dutzendteiche aufzusuchen. Er findet ihn auch in dem lebendigen Treiben des Wirtshauses am Teiche, wo die vornehme Welt Nürnbergs in steifer Würde verkehrt, und wo der törichte Geck bald in blasierter Koketterie um die jungen Patrizierstöchter herumtanzt, bald in spreizbeiniger Großtuerei zwei „Weisheiten" (Ratsherren) über die Mängel Nürnbergs im Vergleich mit Paris eine Vorlesung hält. Der Dichter greift aus Zorn über solche Großsprecherei in die Unterhaltung ein, gibt sich selbst als Pariser aus und preist die gediegenen Charakterzüge des deutschen Wesens. Während einer kurzen Entfernung des Dichters hat sich der junge Patrizier auf den Dutzendteich zu einer frohen Gondelfahrt begeben und lädt nun auch den zurückkommenden Dichter zum Mitfahren ein. Im Boote findet sich endlich Gelegenheit, auf die gestickte Weste des jungen Mannes zu kommen — und wirklich, sie stammt von der Gräfin Georgette; ja auch ihren Mietsherrn nennt der ahnungslose junge Mann: es ist kein Fleischer, sondern ein Drechsler namens Metzger. Wo er wohnt, wird freilich noch immer nicht klar. Dennoch kehrt der Dichter jetzt ganz beseligt um und will mit dem bunten Schwarm der Sonntagsausflügler heimwärts wandeln; denn „halb Nürnberg war zum Tor hinausgefahren, und die andere Hälfte zum Fenster, um jener nachzuschauen, — hier zog ein Leiterwagen mit einer geputzten lachenden Völkerschaft, dort ein dergleichen Eliaswagen, der nicht zum Himmel fuhr, sondern davon kam ..... über die Hallerwiese, den Judenbühl, die Johannisfelder müssen mehr Menschen geflattert sein als Abendschmetterlinge; — und jede Frau, die ein Kind im Hause und ein Gemüsebeet im Stadtgraben hatte, ging mit jenem um dieses und besah den Segen Gottes." In frohen Träumen wandelnd überhört er aber den „Garaus", dann die Hornrufe auf den Toren bei der Sperre; und erst, als um neun Uhr die Feierabendglocke läutet, kriecht er gegen ein erhöhtes Einlaßgeld durchs Hallertürlein wieder in die Stadt. Aber wer soll bei völliger Dunkelheit und in dem Gewirr der hundert Gäßlein die Mausefalle wieder finden? Die Straßenbeleuchtung ist höchst mangelhaft, denn außer den Talglichtern im Innern der Häuser brennt keine Laterne; nur durch Spiegel außen an den Häusern wird das kümmerliche Licht von innen nach außen reflektiert. Er irrt durch die Nägeleinsgasse auf den Geiersberg, in die hintere Füll, die vordere Füll, das Hundsgäßlein, den Milchmarkt und schließlich gar in die Elendengasse. Schließlich ist er in einem Sackgäßlein oder Reyhlein gefangen. Aber hier leuchtet ihm die ganze wogende Lichtfülle einer bürgerlichen Haushaltung entgegen, Kinder spielen drin mit Puppen, — und siehe: — da sitzt mitten drin der junge geckenhafte Patrizier. Sogleich wittert der Dichter etwas von der Nähe der Gräfin Georgette. Er tritt eilig ins Haus und hat sich nicht getäuscht: hier wohnt der Drechsler Metzger. Eine echte, alte Nürnberger Spießbürgerwohnung tut sich

mit allem idyllischen Zauber auf: Der wackere Drechsler ist ebenso bewandert in Nürnberger Spielzeugarbeiten wie in alten Meistergesängen. Eben lackiert er eine weiße Täubin und singt dazu ein altes Loblied auf die Vaterstadt:

„O Nürenberg, du edle Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit dran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entsprossen."

Der Dichter will den singenden Meister vertraut machen, um von ihm den rechten Weg nach der „Mausefalle" zu erfahren, und führt ihm deshalb zu Gemüte, daß sein Absteigequartier ja das alte Haus Hans Sachsens sei, den er für den größten Nürnberger Meistersinger aller Zeiten halte. Da kommt er aber bei dem wackeren Meister schlecht an; denn der hält sein Urur-Herrlein, den Herrn Ambrosius Metzger, für viel bedeutender, da dieser doch ein Magister, während Hans Sachs nur ein armer Schuster war. Und was hat dieser treffliche Lehrer am Gymnasio Aegidiano nicht alles für die Meistersingerei geschaffen: er hat die Weber-Krätzen-Weis erdacht, die Cupidinis-Handbogenweis, die Heißtränenweis, die Krummzinkenweis mit dreiundzwanzig Reimen, die verschalkte Fuchsweis und Fett-Dachsweis mit noch viel mehr Reimen. Er selbst versteht die seltsamen kunstreichen Stollen des Urur-Herrleins ohne Bock und Klebsilben abzusingen, aber es geht leider traurig darnieder mit der Meistersingerkunst, und in der ganzen Stadt ist auch für Geld kein tüchtiger Merker mehr zu haben. Unterdessen hat der Dichter die Blicke durch die Wohnstube schweifen lassen, die sich gleißend, gebohnt und gewaschen geradezu als das Kunstwerk einer immer geschäftigen „regierenden Hausfrau" erweist. Dabei atmet alles eine wahrhaft idyllische Traulichkeit. „Der Großvater oder das Herrlein schnarcht im Großvaterstuhl unter den Spielen der Kinder, — der Geselle hobelt eine hölzerne Bäuerin zur galanten Frau hinauf, indem er das überflüssige Rockblätterholz abraspelt, — auf dem Schiefertische multipliziert der älteste Sohn die Einwohner Nürnbergs mit sich selber mit Kreide und erlustigt sich am breiten Multipliziererempel voll Nullen, — hinten am Ofen steht der funkelnde Nordschein der kupfernen Prangkuchen d. i. Prunkküche, und der Backtrog erhält eine gelinde Wärme auf morgen. Der junge Patrizier kriecht um die rüstige, redselige Meisterin wie ein Ohrwurm um die Nelke und machte immer, daß sie sich lobte. „Ich knete alles selber", sagte sie, „und lasse keine Magd über den Backtrog." Man sieht, er wollte mit ihr als mit einer Zuckerstange die Gräfin Georgette fassen." Das größte Gaudium aber entsteht jetzt durch die Kinder. Sie haben ein buntes Brett voll hölzerner Könige und vornehmer Leute vor sich. All diese Figuren sind beweglich, und zwar können sie infolge eines sinnreichen Mechanismus dadurch in lebhafte Bewegung gebracht werden, daß man lebende Vögel durch eine verschließbare Öffnung hereinläßt; diese hauchen dann durch ihr Flattern, Hüpfen und Springen den Figuren ein scheinbares Leben ein. Die Kinder quälen nun unausgesetzt den Vater, daß er die Vögel hineinließe. Er läßt sich erweichen, und in einen hölzernen König kommt ein Zaunkönig, in einen Domprobst ein Gimpel, in einen

Minister mit Orden eine Kohlmeise, in einige Kammerherren Spatzen, und die Königin wird mit zwei Hofdamen zugleich von einem einzigen Staarmatz regiert. Kaum sind die Vögel eingesetzt, so beginnt die ganze vornehme hölzerne Gesellschaft mit den Köpfen zu schütteln und zu nicken, zu krächzen, zu plappern, Arme und Beine zu regen, Zungen und Schnäbel gegeneinander auszustrecken. Die Kinder halten alles für wirkliches Leben und wissen des Jubels kein Ende. — Plötzlich stürzt des Dichters drolliger Begleiter Stuß herein und verkündet atemlos, was der Dichter schon weiß, daß die Gräfin Georgette sich hier im Hause verborgen hält. Mit schnellem Entschluß gibt sich Jean Paul als der Vater der Gräfin aus, zeigt dem erstaunten Kreise seinen Paß vor und beauftragt die trippelnde Alte, den Paß zur jungen Gräfin zu bringen und sie auf das Erscheinen ihres Vaters vorzubereiten; alles gerät in Aufregung, selbst das Herrlein im Großvaterstuhl wacht auf und weiß sich in nichts zu finden. Im dunkeln Kämmerlein stürzt die junge Gräfin, von ihrer verschämten Armut bald vielleicht erlöst, mit einem Freudenschrei dem vermeintlichen Vater ans Herz. Ehe aber bei besserer Beleuchtung die Entdeckung der Täuschung eintritt, hätte Stuß beinahe die Sache schon verdorben, denn er hatte sich unten in der Drechslerstube an einer Vexieruhr vergriffen, die wie eine gewöhnliche abgelaufene Wanduhr aussah, aber beim Aufziehen plötzlich einen Fuchsschwanz über Stussens Gesicht herausprellen ließ. Vor Schreck ruft er den Dichter beim wahren Namen. Noch kann er sich mühsam herausreden, flüstert aber unter zärtlichen väterlichen Umarmungen der Gräfin zu, sie solle nur so lange die Rolle seiner Tochter spielen, bis er den jungen, geckenhaften Aristokraten weggescheucht hätte. Als der aufmerksam gewordene Patrizier dann beginnt, seine Zweifel an der Tochterschaft der Gräfin zu äußern, setzt sich der Dichter furchtbar in Szene und spielt vortrefflich den beleidigten Vater, den unglücklichen Emigranten und den stolzen Aristokraten. Das schüchtert den Patrizier derartig ein, daß er nur noch die Arbeit an seiner Weste bezahlen und dann gehen will. Das stimmt den vermeintlichen Vater sofort wieder zur Milde, er schlägt eine allgemeine Versöhnung vor und verläßt selbst mit dem Patrizier friedlich das Haus und die verblüffte Gräfin.

Sein nächster Besuch in Nürnberg gilt der berühmten Insel Schütt, von zwei Armen des Pegnitzstromes umflossen, der auf seinem eiligen Wege durch die Stadt damals siebzig große Räder umwälzte und ihm so als ein wahres Urbild der Kraft stolz entgegenglänzt. Er erinnert sich dort voll herzlicher Liebe der fernen Geliebten, die er er im längst bereuten Unmut jüngst verlassen hat, und gibt sich der wunderbaren Naturstimmung hin, die ihn hier im Abendhauche umspielt; die Wellen und die Fische, die Vögel und die Abendlüfte umzirken die Insel immer schöner. „Die allgewaltige Natur schloß mich in ein immer engeres und einsameres Tempe von Sternen, Blüten, Tönen und Bildern ein und trennte durch Schatten meine Träume wie Frühlingsblumen von dem stechenden Strahle der Gegenwart. Jedes Blatt und jedes Wellchen schlug mit dem andern in der stillen Nacht lauter zusammen. Mir war, als hört ich den Tritt

der Sterne, die in die Erde hereinstiegen. Aber in einer solchen magisch verdunkelten Stunde, wo die Irrlichter der Träume uns glänzend nachfliegen und spielend entrinnen — in dieser beredten, heiligen Einsamkeit, wo der Geist geflügelt durch die Täler, über die Berge, von einer großen Wolke zur andern und von den sichtbaren Sonnen zu den tiefsten geht und zwischen den Zeiten umher: da geht er nie allein, sondern ewig führt er eine Seele an der Seite, die er innig liebt, und der er alles zeigt, und mit der er auf den Höhen betet, und die er in den Frühlingstälern umarmt unter dem Abendrot." Mächtig wallt da die Sehnsucht nach der Geliebten in ihm empor. Er eilt aus dem betäubenden abendlichen Frühlingsduft dieser Molukkeninsel in seine niedere Stube, um sich Papier und eine Laterne zu holen und draußen im Harsdörffer'schen Irrhain ihr einen Brief zu schreiben. „Da ich im Garten ankam, sah ich nichts vor mir als die Ruhe und den Himmel, und im Mondlicht lagen nur kurze Schatten, gleichsam die Fußtritte der umherschleichenden Nacht, — das große Kleid des Frühlings lag ohne Rauschen auf der Erde, — nur in den Laubgängen lispelte es, als wenn murmelmende Träume in ihnen gingen, und die hohen Bäume wirkten zuweilen wie betäubt vom Schlaftrunk des Taues, — in den mit Laube leicht bekleideten Gesellschaftshütten wohnte hinter der lichten Schwelle nur ein oder ein paar zerrissene Schatten, wie Reste von uns Schattenrissen, und ein grausilberner Nachtschmetterling kroch darin auf seinen Flügeln, — die Nacht lag wie die Ewigkeitsschlange zusammengeringelt im finsteren Heim zwischen den Bäumen. — Dieses stumme, blasse Reich des Mondes und des Schlummers, worin nur die laute Seele, die Nachtigall, Träume austeilte, die enge, flatternde Hütte, worein ich nun trat, der Lichtwirrwarr und Blätterglanz, das Geräusch, das ich allein machte, das Tischchen, worauf eine welke, von Kindern zurückgelassene Kette von offenen, schlaflosen Dotterblumen lag, und mein abgesondertes Arbeiten, diese hebenden, sichtbaren und unsichtbaren Hände zogen mir gleichsam die ganze Erde und Wirklichkeit unter den Füßen weg, und ich hing spielend gewiegt über den entblößten Sonnen unter mir, die mich alle liebkosend anschienen, und ein dunkler, elastischer Aether hielt mich und das Sonnenglanzgold und die bleichen Perlen von Monden schwimmend, und wir sanken nicht unter." Voll tiefer Wehmut gedenkt er in dieser Stimmung einer Kränkung, die er der Geliebten zugefügt, entsetzlich faßt ihn der Gedanke an, daß sie sterben könne, ehe er sich mit ihr ausgesprochen und versöhnt hat, — aber die Schatten der Nacht entweichen und mit ihnen die drückende Angst um die Geliebte. „Auf einmal, als ich mich aus einem Schatten wieder in das Mondlicht umwandte, ... so rauscht es plötzlich durch den ganzen Garten, — ich blickte erschrocken auf, — da schaute mich der ganze Himmel mit allen seinen tausend ewigen, stillen Augen freundlich an, — und der halbe Mond stand wie ein Stirnblatt gerade in seiner Mitte; — — ein Flug Zugvögel sank aus dem Blau in unseren Frühling mit freudigen Lauten nieder, die Geisterstunde schlug in den Türmen aus, und die ersten Minuten des Morgens und der Hoffnung kamen an." — Mit einer wundervollen, stillen Zuversicht endet diese stimmungsvolle

Nacht im blühenden Garten des gekrönten Blumenordens, in dessen dichten Laubgängen die Geister verklungener Tage seltsam im Mondglanz vorüberhuschten. —

Am andern Tage wird schon die schöne, empfindungsreiche Stimmung des Dichters plötzlich grausam gestört, denn ein Nürnberger Stadtdiener klopft auf einmal an seiner niedrigen Stube in der „Mausefalle" an und erklärt, daß er den Befehl habe, ihn nach dem „Garaus" (Sonnenuntergang) zum Reichsschultheißen auf der Burg zu führen. Er wechselt die Farbe, und alle gewaffneten Geister der Furcht treten vor ihm auf, denn er ahnt sofort, daß es sich um den falschen Paß und um die Grafenwürde handelt. Was sollte ihn retten vor einem solch gewaltigen und gestrengen Mann, dem ältesten der dreizehn alten Bürgermeister, erstem Losunger, kaiserlichem wirklichen Rat, Siegelbewahrer des Reichs und Bewohner der Reichsfeste. Vergeblich sinnt er auf Ausreden und beschließt zuletzt, einfach bei der Wahrheit zu bleiben und zum Beweis seiner wirklichen Persönlichkeit sein Kupferstichporträt aus der Buchhandlung mitzunehmen. Mit Entsetzen denkt er daran, daß nach der Behauptung mehrerer Gelehrter die Nürnberger einstmals ihre Gesetze ebenso wie die Seifenriegel aus Venedig eingeführt haben; alle Schrecken der heimlichen, peinlichen Gerichtsbarkeit tauchen vor ihm auf, und er weiß, daß die Wahrheit vor Gericht ebenso tief und unergründlich ist wie der tiefe Brunnen von sechsundfünfzig Klaftern auf der Nürnberger Burg. Er bringt einen schrecklichen Tag zu. Durch all die krummen Gäßlein gehts hinauf nach der Reichsfeste, und bei Nacht und Nebel tritt er mit dem Ratsdiener in den Burghof, an dessen Pforte ein gemalter Geharnischter Wache hält. Er sendet noch ein kurzes Stoßgebet zur heiligen Anna empor, deren segenbringender Arm im goldenen Etui unter den Reichsheiligtümern in Nürnberg aufbewahrt wird, tritt dann mit bangen Gefühlen in das weite Steingewölbe und putzt sich vor der Treppe sorgfältig die Stiefel ab, denn da liegt in guter Beschaulichkeit eine Schuhbürste, und am Pfeiler daneben hängt die amtliche Gebrauchsanweisung:

„Wer tretten will die Stiegen herein,
Dem sollen die Schuh fein sauber sein,
Oder vorhero streiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab'.
Ein Verständiger weis das vorhin,
Wie er sich halten soll darin."

Der Reichsschultheiß empfängt ihn würdig im vornehmen reichen Plüschgewande und redet ihn mit gemessener Ruhe an. Der Dichter erklärt offen, daß er der im Passe genannte französische Graf von Baraillon nicht sei, sondern daß dieser friedlich in Hof sitze. Geschickt entschuldigt er seinen kleinen Betrug damit, daß er die Umständlichkeit des Verfahrens gescheut habe, bis man seinen richtigen Paß in Hof hätte feststellen lassen; denn sicher wäre er solange in Gewahrsam genommen worden und hätte keines seiner dringenden Geschäfte erledigen können. Er sei hier in wichtigen literarischen Arbeiten für seinen Freund Siebenkäs tätig. Der Reichsschultheiß meint, daß er von dem Altdorfer

Professor Siebenkees rede, der eine kleine Chronik von Nürnberg geschrieben hatte, und macht ihn darauf aufmerksam, daß der Mann schon lange tot sei. Außerdem müsse er auch einen andern Jean Paul meinen, denn der unter solchem Namen bekannte Schriftsteller werde sogleich in Person erscheinen. Der Dichter weiß nicht, ob er noch bei Verstande ist oder einem gräßlichen Fieberwahn anheimgefallen ist, da er seinen eigenen Doppelgänger sehen soll. Indem kommt auch bereits ein Diener herein, der die Ankunft des Herrn Jean Paul meldet und sogleich die Türen öffnet. Mit rückwärts gewandtem Gesicht tritt ein Herr herein, der noch einige Worte an den Diener richtet; dann dreht er sich um, und siehe: — es ist der wirkliche Armenadvokat Siebenkäs aus Kuhschnappel, der berühmte Held aus Jean Pauls gleichnamigen Roman, in dessen Wesen er sich selbst dereinst mit all seinen Nöten und seinem genialen Streben verkörpert hat. Noch ist alles seltsam genug, der beglückte und befreite Dichter sinkt dem Freunde an die Brust und bittet um Aufklärung, wie er plötzlich in diese Umgebung käme, da verweist ihn Siebenkäs lächelnd — auf das letzte Kapitel der Geschichte. — Hier findet sich denn auch die höchst merkwürdige Aufklärung: auch der Reichsschultheiß ist nicht echt, sondern eine andere Hauptgestalt aus dem „Siebenkäs", der Schulrat Stiefel aus Kuhschnappel. Und nicht einmal der Ort der Handlung stimmt: — der Dichter befindet sich nicht auf der Burg von Nürnberg, sondern im Gasthof zum „Reichsadler". — Die beiden Freunde haben sich den Spaß gemacht, die mangelhafte Ortskenntnis des Dichters auszunützen und ihn durch einen verkleideten Stadtdiener nach dem berühmten alten Gasthof zitieren zu lassen. Nun klärt sich alles auf: der Armenadvokat ist nach Nürnberg gekommen, um Prozeßangelegenheiten wahrzunehmen, hat durch seine Frau von dem Auftreten des Dichters als französischer Graf vernommen und beschlossen, ihn ein wenig damit zu necken; der Schulrat hat eine Studienreise hierher gemacht, um die Landkartensammlung und die Inkunabeln der Bibliotheken zu besichtigen. Alle drei freuen sich über den gelungenen Scherz ebenso wie über das unverhoffte Wiedersehen; und um den Tag würdig und stimmungsvoll zu beschließen, nehmen sie sich vor, in der mondhellen Frühlingsnacht noch nach dem Harsdörffer'schen Irrhain hinauszuwandern, in dessen Blumengründen die umherfliegenden Wolken unterm Monde die grüne Erde zauberhaft auf- und zudecken. Voll Seligkeit und Sehnsucht sprechen die Freunde von ihren geliebten Frauen daheim, während der arme Schulrat schmerzbewegt sich in einen dunkelnden Laubgang verliert, denn das treue Herz seiner Lenette ruht schon verschlossen unterm Leichenstein. Da beginnen in der Tiefe des Gartens zwei Waldhörner mit wunderbar wogenden und zurückweichenden Tönen zu klingen. Ihre Töne erwecken im Herzen des Dichters eine unentrinnbare Sehnsucht nach der geliebten Gattin daheim, und er beklagt es tief, so weit von ihr entfernt zu sein. Da treten dem Freunde die Tränen in die Augen, er umarmt ihn und verkündet ihm: sie ist mit seiner eigenen Gattin hier im Garten — in der Laube. Im seligen Gefühl unwarteten Glückes eilt der Dichter auf die dunkelnde Laube zu: eine weiße Gestalt sitzt davor dem Eingang zugekehrt, noch zweifelt er, — da

steht sie auf, singt leise die Melodien der Waldhörner nach, auf einem kurzen Bogenwege lenkt sie gerade auf ihn zu, die Wolkenschatten flattern zurück — sie ist's, Hermine, seine Gattin! Das innigste Glücksgefühl durchströmt sie beide, sie erkennen erst jetzt, wie herzlich sie sich lieben. „Da wurde das ganze Herz dem warmen Regen der liebenden Wonne aufgedeckt, und die Sterne zitterten um uns wie glänzende Freudentränen, und die lichten, hintereinander gereihten Wölkchen standen als weiße Regenbogen des Friedens im Himmel, — und ein sanftes Rauschen, wie das eines verwehten Gewitters blätterte den Garten auf, und irre weiße Dunstflocken des blauen Aethers wiegten sich auf den Tönen der Hörner und zerflatterten harmonisch in lichte Punkte, die den Mond umzingelten." 'Erst das Wiedersehn gibt doch die rechte Darstellung von der Tiefe der Liebe zwischen zwei Menschen. Frohbewegt danken sie dem Freunde nnd der Freundin; denn diese haben die zurückgezogene, wehmütige Hermine zu dieser aufheiternden Reise und zu dieser unverhofften Überraschung des Gatten aufgemuntert. Das Glück der Ehegatten wird an diesem wundervollen Abend neu begründet. Im Unmut waren sie von einander geschieden, jetzt haben sie sich wieder gefunden; und der Dichter faßt im tiefsten Herzen den Entschluß, dieser trefflichen Frau das Leben künftig so leicht als möglich zu machen und ihr noch recht viel Freuden zu bereiten, ehe das wolkige Alter hereinbricht, wo steigende Nebel den kurzen Tag verfinstern. Die Waldhörner brechen ab, die kältere Nachtluft treibt die kleine Gesellschaft der Freude in die schlafende Stadt zurück, der Dichter und die Gattin sprechen sich über alles aus, und die Waldhornklänge des beglückenden Gartens tönen noch lange ihnen in den Ohren wie die träumenden Tage der ersten Liebe.



Heilige Zeit.

Erschüttre uns, du Geist des neuen Lebens,
Daß wir erkennen diese heil'ge Zeit,
Der unser Sein und Sinnen sei geweiht
Und alle Kraft des Dienens und des Gebens!

Guido Hartmann.





Mundartliches.

Von
Prof. Dr. Chr. Beck in Bamberg.

sich aufbeln (Rothenburg o. T.) = sich aufblähen, sich aufrichten (vom Kind im Mutterleib). Von der Wurzel belg schwellen, davon ahd. belgan „aufgeschwollen", zornig sein („es ist ihm der Kamm geschwollen"), verwandt mit „Balg", engl. belly Bauch und mit engl. billow die (hochgehende) Woge; Woge überhaupt heißt wave.

gli (nasal) gots (nas.) (Pretzfeld) = ganz und gar; etwas — zerbrechen, — hinunterschlucken; statt — zerbrechen, sagt man auch „kurzaklan" (nas.) schlagen, d. i. kurz und klein schlagen. Dieses gli, alte Form für „klein", hat in diesem Ausdruck die Bedeutung von „durchaus", wie das engl. clean, das mit „klein" verwandt ist, auch adverbiell, als quite, absolutely, d. i. „durchaus" gebraucht wird; vgl. Shak. Jul. C. I, 3,35.

durchwickeln, oder bloß wickeln scheint eine Umdeutung von mhd. widen „binden" und „schlagen" (von wide gedrehte Weide, Band zum Züchtigen) zu sein, erleichtert durch die Neigung d in g, k zu verwandeln.

öassna „öchsnen", d. i. nach dem „Ochsen" verlangen (von der Kuh; Pretzfeld). Von Interesse ist der Ausfall von ch, gewöhnlich vor s, wie in wäasln „wechseln" oder vor t, wie broat „gebracht", räat „recht" (vgl. engl. light, gespr. lait, brought, gespr. brot). Man (Birlinger) sieht hierin eine Eigentümlichkeit des Alemannischen; indessen ist dieser Ausfall gerade auf oberpfälz.-bayerischem Gebiet sehr häufig.

giaff (Pretzfeld) : ein Schimpfname mit der Bedeutung von „dummer Kerl"; dafür auch „Sperraff". Wahrscheinlich mhd. ginolf „Narr". Letzteres von giem, gien, gin Maul, darum auch „Maulaff". Die Form gina für „gähnen", d. i. seinen Mund offen halten, ist jetzt noch in Rothenburg gebräuchlich. Der zweite Teil des Wortes, -aff, ist aus -olf, dieses aus wulf, wolf, hervorgegangen, ähnlich wie der deutsche Name Thürauf (Thi . . ., Diroff) auf Tirwolf, oder der ital. Name Doffo auf Adolfo zurückgeht. Der Vorgang wurde erleichtert durch das ähnlich klingende „Giraff". Auch die dial. Form maulraff für „Maulwurf" mag hiebei etwas mitgewirkt haben. Die Deutung des Wortes mit „Gimpel" (Schmeller I, 918) dürfte nicht zu halten sein.

Die lesa (mittl. Aischtal), Flurname (Wiesen und Felder), wohl von „Löser", d. i. durch das Los verteilte Grundstücke.

Die liks (zwischen Bockenfeld und Bellershausen; bei Rothenburg o. T.), eine öde Anhöhe (Wald), von ahd. liska, mhd. liske Riedgrad; der Name begegnet auch in Namen wie „an der likse" (Buck), Lixerwäldle (Oberschwaben; Miedel S. 27), ON Lyß (Studer, Schweiz. N.)

aiweadln (Pretzfeld) = einwirren, ineinanderflechten; von mhd. wieren. Die bei Körting, Lat.-rom. Wörterb., für ghirlanda angesetzte Form *wierelen dürfte hiemit erwiesen sein.

Zu Echaten, meistens „Egerten", „Egarten" geschrieben, dessen Ursprung immer noch nicht einwandfrei festgestellt ist, sei auf das irische achadh, mit der Bedeutung campulus, kleines Feld verwiesen.

a stück a(s) vier, d. i. etwa vier Stück (Pretzfeld). Schmeller I 123 führt für das zweite a(s) Formen wie er und ar auf und hält dieses a für eine Zusammenziehung von ihrer = er; das erste a sei als „der" aufzufassen. Auch denkt er an „oder", engl. or bezw. franz. ou „oder", in two or three, deux ou trois. Letzteres erscheint vollständig ausgeschlossen, da dieses „oder" nur zwischen zwei Zahlen vorkommt. Die obige Wendung soll die Zahl nur „ungefähr" angeben, entspricht also eher den franz. Zahlsubstantiven auf — aine, wie une douzaine, quinzaine etwa 12, 15. Es dürfte also a stück a(s) vier aufzufassen sein als: „einige Stück und zwar soviel als vier". „einige" wird gewöhnlich a, z. B. hostara, d. i. hast du einige (fr. en as-tu?); „als" lautet in der Mundart fast immer as. Für diese Erklärung spricht auch die Wendung: zu der ärbat (Arbeit) braucht ma a man as vier, so ungefähr vier Mann; wörtlich einige, mehrere M. und zwar ungefähr soviel als vier.

grona, gröna (Pretzfeld): seufzen, stöhnen (von der Kuh), was auf irgend einen Schmerz schließen läßt; also nicht „murren", wie Schmeller angibt. Das Zeitwort erinnert an das engl. groan mit derselben Bedeutung; beide gehen wohl auf eine alte Nebenform grainan für grînan „greinen" zurück.

Frankenlied.

Von A. Söllner in Ingolstadt a. D.

„Der Freie, Kühne" hieß mein Ahne,
Am Rhein einst seine Hütte stand,
Als edler, tapferer Germane
War er im Völkerbund bekannt.
Drum ruf' ich stolz als echter Frank',
In alle Lande schall' es hin,
Bekenn' es freudig und mit Dank:
„Ich bin ein Franke frei und kühn."

Wo früher starke Markomannen
Und Hermunduren dann gekämpft,
Die kriegerischen Alamannen
Der Römer, Gallier Mut gedämpft,
Dort zog der Franke sieghaft ein,
Die Wenden hielten ihm nicht Stand,
Er tauschte für den Rhein den Main,
Schuf so mein teures Frankenland.

Umrauscht vom Tannengrün der Wälder,
Die Höh'n geschmückt mit Burg und Schloß,
Im Tal die reiche Frucht der Felder,
Der Städte Fleiß und Kunst gar groß,
Am sonn'gen Main der Rebe Gold,
Ein Kleinod birgt der Pegnitz Strand,
Die Mägdelein so lieb und hold,
Wie schön bist du mein Heimatland!

Greif' ich auch gern zum Wanderstabe,
Weil' ich auch fern im fremden Land,
Gehört allein dir bis zum Grabe,
Mein Denken, Fühlen, Herz und Hand,
Allüberall gilt dir mein Gruß,
Du stehst mir fest und treu im Sinn,
Wohin mich tragen mag mein Fuß,
Ich bleib ein Franke frei und kühn.



Kirchweih im Spessart[1].

Von

Valentin Pfeifer, Aschaffenburg.



Die Haupttermine, um welche sich die Kirchweihen des Spessartes gruppieren, sind: Jacobus und Laurentius (Anfangstermine), Michaeli (etwa Mittetermin) und Martini (Schlußtermin). Den Den Ring der Kerbtage schließt meines Wissens das Pfarrdorf Schweinheim (bei Aschaffenburg) mit dem zweiten Sonntag und Montag nach Martin. Bekannt ist, daß manche Fürsten den Versuch machten, die Kirchweihen auf einen Tag zu verlegen. Ein Aschaffenburger Chronist vermeldet: „1789 ist am 15. November zum ersten Mal im ganzen Lande (Kurfürstentum Mainz) nach Verordnung das Kirchweihfest abgehalten worden." Manche Orte wurden dem seitherigen Kerbfesttage untreu und schlossen die Feier an den vom Westen importierten Martinitermin an, wie das Dorf Röllbach (bei Klingenberg), das seine Kirmes früher am Sonntag nach Lukas beging, sie aber nunmehr um Martini feiert.

Wo man die Wurzel zur Kirchweih auch suchen mag, dem Spessarter ist sie eins der liebsten Feste. Müßte er auch sonst manchmal den Hunger fühlen, die Kirchweih steht im Zeichen des Überflusses und zwänge ihn die Suche nach Verdienst jahrüber in die Ferne, zum Kirchweihfest eilt er in den trauten Heimatgrund und feiert im Familienkreise.

Manches Rind und manches Borstentier muß zur Kerbe das Leben lassen, damit lieben Gästen — Freunden und Verwandten — reicher Festbraten winkt. Und am Vorfreitag fängt in den Backöfen das Knistern und Flammen an. Die Bäurin, angetan mit dem roten Leibchen (Untertaille aus Barchent) holt mit dem langstieligen Schießer den gebräunten Kuchen heraus und entledigt ihn der Blech oder Erdenform. Ist er weniger gut geraten, behagt's der Bäckerin nicht, wenn Mannsvolk nach dem Backwerk spionieren geht, und sie kann mit-

[1]) Aus der demnächst erscheinenden Schrift: „Spessarter Volksleben".

unter recht derb werden, was wohl dem Spruch zugrunde liegt: „Wenn die Weibsleut waschen und backen, muß sichs Mannsvolk aus dem Hause packen."

Die letzten Tage rumort der Scheuerkobold in Haus und Hof und fegt Fußboden und Geräte blitzblank.

Am Samstag abend, in anderen Orten erst Sonntag nachmittag, muß die Kirchweih von ihrem jährigen Schlummer erstehen. Da glimmt dann Leben auf in jedem sonst toten Dorfwinkel. Kinder springen wichtigtuend herum, neugierige Köpfe erscheinen an den Fenstern und von Mund zu Mund pflanzt sich die Kunde: „Die Kerb wird abgeholt." Ein Vorreiter sprengt die Gasse herauf. Sein gerötetes Gesicht strahlt vor Stolz und Freude. Die langen Röhrenstiefel leuchten in tiefschwarzem Glanze. Um den Leib sitzt keck der dunkle Frack und das Haupt deckt ein holzsteifer Zylinderhut. Schräg über die Brust streicht die weißblaue Schärpe. Die rechte Hand faßt straff den Zügel, daß das Roß feurig den Kopf emporwirft und die gekämmten Mähnenhaare zu zittern anfangen. Vor und wieder zurück galoppiert der Reitersmann, um zu zeigen, daß er bei der Kavallerie diente. Hinter ihm marschiert die Fußkolonne, zunächst aus einigen Musikanken bestehend, die einen schneidigen Marsch erklingen lassen. Der Fahnenträger schwenkt lustig die bayerische Flagge. Ihm folgen zwei schäkernde Mädchen, eines mit dem „Bund", das andere mit der Flasche Wein auf verzierter Platte. Ein Bursche mit blauer Brille und Buch vergegenwärtigt den Aktuarius. Zu seiner Rechten schreitet der Geometer, ausgestattet mit der Meßlatte, links marschiert der Messungsgehilfe mit Laterne und Hacke. Gaffende Nachläufer beschließen den Zug. Außerhalb des Dorfes wird an einer verabredeten Stelle Halt gemacht. Der Aktuaris stottert eine Rede hervor, die etwa schließt: „In meinem Buche steht geschrieben, daß hundert Meter von hier auf jener Anhöhe die Kerb begraben liegt. Wir wollen sie suchen und aus ihrem Schlaf erwecken. Ich bitte den Geometer, die Vermessung vorzunehmen."

Der Messungsbeamte hantiert eifrig mit seiner Latte und sein Gehilfe leucht gewissenhaft mit der rußigen Ampel, damit der wichtigen Tätigkeit ja kein Fehler unterlaufe. Trotzdem gelingt es erst nach mehreren Versuchen, die Kerb in Gestalt eines Bierfasses zu entdecken. Die Musik spielt einen Tusch und alle Anwesenden weihen der gesichteten Kerb ein begeistertes Hoch. Gleich klopft man dem vollen Faß den Kranen in den Leib und labt sich am schäumenden Inhalt. Vor dem Hause des Bürgermeisters rastet die heimkehrende Schar und überreicht ihm die erwähnte Flasche Rebensaft.

Früher grub man statt des Fasses eine Weinflasche aus und trug sie mit Bändern geschmückt durchs Dorf. In mehreren Orten unweit der Stadt Hanau versteckten einige gemeinsam erwählte Burschen vier Wochen vor der Kerb eine Flasche Wein, die unter Scherz und Hallo am Kirchweihsamstag gesucht wurde. Jene Burschen aber mußten Ehre und Vergnügen mit einem Hektoliter Bier entgelten. In Bieber (Kreis Gelnhausen) holen am Kerbsamstag die bei der Musterung „gezogenen" Burschen einen 20—25 m langen Fichtenstamm und schaffen ihn in die Mitte des Dorfes. Jedes Tanzmädchen knüpft nun ein farbenes

Taschentuch an den grünen Wipfel; unterläßt aber eines diese alle Sitte, kann es Sonntags als „Mauerblümchen" trauern; denn kein Bursche dürfte ihm eine „Tour" gönnen, da altes Herkommen verachtet ward. Ist der Baum geschmückt, eifern jung und alt ihn aufzurichten. Wie alle Gesichter voll tausend Freudenfunken blitzen, welcher Jubel unwillkürlich aus den Herzen bricht, wenn das Wahrzeichen des Festes sich erhebt und sein geschmücktes Haupt stolz in die Lüfte reckt! Burschen nnd Mädchen tanzen dreimal um den Kerbbaum und begeben sich hernach in geschlossenem Zuge zum Gasthaus.

In Flörsbach (Nordspessart) eröffnet ein Reigen um die Kirchenlinde den offiziellen Tanz.

Der deutsche Festbaum darf überhaupt nicht fehlen am Kirmesfeste; zu Lützelhausen wird er unter Musikklängen vom Walde geholt, in Rück (Elsavatal) ragt er hoch über den Wirtshausgiebel hinweg, wenigstens aber postieren sich in den meisten Orten zwei schlanke Fichtchen am Eingang der Wirtschaft und wehen ihre bunten Bänder dem Besucher entgegen.

Noch verschiedene charakteristische Kirchweihbräuche haben sich mit erstaunlicher Zähigkeit in die Gegenwart gerettet.

Wer durch die schon genannte Marktgemeinde Bieber wandert, gewahrt nächst dem Kriegerdenkmal hoch an einer Scheunenwand das „Kerbleible". Dies ist ein breiter Tuchlappen, der wieder aus vielen aneinandergenähten Einzelfleckchen besteht. Es zeigt in dicken Lettern den Spruch: „Hoch lebe die Kerb". Unten baumeln zwei, drei lange Bänder — und Tannenzweige, von Gold- und Silberflitter umzittert, rahmen das Leible ein. Unter allgemeiner Beteiligung der Ortsbewohner wird es am Kirwesonntag angeschlagen und bleibt bis zur nächstjährigen Kirchweih hängen. Alle tanzlustigen Mädchen geben einen „Fleck" zum Leible und nähen ihn selber an, weil es eine Ehre bedeutet, das Kerbleible mitgefertigt zu haben.

Im gleichen Ort bewegt sich Sonntags ein flotter Zug von Burschen und Mädchen zur Wohnung des Amtsrichters. Derselbe erhält eine Flasche Wein und die Frau Amtsrichter spendet als Gegengeschenk einen mächtigen Kuchen. Hauptperson aber ist heute die Richtersmagd. In weißem Kleide und mit dem Riesenkuchen erwartet sie vor der Schwelle den Zug und wird von zwei Kerbburschen — die in Frack, weißer Weste und Zylinder glänzen — abgeholt und begleitet. Man marschiert zum Kerbbaum, tanzt einigemale darum und eilt von hier zum Tanzboden, um eifrigst Terpsichoren zu huldigen. Jeder Jüngling ist verpflichtet, während der drei ersten Touren einige Takte der „Ehrendame" zu widmen.

Auch das sogenannte „Spießstechen" wird im Marktdorfe Bieber noch gepflegt. An einer Stange hängt — von einem bunten Sacktuch verhüllt — die leere Bowle; der Bursche klopft damit ans Wirtshausfenster und läßt sie sich mit Branntwein füllen. Ähnliche Sitte herrschte bis jüngst zu Geißlitz. Hier brachten die Musikanten am Kerwemontag jedem Bauern ein Ständchen; drei Burschen heimsten den Lohn ein. Einer trug den Spieß, in welchen der Bauer

Speck und Dörrfleisch steckte; der zweite hatte auf dem Rücken eine Kötze, darein kam der geschenkte Kuchen, und der dritte Bursche langte den Henkelkorb hin, welcher mit Eiern gefüllt wurde. Diese wurden im Wirthaus mit Speck gebacken und von Burschen und Musikanten vereint gegessen.

In der Vergangenheit waren die Kerbburschen — der erfahrene Montanus[1]) nennt sie Gelagsjünglinge — weit mehr als jetzt darauf bedacht, daß das Fest den gewohnten, fröhlichen Verlauf nahm. Sie erhielten die herkömmlichen Bräuche lebendig, luden die Beamten des Dorfes besonders ein und versahen die Rolle des Balletmeisters, indem sie Beginn und Schluß des Tanzes, sowie die Solotouren bekannt gaben. Will Lorenz[2]) erzählt in der kurzen Abhandlung: Eine Spessarter Kirchweih, folgendes: „Nach dem (sonntäglichen) Gottesdienste teilen sich die schlanken Burschen des Dorfes mit ihren schmucken Mädchen in zwei Gruppen. Die eine, mit der Musik voran, zieht ins Pfarrhaus, um den geistlichen Herrn zur Kirta einzuladen, die andere begibt sich zum Forsthause. Voran tritt ein hübscher Bursche im Braterrocke und mit gravitätischer Miene trägt er den hochaufgegangenen braunen Kerbkuchen, der mit Rosmarin und bunten seidenen Bändern geschmückt ist. Der Bursche macht auch hier seine Einladung zur Kirchweih. Dann wird die muntere Schar mit Wein, Bier und Kuchen bedacht und ein Tänzchen im Wohnzimmer des alten Oberförsters schließt die Einladung."

Zu Laudenbach (Kahlgrund) war's bis in die neuesten Jahre üblich, daß am Festsonntag abend um sieben Uhr ein Bursche mit schallender Stimme Tanzpause ankündigte. Die Mädchen stellten sich in Reihen auf, es schlossen sich die Burschen an und diesen die Musikanten. Dann ging's im Taktschritt bei Trompetenklang durchs's Dorf und bald hier, bald da verließ ein Mädchen die Reihe, um ins Elternhaus zu schlüpfen und geschwind das Abendessen zu richten. So wurde jedes Mädchen von Kerbburschen und Musikanken heimgeleitet, wohnte es auch im allerletzten Hause. Nach dem Essen zogen die Burschen neuerdings aus, die Mädels zum weiteren Tanz zu holen. Eine Jungfer nach der anderen reihte sich ein, bis der Zug wieder vollzählig am Wirtshaus angelangte.

Die beliebtesten Tänze sind zurzeit Walzer, Rheinländer und Polkamazurka (vom Volk „Schnicker" geheißen). Im Hintergrunde trauern nunmehr der Kreuzpolka (mit dem Text: Siehste net, da kommt er, usw.) und die sogenannte „Gemütlichkeit", welche Tanzarten früher den Saal beherrschten. Die Mode hat dafür einem Fremdling, der Francaise, den ländlichen Tanzboden geöffnet, sie muß sich aber mannigfachen Änderungen unterwerfen und die vornehme Gehweise wird durch Hüpfen und Drehen bunter und übermütiger gestaltet.

Den Schluß des Tanzabendes bildet meist der Galopp; hiezu nimmt das Paar einen Anlauf von einer Ecke des Saales zur anderen und wirbelt dann, bis der keuchende Atem zum Stillstehen mahnt.

---

[1]) Die deutschen Feste.

[2]) Sagen, Märchen und Erinnerungen aus dem Spessart.

Nicht selten treten auch altfränkische Tänze auf den Plan, wie z. B. der Kissentanz. Burschen und Mädchen bilden einen Kreis. Darinnen dreht sich eine Jungfer — mit einem Kissen in den Händen — nach den Weisen des Fiedelbogens. Sie wirft des Kissen einem Burschen zu, der nun auch den Kreis tritt. Beide knien aufs Polster erheben sich[1]) und tanzen einige Takte miteinander. Jetzt verläßt das Mädchen den Spielraum, während der Bursche allein weitertanzt und das Kissen in die Hand eines andern Mädels schickt. Dies begibt sich in die Kreiskette und wirft das Kissen wiederum einem Burschen zu. So verläuft der Kissentanz, bis der Kreis zu klein geworden ist, d. h., ein Kreisbilden nicht mehr möglich ist. Dann erscheint jemand mit dem Besen, die Übriggebliebenen „hinauszukehren". Wer sich keinem schallenden Gelächter aussetzen will, stiebt eiligst davon, wenn er das Birkenreisig erspäht.

Auch der Spiegeltanz wird manchesmal noch aufgeführt. Ein Mädchen sitzt auf dem Stuhle und hält vor fich einen großen Wandspiegel. Um die Sitzende bewegen sich ringelreihenartig Tänzer und Tänzerinnen. Der eine und der andere Bursche nähert sich der Jungfer und blickt hinter ihrem Rücken in den Spiegel. Entweder nickt nun die Jungfrau, zum Zeichen, daß ihr der Bursche als Tänzer willkommen ist, oder sie schüttelt den Kopf und die „Abfuhr" wird natürlich mit Lachen quttiert.

An die Zeit des ehemaligen Vieheintriebes erinnert der Hammeltanz. Die Ortsjunggesellen steuern zusammen und erstehen einen Hammel, während die Mädchen einen Schal stiften. Mit diesem zugedeckt und mit farbigen Bändern (Schlippchen) an Hals und Kopf geziert wird der Hammel wie im Triumph durchs Dorf und in den Tanzsaal geführt. Ein Paar nach dem andern tanzt um das Tier und ein Bursche hält die brennende Wachskerze, in die ein Geldstück gedrückt ist. Die Flamme zehrt allmählich das Wachs bis zur Stelle herunter, wo die Münze eingeklemmt ist, dann klingt diese zu Boden. Das Paar, welches sich gerade nm den Hammel dreht, hat denselben gewonnen. Der Bursche ist glücklicher Besitzer des Preistieres und sein Tanzmädchen bekommt den bunten Schal. In Gegenden ohne Schafzucht können die Burschen oft keinen Hammel auftreiben. Da tanzen sie auf freier Wiese um einen großen Kuchen, welcher alsdann ins Wirtshaus „heimgespielt" wird (Rück bei Obernburg).

Auf dem Zollberg (bei Gemünden) sah ich vor mehreren Jahren den Hahnentanz. An der Decke des Tanzsaales war die Kirmeskrone befestigt. Die Musik blies zum Tanze, das junge Volk schwang lustig die Beine und suchte dabei recht oft unter der Kirmeskrone vorüberzukommen. Die ließ man nämlich im größten Tumulte herunterfallen und wen sie traf, der ward mit einem lebenden Hahne bedacht.

Manchmal werden auch schon gebratene Hähne ertanzt oder verlost. Jeden Gewinn pflegt man natürlich eigens zu begießen. Ja, „trinken", steht überhaupt noch mit gewaltiger Schrift auf dem Kirchweihprogramm des Spessarters. Gar

[1]) Nach der Aussage älterer Leute hat sich früher das Paar nach dem Erheben geküßt.

mancher scharrt monatelang zusammen, um das Ersparnis an der Kerb „flüssig“ zu machen. Und doch ist das heutige Kerbgelage ein Schatten dessen in früherer Zeit. Da schlürfte man literweise das Rebenblut.

Zu Sommerau (bei Klingenberg) wurde vor fünfzig Jahren noch die Kirchweih acht Tage zuvor „angetrunken“ und acht Tage nach der Nachkerb wieder „abgetrunken“, ein Zeugnis, daß ehemals die Kerb geradezu eine Festzeit gewesen.

Gegenwärtig noch jubelt der Bursche in bier- und weinseliger Stimmung: „Heut is Kerb un morge is Kerb und die ganze Woche“ und fügt ehrlich hinzu: „Un wenn der liebe Sonntag kommt hawe mer nix zu koche wie Sauerkraut un Knoche“. Nach dem Berichte mehrerer Forscher kamen früher am Kirmesmittwoch die Ehemänner an die Reihe als Festordner und trieben es zuweilen noch toller als die Jünglinge. Nunmehr aber genießen sie stillvergnügt ihren Trunk, ohne sich viel am Kirmestrubel zu beteiligen. Zumeist gewährt man ihnen beim Tanze noch einige Extratouren, die teuer bezahlt werden müssen.

Einst tanzten die Spessarter Mädchen und Burschen hemdärmelig, jene mit weißleinen Leibchen und kreuzweise gebundenem, dreizipfeligen Brusttuch, diese mit feinleinenen Hemden und reichbestickten Straminhosenträgern — heute freilich haben sich längst die helle Batistbluse und die weiße Weste unter die ländliche Tanzkleidung gedrängt.

Die Nachkirchweih ist nur ein recht schwaches Abbild der Hauptkerwe. Man ist festmüde, schon weil der Geldbeutel runzelig geworden. Um Mitternacht wird die Kerb als Weinflasche verkleidet zu einjährigem Schlafe in die Erde versenkt. Ein mißstimmiges Heulkonzert, zu dem man auf alten Gießkannen oder mit Blechdeckeln den Takt schlägt, durchbricht die nächtliche Stille.

Nüchterner Werkeltag mit schwerer Arbeit füllt nun wieder größtenteils das Leben des Spessarters, aber fröhliche Kirmeserinnerungen leuchten ermunternd in des Alltags Grau.





Zwei Stammbuchblätter von Carl Ludwig Sand.

Von
Kreisarchivassessor **Paul Glück** in Würzburg.

n den Jugendstammbüchern des Erlanger Juristen Christian Carl Glück (1791—1867) finden sich zwei Blätter des Burschenschafters Sand aus Wunsiedel, der durch die Ermordung Kotzebues bekannt wurde. Christian Carl Glück war der älteste Sohn des Pandektisten Christian Friedrich Glück. Als Student gehörte er dem Erlanger Corps Baruthia an; als junger Corpsphilister nahm er 1817 am Burschenfeste auf der Wartburg teil. Später trat er als Jurist, Dichter und Sammler hervor, auch gehörte er 1848 dem Frankfurter Parlament an.

Unter den vielen Stammbucheinträgen rühren zahlreiche von Angehörigen der Erlanger Corps Onoldia und Baruthia her.

Die jahrelange, zwischen Sand und Glück bestehende Freundschaft spricht aus den zwei folgenden Blättern; das erste hiervon stammt aus dem Jahre 1814 und lautet:

Plus ultra!!

„Wirke, Freund, weil es Tag ist! —
Ein zartes Gemüthe und wackere
Kräfte hat Dir der Allvater nur dazu
verliehen, um beyde zu bilden, und sie
der M e n s c h h e i t zu weihen.

Vater, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!
Gott, ich erkenne dich!
Vater, du segne mich!
Vater, ich preise dich!
Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Alles Irdische kann
und möge dir nur erstrebenswerth seyn, so
ferne es der Spiegel oder
das Organ von etwas
Höherem, Geistigem, von
etwas Gutem und
Bleibendem ist.

Regensburg am 3ten Septbr.
des wichtigen Jahrs, 1814.
Lebe wohl!

Dein Freund, Bruder und Sodalis
Carl Sand aus Wunsiedel.
Einige Tage vor meiner Abreise".

Das zweite Albumblatt zeigt das Bild der Wartburg und ist eng beschrieben mit den Einträgen:

„Denke hiebey an einen deiner Teutschen Brüder Karl Ludwig Sand, der Gottesgelahrtheit Beflissenen aus Wunsiedel im Fichtelgebirge. Jena den 12. 1. 1818."

Auf dem linken Rande steht:

„Es sey dies Blatt ein Pfand für Gastrecht für Kinder und Kindeskinder."

Auf der Rückseite steht:

„Die Teutsche Sache ist es, die uns beyde in ein redliches Freundesverhältniß zusammengeführt hat, und ihr wollen wir dadurch unsere Erkenntlichkeit hierüber an den Tag legen, daß wir nie aufhören, in ihr und für sie zu leben. – Ein Land haben wir über 12000 □ M. groß, fruchtbar, doch mehr für die Bedürfnisse, als für die Wohllüste des Lebens, und gerade im gesunden Mittel zwischen starrer und schmelzender Witterung. Dazu haben wir auch ein Volk, stark für Arbeit und Genuß; fühlend für das Schöne, glücklich in Erforschung des Wahren und Vollziehung jegliches Edlen und Großen; ein Volk, verständig, beharrlich, gehorsam; aber auch warm beym Namen der Freyheit und werth, sie zu genießen; – Ein Volk, zu Allem geschickt, wenn ihm der Stolz nicht fehlt, frey aus sich selbst, und ohne Nachahmung — Teutsch zu seyn.

Diese Mahnung unseres wackeren Jos. Müllers wollen wir beherzigen und unser Volksthum nicht wieder vergessen und verscherzen wie unsere Alten. —

Die Anwendung dieses Hauptsatzes in unserer Geschichte auf das Burschenleben; unser Streben und Wirken für die Burschenschaftssache brachte uns noch inniger zusammen und Dank Dir, daß Du als schon übergetreten in's wirkliche Leben für's Volk, dennoch auch noch so viel thatest für die Sache Deiner jüngeren Teutschen Brüder!

Wir haben aber auch Folgen von dieser Sache gesehen; wir sind von Gott mit Freude beschenkt worden; auf der Wartburg, von wo aus Luther uns vor 300 Jahren die reine Christuslehre brachte, uns zu Christen zu machen suchte, und so vieles für unser Volksthum that, — da sahen wir am 18ten des Siegesmonds 1817 den hellen Tag einer einmaligen Vereinigung Teutscher Jünglinge aus allen Gauen zu Einem Volke!

Denke hiebei an einen deiner Teutschen Brüder Karl Ludwig Sand, der Gottesgelahrtheit Beflissenen aus Wunsiedel im Fichtelgebirge.

Jena den 12. 1. 1818."



Von elbischen Wesen in Franken.

Von
K. Spiegel.

Aus Niedernberg (B.-A. Obernburg am Main) erhielt Herr Lehrer Haupt in Feldkahl von einem Jugendfreund, dem Herrn Ed. Klement, auf eine Anfrage wegen Ameditchen, unter welchem Namen im II. Band der „Sagen aus dem Spessart" (herausggeben von Joh. Schober, Aschaffenburg 1912) eine Art Hausgeister verstanden ist, u. a. folgende Mitteilung: „Wichtelmännchen haben hier auch die Bezeichnung: Kornmännchen, Haaremännchen, auch Haarebözchen. Die Alten glaubten, daß sich solche kleine Männchen von Pfingsten bis zur Ernte in der hohen Kornflur aufhalten und den Leuten nachstellen und sie irreführen usw. – – Die Frage soll den Fachleuten zu lösen überlassen bleiben, ob das Bestimmungswort „Haare[n?]" hier den Flachs (= Haar, er wurde früher in N. gebaut) bedeutet oder ob es die Bedeutung „wild" als einer Ab-

splitterung des Begriffes „Heer" enthält (vgl. Haarsale = Salweide in Eichenbühl bei Miltenberg, soviel als wilde, unbrauchbare Weide – Waldweide?). Das Wort Haar oder Hahr, Har kommt auch in Flurnamen vor, z. B. in Birkenfeld b. M. „Harloch", ein Feldstück an der Remlinger Straße neben einem Wäldchen (Augensee „Aaghesea"), dabei die Abteilung „Hexenbaum" (vgl. Grimm, D. M. 1854, S. 59). – Von den Kornmännchen wird selten erzählt, s. Wuttke, D. Volksaberglauben (1900), 52.–

Der Name **Ameditchen** aus der Spessarter Gegend bei Aschaffenburg gehört noch näher untersucht. Er soll kleine Hausgeister bedeuten, was aber fraglich ist. Nach Erknndigungen, die H. Klement einzog, bedeutet Ameditchen in Sulzbach am Main, gegenüber von Niedernberg, soviel als Taufpatin. Die Patin heißt im Spessart, in Main- und Odenwaldorten Gaut, Got, Get, auch Daut, Dot, Det, davon Getchen, Gitchen und Ditchen. Besonders die Hebamme ist als stellvertretende Patin (Vizepatin) bei den Kindern das „Amegetchen" und „Ameditchen" (orthographisch: Amme-) und führt in der Verallgemeinerung die Namen: Ammebäschen, Ammegetchen, Ammeditchen.

In Unterfranken hat man die auch sonst bekannte Bezeichnung Buz (gedehnt) für ein ursprünglich kleines schreckendes Wesen. Zu ihr gehören die Ausdrücke: Buz (schreckende Gestalt, zu Würzburg um etwa 1875 ein Modewort für den Schutzmann), Hullabuz (bei Schweinfurt, von der Einhüllung so genannt), in der Milch verbuzt (in der Jugend verkümmert, durch schlechte oder mangelnde Nahrung schwach und unansehnlich geblieben), bözen, gebözt (Schrecken eingejagt), dann auch die Lockrufe: Butzerle! Buzi!

Welche sprachliche Beziehung dem in Unterfranken auftretenden Familiennamen **Elflein** zukommt, ist noch nicht bekannt.



Wie Müller Dick krank wird und wie er sich kuriert.

Nach seiner eigenen Erzählung.

Von A. Rey-München.

„Wie i kla g'west bin, hob i emoel oebeds mi ins Bett falle lasse wölle. D Bettflasche is z' Kopfet g'stanne und i hob men Koupf uff'n Gwind aufg'haut, daß i drei Tog gichrie hob. Etz hewwe's 'n Dokter Magister Weiß g'holt. In Sessel hob i mi neisetze müeße; g'flannt hob i nit, ober annersch is mer doch wore, wie die zwa ihr Messer und Woer aufbrat hewwe. Die

alt Schmiedi, die Wogneri, die Wirti san doe gwest und hewwe den Dokter sou weit broacht, daß er nix gschniete hat, wenn er gleich immer g'sogt hat, daß a Bluetvergifting derzue kumet. Zuletzt hat er: „Dummi Weiber!" gschrie und is fort. Nach san die her und hewwe dös Louch in mein Koupf mit Erdöil ausgwasche und Spinnweib draufg'leigt und drei Vaterunser derzue g'sogt. Wie der Dokter mein Vatter widder g,sehge hat, hat er'n g'fröegt: „No – Euer Bub hat halt sterbee müßen!" „Naa, Herr Dokter, dös wird e Fetzekerl!" hat mei Vatter g'sogt.

Mit 24 Joer hob i mei etzie Fra g'heiert, e festi, aber e wenge strammi. Immer hats ere nit recht paßt, wenn i e weng länger in Wirtshaus bliebe bin. No ja – wies halt in Gschäft hergäeht – innemoel! Emoel kumm i späet ham, schlögts halt en sette Fetzekrawall auf, daß i, wie i scho auszouge woer, widder zun Kafenetle naus 'n Tenne gange bin. Bin ober noni röcht dauße g'west, hat scho mei Fra hinner mir die Stubestür zueg'riegelt. Hemedi, wie i woer, hat's mi halt dumm g'froere; wos i kennt und g'wißt hob, hob i an die Tür noebumbert. Mei Fra hat toene, als häeret sie nix. Noe hab i schei'shalber an der Mad ihr Tür klopft, – noe hat mei Fra die Stubbestür g'schwind aufg'macht. In mein lüftin G'wand hat's mi ober sou g'froere g'hot, daß i e Trumm Blinddarmentzünding g'fangt hob! Noe hat mei Fra 'n Dokter g'holt, der hat g'sogt, i söll a Flasche Bitterwasser uff dreimoel trinke. J hob's uff zwamoel trunke. — nix hats gholfe. „Nun trinken Sie eine Flasche auf zweimal", hat der Dokter gsogt. J hobs ober uff amoel trunke. Nach hat's g'rumpelt in mein Bauch! G'rumpelt und töibt, daß 'n Dokter widder g'holt hewwe: „Eine Leiche könnten Sie sein!" schrie der — ober g'holfe hat mer mei Rezept doch! — Später emoel hob i a Halsg'schwär kriegt. „J derstick!" hob i zun Dokter g'sogt. „Sie ersticken nicht", hat der g'sogt und hat g'lacht. Nachts is der Schmerz hat dumm arg wore, doe hab i warm's Wasser nei d' Klystierspritze toene lasse, und hob halt, wos i kennt und g'wißt hob, mit der Spritze warm's Wasser in mein Hals neig'ärbet. Und aufg'foere is dös G'schwär! Ja — sei bester Dokter is mer halt immer selber!"

Gedächtnishain!

Sei stolz, mein Deutschland, deine sieggewohnten Heere
Sie sind dein sich'rer Schutz, und deine starke Wehre
Gen Tücke, Habgier, Rachsucht, arge List.
Mag eine Welt in Waffen dich bedräuen
Du brauchst den Kampf mit deinen Neidern nicht zu scheuen,
Weil du im Recht und unbesiegbar bist.
Sieg künden die Glocken von Turm zu Turm
Am eisernen Willen scheitert der Sturm
Der lüsternen gierigen Meute.
Laß sie zum Frevel die Völker dingen,
Deine Kraft wird nur größer beim blutigen Ringen,
Sie harren vergebens der Beute.
Wohl fallen die Opfer, in großer Zahl
Wie Blüten im Mai, auf blutiger Wal;
Doch der Preis ist hoch und die Saat gedeiht.
Nun rüste dich Deutschland, deine Helden zu ehren,
Die den Zoll gezahlt, deine Größe zu mehren,
Die jauchzend dir Blut und Leben geweiht.
Ihr sollt nicht, wie vordem Türme bauen,
Es wäre ein Raub an Deutschlands Frauen
An all den Witwen und Waisen im Land.
Brot sollt ihr den Armen — nicht Steine geben.
Die Schwachen stützen durchs ganze Leben
Mit helfender, sorgender Hand.

Nicht Steine — kein Denkmal, mir will's nicht behagen,
Viel würdiger wär's wie in Urväter Tagen,
Das Gedächtnis zu pflegen im Eichenhain.
Es fehlt nicht an Eichen — es fehlt nicht an Raum
Für jeden der Toten — ein Eichenbaum!
Dort kann man zum Beten die Hände falten,
Mit all den Entschlafenen Zwiesprache halten
In innigem trautem Verein.
Sie starben für uns, für den heimischen Herd,
Drum sei auch der Dank dieses Opfer wert.
Unsern Helden ein Eichenhain! —
Die Farbe der Hoffnung, das Eichenkleid
Den heiligen Raum durch die Liebe geweiht
So will es das Rechte mir scheinen.
Keine trotzigen Türme — kein prahlender Stein,
Im heiligen traulichen Eichenhain
Soll die Liebe um die Toten weinen.

Erich Hak.



Büchertisch.

I. Besprechungen.

Altfränkische Bilder 1915. Mit erläuterndem Text von Professor Dr. Th. Henner, Würzburg. Verlag der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg. Preis Mk. 1.—.

Mit dem vorliegenden Jahrgange tritt der rühmlichst bekannte Kunstkalender in das dritte Jahrzehnt seines Erscheines ein. Der einundzwanzigste Jahrgang bringt zunächst einen größeren Artikel über Gößweinstein, der sich zugleich über die Fränkische Schweiz und deren Charakter im allgemeinen verbreitet. Weiter sind darin behandelt ein schönes interessantes Grabdenkmal des Grafen Philipp von Rieneck und dessen Gemahlin in der Kirche zu Grünsfeld in Baden; Charlotte von Kalb, die Freundin Schillers; zwei Bilder aus der Neumünsterkirche in Würzburg; Bilder aus Bamberg.

Der Umschlag bringt die farbenprächtigen Wiedergabe eines Altargemäldes von Oswald Onghers im Würzburger Dom, und auf der Rückseite eines der feinen in Erz ausgeführten Epitaphien in der gleichen Kirche, das des Domdechant Veit Gottfried von Wernau.

Wiederum sind die altfränkischen Bilder dank ihrem Herausgeber, Professor Dr. Henner, und bei der vorzüglichen Ausstattung eine bedeutsame Gabe zur heimischen Kunstgeschichte, deren Förderung auch in schwersten Zeiten nicht aussetzen darf. Sagt doch das Kalendervorwort sehr mit Recht: nicht minder schlimm als Krieg und feindliche Gewalt bedroht die Kunstveste der Vergangenheit Unverstand und mangelnder Kunstsinn. Wir wünschen dem Kalender viele neue Freunde.

H. W.

Heimatgeschichte des Städtchens Gräfenberg. Von Hans Baubuch, Magistratsbeamter in Nürnberg. Verlag der Friedrich Korn'schen Buchhandlung, Nürnberg. 107 S.

Die Schicksale des Städtchens Gräfenberg in der fränkischen Schweiz sind von dem Verfasser in erster Linie für die Einwohnerschaft der Stadt selbst geschildert. Zahlreiche eingestreute Sagen und die stete Betonung der Beziehungen zwischen den geschichtlichen Ereignissen, die sich an die Ortschaft knüpfen, und den Vorgängen der allgemeinen Landesgeschichte machen das Schriftchen aber auch in der weiteren Umgebung und für Besucher der fränkischen Schweiz lesenswert. Die Kulturgeschichte ist eingehend berücksichtigt, die wirtschaftliche Entwicklung bis in die neueste Zeit herauf gezeichnet. Die beigedruckten Ortsbilder aus verschiedenen Jahrhunderten sind trotz ihrer geringen Größe eine schätzenswerte Beigabe.

Eine Gliederung in Abschnitte statt der vollständig in der Zeitfolge durchlaufenden Darstellung oder wenigstens eine kurze Kennzeichnung des Inhalts jeder Seite als Kopfzeile würden die Übersichtlichkeit fördern und die Anlegung eines Inhaltsverzeichnisses ermöglichen.

August Eichelsbacher.

Leo Weismantel. Die Haßbergerge (mit 1 Karte). Würzburg. Preis Mk. 1.– Perschmann 1914.

Als Führer und Handbuch gedacht führt das Büchlein in wirklich erschöpfender Weise durch dieses wenig gekannte Gebiet Frankens. Der Verfasser hat in gründlicher Forscherarbeit eine so intime Kenntnis von Land und Leuten, von Gegenwart und Vergangenheit, daß wir in dem erschöpfend angelegten Ortsverzeichnis eine sehr lebendige Vorstellung von den Haßbergen gewinnen. Auf Grund praktischer Erfahrung ist der beigefügte Wanderplan ausgeführt. — H. W.

August Sieghardt. 1. Die ehemalige Bergfestung Rottenberg. Sulzbach 1914. 2. Burgruine Wildenfels bei Hilpoltstein. Sulzbach 1913.

Zwei alte Burgen des fränkischen Jura werden uns von dem als Burgenforscher bekannten Verfasser in ihren wechselvollen Schicksalen vorgeführt. H. W.

Hermann Hesse. Musik des Einsamen. Neue Gedichte. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. In Leinwand geb. Mk. 1.–, in Leder geb. Mk. 2.50.

Hermann Hesse hat einen kleinen Band Gedichte erscheinen lassen, und der alte unverfälschte Ton ist darin verstärkt. Hermann Hesse ist im Kern seiner Kunst Lyriker. Die Literaturgeschichte wird dereinst erkennen, daß die Linie, die von Goethe zu Mörike führt, eine stille und eigenartige Fortsetzung in Hermann Hesse hat. — In der mühelosen Sprachgewalt und in dem feinsten Erhorchen aller Klangfarbe, die die deutsche Sprache hat, wird Hesse von keinem neuerem Dichter übertroffen. Wer ihm lauscht, der empfindet in der Tat eine Stimmung wie sie fast nur Musik hervorzubringen vermag. Wer Hesse den Dichter ganz kennen lernen will, wem er in seinem seitherigen künstlerischen Schaffen etwas geworden ist, der kann zur Ergänzung dieses Bildes nicht an diesem neuen vollwertigen Bändchen vorübergehen.

Heydenreich, Eduard. Handbuch der praktischen Genealogie. Leipzig 1914. 2 Bde. Mk. 24.–.

Eine Reihe unserer hervorragendsten Fachgelehrten hat sich zur Herausgabe dieses in seiner Art einzig dastehenden Werkes vereint.

Die Literatur über die Quellen und Hilfsmittel, die der Familiengeschichtsforscher benutzen muß, ist selbst unter Benutzung der modernen bibliographischen Hilfsmittel und Jahresberichte nur schwer zu übersehen. Selbst der Historiker vom Fach muß bei genealogischen, heraldischen und verwandten Spezialuntersuchungen auch bei einem nach Zeit und Ort begrenzten Arbeitsfeld oft viel Zeit und Mühe aufwenden, um bei seinen Nachforschungen zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen. Dazu kommt, daß die Familiengeschichte aufs engste mit der Orts- und Landesgeschichte

verknüpft ist. Wer nicht jahrelange historische Studien getrieben hat, wird die einschlagenden Quellen oft nicht zu finden wissen. Noch weniger wird er in der Lage sein, sie richtig abschätzen und einwandfrei verwerten zu können.

Eine so dringend nötige Quellenkunde bis zum Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes Es gab nur eine Masse weit zerstreuter Spezialuntersuchungen. Über alle diese Arbeiten, soweit sie irgendwie für familiengeschichtliche Zwecke in Betracht kommen, wird das „Handbuch der praktischen Genealogie" orientieren. Insbesondere auch derjenige, der fern von einer größeren Bibliothek die Geschichte einer Familie verfolgen will, wird aus dem Werke erkennen, welche Bücher und archivalischen Hilfsmittel er braucht. Auch diejenigen Institute, welche die familiengeschichtlichen Quellen und Hilfsmittel verwahren, brauchen ein derartiges Buch, insbesondere Bibliotheken, Archive und Museen.

Da obendrein das „Handbuch der praktischen Genealogie" eine Fülle kulturgeschichtlichen Stoffes verwertet und darbietet, so sei es auch allen denen, die, ohne selbstständige Forschungen anzustellen, an einer guten historischen Darstellung ihre Freude haben, empfohlen.

Der Mainbote von Oberfranken. Jahrgang 1911 bis 1913. Lichtenfels. Je 50 Pfg.

Die beiden letzte Ausgaben dieses sehr verdienstvollen Unternehmens sind schon von Professor Beck in unserer Zeitschrift gewürdigt worden. Es soll hier aber auch auf die ersten Jahrgänge hingewiesen werden, da der Kalender durch seine trefflichen Beiträge aus allen Gebieten fränkischer Volkskunde und oberfränkischer Lokalgeschichte nie veraltet, dazu trägt natürlich noch besonders L. R. Spitzenpfeils Buchschmuck bei.

Aus 1911 sei auf Hermann: Fischereiverhältnisse in Oberfranken hingewiesen. Der Aufsatz findet seine Fortsetzung in den nächsten Jahrgängen.

Jahrgang 1912. Freiherr von Guttenberg: Feste und Schloß Borghaig. Freiherr von Waldenfels: Geschichte von Pegnitz. Flessar: Über den Tod des russischen Generalfeldzeugmeisters Fürst Repenin in Ebensfeld.

Jahrgang 1913. Finzel: Totentanz zu St. Michael in Bamberg. Köhl: Aus dem Frankenwaldmuseum. Freiherr von Guttenberg: Eine alte Dorfordnung (Melkendorf). Schmitz: Heimische Bauweise.

2. Zeitschriften-Schau.

Familiengeschichtliche Blätter. 12. Jahrgang. Leipzig 1914.

Heft 2. Wecken: Die archivalische Forschung des Familiengeschichtsschreibers.
Heft 4. Schacht: Die Bewertung genealogischer Personaldaten.
Heft 5. Heydenreich: Das Grabrelief der Holzschur am südlichen Seitenschiff der Sebalduskirche in Nürnberg. Der Verfasser weist nach, wie hier einmal nur die genealogische Seite des Kunstwerks die Entstehungszeit genau festlegen kann.
Heft 10. Münch: Über die familiengeschichtliche Literatur in der Schweiz.
Heft 11/12. Heydenreich: Häuserchronik und Familiengeschichte.

Das Bayerland. 26. Jahrgang. München 1914—15.

Heft 3/4. G. Mader: Von schwäbischer Volkstracht (mit 9 Bildern).
Heft 5/6. Georg Hörner: Kugelsiegen und ähnliche Künste. Urff: Ruine Osterburg bei Bischofsheim v. d. Röhn.
Heft 11/12. G. Mader: Ländliche Winterabendbeschäftigung von ehedem. Apfelbacken: Verhänisvoller Widerstand des Marktes Karbach gegen die Franzosen 1796.

Bayreuther Blätter. 37. Jahrgang 1914.

Diese deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners bringt in Heft 10/12 die beiden prächtigen Aufsätze des Engländers Houston Stewart Chamberlain: Deutsche Friedensliebe. — Die deutsche Sprache. (Jetzt auch mit anderen in Houston Stewart Chamberlains Kriegsaufsätzen bei F. Bruckmann, München erschienen. Der Herausgeber Hans von Wolzogen spricht treffend über Krieg und Kunst. Anton Hackmann: Goethes musikalisches Leben.

Bayerischer Heimatschutz. 12. Jahrgang 1914. München.

Heft 11/12. Hans Grässel: Ehrenbegräbnisse und Gedenktafeln für unsere tapferen Soldaten. (mit Abb.) — Feldpostbriefe.

Bayerische Hefte für Volkskunde. 2. Jahrgang 1915 München.

Heft 1. Die Hefte sind wie die Zeitschrift Bayerischer Heimatschutz Organ des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde und unter Leitung von Friedrich von der Leyen und Adolf Spamer nach beiden Richtungen regsam und bedeutsam tätig. Das vorliegende Heft beschäftigt sich mit den Beziehungen von Volkskunst und Volkskunde zum Krieg und fordert so schnell und umfassend wie irgend möglich alle Äußerungen des Volkslebens zu sammeln und dem Archiv des Vereins zur Verfügung zu stellen. Kommt doch gerade in diesen tief erregten Zeiten unendlich viel uralte Überlieferung — wenn auch oft nur leise anklingend — wieder zum Vorschein. Aber auch die Äußerung unserer gegenwärtigen Volkskultur in Spott und Humor, in Lied und Bild soll nicht verloren gehen. Die Unterstützung dieser Bestrebungen sei warm empfohlen (Anschrift München, Ludwigsstraße 14 Gartenbau).

Die Linde. 6. Jahrgang 1914, Rothenburg o. T.

Diese Monatsschrift für Geschichte und Heimatkunde von Rothenburg wird von dem bekannten Rothenburger Historiker August Schnizlein herausgegeben. Aus dem vielseitigen Inhalt seien folgende Themen besonders erwähnt: Tilmann Riemenschneider. — Die Grabsteinfunde auf dem R. Judenkirchhof (sehr alt, 1297—1399). — Rothenburger Buchdrucker. — Rothenburg und die Franzosen. —

Thüringer Monatsblätter. 22. Jahrgang. Erfurt 1914.

Nr. 5. Gerbing: Eine Alt-Henneberger Wehrkirche. (Ostheim vot der Röhn).

Bote für die Grafschaft Wertheim. 5. Jahrgang 1914.

Nr. 7 und 8. Sagenkranz von Wertheim und Umgebung.

Nr. 10. Gustav Rommel. Etwas von den Kirchweihen. Die Monatsschrift bringt eine Ehrentafel der Kriegsteilnehmer und regt die Anlage von Kriegstagebüchern für jede Gemeinde an.

Die Dorfkirche. 7. Jahrgang, Berlin 1914.

Heft 11. Entwürfe für Gemeindehäuser (mit charitatieen Zwecken). — Haus- und Grabinschriften.

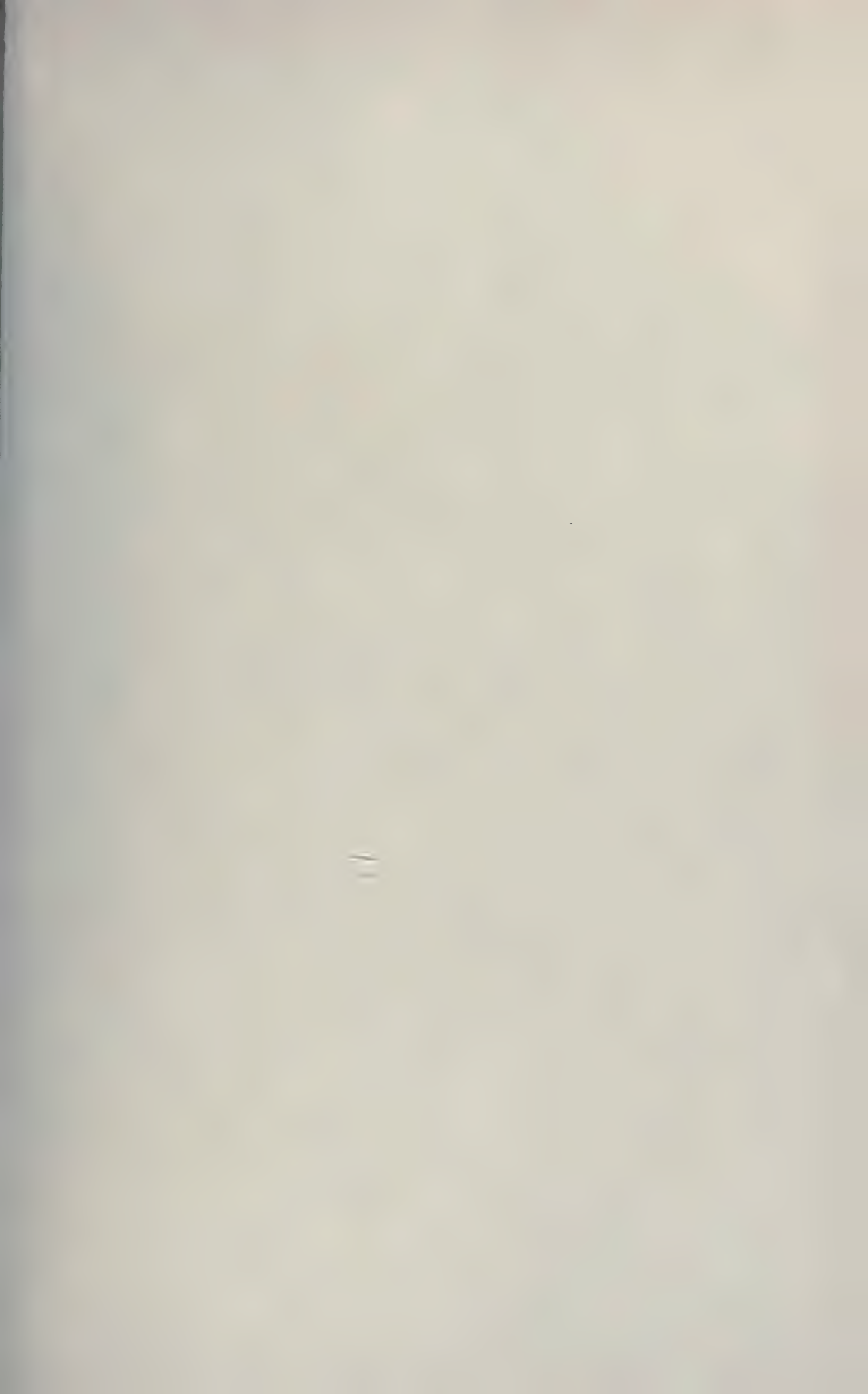
Deutsche Gaue. Zeitschrift für Heimatforschung. Kaufbeuren 1914. Band XV.

3. Lieferung. Volkstümliche Bräuche aus Unterfranken (Tänze, Gebäcke, Valentinstag, die drei Könige, Kirchweih aus- und eingraben, das Brautschuh-Stehlen, Taufe, Ostereier, Sebastianstag, Johanniswein, Pfingstbüschel, Spiele).

4. Lieferung. Bezirksamtmann Riederer: Alte Fränkische Straßenzüge. — Wirtshausnamen (Wolf, Blaue Ganz, Blauer Bock). Nürnberger Wirtschaften mit originellen Namen.



Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 5, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 5. Heftes:



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken

Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Vorwort zu vorliegender Nummer 5.

Unsere Zeitschrift hat sich die Pflege der fränkischen Eigenart, der Liebe zur Heimat, der Erhaltung unserer Baudenkmäler und die Förderung aller ähnlichen Bestrebungen, besonders auf historischem Gebiet, von Anfang an zur Aufgabe gemacht. Es ist klar, daß die kriegerischen Ereignisse, in deren Mittelpunkt wir uns jetzt befinden, unser Fühlen und Denken im größten Umfang in Anspruch nehmen. Sind nun nach außen die großartigen kriegerischen Ereignisse weithin sichtbare Zeichen unserer Stärke und unserer ungebrochenen Kraft, so finden wir auch in der Heimat auf Schritt und Tritt Beweise ruhiger Zuversicht und unerschütterlichen Glaubens an den entscheidenden Sieg unserer gerechten Sache. Im vollsten Vertrauen auf den unbezwinglichen Heldenmut unserer glorreichen Armee können wir die uns gesteckten Ziele ruhig weiter verfolgen.

Heute wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser aber auf ein an sich ganz unscheinbares Zeichen der ruhigen Weiterentwicklung unserer auf's Ideale gerichteten Bestrebungen hinlenken, nämlich auf den **Jahresbericht 1914 des Historischen Vereins Alt-Wertheim.**

Die Aufsätze: „Eine hochgotische Madonna von der evangelischen Stadtkirche zu Wertheim", „Der Erker am Turm der evangelischen Stadtkirche und seine Wiederherstellung", und endlich „Steinmetzzeichen an Bauwerken in Wertheim und Umgebung" sind diesem Jahresbericht mit gütiger Erlaubnis des äußerst rührigen Vereinsvorstandes, Herrn Otto Langguth in Wertheim, entnommen. Der sehr vornehm ausgestattete Jahresbericht (von der Druckerei unseres Verlags hergestellt) ist im übrigen unserer großen Zeit angepaßt. Mit tiefen Gefühlen schildert Leutnant d. R. Wilh. Hahn in einem mit der schwarz-weiß-roten Flagge vorgezeichneten Artikel „Wertheim und der Krieg" die Ereignisse bei der Mobilmachung, soweit diese das liebliche Mainstädtchen Wertheim berührten. Angegliedert ist diesem Aufsatz eine Ehrentafel mit schwarz-weiß-rot umkränztem Eichenlaub, auf der der Verein von seinen gefallenen Helden, von Wunden auf dem Schlachtfeld und von dekorierten tapferen Landsleuten erzählt. Außerdem enthält das Werk noch den eigentlichen Jahresbericht, Zugänge zu den Sammlungen, Literatur 2c. 2c. und schließlich das Mitgliederverzeichnis (300 einheimische und 500 auswärtige Mitglieder). Der Verein stellt dem einen oder anderem historischen Verein oder Kunstfreund den Jahresbericht gerne zur Verfügung.

Unser Schriftleiter, Herr Archivar Dr. Hans Walter, gehört dem Historischen Verein Alt-Wertheim als Ausschußmitglied an und sind wir gewiß, daß derselbe auf dem Schlachtfeld in Flandern, woselbst er sich nach seiner am 31. Oktober v. J. empfangenen Verwundung nunmehr wieder ununterbrochen seit Januar befindet, das Erscheinen des Jahresberichts mit Freude begrüßt hat. Wir gratulieren ihm auch zu seiner inzwischen verdienten Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz II. Kl. und Beförderung und wünschen ihm gesunde und frohe Wiederkehr.

Der Verlag.



Eine hochgotische Madonna
von der evangelischen Stadtkirche zu Wertheim.

Von Univ.-Prof. **Dr. Jos. Sauer**, Freiburg.



m Anschluß an die Wiederherstellung des zierlichen Erkers an der Stadtkirche zu Wertheim wurden im letzten Frühjahr durch die Münsterbauhütte in Freiburg auch Abgüsse von einer kleinen Steinmadonna genommen, die bisher wenig Beachtung gefunden hat und selbst in den „Kunstdenkmälern“[1] nur obenhin, dazu auch noch unrichtig als „Hochrelief“ erwähnt worden ist. Die relative Seltenheit von über das 15. Jahrhundert zurückgehenden Skulpturen in unserer Gegend, besonders aber in Wertheim, das dem reichen, beneidenswerten Bestand an Grabplastiken vom 15. Jahrhundert an fast gar nichts aus früherer Zeit gegenüberzustellen hat, rechtfertigt eine eingehende Würdigung gerade an dieser Stelle.

Die Madonna steht in einer Nische über dem vorderen Portal des Nordschiffes der Stadtkirche; sie ist 75 cm hoch, das Kind allein 33 cm. Ihr Material ist roter Maintäler Sandstein. An spärlichen Resten hat sich noch die ursprüngliche Bemalung feststellen lassen; ein dunkles Rot für das Unterkleid, Blau für den Mantel, weiß für den Schleier und Gold für die Krone der Mutter. Das Kleid des Kindes war weiß gehalten, darunter kam aber noch eine frühere Fassung in Gold zum Vorschein.

Da die Stadtkirche der Gottesmutter geweiht war, so kann man vermuten, daß die Gruppe von allem Anfang an einen Ehrenplatz an dem Bau hatte; daß sie stets an dem heutigen Standort untergebracht war, läßt sich nicht ohne weiteres als unbedingt sicher annehmen. Die Nischenumrahmung sticht von der darunter befindlichen Einfassung der Inschrift erheblich ab; auch die ganze Zusammenordnung erweist sich als wenig schön und für die Zeit des Baues als ungewöhnlich. Aus diesem Grunde möchte ich, auch trotz der mit den übrigen Teilen des Baues übereinstimmenden Steinmetzzeichen den jetzigen Standort der Gruppe nicht für ursprünglich halten. Die starken Änderungen, die am Äußeren der Kirche im Laufe der Jahrhunderte vorgenommen wurden, und der Umstand, daß offenbar infolge des Überganges des Gotteshauses an die neue Lehre mit allem an die Vergangenheit erinnerndem Inventar gründlich aufgeräumt wurde, legen eher den Gedanken an das Gegenteil nahe. Da, wie wir noch sehen werden, die Statue sehr wahrscheinlich noch von der älteren Stadtkirche herrührt und an

[1]) Kunstdenkmäler Badens IV. 1, 246.

dem heutigen Bau vom Ende des 14. Jahrhunderts nachträglich angebracht wurde, werden wir darauf verzichten müssen, eine für sie von vornherein geschaffene Stelle am Äußeren des Baues noch heute ausfindig machen zu können.

Die Gruppe stellt die thronende Gottesmutter mit dem Kind auf dem Arme dar. Als Thron ist ein einfacher polygonaler Stuhl ohne Rückenlehne, auf ebensolchem Podium verwendet; der obere Rand ist durch eine breite Leiste noch verstärkt. Während die untere Körperhälfte ziemlich frontal aufgefaßt ist, nimmt



Abb. 1. Nordportal der Stadtkirche zu Wertheim mit Madonna.

der Oberkörper eine leichte Profilhaltung von links nach rechts mit starker Neigung nach rückwärts an. Den Kopf bedeckt ein Schleiertuch, das zu beiden Seiten des Gesichtes stark schematisch gewellte Haarlocken noch frei läßt, sowie eine mit Steinen besetzte Krone, deren Zacken im Laufe der Zeit abgebrochen sind. Das Kleid, das mit einem hohen Kragen den Hals eng umschließt, wird durch einen Gürtel fest zusammengehalten, dessen Ende in einem langen Bande vorn abwärts fällt. Ein umhangartiger Mantel über der Brust durch ein Band zusammenge-

halten, ist vorn von rechts nach links quer über die Knie herübergezogen. Nur mit den Spitzen schauen die Schuhe unter dem fest auf dem Boden aufliegenden Kleid hervor. Das Kind steht aufrecht auf dem linken Oberschenkel der Mutter, stark nach außen gelehnt gegen deren von hinten zufassende Linke. Mit erheblicher Linksneigung des Kopfes lächelt es, mit dem conventionell gotischen Lächeln, der Mutter zu. Ein hemdartiges Kleidchen bedeckt es vom Hals bis zu den bloßen Füßen. Während die linke Hand abgebrochen ist, hält die Rechte eine Kugel, die aber dem mehr realistischen Charakter der Gruppe zufolge eher ein Apfel, denn eine Weltkugel sein dürfte.

Die Skulptur gehört einem neuen Entwicklungsstadium des Madonnenideals an. Die streng hieratische Feierlichkeit des alten Kultbildes, die in dem reich gehaltenen Thron, in der vollständigen Frontalstellung von Mutter und direkt auf dem Schoß sitzendem Kind, in dem durchgängigen, von keiner menschlichen Empfindung gemilderten Ernst der beiden zum Ausdruck kam, ist hier völlig gewichen. Mutter und Kind sind in ihr natürliches gegenseitiges Verhältnis gebracht; vom Schoß hat sich das Kleine erhoben, sein lächelnder Blick sucht das Auge der Mutter. Die leblose Starrheit der beiden ist jetzt in das bewegliche, in seinen Schattierungen so reiche und köstliche Spiel von Mutter und Kind verwandelt und damit kommt auch ein größerer Bewegungsreichtum in die Körper der beiden; die Gewänder schmiegen sich ganz anders bewegt den einzelnen Körperformen an oder fallen über die stärker vortretenden Glieder in reicherer und beweglicherer Falten- und Brüchelagerung herab. Nur der Körper des Kindes macht bei unserer Gruppe noch den Eindruck einer Holzpuppe; aber schon der Umstand, daß es aufrecht auf dem einen Bein der Mutter steht, daß es sich nach außen lehnt, den Kopf lächelnd zur Seite hält und die Mutter anblickt, kennzeichnet zur Genüge den totalen Wandel gegen früher.



Abb. 2. Madonna vom Nordportal der Stadtkirche zu Wertheim.

Das gleiche gilt vom Oberkörper der Mutter, der sich von starrer frontaler Aufrechthaltung leicht zur Seite nach hinten verschoben hat, um einen besseren Anblick des Kindes zu erhalten, oder von der Art, wie ihr linkes Bein leicht nach rechts sich schiebt, der Bewegung des Kindes folgend. Man beachte sodann, wie die Kniee und der Leib durch den schweren Kleidstoff durchmodelliert und wie naturalistisch richtig die Falten über und unter dem Gürtel wiedergegeben sind.



Abb. 3. Gotische Madonna aus dem Kloster Schuttern.

Man hat für diesen Wandel des Madonnenideals gelegentlich Albertus Magnus [1]) verantwortlich gemacht; richtiger wird sein, die Mystik und die ganz neue durch sie hervorgerufene Betrachtungsweise den Geschehnissen der heiligen Geschichte gegenüber als letzten Grund zu nennen. Der Mystiker sucht sich jeden Vorgang der biblischen Geschichte nach seinem Vorstellungsvermögen selber zurechtzukonstruieren und damit wird diese Geschichte ins rein Natürliche und Menschliche umgesetzt; die Gottesmutter steigt jetzt von ihrem unnahbaren, reich mit Geschmeide besetzten Thron zur Erde, unter Menschen unseresgleichen und bringt in ihrem Glücksgefühl dem göttlichen Kinde alle mütterlichen Empfindungen entgegen, wie nur Menschen sie haben können; Suso, unser schwäbischer Landsmann, um nur einen Vertreter dieser geistigen Bewegung zu nennen, schildert in seiner köstlichen Art, wie „die reine Mutter ihr zartes Kind auf ihrem Schoße an ihr Herz hat gedrückt" [2]). Aus dem streng conventionellen Kultbild wird durch diese Änderungen ein religiöses Genrebild.

Beim Madonnenmotiv vollzieht sich die Wandlung zunächst in der Weise, daß das Kind, das bisher streng frontal anf dem Schoße der Mutter sitzt, von ihr auf dem Arm genommen — die weitaus häufigere und für die Kunst sehr fruchtbare Darstellungsart — oder, auf dem einen Schenkel der Mutter aufrecht stehend, gehalten wird. Diese letztere Art ist nicht sehr verbreitet. Als eines der frühesten Beispiele ist mir das der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts angehörige Mosaik von S. Francesca Romana in Rom bekannt; von der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts an wird sie aber häufiger und begegnet in Frankreich wie am

---

[1]) Vgl. Witte, Die Skulpturen der Sammlung Schnütgen in Köln I. (Berlin 1912) S. 37.

[2]) Denifle, Heinr. Suso's deutsche Schriften I. (1876), 34 und 41. Vgl. auch Meditationes de Vita Christi c. 6 unter den Werken des hl. Bonaventura VI. (Mainz 1609) 339 und anderes vom hl. Bonaventura Opp. VIII. (Quaracchi 1898) 671, 88.

Niederrhein. Die Sammlung Schnütgen in Köln enthält nahezu ein Dutzend Holz- oder Elfenbeinstatuen aus Frankreich oder Köln, die alle den gleichen Typ wie die Wertheimer Madonna repräsentieren[1]). Auch die Madonna im Altar des Dreikönigs-Chörlein im Kölner Dom[2]) gehört hierher. Sie steht dem feierlich strengen Kultbilde der älteren Zeit noch sehr nahe, wiewohl sie schon dem 14. Jahrhundert zuzuweisen ist. Auch Süddeutschland kennt diesen Madonnentyp mit dem stehenden Jesuskind, wie die drei aus Süddeutschland stammenden Figuren des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin[3]) und eine bayerische im Schnütgen-Museum beweisen. Schon aus dieser geographischen Verteilung ergibt sich der Schluß, daß die neue Darstellungsart in einer bestimmten Gegend nicht zu lokalisieren ist; dagegen können wir sie, da die genannten Beispiele alle dem 14. Jahrhundert angehören, als eine Besonderheit dieses Zeitraumes ansehen. Die Wende zum 15. Jahrhundert bildet die oberste Grenze.

Der Typus der Wertheimer Madonna gibt uns darnach wenig Anhaltspunkte an die Hand, sie zeitlich und örtlich einzureihen. Wir sind somit fast ausschließlich auf ihre stilistischen Besonderheiten angewiesen; aber auch dabei stehen altertümliche und fortschrittliche Merkmale fast unvermittelt nebeneinander. Entschieden altertümlich ist das Jesuskind; das lange hemdartige Röckchen, das fast bei all' den angeführten Beispielen vorkommt, ist charakteristisch für das 13.[4]) und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird es kürzer und oben offener, um schließlich um die Wende dieses Jahrhunderts ganz zu fallen, wie bei der bayerischen Madonna des Schnütgen-Museums. Noch mehr gegen das 13. Jahrhundert weist der Ausdruck des Kindes mit dem schematischen Lächeln in dem breiten Gesicht. Das Kostüm der Mutter ist das im 14. Jahrhundert übliche; bei allen Beispielen des Madonnentyps mit dem stehenden Jesuskind ist der Mantel in gleicher Weise wie hier über den Schoß herübergezogen, sind zwischen den Knieen und Beinen die starken, leicht eingeknickten Querfalten und ähnliche Querfalten an der Außenseite des rechten Beines festzustellen. Das Agraffenband des Mantels über der Brust, die Wellenlinien des Schleiersaumes und des Mantels am linken Bein erinnern noch an die Frühzeit des 14. Jahrhunderts, wogegen die naturalistischen Faltenmotive um den Gürtel, die Modellierung und die Haltung des Körpers schon eine reifere Entwicklung voraussetzen. Wägt man alle Momente gegen einander ab, so wird man die Figur den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts zuweisen können.

Sieht man sich zunächst in der Würzburger Plastik, über die wir ja jetzt

---

[1]) Abb. in Witte, Die Skulpturen der Sammlung Schnütgen in Köln I. (Berlin 1912) Tafel 25, 1–3; 26, 3; 27, 4; 28, 1–3; 29, 1–3.

[2]) Beissel, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Freiburg 1909, S. 219.

[3]) Abb. Vöge, Die deutschen Bildwerke (Kgl. Museen zu Berlin. Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epochen. Bd. IV. Berlin 1910), Nr. 42, 43, 47.

[4]) Vgl. die Engelknaben neben Maria auf dem Opferstock von St. Burkhard zu Würzburg (noch aus dem 13. Jahrh.) Pinder, Mittelalterl. Plastik Würzburgs. (Würzb. 1911) Tafel IV.

die ausgezeichnete Untersuchung von Pinder haben, nach Gegenstücken um, so ist man mit der Suche bald zu Ende. Auch Würzburg und seine Umgebung hat nicht allzuviel mehr aus früherer Zeit aufzuweisen, und da unter diesen wenigen Werken kein einziges mit dem gleichen Motiv einer thronenden Madonna vorkommt, so ist auch der Vergleichswert ein relativ geringer. Der Gesichtstyp der Wertheimer Madonna ist recht derb; die Züge breit und plump. Am nächsten steht sie hier der Madonna in Laub (aus der Frühzeit des 14. Jahrhunderts[1]), von Würzburger Werken der noch primitiveren Madonna von einem Würzburger Haus[2]) oder der trauernden Madonna im Luitpoldmuseum[3]). Einzelheiten wie Schleier und Haarbehandlung stimmen neben der allgemeinen Gesichtsverwandtschaft mit unserer Gruppe überein. Auch die Steinfigur einer sitzenden Madonna in Lauter bei Kissingen kann zum Vergleich herangezogen werden. Ohne Zusammenhang mit der sonstigen fränkischen Kunst, weist sie in Haar- und Gewandbehandlung sowie in bezug auf die Hände Anklänge an unsere Figur auf; in anderen Punkten aber auch starke Abweichungen. Ob sie wirklich vom Ende des 13. Jahrhunderts stammt, wie die „bayerischen Kunstdenkmäler"[4]) meinen, und nicht vielmehr richtiger dem 14. Jahrhundert zuzuweisen ist? Weitaus am nächsten aber kommt das Wertheimer Werk einer sitzenden Steinmadonna, die sich heute im Besitz des Pfarrers Damal von Schuttern befindet. Schon dem Werkmeister der Münster-Bauhütte von Freiburg, Herrn Münzer, fiel die weitgehende Übereinstimmung auf, zu deren richtiger Beurteilung daran erinnert werden muß, daß die Madonna von Schuttern unlängst recht verständnislos ergänzt worden ist. Es fehlten ihr die oberen Zacken der Krone, die Arme und das Kind. Aus Ansatzspuren darf geschlossen werden, daß das Kind ursprünglich stand und der rechte Vorderarm der Mutter viel tiefer lag. Wenn wir die völlig übereinstimmende Behandlung des Gewandes, des Schleiers und der Haare auch als Kennzeichen des allgemeinen Zeitstiles ansehen müssen, so legt doch die auffällige Übereinstimmung in der charakteristischen Fältelung über und unter dem Gürtel und in der Stuhlform, deren niedere Rücklehne beide Male einen stark vorgekragten oberen Abschluß hat, in etwa auch im Gesichtstyp den Gedanken an eine engere Verwandtschaft nahe. Freilich wie die beiden Steinfiguren in ein solches Verhältnis zu einander gekommen sein können, ist schwer zu sagen. Über die Herkunft der Schuttern Madonna ist nur weniges bekannt. Darnach sei sie früher im Klostergarten gestanden und im 19. Jahrhundert in die Schutter geworfen worden, in der sie der jetzige Besitzer fand. Es ist kaum anzunehmen, daß sie allzuweit von Mittelbaden oder vom Oberrhein, näherhin von Straßburg,

---

[1]) Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern III. Bd. Unterfranken Heft 8: Gerolzhofen (1913) Tafel IV.

[2]) Pinder a. a. O. Tafel XIII.

[3]) Ebd. Tafel XXXIV.

[4]) Die Kunstdenkmäler des Königreiches Bayern. III. Bd. (Unterfranken und Aschaffenburg) H. 10: Bezirksamt Kissingen (München 1914) Tafel VIII—X. S. 124.

[5]) Haußmann, Elsässische Kunstdenkmäler, Taf. 53.

entstanden ist. Es müssen also Beziehungen zwischen Wertheim und Straßburg stattgefunden haben; diese Vermutung darf um so bestimmter geäußert werden, als die Schutterner Madonna nicht das einzige stilistische Gegenstück zur Madonna von Wertheim in der Straßburger Gegend ist, wie ich nachträglich bemerke. In der Giebelbekrönung des Heiligen Grabes in der Peter und Paulskirche zu Neuweiler[5]) (Kr. Zabern) steht eine Madonnengruppe, die erheblich älter als die Grabgruppe selber ist und wohl noch der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört. Auch hier ist das Gesicht der Mutter in gleicher Weise breit-derb, in seiner ganzen Bildung nahe verwandt demjenigen der Madonnen in Schuttern und Wertheim. Auch in Bezug auf Schleier, Gewand- und Handbehandlung sowie auf das Kind liegen Übereinstimmungen vor. Die Figur in Neuweiler aber gibt sich als eine vergröberte Abwandlung der Fassadenfiguren des Straßburger Münsters zu erkennen. In der Straßburger Steinmetzhütte hätten wir also die eigentliche Anregung und die bestimmenden Einflüsse für die Madonna von Schuttern wie von Wertheim zu suchen. In welcher Art sie im 14. Jahrhundert schon an den Main vermittelt worden sind, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen; erst für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ist der direkte Zusammenhang zwischen der Bauhütte von Wertheim und der von Straßburg geschichtlich nachweisbar[1]). Möglich, daß er aber schon früher bestanden hat. Die Schutterner Madonna ist reifer und zierlicher, in den Gewandmotiven reicher als die mehr flächig behandelte Wertheimer Gruppe; man wird sie etwas später als diese ansetzen müssen.

Da die jetzige Stadtkirche von Wertheim erst vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt, muß man annehmen, daß die Madonna noch vom alten Bau herrührt und wohl nicht allzulang nach seiner Fertigstellung (1295) entstanden ist. Am Neubau des 14. Jahrhunderts aber hätte sie dann an irgend einer passenden Stelle als Patronin der Kirche neuerdings Aufstellung gefunden. Sie ist nach allem, was sich über Alter und künstlerischen Wert sagen läßt, ein höchst interessantes Werk, in ikonographischer wie kunstgeschichtlicher Hinsicht sehr beachtenswert. Es ist daher nur zu begrüßen, daß das Original jetzt an sicherem Ort in der Kirche aufbewahrt wird und an seinem bisherigen Standort ein widerstandsfähiger Zementabguß aufgestellt worden ist.



[1]) Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland (1844), S. 43–44.

Der Erker am Turm der evangelischen Stadtkirche in Wertheim a. M. und seine Wiederherstellung.

Von Münsterbaumeister **Fr. Kempf**, Freiburg.

er das dem großen Weltverkehr etwas entrückte alte Städtchen Wertheim im Frankenlande zum ersten Mal betritt, ist überrascht von seiner anmutigen, wundervollen Lage, vor allem aber von dem Reiz des altertümlichen Stadtbildes. Schon vor der Einfahrt zum Bahnhof tritt die ganze Schönheit des vom Main und der Tauber umfluteten Städtchens auf das vorteilhafteste hervor. Dem Fremdling bietet sich hier ein unvergleichlich schönes Bild der Stadt und der darüber liegenden Burg; in der Tat ein gemütvolles Willkomm. Es ist, zumal für den altertumsfreundlichen Besucher ein hoher Genuß, in seinen Mauern zu verweilen und durch die alten Gassen und Gäßchen, durch die Straßen und Plätze zu wandern. Wer malerischen Stadtbildern nachgeht, kommt hier auf seine Rechnung. Eine Fülle lehrreicher Anregungen vermag der Fachmann und Kunstfreund mit nach Hause zu nehmen.

Mit seinen reizvollen Bürgerhäusern, vielgestaltigen Fachwerkbauten, Häusern mit steilen Giebeln, vorgekragten Stockwerken, schön gezimmerten, hübschen Erkern, mit seinen Toren und Türmen und seinen alten Kirchen ist Wertheim eine der wenigen badischen Städte, die sich ihre Eigenart und Urwüchsigkeit bis in unsere Zeit bewahrt haben.

Freunde von Altertum und Kunst werden es auch gerne vernehmen, daß die Wertheimer, stolz auf ihren Besitz, das kostbare Erbe ihrer Väter in pietät- und verständnisvoller Weise zu schützen bestrebt sind, in der klugen Einsicht, daß hiervon nicht nur zum großen Teil das Ansehen und die wirtschaftliche Wohlfahrt ihrer Stadt abhängt, sondern daß dadurch auch der Gefahr innerlicher Verflachung vorgebeugt wird. Der historische Verein Alt-Wertheim ist unausgesetzt bemüht, den Sinn der Bürgerschaft für die Eigenart ihrer Stadt zu pflegen.

Ein Städtchen wie Wertheim, mit so vielen Merkzeichen eines früheren kunstfrohen, schaffenstüchtigen, selbstbewußten Bürgertums, hat natürlich alle Ursache, Altes zu bewahren und bauliche Verunstaltungen zu verhüten. Da muß es als ein selbstverständliches Bedürfnis erscheinen, daß auf Grund besonderer ortspolizeilicher Vorschriften bei Um- und Neubauten auf die Erhaltung der überlieferten Bauweise, auf das alte stimmungsvolle Gepräge des Straßenbildes, auf die alten Straßenfluchtlinien, kurz, auf das alt Gewohnte und Vertraute Bedacht genommen wird. — Und doch haben wir bei unserem Besuch leider Wahrnehmungen gemacht, die hierzu nicht gut stimmen.

Es mag uns gestattet sein, einiges darüber hier kurz vorzubringen, ohne dabei nach irgend einer Seite einen Vorwurf aussprechen zu wollen.

Es betrifft zunächst die ehemalige Marienkapelle.

Eine gewisse Wehmut beschlich uns, dieses kleine Denkmal alter Kultur und

Geschichte in einem unglaublich entwürdigten, vernachlässigten Zustande zu sehen. — Des Schmuckes beraubt, ist die im Jahre 1447 errichtete Kapelle ihrer Bestimmung durch Profanierung für Magazinzwecke heute vollständig entzogen. Der Erhaltung und Wiederherstellung dieses eigenartigen, spätmittelalterlichen Denkmals, das einen nicht zu unterschätzenden Kunstwert darstellt, möchten wir angelegenlichst das Wort reden. Wir besitzen wahrlich derartige kleinere kirchliche Bauten, die durch ihr Alter und durch ihre künstlerische Art so bemerkenswert sind, in nicht zu großer Zahl auf heimatlichem Boden. Deshalb vertrauen wir auf die Einsicht der Stadtverwaltung und des Altertumsvereins Alt-Wertheim, daß sie den Willen haben werden, dieses köstliche Werk nicht zugrunde gehen zu lassen. Wir meinen, es müßte gelingen, Mittel und Wege zu finden, um wenigstens die letzte der vielen Kapellen, die die Stadt einst besessen hat, zu erhalten und einer angemessenen Verwendung wieder zuzuführen. Zum mindesten sollten die allernotwendigsten Maßnahmen getroffen werden, um dem sonst unaufhaltsamen und beschleunigten Zerfall Einhalt zu tun. Eine baldige Instandsetzung wäre um so mehr zu wünschen, als zu befürchten ist, daß, je länger man zuwartet, die erforderlichen Aufwendungen hierfür immer größer werden und anderseits die Zierarchitektur, die heute mit verhältnismäßig geringen Mitteln ergänzt werden könnte, mit der Zeit völlig verloren geht, und dann der Ersatz mit beträchtlichen Schwierigkeiten verknüpft sein wird.

Sodann bedauern wir, daß an dem Engelsbrunnen, einem kunstgeschichtlich bedeutendem Schachtbrunnen, zwei geschmacklose Pumpstöcke und Schalen aus Gußeisen das Gesamtbild stark beeinträchtigen und keinen ungetrübten Genuß gestatten. — Diese prosaische Pumpeinrichtung, die durch die neue Wasserleitungsanlage gewiß entbehrlich geworden sein dürfte, steht zu der schönen Renaissancearchitektur in schreiendem Gegensatz, ja zerstört völlig ihren Reiz. Auch hier wäre es eine Aufgabe der Denkmalpflege, den unschönen, jedes feinfühlende Auge verletzenden Zustand zu beseitigen und die ursprüngliche Anlage durch den Einbau einer steinernen Brüstung wiederherzustellen.

Das sind unerfreuliche Wahrnehmungen, die wir neben vielem Erfreulichen in der Stadt bei Gelegenheit eines leider nur flüchtigen Besuches gemacht.

Dieser Besuch galt der Untersuchung des stark schadhaften Erkers am Turm der evangelischen Stadtkirche und der Feststellung des Umfangs seiner Schäden, um entsprechende Vorschläge für dessen Wiederherstellung durch die Freiburger Bauhütte zu machen.

Das genannte Kirchengebäude, laut einer Inschrift im Jahre 1383 erbaut, ist dreischiffig, und — mit Ausnahme des Chors — flach gedeckt. Es zeigt im Innern und Äußern schlichte Ausbildung. Dem Langhaus, das mehrfache Bauveränderungen erfahren hat, schließt sich im Osten der durch seine schönen Wölbungen ausgezeichnete Chor an. Die hier aufgestellten bekannten wertvollen Grabdenkmäler erwecken durch ihre wunderbar reiche Gestaltung höchstes Interesse. Zu bedauern ist, daß ihre Ansicht vom Langschiff aus durch den unschönen modernen Chorabschluß etwas beeinträchtigt wird.



Abb. 1. Gesamtansicht des Erkers mit der Vorhalle.

Nach Norden ist an das Langhaus der Turm angebaut, der sich als charakteristische Erscheinung im Stadtbilde darbietet. In seiner monumentalen Ruhe und seinen wohlerwogenen Abmessungen stellt er sich als der Typ eines guten



Abb. 2. Fensterbank des Erkers.

spätgotischen Turmes dar. Er erhebt sich in fünf Stockwerken von gleicher quadratischer Grundform. Unter allen Stockwerkgurten ziehen sich zwischen den Ecklisenen feingegliederte Maßwerk-Kleeblattbogenfriese hin. Die beiden oberen Geschosse, welche die Glocken aufnehmen, (darunter noch solche aus dem 14. und 15. Jahrhundert), werden von Schallöffnungen durchbrochen, die jeweils ein Fenstermotiv bilden; ihre hübschen, zweiteiligen Maßwerke überragen Wimperge, die mit Krabben und Kreuzblumen geschmückt und von Fialen begleitet sind. Die Wandflächen des obersten Stockwerks sind durch Blendnischen mit Kleeblattbogen belebt. Eine Maßwerkbalustrade mit Umgang, Fialen und über Eck ausgekragten Wasserspeiern schließt den hübschen Turmkörper ab. Der achtseitige schiefergedeckte Helm hat durch einen an der Nordostseite angebrachten laternenartigen Ausbau mit zwiebelförmiger Haube aus dem 17. Jahrhundert eine eigenartige und zugleich malerische Gestaltung erhalten. Offenbar ist dieser Ausbau aus dem Bedürfnis heraus entstanden, weitere Glocken darin unterzubringen.

Im Turm befindet sich außer den Glocken das aus dem 16. Jahrhundert stammende Uhrwerk und außen die ebenso alten Ziffernblätter.

Das unterste Turmgemach, das noch die alten Wandmalereien ziert, bildet die Heilig-Geist-Kapelle mit einem reizvollen Erker, der mit der nebenan befindlichen Vorhalle zur Kirche eine höchst malerisch wirkende, entzückende Architekturgruppe bildet.

Der reichgegliederte, in drei Seiten des Sechsecks angelegte Erker ruht auf einem Unterbau, der in zwei kelchartigen Auskragungen über einer wappenschild-

geschmückten Konsole aus der Turmwand herauswächst. Das etwas beschädigte Wappenschild zeigt einen in Hochrelief ausgeführten Männerkopf mit stark vorstehenden Backenknochen und wulstigen Lippen. Auffällig ist die flache und oberflächliche Haarbehandlung des Kopfes, die dem ganzen Charakter und der Ausführung des Erkers in keiner Weise entspricht; sie ist sicher aus jüngerer Zeit. Wahrscheinlich waren die Haare in mittelalterlicher Art partieweise gelockt und am Ende aufgerollt. Es ist anzunehmen, daß die Haare stark verwittert waren und nachher von ungeschickter Hand überarbeitet worden sind. Der Steinmetz bediente sich dabei, wie sich deutlich zeigt, des Zahneisens, eines Werkzeugs, das das Mittelalter nicht gekannt hat. Den Rand des Schildes begleitet eine vertiefte gotische Minuskelinschrift, die ihre Fortsetzung daneben auf der Fläche des auf den Mauergrund zurückgesetzten Kragsteins findet. Sie hat



Abb. 3. Oberer Teil des Erkers.

nach Auflösung der Abkürzungen folgenden Wortlaut: „Anno domini MCCCC. X . . Henricus Mimlinge canonicus Aschaffenburgensis fundator huius capelle dominica esto mihi.“ Leider ist die Jahreszahl nicht mehr vollständig erhalten, weil das Wappenschild gerade an der Stelle, wo sie steht, beschädigt ist. Glücklicherweise ist sie durch Fries, einen früheren Wertheimer Geschichtsforscher, handschriftlich überliefert mit: 1430.

Nach einer Urkunde vom 25. November 1406 stiftete der sehr vermögliche Heinrich von Mymlingen (Mömlingen, Mümlingen, Mummelingen 2c.) als Vikar zu Wertheim, wo er ein eigenes Haus besaß, testamentarisch eine Kapelle, die auf dem Kirchhof der Pfarrkirche zu Wertheim zu erbauen und deren Altar dem hl. Geist, St. Michael und St. Brigitten zu weihen war. Für den reichlich ausgestatteten Gottesdienst in dieser Kapelle setzte Mymlingen eine gut dotierte Pfründe aus, von der er bestimmte, daß sie nach seinem Tode von der Herrschaft (den Grafen) von Wertheim verliehen werden solle.

Diese sollte ursprünglich auch seine Begräbnisstätte werden. In einem späteren, vor dem Notar Henricus Gunderam de Aldindorf, gemachten Testament vom 21. Dezember 1428 widerrief er aber die letzte Bestimmung und ordnete seine Beisetzung unter den übrigen Kanonikern seiner Kirche zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg an.

Mehrere der Original-Pergamenturkunden (im Fürstlich Löwensteinschen gemeinschaftlichen Archiv), die mit dem Siegel Mömlingens versehen sind, zeigen den gleichen merkwürdigen Kopf wie das Wappenschild unter dem Erker.

Welche Bedeutung mag nun diesem Siegelbilde beizumessen sein? Es ist ein sogenanntes redendes Wappen, wobei Mömmel (Mömlingen) gleichbedeutend ist mit Mummel (in Franken heute noch als Mummelkopf gebräuchlich), d. i. nach Gebrüder Grimm: „Deutsches Wörterbuch", 6. Band, Leipzig 1885, Spalte 2661, so viel wie: mißgestalteter Mund, Maul der Tiere und, verächtlich, der Menschen.

Weitere Nachrichten über die Person des am 26. Februar 1430 verstorbenen Stifters finden sich bei Amrhein: Die Prälaten und Canoniker des ehemaligen Collegiatstiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg. Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, 26. Band, Würzburg 1882, S. 245.

Was nun den Bau des Erkers angeht, so stellt er sich als das Werk eines hervorragenden tüchtigen Meisters dar. Reizvoll ist die Durchbildung des unteren Teils mit den freihängenden Rundbogen, die in Konsölchen endigen und deren Kehlen wirkungsvoll mit Rosetten besetzt sind. Fünf flott behandelte phantastische Tiergestalten, welche auf der Gesimsschräge vor den Fensterbänken aufsitzen, beleben den Unterbau. — Darüber erhebt sich der laternenartig gestaltete Aufbau, dessen hübsche, in der Zeichnung verschiedene, Maßwerke, von laubbossengeschmückten Wimpergen in der Form des Eselsrückens überragt sind. Eine Maßwerkgalerie mit Eckfialen schließt den Aufbau ab.

Der Erker wird durch eine Platte abgedeckt, deren gewölbeartige Untersicht eine sternförmige Rippenteilung zeigt.

Darüber sitzt der durchbrochene, kurze, einwärtsgeschweifte Helm: Die von

Fialen begleiteten und mit Laubbossen geschmückten Gratrippen laufen in eine Kreuzblume aus.

Obwohl der bekrönende Helm seiner formalen Behandlung nach aus späterer Zeit (mutmaßlich aus dem 16. Jahrhundert) und von anderer Hand stammt als die übrigen Teile des Erkers, hat doch die ganze Architektur, die in ihrer zierlichen Durchführung einigermaßen an Metallguß erinnert, ein durchaus einheitliches Gepräge.

Es dünkt uns jedoch sehr fraglich zu sein, ob der erste Meister seinen Erker überhaupt schon mit einem derartigen Aufsatz versehen hatte. Die ganze Art und Weise, wie er hinter der Brüstung sich entwickelt, scheint uns gegen eine solche Annahme zu sprechen; denn es ist in konstruktiver Hinsicht gewagt, die immerhin mehrere Zentner schwere Belastung des Aufsatzes der nicht besonders starken Abdeckplatte — sie hat in der Mitte nur eine Stärke von 5 cm — aufzubürden. Die Folgen der Überlastung hatten sich übrigens insofern gezeigt, als die Platte geborsten und rissig war.

Besonders eigenartig sind die Verschlingungen der Stäbe des Maßwerks, die fast in der selben Weise beim Maßwerk der nebenan stehenden Vorhalle sich wieder finden. Das läßt darauf schließen, daß zwischen beiden Werken ein baulicher Zusammenhang besteht, daß also die Vorhalle mit dem Erker zugleich gebaut worden ist.

Der Erker hat folgende Abmessungen: die Breite in der Vorderansicht beträgt 2 m; der Unterbau bis zur Fensterbankoberkante 1,76 m; der Oberbau bis zur Oberkante der Galerie 2,74 m.

Durch die Eigenart seiner Anlage, durch die fein abgewogenen Verhältnisse und durch die schöne, reizvolle formale Ausbildung aller Einzelheiten darf der Erker den besten Werken dieser Art zugezählt werden.

Die evangelische Kirchengemeinde war mit dem Großh. Ministerium des Kultus und Unterrichts und mit der Stadtverwaltung darüber in Verhandlung getreten, wie die Mittel aufzubringen seien, um die allseits als notwendig erkannte und vom Konservator dringend beantragte Wiederherstellung des Erkers in die Tat umzusetzen. Auch der Wertheimer historische Verein hatte sich des Denkmals aufs fürsorglichste angenommen. Daß es sich hierbei um keine einfache alltägliche Aufgabe handelte, hatten die Beteiligten richtig erkannt. Man war sich bewußt, daß die in Frage kommende Instandsetzung nur von geübten Kräften, die Sicherheit in der Bearbeitung mittelalterlicher Formen besaßen, und unter ständiger Überwachung eines erfahrenen Architekten ausgeführt werden könnte. In dieser Erkenntnis beabsichtigte man, sich zunächst mit der Ulmer Bauhütte in Verbindung zu setzen. Der Gr. Konservator wies dagegen vor allem auf die Bauhütte im eigenen Lande, die Freiburger Münsterbauhütte, hin. Das Großh. Ministerium des Kultus und Unterrichts hat diesen Vorschlag zustimmend gebilligt und gab zu erkennen, es lege großen Wert darauf, daß die Freiburger Bauhütte die Arbeit übernehme.

Hierauf begab sich der Verfasser dieses Berichts, wie bereits erwähnt, mit Zustimmung des Vorstandes des Freiburger Münsterbauvereins, am 29. August 1913 gemeinsam mit dem Konservator, Universitäts-Professor Dr. Sauer an Ort



Abb. 4. Wasserspeier vom Erker, neu.

und Stelle zur Untersuchung und Feststellung der in Betracht kommenden baulichen Schäden.

Die technische Untersuchung ergab, daß die Schäden in der Hauptsache den Hauptteil des Erkers, die Laterne, betrafen, die einen derart gefährdeten Zustand zeigte, daß ihr Fortbestand geradezu bedroht war. Nicht nur die feineren Zierglieder und ornamentalen Teile waren mürb und zerstört, sondern es war auch an manchen Stellen der Steinkern bereits stark angegriffen. Einzelne Stücke waren derart beschädigt und verwittert, daß sie in ihren Formen kaum noch erkennbar waren.

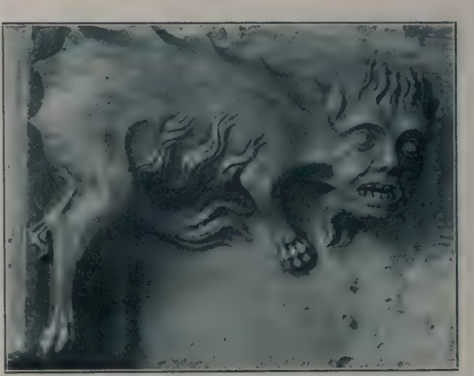


Abb. 5. Dekorativer Wasserspeier vom Erker an der Turmwand, neu.

Ein großer Teil der Zerstörungen ist auf die Feuchtigkeit zurückzuführen, die ungehindert von oben überall eindringen konnte. Das Tagwasser hatte keinen geregelten Abfluß mehr, weil die Abdeckplatte zerrissen war. Außerdem fehlten die Wasserspeier der vorderen Seite zwischen den Wimpergen; ihre Stelle war durch Steine geschlossen. Das Wasser war durch ein Ablaufröhrchen geleitet, das aber, weil ständig verstopft, den ihm zugedachten Zweck nicht erfüllen konnte. Am meisten haben unter der Einwirkung von Nässe und Frost das zweiteilige, feingegliederte Fenstermaßwerkstück mit Wimperg und die zugehörigen Brüstungsplatten, sowie die Eckpfosten mit Säulchen der Vorderseite, nach welcher Richtung das Gefäll der Abdeckplatte liegt, gelitten.

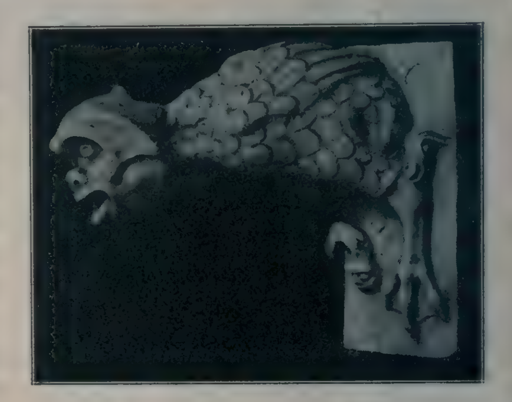


Abb. 6. Wasserspeier vom Erker, neu.

Die Kreuzblumen der Fensterwimperge haben gänzlich gefehlt, ebenso die kleinen Fialen an den Ecken der Brüstung. Sodann befanden sich die mit Laubbossen besetzten Helmrippen in starkem Zerfall. Die vorderen, am Fuße der Rippen gesessenen Fialen waren nicht mehr vorhanden. — Die Schlußblume, in welche die Helmrippen verlaufen, war eine mißlungene Arbeit aus neuerer Zeit und stark verwittert.

Aus dieser kurzen Schilderung dürfte genügsam hervorgehen, daß der Zustand, in welchem sich das kleine Architekturwerk vor seiner Wiederherstellung befand, keineswegs erfreulich und ein nachdrückliches Eingreifen dringend von nöten war.

Nachdem die Wiederherstellungsarbeiten endgültig in unsere Hand gelegt waren, erfolgte vom 7.—11. September 1913 mit aller Sorgfalt der Abbruch der Laterne des Erkers unter vorheriger genauer Bezeichnung der alten Werkstücke. Der Abbruch hatte sich aus technischen Gründen als eine unvermeidliche Maßnahme erwiesen. Mit dieser Aufgabe hatten wir den Werkmeister unserer Bauhütte betraut. Zugleich fertigte derselbe mit einem Former von den verschiedenen Einzelheiten Abgüsse und Schablonen. Dieses für die Erneuerung wichtige Material samt einem Teil der zu ersetzenden Architekturstücke ging nach Freiburg zur Werkstelle.



Abb. 7. Kragstein des Erkers mit Wappen des Heinrich von Mymlingen.

Es sei bemerkt, daß eine von der Gr. Bezirksbauinspektion in Wertheim gefertigte zeichnerische und gute photographische Aufnahmen des Erkers vorhanden waren.

Die Arbeiten wurden alsbald in Angriff genommen und Ende März des Jahres 1914 vollendet. Die Wiederaufrichtung der Erkerlaterne mit den erneuerten Werkstücken geschah in der Zeit vom 10.—18. Mai durch den Werkmeister des Münsters unter Beihilfe eines Steinmetzen der Bauhütte sowie von drei bis vier Arbeitern des ortsangesessenen Unternehmers Bodenschatz.

Der Leser dieser Zeilen kann sich aus dem bisher Gesagten schon ein Urteil darüber bilden, auf welche Teile sich die Erneuerungen erstreckten. Durchaus nötig zu erneuern waren die gekehlten Eckpfosten mit den freistehenden Säulchen, das vordere zweiteilige, reichgegliederte Fenstermaßwerk mit den angearbeiteten

Säulenkapitälen und Wimpergen und die seitlich anschließenden zwei Brüstungsplatten. Ferner die Abdeckplatte mit innerer Rippenteilung und zierlich gegliederter Hängekonsole, sodann die ganze Bekrönung mit ihren geschweiften, krabbenbesetzten Rippen und den zinnenartig gestalteten Fialen. Wie schon erwähnt, zeigte dieser obere Teil nicht mehr seine ursprüngliche Formengebung, er war nicht mehr im Charakter echter mittelalterlicher Kunst empfunden. Gleichwohl glaubten wir diese späte Ausführungen respektieren und uns bei der Neuherstellung an sie anlehnen zu müssen, weil sie immerhin aus einer Periode stammen, welcher die Überlieferungen der späten Gotik doch nicht ganz fremd waren.

Bei der früheren Instandsetzung der bekrönenden Schlußblume hatte man sich jedenfalls nicht an die ursprüngliche, von selbst naheliegende Anordnung gehalten. Man unterließ es, den an die Turmflucht sich anlehnenden Stamm der Kreuzblume mit der Turmgurte, die in jener Höhe liegt, in geeignete Verbindung zu bringen. Um Platz für die Blume zu gewinnen, hatte man ein Stück der Turmgurte einfach auf den Grund zurückgesetzt. Infolgedessen erlitt die Gurte in einer Breite von 85 cm eine Unterbrechung, was einen höchst unschönen und störenden Eindruck machte.

Bei der jetzigen Erneuerung nun, ist der Stamm der Schlußblume an das Gurtgesims, dieses durchdringend, angearbeitet und die Blume selbst entwickelt sich erst über die Gesimsschräge, eine Lösung, die wohl der Ursprünglichkeit entsprechen, oder doch wenigstens sehr nahe kommen dürfte.

Die frühere Abführung des Wassers durch Wasserspeier wurde in der gleichen Weise wieder hergestellt; für diese Skulpturen dienten die an der Fensterbank befindlichen Tiergestalten als Vorbild. Ein zur rechten Seite vor dem Verputzgrund angeblendeter Wasserspeier bedurfte ebenfalls der Auswechselung.

Im Übrigen sind noch allerlei andere Schäden beseitigt. Alles ist auf Grund der vorhandenen Reste in der ursprünglichen Art wiederhergestellt worden.

Der Ersatz heischte infolge der Zierlichkeit der Stücke viel Zeitaufwand. Für alle ornamentalen Einzelheiten wurden, soweit nicht Originale vorhanden waren, Modelle in wirklicher Größe angefertigt, besonders auch für die Wasserspeier. Die hier beigefügten Abbildungen der letztern sind nach photographischen Aufnahmen der Modelle hergestellt.

Die Kosten der Wiederherstellung des Erkers wurden von der evangelischen Kirchengemeinde, vom Staat und von der Stadt zusammen getragen.

Das für die Erneuerung verwendete Hausteinmaterial ist von vorzüglichster Beschaffenheit. Es ist der gleiche wetterbeständige rote Sandstein, der auch bei den Wiederherstellungen am Freiburger Münster verarbeitet wird und den Brüchen vom Allmendsberg bei Thennenbach, Amt Emmendingen, entnommen ist.

Die Wiederherstellung des Erkers kann erst dann als völlig abgeschlossen betrachtet werden, wenn die Fensteröffnungen wieder wie ursprünglich durch Verglasung geschlossen sind. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn im Interesse des Schutzes der Architektur dies in nicht zu ferner Zeit durch Butzenverglasung bewirkt würde, die dann zugleich einen Schutz durch Drahtgitter erhalten müßte.

Die ausgewechselten Originalwerkstücke vom Erker sind in der Kirche aufbewahrt.

Daß es unser vornehmstes Bestreben war, die uns anvertraute Wiederherstellung des Erkers so durchzuführen, daß sie unter Wahrung jeder konservatorischen Rücksichten alle berechtigten Anforderungen erfüllt, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung. Sie ist nach unsern vieljährigen Erfahrungen und im Sinne geläuterter Grundsätze durchgeführt, die mit der jetzt allgemein angenommenen Auffassung über die Wiederherstellung mittelalterlicher Denkmale übereinstimmen.

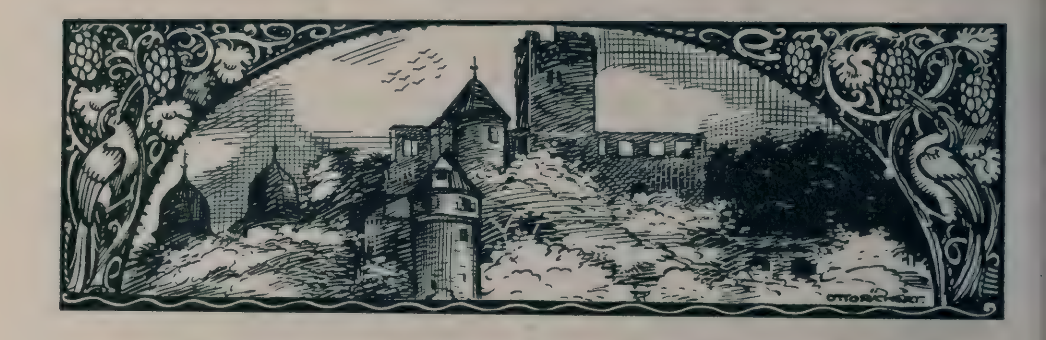
Künstlerisch und kunstgeschichtlich eng verbunden mit dem Erker ist die untenan befindliche Vorhalle zum Kircheneingang, deren Aufbau ehedem viel reicher war als heute. Bei diesem Architekturteil harrt die Frage ihrer Lösung, ob er wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt werden soll. Es würde sich um die Zufügung einer abschließenden Maßwerkbrüstung und eines über Eck auskragenden Wasserspeiers handeln, Teile, die sicher einst vorhanden waren. Ist auch diese Angelegenheit nicht dringlich, so möchte doch jeder Freund mittelalterlicher Baukunst wünschen, daß die Vorhalle den früheren, ihrer Würde entsprechenden, im Laufe der Zeit verschwundenen Abschluß wieder erhielte. Denn in ihrem dermaligen Zustande hat sie viel von ihrem Reiz und ihrer malerischen Schönheit eingebüßt. Anhaltspunkte für eine sachgemäße, einwandfreie Wiederherstellung sind vorhanden.

Anläßlich der Arbeiten am Erker wurde vorläufig die freistehende Säule der Vorhalle, die schief stand, von uns wieder gerade gerichtet.

Wir können die Ausführungen nicht schließen, ohne des freundlichen Entgegenkommens zu gedenken, das uns von der Großh. Bezirksbauinspektion in Wertheim bei unseren Ausführungen zuteil wurde. Ihrem Vorstand, Herrn Baurat Wundt sprechen wir dafür den gebührenden Dank aus.

Sodann möchten wir unseren wärmsten Dank auch Herrn Otto Langguth, dem ersten Vorsitzenden des historischen Vereins Alt-Wertheim, ausdrücken, der ebenfalls unsere Arbeiten in jeder Hinsicht eifrigst gefördert und unterstützt hat.





Die Vier Gekrönten zu Wertheim.

In Karl Heideloff's: Bauhütte des Mittelalters in Deutschland, Nürnberg 1844, findet sich Seite 17 folgendes alte Steinmetzsprüchlein:

Cirkels Kunst und Gerechtigkeit
Den, on Gott, niemand uslait (= auslegt)
Das Winkelmos hat Kunst genug,
Wenn man es brucht an Ortes Fug,
Der Mosstab hat Kunst mannigfalt
Wird auch gebrucht von jung und alt
Die Wog ist gar hoch zu loben
Sie zeigt an den rechten Kloben,

welches den Wertheimern längst bekannt sein könnte, wenn die 1896 veröffentlichten Baudenkmäler des hiesigen Amtsbezirks mit etwas mehr Gründlichkeit verfaßt wären. Dieses Steinmetzsprüchlein erscheint nämlich mit ganz geringfügigen Abweichungen an dem Noa Götz'schen Hause in der Rathausgasse unter den Brustbildern vier gekrönter Männer, welche die alten Schutzheiligen der Steinmetzzunft darstellen und die als solche an den ihnen beigefügten Attributen, Winkel, Zirkel, Waage, Maßstab leicht erkenntlich sind.

Wenn zugegeben werden muß, daß die beigefügten Inschriften s. Zt. stark übertüncht und schwer leserlich waren, so ist es doch belustigend, der mit wissenschaftlichem Ernst vorgetragenen offiziellen Lesart die richtige Lesart entgegenzustellen.

A. v. Oechelhäuser's Lesart in besagten „Kunstdenkmälern", S. 299:	Richtige Lesart:
der maßstab hat	Der Maßstab hat
t. imst. w. mit . ist	Kunst manifalt
De brucht manznmase	de brucht man jug ud alt
Der winckelhack hat sonst Genug	der winckelhack hat Kunst Genug
so man braucht an oft voll trg (Trug)	so man braucht an Ort und Fug
zirckel stimmt vro gerechthant	zirckels Kunst und gerechtikeit
on gott Nimant ans Laend	on gott Nimant aus Laidt (auslegt)
Die Wag ist wol zu lobe	die Wag ist wol zu lobe
zeigt an Rechde klobe (statt Globe=Glauben).	zeigt an Rechde Klobe.

(Der etwas sonderbare Ausdruck „aus Laidt" erklärt sich bequem als „auslegt" mit der Wertheimer Mundart; ein geflügeltes Wort sagt: „Do leit der Dreck — was kost' die Butter").

Heideloff erwähnt als Patron der Bauhütte 3 gekrönte Märtyrer, Claudius, Castorius und Simplicius, obwohl in den von ihm veröffentlichten Steinmetzordnungen stets 4 Gekrönte angerufen werden. In einer Gothaer Handschrift entdeckte Wattenbach einige Jahre später, 1853, die ausführliche Legende dieser



Das Haus zu den „Vier Gekrönten" in Wertheim.

Schutzheiligen und stellte fest, daß es sich nicht um drei, sondern um vier gekrönte Märtyrer handelte. Von da an sind „die vier Gekrönten" und ihre Geschichte wieder zu Ehren gekommen. Nach der einen Lesart handelt es sich um vier christliche Bildhauer, Claudius, Symphorianus, Nicostratus und Castorius und einen heidnischen namens Simplicius, welche zur Zeit des Kaisers Diocletian in Pannonien kunstvolle Werke im kaiserlichen Auftrag schufen. A. v. Cohausen bringt in seiner Besprechung der römischen Steinbrüche auf dem Felsberg, (Darmstadt 1876), eine höchst anziehende Beschreibung, wie wir uns die Zustände

auf einem damaligen Werkplatz vorzustellen haben. Weitere geistreiche Bemerkungen gewinnt Albert Ilg in den Mitteilungen der K. K. Centralkommission zur Erforschung der Baudenkmale, Wien 1872, der Legende ab, indem er auf die merkwürdige Tatsache hinweist, daß die christlichen Bildhauer ohne Gewissensbisse heidnische Symbole künstlerisch darstellen. Sie schaffen dem Kaiser ein Bild der Sonne, Säulen und Capitäle für einen Tempel, sie höhlen aus Porphyr



Der Maaßstab . . . . .

Wannen und schmücken sie mit Statuen und heidnischen Attributen, Victorien, Kupidinen, Eroten usw. Das Verhängnis ereilt die Künstler erst, als sie sich weigern, ein Standbild des Aesculap herzustellen, welches der Kaiser als Kultbild in einem Tempel aufstellen lassen will. Die christliche Überzeugung: „Du sollst Dir kein Bild machen und ihm dienen", galt ihnen höher als das Gebot des Kaisers, der sie lebendig in fünf bleierne Särge legen und in einen Fluß, (wahr=

scheinlich die Save) werfen ließ. Über ihren Körpern sollen in diesem Augenblick goldene Kronen erschienen sein.

Eine andere Legende spielt ebenfalls unter dem Kaiser Diocletian, aber in Rom und nennt vier Soldaten (Cornicularier) des Kaisers, die ihrem Glauben treu, zu Tode gepeitscht, dann den Hunden vorgeworfen und später als Severus, Severianus, Carpoforus und Victorinus erkannt und verehrt wurden. Ob nun



Die Wag ist wol zu lobe
Zeigt an Rechde klobe.

das eine Ereignis ins Jahr 294 oder das andere Ereignis ins Jahr 306 fiel, bleibt sich für unsere Tage gleichgültig, Tatsache scheint zu sein, daß in Rom die kirchliche Verehrung der unter ihrem Namen schon bekannten 4 gekrönten Märtyrer aus Pannonien durch Calendarien und Martyrologien seit der Mitte des 4. Jahrhunderts nachweisbar ist und daß dieser Verehrung wahrscheinlich die Überführung ihrer Reliquien nach Rom zu Grunde liegt. Hier hat sich ihr

Cult um die wohl ältere Titelkirche auf dem Coelius kristalliert, die seither „zu den 4 Gekrönten" heißt (Quattro Coronati).

Franz Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, Wien 1883, erblickt in der Wahl dieser Schutzpatrone einen Beweis ungewöhnlich hohen Alters unserer Bauhütten, deren Ritual und symbolischer Gewohnheiten. Trotzdem ist die Darstellung der vier Gekrönten aber höchst selten und findet sich nach Riewel



Der Winkel . . . . Zirkels Kunst!

„Die Pfarrkirche zu Steyr" (Mitteilungen des Altertums-Vereins, Wien, Band IX) nur noch in der Kirche zu Steyr, auf den Tafeln der Wiener Bauhütte und an der Kirche „Or San Michele" zu Florenz, ferner nach Heideloff auf einem Bilde des Dr. Campe zu Nürnberg, nach Stieglitz in der Cathedrale zu Pavia und in der Steinmetzhütte zu Basel. In Steyr (Grabstein 1513) sind die Schutzheiligen mit Zirkel, Spitzhammer, Charireisen und Zeichenstift als Attributen dargestellt,

auf den Tafeln der Wiener Bauhütte u. A. mit Zollstab usw., nirgends ließen sich aber Anhaltspunkte dafür gewinnen, ob jeder Heilige ein besonderes Attribut besaß. Vergegenwärtigen wir uns nochmals, wie die christlichen Märtyrer gewisse heidnische Stoffe und Formen anstandslos darstellten und nur das rein Künstlerische in ihren Werken erblickten, so ist es fast ein analoges Beispiel, daß in dem protestantischen Wertheim lange nach der Reformation und der Bilderstürmerei Symbole ihren Ausdruck fanden, welche in viel weiter zurückliegenden Anschauungen wurzelten. Leider ist das in Frage stehende Haus im Erdgeschoß nicht mehr im ursprünglichen Zustand, kein Steinmetzzeichen und keine Inschrift meldet den Erbauer oder den Schöpfer der Bildwerke. — Wohl gehen wir aber nicht fehl, wenn wir in diesem Gebäude die Wohnung eines kunstbeflissenen Steinmetzen erblicken, deren Wertheim sich im Ausgang des 16. Jahrhunderts mehrerer rühmen durfte, entweder des Hans Hofmann, welcher den alten Rüdiger-Hof im Jahre 1577 erbaute, oder, was wahrscheinlicher ist, des Matthes Vogel, dem wir den schönen Engelsbrunnen aus dem Jahre 1574 verdanken. Gewisse Beziehungen zu den Figuren des Engelsbrunnens sind in der künstlerischen Auffassung unverkennbar, ferner tritt hier wie dort das Bestreben zu Tage, uralte Geheimnisse und Symbole anzudeuten, die schon den Zeitgenossen, soweit sie außerhalb der Zunft standen, rätselhaft erschienen und die einer phantasiearmen Nachwelt erst recht fremd geworden sind. —

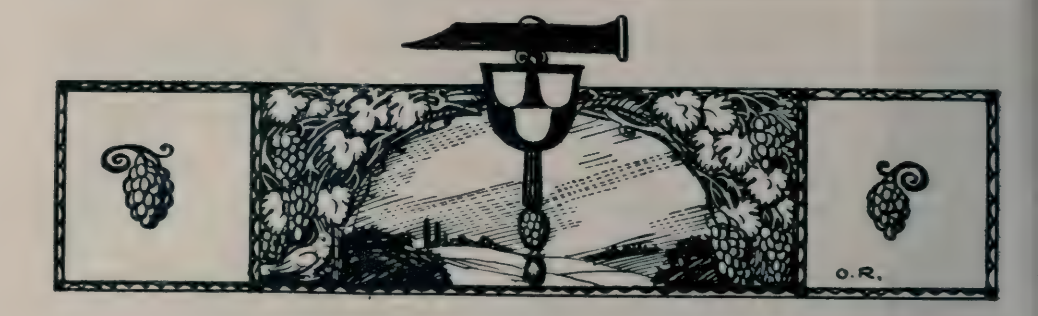
Otto Langguth.



Das Glöckchen von Haßloch.

Am nahen Berggeländ' das Klingen soll ich deuten?
Es ist nicht Glockenton, 's ist unterirdisch Läuten,
Das wie geweihter Klang dringt aus der Erde Gründen,
Im Lenz dem Winzer schon den künft'gen Herbst zu künden.
Einst fuhr ein Mann, den reich der Gott mit Wein gesegnet,
Heimwärts die süße Last, als ihm ein Greis begegnet,
Der um ein Träublein bat: Er hat es abgeschlagen,
Und in den Grund versank der Mann, das Roß, der Wagen.
Wenn jetzt der Zaub'rer Lenz zum Blühen bringt die Reben,
Wenn durch den Wein zuckt neues Jugendleben,
Auch unten regt sichs dann. Es dringt durch alle Spalten
Der starke Geist des Weins, des dort versunk'nen alten.
Lebendig wird das Roß, hell klingen seine Schellen,
Ein wunderbarer Laut, daß mit des Duftes Wellen
Der Töne Strom vereint wogt in den dunkeln Reihen. —
Hoch oben lauscht das Volk dem allbekannten Zeichen:
Unlieb ist leis'er Laut, erklingt es hell und heller,
Füllt bald der reichste Herbst Tragkörbe, Kufe, Keller. —

A. Kaufmann.



Steinmetzzeichen an Bauwerken in Wertheim und Umgebung.

Von Gewerbelehrer und Architekt **Hauck**, Wertheim a. M.

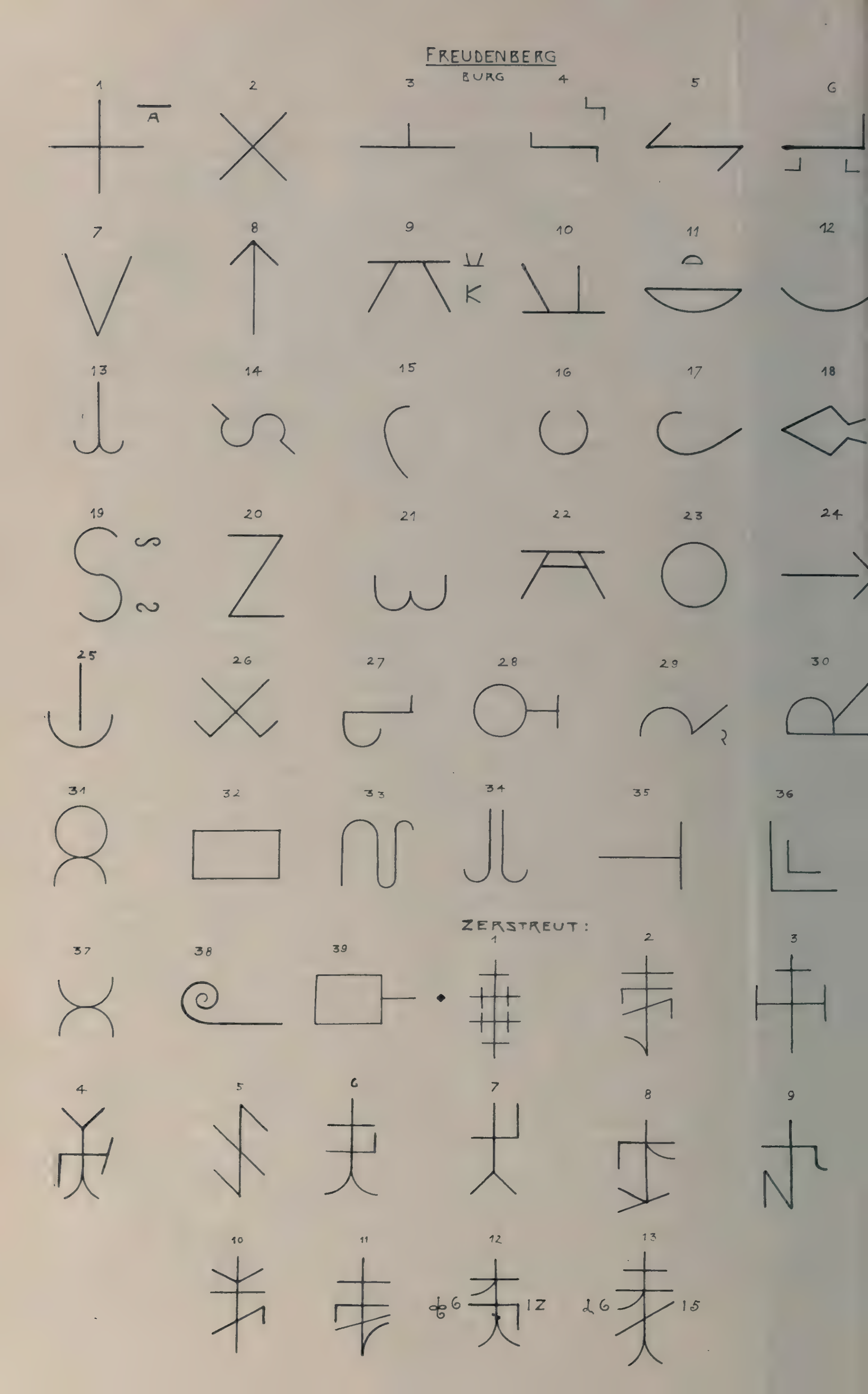


Wie fast an allen Baudenkmälern, finden sich auch in Wertheim und Umgebung an Kirchen, Kapellen, Burgen, Stadtmauern, Häusern und Bildstöcken, an Grabdenkmälern usw. Zeichen vor, welche von Steinmetzen eingemeißelt sind. Der Gebrauch der Zeichen beruht auf einer uralten Sitte, fast alle Bauperioden bedienten sich gewisser Zeichen oder Marken. Die Steinmetzzeichen, Erzeuger- oder Urheberzeichen, sind gewöhnlich durch dreikantige Nuten in die Werksteine eingehauen. Sie stellen in der romanischen Zeit meistens Buchstaben, Geräte (Hammer, Kelle, Schaufel, Winkel) usw. oder Symbole (Sterne, Dreiecke) ohne Grundform dar. Später sind es lineare, geometrische, auf e i n e Grundform zurückzuführende Zeichen. Sie sind von größter Mannigfaltigkeit. Der Ursprung der eigentlichen Steinmetzzeichen läßt sich in Deutschland bis zum elften Jahrhundert zurückverfolgen.

Über Sinn, Bedeutung und Zweck der Zeichen sind schon die verschiedensten Erklärungen versucht worden und es ist bereits eine beträchtliche Literatur über diesen Gegenstand erwachsen. Man brachte sie in Beziehung zu den ältesten Schriftzeichen der Germanen (den Runen); man hielt sie für eine Geheimschrift und knüpfte daran allerhand abstrakte Meinungen mystischen oder symbolischen Sinnes, die der ernsten Forschung nicht stand hielten. Eine vollkommen ausreichende und befriedigende Erklärung der Steinmetzzeichen haben wir heute noch nicht. Auf Grund urkundlicher, allerdings sehr dürftiger Aufzeichnungen, sind die Steinmetzzeichen den Mitgliedern der Steinmetzhütten im Mittelalter zuzuschreiben. Diese Hütten waren Körperschaften von Steinmetzen, die etwa im 12. Jahrhundert entstanden. Vorher lag die Baukunst hauptsächlich in Händen von Geistlichen und Laienbrüdern. Die weltlichen Meister hatten sich schon früh in Zünfte oder in Bruderschaften mit strengen Satzungen organisiert und genossen in ihren Städten mancherlei Vorrechte. Hauptorte für Bauhütten waren Straßburg, Köln, Wien und Bern. Diese Bauhütten waren zugleich die damaligen hohen Schulen für Baukunst. Nichts ist verkehrter, als die landläufige Ansicht,

die Altvordern hätten nur sehr mangelhafte Begriffe von den Naturgesetzen gehabt oder die Form des graphischen Konstruierens wenig geübt. Darin erblickte die Hütte vielmehr „den Fürnehmsten und gerechten Steinmetz-Grund". Die Lehrzeit erforderte 5 Jahre, es wurde kein Lehrling aufgenommen, der nicht mit natürlichem Verstand und einigen Kenntnissen ausgerüstet war (Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters). Jeder Gehilfe mußte drei Reisen gemacht, d. h. an drei Werken gearbeitet haben, bevor er zum Meister ernannt werden konnte. Eine symbolische Sprache, die nach Heideloff auf Albertus Magnus oder Argentinus, den als Erfinder des Achtecks gepriesenen Benediktiner-Mönch zu Straßburg, zurückzuführen ist, sowie ein eigentümliches Ritual erleichterten es, über alle geistigen Errungenschaften der Zunft den Schleier eines tiefen Geheimnisses zu breiten. Über die Beziehung zu den Freimaurern wäre in diesem Zusammenhang Manches zu sagen. Die Steinmetzzeichen hatten sehr wahrscheinlich auch symbolische Bedeutung.

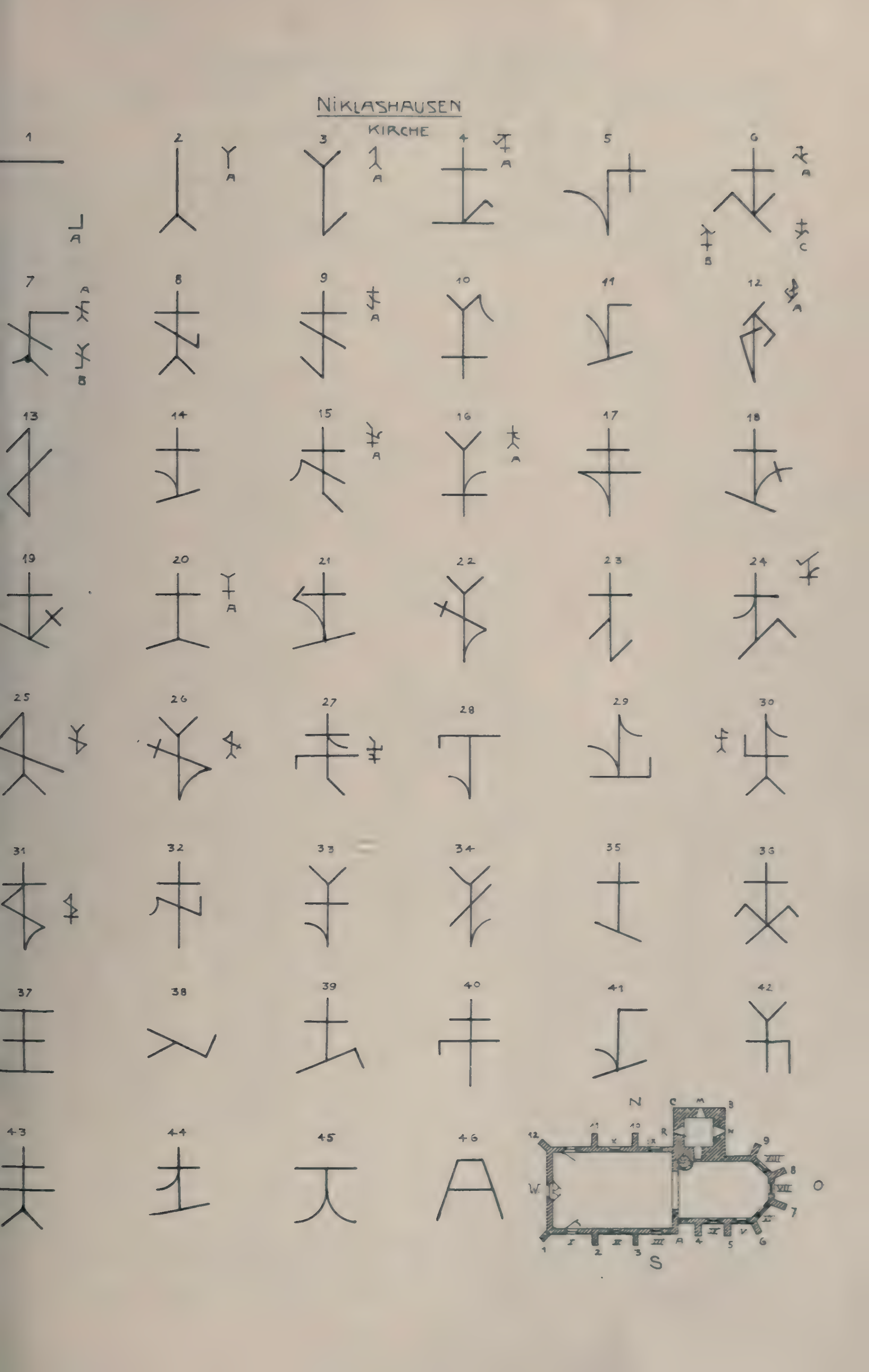
In den ältesten Hüttenordnungen von 1459 ist von Steinmetzzeichen noch keine Rede. Erst in der Rochlitzer Hüttenordnung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und in jener des 16. Jahrhunderts werden sie erwähnt. Da in den Hüttenordnungen, nachdem der deutsche Hüttenverband fest gegliedert war, nichts vergessen blieb, was nur einigermaßen wichtig schien, so kann man annehmen, daß den Steinmetzzeichen früher nicht die Wichtigkeit beigemessen wurde, wie wir gewöhnlich anzunehmen pflegen. (Man hat in unserer Gegend nämlich beim Abbruch auch schon beobachtet, daß die Zeichen nicht an der Außenseite der Steine angebracht waren, z. B. an dem Haupttor zur inneren Burg in Freudenberg). Mit Sicherheit geht aus den noch erhaltenen Hüttenordnungen hervor, daß das Steinmetzzeichen als Ehrenzeichen vom Meister dem Gesellen verliehen wurde und daß eine willkürliche Änderung nicht statthaft war. Auf den Wanderfahrten der Gesellen dienten die Zeichen als Ausweis; der Geselle mußte sein Zeichen „lesen" (symbolisch deuten) und „stellen" (geometrisch rangiren) können. Nach Heideloff (Bauhütte S. 18) wurde das Zeichen neben dem Namen ins Gesellenbuch jeweils eingetragen. Der angehende Meister behielt sein Zeichen bei; die Meisterzeichen sind gewöhnlich auf einem plastischen oder eingehauenen Schild, wie am Engelsbrunnen in Wertheim (vergl. Nr. 5) oder an einer konstruktiv hervorragenden Stelle, Gewölbeschlußsteinen und dergl., angebracht. Gleichzeitig waren sie das Amtssiegel des Meisters, das den Vertragsurkunden beigedruckt wurde, wie es beispielsweise den Bestallungsurkunden des Hans von Gmünd 1359 und des Hans Niesenberger 1471—1491, den Meistern des Freiburger Münsterchors, angefügt ist. In unserer Gegend finden sich weitere Meisterzeichen am Chor der Kirche zu Külsheim, am Turme der Kirche zu Michelrieth, in der Kirche in Kreuzwertheim (Nr. 3), Burg Wertheim: Johannesturm-Erkeranfänger (Nr. 2) oder am Torbogen der Fürstl. Löwenstein-Wertheim-Freudenbergischen Domänenkanzlei (Nr. 6). Oft stehen links und rechts davon die Anfangsbuchstaben des betreffenden Meisters, zuweilen auch mit der Jahreszahl, so z. B. am ehemaligen Rüdigerhof (Hinterhaus der oberen Apotheke). Am ersten Fensterpfeiler sieht man dort das



FREUDENBERG
BURG
1
A
2
3
4
5
6
7
8
9
K
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
ZERSTREUT:
37
38
39
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
6
12
15

NIKLASHAUSEN

KIRCHE



Steinmetzzeichen auf Burg Freudenberg.

Nr.	Ort und Platz											Jahreszahl
	Bergfried								Bergfried Anzahl zus.	Außerdem	Anzahl zus.	um 1200
	Unteres Geschoß				Oberes Geschoß							
	Norden	Süden	Osten	Westen	Norden	Süden	Osten	Westen				
1	4	1	9	4	3	2	—	4	27	am Torpfosten des Rundbogentores am Aufgang 3 mal		
1a	—	—	—	—	1	1	—	1	3		3	
2	2	4	6	2	1	3	1	3	22			
3	1	—	1	—	—	—	—	1	3			
4	—	6	1	—	—	—	—	1	8			
5	—	1	1	—	—	—	—	—	2	Palastür rechte Leibung		
6	—	—	—	—	1	7	1	—	9		1	
7	8	5	14	—	6	11	1	12	57			
8	1	—	3	2	—	4	—	—	10			
9	5	14	9	3	3	4	1	9	48			
10	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
11	2	5	—	4	—	2	5	2	20			
12	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
13	2	3	2	—	2	1	1	1	12			
14	5	11	7	2	4	2	2	6	39			
15	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
16	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
17	1	—	—	—	—	—	—	—	1	Spitzbogen-Haupttor a. den Widerlagern (also früher verdeckt)		
18	6	6	6	—	5	2	2	4	31			
19	2	4	3	—	1	2	1	1	14			
20	—	1	—	—	—	—	—	—	1			
21	1	—	—	—	—	—	—	—	1		7	
22	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
23	3	—	10	4	8	2	2	11	40			
24	—	3	1	—	4	4	3	10	25			
25	—	—	—	—	1	—	—	—	1			
26	—	—	—	—	1	—	—	—	1			
27	—	—	—	—	1	—	—	—	1			
28	1	—	—	—	—	—	—	—	1			
29	—	—	1	—	1	—	—	—	2			
30	—	—	—	1	—	1	—	—	2			
31	—	—	—	—	—	—	—	1	1			
32	—	—	—	—	—	—	—	1	1			
33	—	—	—	—	—	—	1	—	1			
34	—	1	4	—	1	3	1	—	10			
35	—	11	4	2	7	5	6	7	42			
36	—	—	—	—	Konsolstein 1 mal 1	—	—	—	1			
37	2	—	7	—	3	1	—	1	14			
38	—	—	1	—	—	1	—	—	2			
39	—	—	1	—	—	—	—	—	1		459	
	51	76	91	24	55	58	28	76		zusammen	470	Stück

Eine Anzahl dieser Zeichen ist punktiert eingehauen, was nach Prof. Rhiza sehr selten vorkommen soll (z. B. am Barbarossabau zu Gelnhausen). Eine weitere Merkwürdigkeit von Freudenberg sind einige Zeichen, die die Figur nicht schließen (Nr. 24, 25, 34, 36).

Die westliche Seite des Bergfrieds ist z. Zt. fast ganz mit Epheu überzogen, wodurch viele Zeichen gegenwärtig nicht sichtbar sind.

Steinmetzzeichen in der Stadt Freudenberg.

Zerstreut.

Nr.	Anzahl	Ort und Platz	Jahreszahl
		Rathaus.	
1	1	Tür von der Terrasse in das Haus	1605
2	5	" " " " " " "	
3	1	" " " " " " "	
4	5	Spitzbogentor an der Straße (3)	1499
		1. Fenster gegen Kirche (2)	
		Tür " "	
5	6	Spitzbogentor an der Straße (3)	Seite gegen Kirche an einer Tür: 1628
		1. Fenster gegen Kirche (3)	
6	1	Spitzbogentor an der Straße	
7	4	1. Fenster gegen Kirche (2)	
		Tür " " (2)	
		Amthaus.	
8	1	Rechte Tür Gewänd	
9	1	Linke " "	
10	1	" "	
11	1	" " "	
12	1	Haus Jos. Kern (neben Amthaus). Tür	1612
13	1	Bildstock an der Straße gegen den Friedhof	1615
zusammen	29 Stück.		

Hauswappen, am zweiten Pfeiler einen Spruch und am dritten Pfeiler das Meisterzeichen (Nr. 4), während z. B. an diesem Bau noch vier andere Zeichen, zusammen 11 mal vorkommen. Als Beweisstück dient eine in der Kilianskapelle aufbewahrte Steinplatte mit demselben Zeichen und der Inschrift: „.......... und bestellet 1575 zwen Werkmeister, Hans Hofmann Steinmetzen und alsdann Michael Sauer den Zimmermann......."

An der nördlichen Seite der Bronnbacher Kirche, am Chor und Apsis, kommt u. a. sehr häufig das Kreuz in einer Größe von 4—6 cm vor, während an der nördlichen Ecke des Querschiffes, wo dieses Zeichen beginnt, das Kreuz als Meisterzeichen groß in einem Kreis von 37 cm Durchmesser angebracht ist, beide als scharfe, dreieckig vertiefte Rinnen (Nr. 1). An den Zeichen ist der jeweils herrschende Baustil unschwer zu erkennen. So finden wir Zeichen romanischen Charakters an dem Bergfried der Burg in Freudenberg (Nr. 1—39), die uns zum Teil von der Wertheimer Burg schon vertraut sind. Die Zeichen an der Kilianskapelle und evangelischen Stadtkirche sind gotische. Es ist merkwürdig, daß der Bergfried der Burg Freudenberg und einer der Burg Stadtprozelten zahlreiche Steinmetzzeichen aufweisen, während dieselben Bauwerke der Burg Wertheim und der Burg Gamburg gar keine erkennen lassen. Aus der

Steinmetzzeichen der Kirche zu Niklashausen a. Tauber.

(Wiederholt vorkommende Zeichen sind durch eingeklammerte Zahlen angedeutet, während die übrigen Nummern und Buchstaben aus dem beigefügten Grundriß ersichtlich sind.)

Nr.	Anzahl	Fundort:					
		Türen	Fenster	Pfeiler	Ecken	Sockelgurt	Fenstergurt
1	33		I, III, IV, V, VI, IX (2) X	1 (4), 2, 4 (2), 5 (3), 6, 7 (2), 8 (3), 10, 11, 12	A		N, S (4)
2	96	S (3)	I (5), III (2), IV (7), V (4), VI (4), VII (5), N (2), IX, X (4), M (2), II (innen)	2, 3 (2), 4, 5 (2), 6 (2), 7, 8 (2), 9, 10 (2), 11 (4), 12 (2)	A (6) C (3)	W, S (8), O N (3)	S, N (6) W (7)
3	44		II (2), IV, V, IX, N, M	1, 2 (3), 4, 5 (4), 7 (3), 8, 9 (3), 10 (2), 11		S (4), N (3)	S (5), N (6)
4	37	W (3)	II, IV, V (2), VI, VIII (2), IX (3), X	1, 2, 4, 5 (3), 6 (3), 7 (3), 8, 9 (2), 10	A, B	N (5)	
5	9	W (4), S (2) N (2)	R				
6	15	W (3)	VI (2), VIII	4 (2)	A, B	W (2), S, O, N	
7	7		I, III (2)				N (3), S
8	2		I	5			
9	6		I (2), II, III, X	7			
10	1		I				
11	2					S	S
12	33	S (3), N	II, III (3)	1, 2, 3 (2), 9, 12 (2)	B, C	S (6), O (2), N (3)	— [1]
13	2			2		O	
14	1			2			
15	15		III, IV, V, VI X (2)	1, 2, 4 (4), 12	—	—	— [2]
16	6		II (3), III (2), V				
17	15	–	II (3), III (2), IX (4), X (3)	—	—	—	— [3]
18	1		II				
19	3	N (3)					
20	1		VI				
21	1	–	—	—	—	—	— [4]
22	4				A, B	S, O	
23	1			3			
24	20	S	N	1 (3), 2 (2), 3, 4 (2), 5, 8, 9, 11, 12 (2)		N (2), S (2)	
25	2			1, 6			
26	6			4	B	N, S, O, W	
27	19		III, VII, VIII (3)	6 (3), 7, 8 (4), 9 (2), 12 (3)			S
28	2		V	10			
29	7		VI, VII, VIII	5, 6, 9, 10			
30	4		IX, X	2, 7			
31	21		V, VI (2), VII (4), VIII (5)	—	—	—	— [5]
32	7		VII (2), VIII	4	B (3)		
33	1			2			
34	2		VIII (2)				
35	1			9			
36	1	N					
	428	Übertrag					

Nr.	Anzahl	Türen	Fenster	Pfeiler	Ecken	Sockelgurt	Fenstergurt
	428	Übertrag					
37	1			4 (Seite)			
38	1				C		
39	1		R				
40	1	—	—	—	—	—	—[6]
41	1	—	—	—	—	—	S
42	1	Sakristei					
43	2	—	—	—	—	—	—[7]
44	1	—	—	—	A		
45	1		X (Schlußstein)				
46	1	—	—	—	—	—	—[8]
zus.	439	Stück					

Anmerkungen zu vorstehender Tabelle:

Verschiedene Steinmetzzeichen: [1]) Gesims N (2) und S (3). [2]) Bogen zwischen Chor und Schiff, Abdeckung westlicher Giebel. [3]) Gesims N und S (2). [4]) Gesims. [5]) kleines Turmfenster N (2), M (4), R (3). [6]) Oberer Gurt am westlichen Giebel. [7]) Westliche Giebelabdeckung links und rechts. [8]) Westl. Giebelabdeckung 2. Stein links.

Renaissance-Zeit sind in Wertheim an bürgerlichen Gebäuden besonders viele und schöne Steinmetzzeichen erhalten; aus späterer Zeit sind mir in unserer Gegend nur in Hundheim noch Steinmetzzeichen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts begegnet.

Auch die Größe der Zeichen ist in den einzelnen Zeitabschnitten verschieden. Im allgemeinen sind die ältesten Zeichen am größten, an oben genannten Bergfrieden 20 bis 35 cm. Auf die Ausführung der Zeichen wurde anfänglich weniger Sorgfalt verwendet, anscheinend wurden solche damals aus freier Hand, ohne Vorzeichnung eingehauen. Die Gotik hat oft schöne, scharfbegrenzte, in Spitznuten ausgeführte Formen. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim v. A. v. Oechelhäuser, Freiburg 1896, bringen einige Zeichen, die offenbar falsch wiedergegeben sind (Niklashausen), auch die Kunstdenkmäler des Kreises Marktheidenfeld versagen auf diesem Gebiet völlig (Meisterzeichen zu Kreuzwertheim!)

Als Grundfigur diente mutmaßlich das Quadrat (Quadratur) der Straßburger Bauhütte oder das Dreieck (Triangulatur) der Kölner Bauhütte, oder der Kreis. Wertheim war der Haupthütte zu Straßburg untergeordnet, daher überwiegt in unserer Gegend die Quadratur, die übrigens auch im Vierpaß vorhanden ist. Nach Heideloff (Bauhütte des Mittelalters, Nbg. 1844, Seite 43) wird 1467 Hans Wittig von Byschoffsheim an der Duber als Geselle aufgenommen, 1471 (Seite 44) Hans von Meyger von Werte als Geselle. Matthes Gasser von Werte erscheint als der 27. von 72 Meistern in der Straßburger Hüttenordnung von 1459

und scheint an den vorausgegangenen Tagungen zu Speyr (Speier), Straßburg und Regensburg teilgenommen zu haben.

Der Zweck der Zeichen wird verschieden ausgelegt. Man fand in Plänen der Wiener Bauhütte an einzelnen Steinen mit Rotstift eingezeichnet statt der Namen der Gesellen, denen die Bearbeitung der Steine übertragen war, jeweils ein Steinmetzzeichen. Der Meister hatte demnach einen bestimmten Gesellen auf diese Weise namhaft gemacht, noch war ja die Kunst des Lesens und Schreibens nicht ins Volk gedrungen. Die Zeichen benutzte man dann zur Verteilung der Arbeit, man konnte später außerdem sehen, wer die einzelnen Werkstücke gemacht hatte. An der Anzahl der verschiedenen Zeichen können wir heute noch beurteilen, wie viele Steinmetzen an einem Bau beschäftigt waren. An der Kirche von Niklashausen z. B. findet man im ganzen 439 Steinmetzzeichen, darunter 46 verschiedene. Es haben also ungefähr 46 Steinmetzen an der Kirche gearbeitet.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen geht hervor, wie vielerlei uns die Steinmetzzeichen sagen können, wenn wir ihnen planmäßig nachgehen. An manchem Bau werden wir aus denselben Zeichen auf die gleichen Meister oder Gesellen schließen können, auch über Austausch von Gesellen, über deren Wanderschaft, schließlich über die Beziehungen der einzelnen Bauhütten zu einander mancherlei erfahren. Ist der eine Bau datiert und der andere nicht, so läßt dasselbe Zeichen die annähernde Zeitgrenze leicht erraten.

Verschiedene Meisterzeichen:



Professor Franz Rziha's „Studien über Steinmetzzeichen, Wien 1883" leisteten mit die wichtigsten Dienste, außerdem fühle ich mich Herrn Münsterbaumeister Kempf, Freiburg in verschiedener Hinsicht zu wärmstem Dank verpflichtet.

In der vorliegenden Liste sind die Steinmetzzeichen von Niklashausen und Freudenberg aufgenommen und veranschaulicht. Eine Fortsetzung folgt in den nächsten Jahresberichten; findet diese allerdings recht mühevolle Arbeit auch außerhalb unserer Grafschaft Nachahmung, so verspreche ich mir davon eine nicht zu unterschätzende Bereicherung unseres Materials für architekturgeschichtliche Forschung.



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner.**

V.

eisen und Wandertage. Bei allen kultivierten Völkern hat die Literatur sich zu allen Zeiten in reichem Maße der Reisebeschreibung bedient, um in außerordentlich vielgestaltiger Form realistische, phantastische, humoristische oder idyllische Wirkungen hervorzubringen. Besonders in England und Deuschland hat diese Gattung vielleicht in einem gewissen Zusammenhang mit dem bekannten Wandertrieb der germanischen Völker ganz bedeutende Werke, vorzüglich satirischer Art hervorgebracht; aber auch der gewaltige spanische Großmeister aller Satire, Cervantes, läßt seinen seltsamen Helden von La Mancha mit seinem trockenen Stallmeister auf wunderlichen Ritterfahrten durch die rauhen Ebenen und Berge Kastiliens seine phantastischen Taten verrichten. Wenn ihm in der deutschen Poesie überhaupt ein Geistesverwandter zur Seite gestellt werden kann, so ist es zweifellos Jean Paul! Die inneren Beziehungen dieser beiden königlichen Herrscher im Reiche des Humors, die bei dem verschwenderischen Reichtum ihrer Gaben täglich an goldenen Tafeln speisen konnten, sind außerordentlich tiefgreifend und vielseitig. In der Verwendung persönlicher Reiseeindrücke und phantasievoller Ausmalung bedeutender und schlichter Gegenden hat Jean Paul trotz

seiner wenigen Wanderfahrten und Reisen den großen Spanier gewiß übertroffen, der in Krieg und Frieden mit dem Schwert und der Feder ein weites Stück der Welt durchkämpft, durchwandert und beobachtet hatte. Kaum sind in deutscher Sprache wieder solch' packende und großartige und solch' innige, zarte und idyllische Wirkungen in der unübersehbaren Fülle der Reise- und Wanderpoesie hervorgebracht worden, als von diesem seltsamen Geiste, der persönlich das allzuviele Reisen nur verurteilte, nie gesehene Gegenden am liebsten schilderte und nur die engere Heimat mit reichem, überglücklichem Herzen in den schönsten Stunden seines Lebens und auf der Flucht vor den erdrückenden Nöten des Daseinskampfes durchwandert hatte. Was der geniale Armenadvokat Siebenkäs empfindet, wenn er aus den endlosen Geldsorgen und aus der dumpfen Schwüle in dem armseligen Stüblein der ewig fegenden und waschenden Lenette hinauseilt vor die Tore des Städtchens, um im zerfließenden Golde der Abendsonne am Busen der Natur die große Seele reinzubaden von allem Kleinen und Drückenden, — oder wenn er hinauswandert in die offenen Frühlingshimmel des Bayreuther Tals, in die paradiesischen Gärten der Eremitage und Fantaisie, — das hat Jean Paul selbst in schweren Jugendjahren tief im Innersten empfunden. Sein getreues Bild auf jenen Wanderfahrten begegnet uns im „Kometen", wo er sich selbst als den „Kandidaten Richter aus Hof" unterwegs zu der seltsamen Reisegesellschaft des gefürsteten Apothekers stoßen läßt. Er kommt als „ein dürrer Jüngling mit offener Brust und fliegendem Haar und mit einer Schreibtafel in der Hand singend im Trabe gelaufen" und weint vor Freude, als er sieht, daß der reich gewordene Erfinder der künstlichen Diamanten sein Gold unter eine große Schar von Armen, Lahmen und Krüppeln, die ihm nachgezogen sind, verteilt. Er wird als Wetterprophet in der fürstlichen Reisegesellschaft angestellt, — eine Kunst, in der sich Jean Paul wirklich sein Leben lang geübt und ausgezeichnet hat. In seinen Reisegesprächen mit dem fürstlichen Hofprediger trägt er hier auch seine Ansicht von der Poesie der schlichten Landschaft vor: nirgends ist die Welt wirklich unbedeutend oder unschön, majestätische Wolkenzüge, Morgen- und Abendrot, Sterne und Himmelsblau finden sich überall, die ebenste und sumpfigste Gegend hat einen blumigen Hügel, auf den man steigen kann, um die Pracht der Sonne zu sehen. Im Sande der Mark blüht doch ein Schlehenbusch, auf dem ein Zugvogel den Lenz besingt, unterm Schnee biegt sich zart ein Schneeglöckchen hervor; die Lüneburger Heide ist schon verschwenderisch ausgestattet mit Heidekraut, Bienen, Schafen, Wirts- und Posthäusern und Bäumen. Die heimische Gegend von Hof im Voigtlande übertrifft sie freilich weit durch die Saale, die Tannenwälder und fernen Berge; und nun gar Berneck ist der entzückende Vorhof zum dem unübertrefflichen Himmel von Bayreuth! — Wie wird wohl ein Weltbummler oder Alpensteiger über solche Meinungen lächeln! Und doch würde er damit nur beweisen, wie weit er selbst vom wahren Genuß der Natur und der rechten Seligkeit des Reisens entfernt ist.

Aber sonderbar — der verträumte Wanderer, der nur die Pfade der Heimaterde gemütvoll durchpilgerte, schwingt sich zuweilen auf zum gewaltigsten Maler

riesenhafter, dämonisch-großartiger Szenen und Landschaftsbilder, schildert die nie geschaute Schönheit italienischen Landes im „Titan" von den blauschimmernden Seen des Nordens in den Riesenarmen der Alpen bis zu den glühenden Farben und krystallenen Meeresbuchten des Südens, sodaß die Kenner erstaunen über die packende Wahrheit und leuchtende Schönheit der wundervoll zusammengeschauten Riesenbilder. Am seltsamsten und interessantesten aber ist unter diesen grandiosen Gemälden vielleicht die wundersame Luftreise, die im „komischen Anhang zum Titan" in „des Luftschiffers Gianozzo Seebuch" geschildert wird. Man meint zu träumen, wenn man diese ergreifende Darstellung vom Glück und Ende eines kühnen Luftschiffers liest, und nur die zahlreichen eingestreuten Satiren auf die Zeitverhältnisse erinnern immer wieder daran, daß das Büchlein im Jahre 1801 entstanden ist, obwohl ihr scharfer, treffender Inhalt auch heute noch seine beißende Schärfe und Wahrheit nicht verloren hat. Von Leipzig aus beginnt dieser antizipierte Luftpilot seine kühne, gefährliche Reise, fährt über die blutgetränkten Felder von Lützen, beschließt in einer kleinen Residenz in Thüringen seinen Kaffee zu trinken und fällt dort wie ein Stoßvogel mitten in der Schloßwache nieder. Abends ist er schon in Wien, um dann auf der Rückfahrt nach Deutschland den unendlichen Wechsel der buntesten Bilder der Gegend und des unten wimmelnden Lebens in verwirrender Fülle auf sich wirken zu lassen. Am Brocken strandet er, als „die schwarze Flut der Nacht an das Gebirge schlägt und die Abendflamme der Sonne über sie streifend aus der Tiefe heraufschießt": er bleibt im Schutzhäuschen und schreibt im Namen des Teufels eine Vorrede zum Brockenbuch; die ganze wilde Poesie weht dann um ihn im flatternden Nebel und schnaubenden Sturm; auch ein Brockengespenst erscheint. Eine wunderbare Nachtfahrt voll seliger Wonneschauer folgt; er weiß nicht, welches Land unter ihm grünt und wühlt sich noch tiefer in den silbernen Dampf, — Blütenrauch wälzt sich aus Gärten herauf, — einmal fahren Waldhörner wie Blitze durchs Gewölk und tanzen wie Geister in der Luft, — das Meer zerrinnt in lange Berge, — er senkt sich zu den schwebenden Lerchen und zu den Nachtigallen in den Zweigen hernieder und sieht ein zauberhaft schönes Land unter sich: die Felsen unter Epheu, von Orangenblüten weiß, mit Rasensitzen und schlafenden Blumenbeeten, in der Ferne Pappelreihen vor Lusthäusern, an heiteren, mit Wein überzogenen Bergen fliegen Segel dahin, überall lacht eine freudige Welt, die Sonne tritt endlich wie ein Musengott in den Morgen, nimmt die Erde als ihr Saitenspiel in die Hand und greift in alle Saiten, — ein Mohr läuft in türkischer Kleidung über eine grüne Gartenbrücke, ihm folgt eine entzückend schöne weibliche Gestalt, glühend wie der Morgen, mit keckem Schritt, dunklem Haar und schwarzen Augen; — er landet und eilt auf die singende strahlende Göttin zu: er ist im Land Italia! Mit ihren Küssen auf den Lippen und das Fernglas vor den brennenden Augen kehrt er zum kalten Norden zurück und berührt im Fluge seine Lieblingsplätze in Deutschland: die Fantaisie bei Bayreuth, wo er seine Mittagsrast hält, das Seifersdorfer Tal, wo er den Abend genießt, und Wörlitz bei Dessau, über dessen enzückenden Park er mit der Sonne nieder-

sinkt. Auf einer Fahrt über den Herkules bei Kassel hinweg schwebt er über eine Festung; er bläst die Marseillaise herunter und alarmiert die ganze Festung, es kommt zu Verhandlungen über Krieg oder Frieden, und unter dem wilden Feuer der Besatzung schwebt er davon. Bei den Holländern lernt er den kleinlichen, schmutzigen Geschäftssinn und die geheuchelte Frömmigkeit der Bewohner kennen und verachten und flüchtet mit seinem Luftschiff hinaus aufs ewige, weite Meer, wo die Sonne ihr schimmerndes Brautgewand nach sich zieht, um hinter den Eismauern des Pols wie in einem stillen Kloster zu versinken. Nach seltsamen Beobachtungen in einer Universitätsstadt und in einem vielbesuchten Modebad weht ihn der Wind an die Gebirgsmauer der Schweiz hinan. Aber seine letzte Fahrt nimmt ein entsetzliches Ende; schon vorher hat er einen gräßlichen Traum, daß ein kohlschwarzer Hahn ihm das Herz aus der blutenden Brust herausscharre, und daß sein Posthörnchen wie lebendig in den schärfsten Tönen von selber schrie und hellrot glühe. Er kehrt nach Schwaben zurück und grüßt beglückt die Rebenhügel um den schimmernden Neckar; — alles erinnert ihn hold ans schöne Italien, — da beginnen sich zackige Gewitterwolken aufzutürmen, von Ferne grollt der Donner, und der Straßburger Münsterturm wächst wie der Zeigefinger des Todes herauf. — Ein Lämmergeier greift sein Luftschiff an, auch von der Erde herauf dröhnen hallende Donner, und siehe: er schwebt über dem grauenhaften Ringen zweier Heere auf dem blutigen Schlachtfeld;

seltsam mischt sich sanfte Musik in die Paukenschläge des Geschützes, der Schmerz geht unten auf und ab, tritt die Gesichter mit Füßen und begräbt die Toten unter Sterbende; — da packt auch ihn die wahnsinnige Wut der Kämpfenden, er wirft alle seine Steine sinnlos unter die Krieger. — Plötzlich wird er durch den Gewichtsverlust wieder hinauf in ätherblaue Höhen getrieben und genießt einen Augenblick den erhabenen Anblick der Alpenberge bis hinüber zum Mont Blanc, wo die Gletscher und Schneefelder überall wie weiße, leuchtende Götterbilder auf ewigen Tempeln stehn; und zu seinen Füßen das grünende Tal mit dem donnernden Rheinfall, der unter einem schimmernden Regenbogen silbern und leicht wie ein weißer Riesengeist wieder emporschwebt. Er will sich zur Erde senken, aber in der Schlacht ist die Verbindung zwischen den Lufthähnen gerissen, — er ist ein Spielball der aufgepeitschten Winde! „Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nahe vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir im Osten. — Der Sonnenwagen geht schon tief im Erdenstaube. Wie fliegen die Goldadler der Flammen überall: um die Sonne, um die Eiskuppeln, um den zerknirschten Rhein und um die giftige Wolke, und ruhen mit aufgeschlagenen Flügeln an den grünen Alpen aus. — Ich glaube, ich soll heute sterben; das große Gewitter wird mich fassen. So sterb ich gern, Verhüllter über mir; vor dem Angesicht der Berge und des gewölbten Blaus weicht gern mein Geist aus der beklemmenden Hülle und fliegt in den weiten, freien Tempel. Ich drücke die sonnenrote Stunde und die gebirgige Welt noch einmal ans brausende Herz, und dann zerbrech es, woran es will!

O, wie schön! Im Morgen rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes, stilles Farbenrad, ein flammiger Ring der Ewigkeit aus Juwelen. – Die warme, sanfte Sonne glimmt nicht weit von den Gewitterzacken. – Noch sonnen die goldgrünen Alpen ihre Brust, und herrlich arbeiten die Lichter und Nächte in den aufeinander geworfenen Welten durcheinander; Städte sind unter Wolken, Gletscher voll Glut, Abgründe voll Dampf, Wälder finster, und Blitze, Abendstrahlen, Schnee, Tropfen, Wolken, Regenbogen bewohnen zugleich den unendlichen Kreis.

Jetzt gähnt ein Wolkenrachen vor der Sonne; noch seh ich einen Sennenhirten mit dem Alphorn, dessen Töne nicht herüberreichen, am purpurnen Abhang unter weißen Rindern, und ein Hirtenknabe trinkt an seiner Ziege den Abendtrank. – Wie lebt Ihr still im Sturme des Seins! – O, die schwarze Wolke frißt an der Sonne! – Das erhabene Land wird ein Kirchhof von Riesengräbern, und nur die weißen, hohen Epitaphien der Gletscher glänzen noch durch. – –

Ich bin geschieden von der Welt, – die unendliche Wetterwolke überdeckt die Schweiz und alles, – unter dem schwarzen Leichentuch regnet es laut unten auf der Erde, – es blitzt lange nicht und zögert fürchterlich, – Sterne quellen oben heraus, und mir ist, als schwämmen ihre matten Spiegelbilder als silberne Flocken auf dem düsteren Grund. – Ha, – der Wind kehrt um und treibt mich mitten über die stumme gefüllte Mine, deren Lunte schon glimmt. Wie düster! Ach, unter der Wolke werden noch Bergspitzen im sanften, goldenen Abendscheine stehen.

Kein Blitz, nur Schwüle! – Aber ich merke, die Wolke zieht mich zu sich. Ach! – Jetzt wölbt sich auf einmal zusehends ein zweites Gewitter über mir; beide schlagen dann gegen einander, und eines greift mich, jetzt versteh ich's! –

Bis auf die letzte Schlagminute schreib ich; vielleicht wird mein Tagebuch nicht zerschmettert.

Nun geraten schon die Enden der Gewitter aneinander und schlagen sich. – Wie höllenschwül! – Oho! – jetzt riß es meinen Charonskahn in den brauenden Qualm hinab! – Ich sehe nicht mehr. – Was ist das Leben, – die feigen hockenden Menschen drunten singen jetzt gewiß zu Gott, und die Erbärmlichen werden gewiß jeden vermahnen bei meinem Leichnam, – wie es hinauf und hinab schlägt, – in Wörlitz war mein letzter Tag, das ahnte ich ja – Himmel, der heutige Traum hat ja mich und mein Herz klar geträumt; er soll auch ganz wahr werden, und ich will jetzt mit meinem Posthörnchen mutig ins Wetter blasen wie ihr Mozart drunten im Don Juan, und den Heuchlern auf dem Boden den Anbruch des jüngsten Tages weismachen . . . . . "

Gionozzos liebster Freund hat unten den Todessturz mitangesehen und schildert so sein Ende: „Ich stand gerade am Rheinfall zu Schaffhausen, als es oben blies. Das Gewitter wütete fürchterlich und nahe an der Erde und stürzte zugleich mit dem Rhein herunter. Wirklich vernahm ich und noch einige ein sonderbares, aber unharmonisches, abstoßendes, schneidendes Tönen droben aus dem finstern Wolkengewölbe. Endlich durchbrach dieses ein schmetternder Schlag.

Unweit von uns flog die zerschlitzte Kugel und die Sänfte daran auf einer Wiese nieder. Ich erkannte sogleich meinen teuren Freund. Sein rechter Arm und sein Mund waren weggerissen, das Horn zum Teil geschmolzen, seine langhängenden Augenbrauen auf den hohen Augenknochen kahl weggebrannt und sein Gesicht sehr zornig verzogen; alles andere aber unversehrt." —

Außer den gewaltigen italienischen Landschaftsbilder des „Titan" finden wir nur noch einmal in größerem Stile fremde Landschaften in seinen Werken verwendet, im „Kampanertal". Eine vornehme Gesellschaft macht unter geistreichen philosophischen Gesprächen über die Unsterblichkeit nach der Vermählungsfeier eines jungen edeln Paares einen Spaziergang durch dieses romantische Tal am nördlichen Abhang der Pyrenäen am Oberlaufe des Adour gelegen, das nach dem französischen Marktflecken Campan genannt ist. Es war Jean Paul durch die Worte des großen Engländers Young bekannt und erschien ihm als ein wahrhaft paradiesisches Arkadien, dessen stille Reize er in lieblich idyllischen Bildern auffaltet. Auch erinnerte ihn das Tal vielleicht in mancher Hinsicht an die Heimat, denn gleich zu Anfang ist die Poesie einer Höhle verwendet, die im demantenen Zauber ihres schimmernden Himmelsgewölbes an die Höhlen der fränkischen Schweiz gemahnt. Diesen heimischen Höhlenzauber hat er in humoristischer und stimmungsvoller Form zugleich in „Doktor Katzenbergers Badreise" zu seltsamer Wirkung gebracht. Dort besucht der groteske Doktor, der sich aufs Sammeln von Mißgeburten und Abnormitäten verlegt hat, eine Höhle, um einen versteinerten Bärenkinnbacken zu suchen, und muß sich von dem rachsüchtigen Höhleninspektor und Badearzt den derbsten Schabernack gefallen lassen. Dann aber kommt seine empfindsame Tochter mit ihrem Geliebten in die Höhle herein, und nun entfaltet sich wunderbar all die eigenartige Schönheit des zerklüfteten Gesteins im Fackelglanze: Geister scheinen in den dunkelnden Gängen zu schleichen, Hügel, Grotten Felsen tauchen auf, eine kleine Bergschloß-Ruine, ein Schieferhäuschen, — Alphörner erklingen wie von unterirdischen Alpen, in einem Bächlein glitzern die flackernden Lampen, und in einem kleinen See spiegelt sich geisterhaft das bleiche Marmorbild einer entseelten Fürstin. Die melancholische Musik eines fernen Orchesters tönt leise von einem Felsen herüber, und überwältigt von der märchenhaften Stimmung sinken sich die Liebenden in die Arme und schließen den Bund fürs Leben. Ein zweites Musikchor antwortet jetzt als seltsames Echo, wie ein unterirdisches Eysium schimmert das hell erleuchtete Mittelgewölbe; die Grotten, Wasserfälle und Seen glitzern, überall wandeln selige Geister und schweben wie auf fernen Wiederklängen, — da wird plötzlich eine heimliche Pforte des Höhlenberges gegen den Abendhimmel aufgestoßen: wie eine lodernde Feuersäule wogt die goldene Abendglut herein, die Lichter verlöschen, und die weiße Marmorstatue am See ist wie von lebendigem Rosenlicht übergossen. Wundervoll verblüht die herrliche Stimmung, und die Liebenden wandeln beseligt aus der unvergeßlichen Höhle. —

Häufig ist das Fichtelgebirge als fingiertes Reiseziel zu finden. Noch in der Schwarzenbacher Lehramtszeit entstand die groteske Satire von „des Rektors

Florian Fälbel's und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg". Jean Paul läßt hier in genialer Laune seiner Wut gegen manchen alten Höfer Schulmonarchen die Zügel schießen und schildert mit wahrhaft erschütternder Komik eine Fußreise des haarsträubend pedantischen Rektors mit zwölf Schülern, sechs Hunden und seiner Tochter auf dem Proviantwagen. Sie führt über die Jugendstätten des Dichters: Töpen, Zettwitz, Hof, Schwarzenbach, über Kirchlamitz und Markleuthen nach Thiersheim. Der Rektor verdirbt durch seine fortgesetzten, pedantischen Schulfuchsereien und Exerzitien, seinen schmutzigen Geiz, seine Unfeinheit und Zanksüchtigkeit systematisch jeden Genuß an der Natur. Hinter Hof setzt noch dazu ein endloser Regen ein; die Reise nimmt aber nicht deshalb in Thiersheim ein vorzeitiges Ende, sondern weil dort der Rektor zufällig erfährt, daß schon ein anderer eine Beschreibung des Fichtelgebirges mit Karten und Ansichten herausgegeben hat, für ihn also die Reise ziel- und zwecklos geworden ist.

Die für die Erkenntnis von Jean Pauls Wesen sehr wichtige Vorrede zur zweiten Auflage des „Fixlein" schildert eine Fußreise von Hof über Münchberg, Gefrees, Berneck und Bindlach nach Bayreuth. Er begegnet zuerst einer entzückenden Dame, deren Anblick ihn an der Arbeit für die Vorrede hindert, dann aber auf dem Rabenstein bei Münchberg einem botanisierenden Herrn, der sich als ein streitlustiger Kunstrat entpuppt und die Häuser von Münchberg ebenso abscheulich findet wie die Werke Jean Pauls. In den Reisegesprächen mit ihm entwickelt dann der Dichter bedeutende Grundsätze für seine ganze Schriftstellerei. Der unbequeme Reisebegleiter hält ihn noch in dem Dörflein „die drei Bratwürste" auf, weil er dort durchaus Ziegenmilch trinken will, und vereitelt es dadurch, daß Jean Paul die schöne Dame noch in Gefrees antrifft. Als der Kunstrat allmählich matt und hungrig wird, eilt ihm der rüstige Dichter im grünenden Tempetal von Berneck voraus und trifft in der Post zu Berneck die schöne Dame; beide erkennen sich als gute Bekannte, während der nachkommende Kunstrat entdeckt, daß er über Jean Pauls Werke mit dem Dichter selber gestritten. Nun fährt er beseligt der schönen Freundin gegenüber, die zu ihrem Bräutigam eilt, in das gelobte Land der sanften Bayreuther Ebene im Abendschein hinein. Wehmütige Empfindungen ergreifen ihn bei dem Gedanken daran, daß eine harte und unglückliche Ehe vielleicht bald die liebliche Rose ihrer Jugend entblättern werde. Sie steigen beide am Fuße des Bindlacher Bergs aus, und er zeigt ihr eine einsame Säule mit einem verwitterten, unbeholfenen Bilde, das eine gestürzte weibliche Gestalt, von einem Wagen überfahren, darstellt. Das Volk in der Gegend erzählt, daß hier dereinst eine Braut, die auf dem hochbepackten Kammerwagen ihrem Bräutigam entgegenfuhr, ins Gewitter kam und von den scheu gewordenen Pferden unter dem Wagen begraben wurde.

Durch ein ganzes Werk von zwei Bänden hindurchgeführt ist wie in „Katzenbergers Badreise" und in „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz" die Form der Reisebeschreibung in den uns schon bekannten „Palingenesien oder Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg". Das Werk entstand aus dem Wunsche, die besten Teile seines erfolglosen Jugendwerkes „Auswahl

aus des Teufels Papieren" in neuer Form herauszubringen. So kleidete er das Ganze in eine Folge von Reiseanzeigen, die über seine Erlebnisse und Taten auf dem Wege von Hof bis Nürnberg mit seinem wunderlichen Mantelsackträger, dem Hornrichter (Kammacher) Florian Stuß, zusammen berichten. Am Ostermorgen bricht er auf, und das Kirchengeläute sendet ihm durch das Himmelsblau noch Grüße nach. Die Schnittwunden des Alltags schrumpfen bald zu Mückenstichen im erhabenen Tempel der Natur zusammen, und unter munteren Gesprächen sind sie bis Mittag im lieblichen Berneck. In Bayreuth wandeln sie durch die herrliche Allee zum Osterkonzert nach der Eremitage, wo sie die ganze Stadt versammelt finden, und wo sie mit ihren Reisekleidern von den festlichen Ostergewändern der Bayreuther stark abstechen. Durch das Dorf St. Johannis schreitet er dann im goldgrünen Abend und in wehmütiger Erinnerung an die hiesigen Erlebnisse seines „Siebenkäs" nach dem alten Gasthof „zur Sonne". Unter den Glocken nnd Gesängen des zweiten Ostertages geht es über den Park der Fantaisie der fränkischen Schweiz entgegen, und das Gepfeife eines Höfer Schuhknechtes, der hinter ihm lustwandelt, bringt ihn diesmal mehr in Wanderstimmung als die empfindsamen Inschriften des Parkes. Er freut sich von früh an auf „die Rosensonne und den Rosenhof" des Streitberger Tals, und merkwürdig genug kann ihm die romantische Straße durch das herrliche Rabenecker Tal mit dem Forellenbach in den grünen Wiesen, den wilden, bizarren Felspartieen zu beiden Seiten und dem hochthronenden Schlosse auf scharfer Felsenkante ebenso wenig Begeisterung entlocken wie der hohe höhlenreiche Waldberg mit seinen Felsenburgen vor Muggendorf. Er meint, daß man „aus einer untersten Dantes-Hölle bergauf klettern müsse, ehe sich die Himmelskarte der Streitberger Landschaft auffaltet". Voll Seligkeit steigt er aber in diese himmlische Ebene hinab, auf deren Rande noch die Sonne liegt; und ihre sanften Hügel und Bäume brennen vor ihm wie die flatternden Zauberschlösser eines Feuerwerks in grünen und goldenen Strahlen. Voll Glück verläßt er Streitberg, um durch die weiten Bambergischen Wiesengründe hinunter nach Erlangen zu wandern; und selbst die Sandbäder bis an die Knöchel vor Erlangen kommen ihm als nötiger bunter Streusand auf dem Buche der Natur vor. Scherzhafte und satirische Bemerkungen macht er in Baiersdorf, das vom Marktflecken zu einer Stadt erhoben worden war und noch ein seltsames halb dörfliches, halb städtisches Ansehen zeigt. In Erlangen tritt beim Einpassieren durchs Tor die Wache ins Gewehr, aber sein Mantelsackträger dämpft bald seinen Stolz, denn der Soldat war ein alter Bekannter von ihm und machte deshalb die Ehrenbezeugung nur zum Scherz. In den Gasthöfen gibt's Ärger mit den Wirten, die dem unansehnlichen Gast kein Zimmer nach der Straße heraus geben wollen; uud so beschließt der reisende Dichter, erst ein wahres Fürstenmahl einzunehmen, um dem Wirt in der „Blauen Glocke" zu zeigen, was er alles hier verzehrt haben würde; dann läßt er seinen drolligen Begleiter den schlechtesten Knaster rauchen, Fidibus fordern und den Span in die Stube werfen, um in der Nacht noch gen Nürnberg aufzubrechen. Nun folgt eine Nachtwanderung, die zum Schönsten gehört, das wir von Jean Paul besitzen.

Durch stille Wälder und Dörfer geht der Weg, das Herz geht ihm plötzlich auf unter dem magischen, alle lieblichen Erinnerungen sanft auslösenden Zauberstabe des letzten Mondviertels im lichten Silberduft. Die Gestalt der Geliebten, die er im Unmute verlassen, schimmert wie aus Duft und Glanz gewoben vor ihm auf, und er träumt sich in die Stimmung einer überseligen Maiennacht vor Pfingsten zurück, wo er unter demselben Sternenhimmel mit ihr gewandelt war. In dieser Nacht war ihm alles leibhaftig im Leben erschienen, das er bis dahin nur in seinen Träumen und seiner Poesie empfunden hatte: Sterne, Blumen, Seelen, Träume, Paradiese. In den lebensfrischen Farben und Hoffnungen dieser Frühlingsnacht hatte der Genius des blühenden Lebens ihn begleitet und ihm gesungen: „Es gibt eine ewige Jugend". Die Wunderwelt des Unendlichen, der das Große mit dem Kleinen, aufgehende Welten mit erquickten Herzen und entbrennende Sonnen mit entpuppten Würmchen zusammenwebt, war ihm geheimnisvoll erschienen. Die Dörfchen nisteten in lauter Blüten an ihrem Wege, der Glockenschlag und die Verse des Wächters klangen leise herüber, aus einem grünen Weizenfelde fuhren zwei schlafende Lerchen auf und blieben zwischen grauen Morgenflocken singend hängen, aufgeblühte Wasserpflanzen schwammen wie hängende Gärten auf einem glitzernden Bächlein; sanft glühte der Morgen am Himmel empor, und im überseligen Empfinden schimmern die Tränen im Auge der Geliebten wie der Tau in den Blumen; und wie die Sonne über den Lerchenliedern machtvoll aufflammt, so wird es auch Morgen in ihrer Seele. — So herrlich strahlt ihm auch jetzt die Sonne auf, als er aus den betauten Zweigen eines Wäldchens heraustritt und sieht, wie sie schon den höchsten Nürnberger Turm „Lug ins Land" vergoldet. —

Wir empfinden unmittelbar und klar, wohin auch jetzt wieder wie mit zwingender Naturkraft die Kunst Jean Pauls gekommen ist: zur Idylle. Vom Großen und Erhabenen kommen wir in der sanften Landschaft der Heimat wieder zum Kleinen und Lieblichen; in beiden aber weht unter des Dichters Zauberhand sichtbar das Rätsel des Unendlichen. So wird auch die Schilderung von Reisen und Wandertagen in den inneren Rhythmus der künstlerischen Arbeitsart des Dichters einbezogen, und eigenartige Wanderidyllen voll innerer, organischer Einheit entstehen, wie sie in dieser Form von keinem deutschen Dichter wieder geschaffen worden sind. Die besten Kräfte des Dichters: innige Zartheit und kraftvoller Schwung des Naturempfindens, tiefe, mitleidvolle Menschlichkeit, untrügliche Beobachtungsgabe für das Größte und das Kleinste, packende Kraft der Darstellung und tiefsinnige Verträumtheit verbinden sich hier. Über alle größeren Werke sind solche Idyllen wie mild glühende Edelsteine verstreut und drängen bisweilen die Grundgedanken des ganzen Buches in liebliche, tief empfundene Bilder zusammen. Unverkennbar weht fast überall durch sie der Hauch der heimischen, fränkischen Landschaft hindurch, und das liebe Heimatdörfchen oder die anderen Orte und Gegenden seines Lebens und Wirkens wie Hof, Schwarzenbach, Bayreuth sind leicht erkennbar, wenn sie nicht unmittelbar mit Namen genannt werden. Schon der „Hesperus", der den Ruhm des Dichters

begründete, enthält herrliche Beispiele solcher Wanderidyllen. In der Johannisnacht wandert der Held in zauberhafter Naturstimmung nach dem lieblichen Dörfchen Maiental am Fuße eines breiten Berges, und wir erkennen bald hinter dem Blütenwall von Kirschbäumen das trauliche Jodit wieder, in das sich die sanften Berge ringsum wie grüne Treppen voll Moosbänken und Buschwerk hinabsenken. Ein ander Mal führt ihn in der ersten Maiennacht sein Weg wieder nach Maiental zurück, das ganze unendliche, treibende und knospende Leben quillt um ihn, die Unendlichkeit umweht ihn in den tausend großen und kleinen pulsierenden Kräften, in seinem strotzenden Kraftgefühl begrüßt er jedes Getöse: das Schlagen der Eisenhämmer in den Wäldern, das Rauschen der Lenzwasser und Winde und das aufprasselnde Rebhuhn. Voll Wehmut gedenkt er des Freundes, der drüben unter einer Trauerbirke auf dem gegenüberliegenden Berge schlummert, er denkt der Geliebten daheim und empfindet tief im Herzen: „O, die Berge, die Wälder, hinter denen eine geliebte Seele wohnt, die Mauern, die sie umschließen, schauen den Menschen mit einem rührenden Zauber an und hangen vor ihm wie holde Vorhänge der Zukunft und Vergangenheit".

(Schluß folgt).



Kleine Beiträge zur Volkskunde.

Märchen aus Bayern. Unter dieser Überschrift hat der Verein für bayerische Volkskunde in Würzburg die im Laufe der Jahre seinen Sammlungen zugegangenen Märchen herausgegeben[1]). Diese Ausgabe soll vor allem den Zwecken der Märchenforschung dienen, und deswegen war man bestrebt, soviel von der ursprünglichen Erzählform zu retten als möglich war. Zum mindesten ließ man der Darstellungsform des Einsenders die weitgehendste Schonung angedeihen. Trotzdem müssen wir anerkennen, daß die Märchen durchweg gut erzählt sind und daß auch viele Bauern und Taglöhner, sowie bürgerliche Frauen gut zu erzählen verstehen.

Gewiß wurden auf dem Lande auch noch in den letzten Jahrzehnten zur Winterszeit Märchen und Schwänke erzählt, wenn abends Nachbarsleute und Freunde zu einem gemütlichen Plausch zusammenkamen. Auch bei uns in Franken

[1]) Märchen aus Bayern. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung in Würzburg (e. V.) auf das Jahr 1914). Geh. 60 Pfg. Selbstverlag des Vereins.

hätte ein Grimm zu seiner Zeit eine reiche Sammlung von Märchen zusammenbringen können; leider wurden unsere „Marli" nicht aufgeschrieben. Viel anders als jene aus dem Hessenlande werden sie wohl nicht gelautet haben; denn die Märchen wandern wie die Volkslieder durch die Lande, verweilen sich nur bei gemütlichen Leuten etwas länger. Welche Verbreitung und — damit zusammenhängend — welches Alter diese Märchen haben, läßt sich aus der Anmerkung des Märchens vom „Grindhansel" erkennen. Dieses wurde sowohl im Bezirksamt Gerolzhofen als in der Schweiz, in Galizien und sogar in Armenien erzählt. Abweichungen der Erzählweise muß es da wohl geben. Doch gerade sie sind für die Wissenschaft zu sammeln notwendig, weil sie den Weg finden lassen, den die Erzählung gewandert ist.

Möchte darum für die Zukunft jeder Schreibgewandte und besonders jeder Gebildete die ernsten und spassigen, märchen- und schwankartigen Erzählungen der Bauern und Arbeiter aufschreiben und getreu — ohne eigene Zutat und Umdichtung — der zuständigen Stelle übergeben. Das ist der Verein für bayerische Volkskunde in Würzburg. (Diese Adresse genügt). Doch wahrscheinlich wird der große Krieg auf Jahre hinaus und wohl da und dort für immer die alten Überlieferungen durch neuen Erzählstoff überdecken. S.



Der letzte Kuß.

Mein Leben in deine Seele fällt
In diesem letzten Kuß.
Fällst du im Feld, fällst du im Feld,
Ich mit dir sterben muß.

Mein Liebster, die Zeit, die Zeit steht still
Im Küssen und Seligsein . . . .
Dein Blut, dein Blut der Kaiser will!
Glück zu! Ich harre dein.

Heinrich Weigl.



Büchertisch.

I. Besprechungen.

„Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin!“ Das Bayerland. München.

Unsere heutigen Maßnahmen bezüglich Kriegsbrot, Volksernährung, Höchstpreise, Vorratserhebung, Getreidemagazine und dgl. sind alle schon dagewesen, wie die Herren Dr. Böhmländer und Dr. Gerlich in der neuesten Nummer (31/32) der vaterländischen Zeitschrift „Das Bayerland“ auf Grund amtlichen Materiales für die Jahre 1770–74 in einer genuß- und lehrreichen, wissenschaftlich höchst wertvollen Studie zu veranschaulichen wissen. Auch auf die übrigen Beiträge, die sich mit diesen Stoffen berühren (Stellung des Kurfürsten Maximilian III. Joseph zur Teuerung, das Brot im Brauch und Glauben des Volkes, Teuerungsmedaillen), sei verdientermaßen aufmerksam gemacht, da sie sich zu einer Monographie des Gegenstandes, dem auch die Bilderbeigaben dienen, harmonisch zusammenrunden. Ein Aufsatz von Altmeister Prof. Holland über Dürer, von Dr. Mitterwießer über die Wolfsplage nach dem Dreißigjährigen Kriege, Kurzweiliges vom Brotverbrauch 1779, eine vaterländische Erzählung und Sage, illustriert von R. Winkler, sowie Bilder vom Kriegsschauplatz machen dem alten Ruf und Programm des „Bayerland“ in stofflicher und illustrativer Hinsicht wieder alle Ehre, so daß wir gerne die Gelegenheit benützen, neuerdings unsere Leser auf diese für Schule und Haus altbewährte Wochenschrift aufmerksam zu machen.

Die Main-Werra-Verbindung. Von Franz Kuhn (K. Reallehrer an der Realschule Bamberg). Eine geschichtliche und wirtschaftliche Studie mit besonderer Berücksichtigung der Interessen Bambergs. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. Realschule Bamberg 1913/14. Bamberg. Druck der Johann Nagengast'schen Buchdruckerei 1914.

Wissenschaftliche Arbeiten, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen suchen, sind nicht allzu selten; dagegen trifft man Arbeiten, die auf den Grundlagen der geschichtlichen Vergangenheit aufbauend einen Blick in die Zukunft eröffnen, nicht gerade alle Tage. Die vorliegende Schrift gehört zu diesen; sie verdient aber auch aus anderen Gründen das rege Interesse vor allem der fränkischen Leser. Es handelt sich um die Verbindung von Main und Werra durch eine künstliche Wasserstraße zur Hebung des wirtschaftlichen Lebens in Süddeutschland, ein Plan, dessen Durchführung bekanntlich in erster Linie König Ludwig III. von Bayern für ausführbar und notwendig hält (vgl. dessen Rede auf der Tagung des Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Regensburg am 7. Juni 1910). Auf den Standpunkt, daß die Verwirklichung dieses Planes notwendig sei, stellt sich auch der Verfasser der vorliegenden Schrift zunächst im ersten Abschnitt, um sodann im zweiten Teil Hochinteressantes aus geschichtlichen Bestrebungen zur Herstellung einer Wasserstraße zwischen Main und Werra zu erzählen: von der Absicht des Landgrafen Moritz von Hessen (1592–1627, † 1632) die Werra schiffbar zu machen und der Unterstützung dieses Vorhabens durch die sächsischen Kurfürsten Christian II. (1601–1611) und Johann (1611–1656), wobei schon der Gedanke auftauchte, den Main mit der Werra zu verbinden; von den ernsthaften Absichten dies letztere Projekt zu verwirklichen, wie

sie Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha hegte, der zur Verstärkung des Werrawassers und zum Besten der fränkischen Lande einen Arm aus dem Main in jenen Fluß leiten wollte. Die Verhandlungen zwischen dem Herzog und den Fürstbischöfen Philipp Valentin Voit von Rieneck zu Bamberg und Johann Philipp von Schönborn zu Würzburg, die vorbereitenden Abmessungen und Untersuchungen von 1661 bis 1669, die schließliche Aufgabe des Planes wegen der für die damalige Zeit zu großen Schwierigkeiten, all das schildert der Verfasser an der Hand von Akten in fesselnder Erzählung. Nicht mit demselben Ernst gingen Bestrebungen des 18. und 19. Jahrhunderts auf das in Frage kommende Ziel ab; erst der letzten Zeit blieb es vorbehalten, den Plan des weitsichtigen Herzogs wieder mit vollem Ernst aufzunehmen: und er ist heute durchführbar, wie der Verfasser im nächsten Abschnitt nachweist, besonders wenn von den verschiedenen Vorschlägen jener befolgt würde, nach dem der zu bauende Kanal die Werra bei Untermaßfeld verließe, in einem Schiffahrtstunnel die Höhe zwischen Reubrunn und Haina überwände, von hier aus in einem Bogen die Gleichberge im Süden und Osten umfaßte und von Straufdorf aus in gerader Linie das Städtchen Heldburg erreichte; von hier aus müßte der Kanal der Rodach folgen, die bei Kaltenbrunn in die Itz fällt, dann das Itztal benützen und bei Hallstadt in den Main münden: Endpunkt wären die Hafenanlagen von Bamberg[1]. In wirtschaftlichen Erörterungen zunächst allgemeiner Natur legt der Verfasser sodann die Bedeutung einer solchen Donau-Main-Weserverbindung dar, um sodann in sehr ausführlicher und gründlicher Darstellung auf die Wirtschaftsbeziehungen der Stadt Bamberg einzugehen, aus denen hervorgeht, welch große Mengen an Gütern heute schon Bambergs Verkehr mit dem Weser- und Nordseegebiet in sich schließt; die durch den Verfasser sodann angestellte Frachtkostenberechnung und die Berechnung der Baukosten lassen erkennen, daß die für den Bau nötigen Summen wirtschaftlich vollauf gerechtfertigt wären. So kommt der Verfasser in seinem Schlußwort zu der zuversichtlichen Hoffnung: „Der energischen und umsichtigen Leitung des Vereins für Schiffbarmachung der Werra und besonders des Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern, wird es, gestützt auf seinen allerhöchsten Protektor, Se. Majestät König Ludwig III., gelingen, die Hindernisse zu beseitigen und das Projekt durchzuführen zum Wohle unseres Bayernlandes und des ganzen großen Deutschen Reiches".

Der Wert der ungemein fleißigen und vom geschichtlichen wie wirtschaftspolitischen Standpunkt aus gleich anerkennenswerten Arbeit wird noch erhöht durch einen Anhang von Urkunden aus den Jahren 1661–1665 (hauptsächlich Briefwechsel zwischen Herzog Ernst und Bischof Philipp Valentin) und durch Beilagen. Davon ist die erste eine moderne Karte des betreffenden Gebiets mit Einzeichnung der historischen Projekte und des neuen Projekts (1 : 300 000, L. Ravenstein, Frankfurt a. M.); die zweite ein Abdruck des Planes einer Main-Werra-Verbindung von H. Ch. Ritter aus Königsberg (1661–1662); die dritte, vierte und fünfte beziehen sich auf die Neß'schen Pläne von den Jahren 1667 und 1669; die beiden letzten endlich sind tabellarische Übersichten über den Versand und den Empfang Bambergs, nach Verkehrsbezirken geordnet.

Allen Franken, deren Heimat oder Wirkungsort dem Gebiet des geplanten Kanals nahe liegt, empfehle ich die Lektüre der Schrift angelegentlich. Mir persönlich wäre die Durchführung des Projekts, abgesehen von den gewichtigen wirtschaftlichen Gründen, besonders auch deswegen ungemein sympathtisch, weil dadurch altfränkische Gebite, die lediglich die politische Entwickelung auseinandergerissen hat, wieder einander näher gebracht würden. Diese Wasserstraße würde, wie ich später einmal in „Frankenland" näher darzulegen gedenke, im wahrsten Sinn des Wortes das Land Friedrich Rückerts durchziehen.

Speyer. Dr. Peter Schneider.

Archiv für Fischereigeschichte. Heft 4. Berlin 1914.

Wir haben schon früher eindringlich auf die sehr beachtenswerten Leistungen hingewiesen, die das von Geheimen Justizrat Emil Uhles in Berlin begründete und herausgegebene Archiv

[1]) Ein Stichkanal würde Coburg an den Hauptkanal anschließen.

für Fischereigeschichte zu verzeichnen hat. Der Gewinn, den die meisten Zweige heimatgeschichtlicher Forschung gerade aus fischereigeschichtlichen Untersuchungen ziehen können, läßt immer wieder den Wunsc laut werden, daß auch im fränkischen Gebiet dem Archiv tüchtige Mitarbeiter erwachsen mögen. Das vorliegende Heft bringt eine sehr gründliche Arbeit von Friedrich Bastrow über die Fischerei auf den Schweriner Amtsseen, wobei die allgemeine Entwickelung des Fischereirechts in Mecklenburg eingehend berücksichtigt wird. Ernst Dobbert handelt über das Fischereigewerbe und die Fischereiverhältnisse zu Prenzlau unter Abdruck interessanter Urkunden und Aktenstücke.

H. W.

2. Zeitschriften-Schau.

Nordbayerische Verkehrs- und Touristen-Zeitung. 12. Jahrgang. Nürnberg 1915.

Nr. 1. H. Krauß: Intimes aus dem Frankenjura. (Der Guckhüll).

Das Bayerland. 26. Jahrgang. München 1915.

Nr. 13/14. Sprater: Hockergräber in Mundenheim bei Ludwigshafen (mit Abb.).
Nr. 15/16. Schreibmüller: Die Wittelsbacher seit 700 Jahren Pfalzgrafen bei Rhein. – Fuchs: König Ludwig III. von Bayern als Land- und Forstwirt.

Unser Egerland. 18. Jahrgang 1914. Eger. Heft 1–12.

Aus der verdienstollen Monatsschrift für Volks- und Heimatskunde seien erwähnt:
Alois John: Votive und Weihegaben aus der Wallfahrtskirche Maria Kulm im Egerlande. – Hubert Haßmann: Zur Lautlehre der Mundart des Egerlandes. – Johann Kirchberger: Beiträge zur Egerländer Wortforschung.

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte. Herausgegeben von Professor D. Hermann Jordan. XXI. Bd. Heft 1–3. Erlangen 1914/15.

Die reichen Schätze der bayerischen Archive bieten fort und fort kirchenhistorische Urkunden und Quellen, die nicht bloß für die Lokalkirchengeschichte, sondern auch für die Gesamtkirchengeschichte und für die allgemeine Geschichte, für Protestanten wie für Katholiken von dem größten Werte sind. So wollen denn die Beiträge fortfahren auf dem Grunde strenger wissenschaftlicher Quellenforschung in lesbarer, auch für den, der nicht gerade Spezialgelehrter ist, verständlicher und anregender Form eine Vertiefung der Kenntnis und Erforschung der bayerischen Kirchengeschichte im Rahmen der Gesamtgeschichte herbeizuführen. Insbesondere soll neben der weiter zu pflegenden Geschichte der protestantischen Kirchen und der katholischen Kirche im Reformationszeitalter auch die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, insbesondere des Pietismus, des Rationalismus, der Aufklärung, der Erweckungsbewegung auf katholischem und protestantischem Gebiete gepflegt werden.

Ein reicher Mitarbeiterkreis aus allen Teilen des rechtsrheinischen Bayern und der Rheinpfalz und darüber hinaus, Pfarrer, Professoren, Gymnasiallehrer, Protestanten wie auch Katholiken haben sich um die Beiträge bisher zusammengefunden.

Aus dem vielseitigen Inhalt der ersten Hefte des laufenden Jahrgangs sei erwähnt: Fr. Hauck: Pietismus in Unteralterheim 1718–24. – H. Clauß: Öttinger Briefe Jacob Andreäs – H. Clauß: Herrnhuter Brüder in Schwabach und Umgebung. – K. Schornbaum: Aus den Matrikeln der Pfarrei St. Johannis zu Ansbach 1553–1589. – L. Theobald: Der Religionsprozeß gegen Pankraz von Freiberg 1561.



Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** – Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 6, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 6. Heftes:

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. Dr. **Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Professor **Bolz** in Wertheim. († gef. 15. 10. 14.)

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator Dr. **Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor Dr. **Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof Dr. **Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar Dr. **August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. Dr. **Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberseider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Reichsarchivrat **Otto Geige** in Nürnberg.
Prälat Prof. Dr. **J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor Dr. **Otto Kienitz** in Wertheim.
Fürstlich Löwensteinischer Archivar Dr. **Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer Dr. **Gmelin** in Großgartach.
Dr. **M. von Rauch** in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. Dr. **Mayer** in Würzburg.

Fränkische Wirtschaftsgeschichte
Kreisarchivassessor und Stadtarchivar **Paul Glück** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. Dr. **Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess Dr. **J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München. († gefallen 2. 11. 14.)

Mundartenforschung
Univ-Prof Dr. **Aug. Gebhardt** in Erlangen.
Professor Dr. **Chr. Beck** in Bamberg.
Professor Dr. **Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar Dr. **Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker Dr. **G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.
Kunstbildhauer **Heinz Schiestl** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. **Will** in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Reg.-Assessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Heraldik: H. T. von Kohlhagen.

Buchschmuck: Kunstmaler **Otto Rückert,** Würzburg.

1915 Juni
2. Jahrg. Heft 6



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

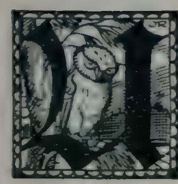
Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Fränkische Briefe.

III.

Liebe Landsleute!



Uns allen ist nichts so teuer wie unser guter Name. Er ist für uns gleichbedeutend mit „Ehre"; der gute Name verloren, alles verloren. Bei sehr vielen von uns ist er das einzige, was sich nach dem Tode über einige Geschlechter der Nachwelt hin forterhält, er ist eine Art Nebenseele des Menschen, ein Genius, wie die Alten sagten. Merkwürdig dabei ist nur, daß soviele Menschen sich wenig um ihren Namen kümmern, so daß die allermeisten gar nicht wissen, was ihr Name bedeutet, ja manche sogar meinen, er habe gar keine Bedeutung, keinen Sinn. Die Namenforschung, die in unseren Tagen mächtig aufblüht, hat hier ein weites Arbeitsfeld gefunden, durch Erklärung unserer oft so schönen Familiennamen den Sinn für das Köstliche des eigenen guten Namens zu wecken und damit auch das Gefühl für Familienehre und Familienzusammenhalt, einstens eine Tugend unseres Volkes, zu fördern.

Was hier für den einzelnen Menschen gilt, sollte das nicht auch für ganze Völker und Stämme Geltung haben? Sollte nicht auch für uns Franken unser guter Name das teuerste Besitztum sein? Ja, wir können und müssen stolz darauf sein, daß wir den Namen Franken führen. Er ist einer der stolzesten, edelsten, ruhmvollsten Namen der Welt.

Wer die bekanntesten Völkernamen Europas auf ihren Sinn hin betrachtet, der bemerkt zu seinem Erstaunen, wie wenig Poesie, wie wenig menschlich-sittlicher Gehalt in ihnen steckt. Die einen beziehen sich lediglich auf die Lage: die Österreicher sind die Bewohner des „Ostreiches", Norwegen ist das Land

des „Weges, der nach Norden führt", die Iren sind die „Männer des Westens". Andere Völker sind nach einer prosaischen Beschäftigung genannt, wie die Russen, deren Namen „Ruderer" bedeutet. Die Briten haben ihren Namen von nichts anderem, als weil sie ihren Körper ehedem in roher Weise mit Waid zu färben pflegten. Sehr wenig Poesie steckt im Namen Italien, das bloß „Rinderland" bedeutet. Selber das Wort Deutsch nimmt keinen sonderlich hohen Flug; es ist gar nicht im deutschen Volke selber entstanden, sondern ist eine kirchenpolitische Schöpfung, die sich ursprünglich nur auf die Sprache unserer Voreltern bezieht und etwa „volkstümlich, angestammt" bedeutet. Und die Namen der einzelnen deutschen Stämme? Die Bajuwaren heißen lediglich darnach, daß ihre Vorfahren einst Böhmen, das Land der Boier, beherrschten; die alten Sachsen wurden nach ihrem langen Streitmesser, dem Sax, benannt; über die Namen der Schwaben und Hessen sind die Gelehrten bis heute noch nicht einig. Nur von den Thüringern kann man sagen, daß sie einen ansprechenden Namen haben: sie sind die „Wagemutigen".

Alle diese Namen überstrahlt schon dem Sinne nach unser Frankenname. Ein Teil seiner Bedeutung läßt sich unschwer daraus ersehen, daß in allen Sprachen der romanischen Länder franc, franco so viel wie „frei, unabhängig" bedeutet, und daß wir selber die Redensart frank und frei gebrauchen, die durch Verdoppelung eine Steigerung des Begriffes darstellt. Ja, die alten Franken, unsere Vorfahren, nannten sich mit Stolz in ihrer eigenen Sprache freie Männer, die das Joch des Römertums nie auf ihrem stolzen Nacken verspürten. In ihrem Namen erklang das hehrste Ideal der alten Germanen, er war die Zusammenfassung germanischen Manneswertes. Als die Batawer und andere Stämme im Jahre 69 n. Chr. die Waffen gegen die Römer erhoben, da schickten die Tenkterer, ein Volksstamm rechts des Rheins, Gesandte an die schon halbromanisierten Bewohner von Köln und ließen ihnen Glück wünschen, daß sie wieder zum Namen und zum Geiste der Väter zurückgekehrt seien, und einer von den Gesandten sprach dabei das stolze Wort: „Wie die Natur Sonnenlicht und Tageshelle allen Menschen, so hat sie die ganze Welt tapferen Männern aufgetan". Es war ein Frankenwort — der Stamm der Tenkterer ist später im Frankenvolk aufgegangen —; wenn er aber von „tapferen Männern" sprach, so erschöpfte er zugleich den Wortsinn des Frankennamens, der noch mehr als nur „frei" bedeutet. Wie schon unser großer fränkischer Landsmann, der Sprachforscher Johann Kaspar Zeuß (geboren 1806 in Vogtendorf bei Kronach) darlegte, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß „frank" derselben sprachlichen Wurzel entsprießt wie „frech". Dieses Wort hatte aber in unserer alten Volkssprache noch keineswegs die schlimme Bedeutung wie heute. Wir Franken haben den alten Wortsinn bewahrt, wenn wir in unserer heimischen Mundart sagen: das Gras, das Getreide steht frech, d. h. saftig, dicht. üppig da. So heißt es auch von Siegfried, dem Sagenhelden des fränkischen Stammes, bei einem Dichter des Mittelalters: „Seufried ist jung, vrech und stark". Überschäumende Kraft und Kühnheit: die hatten die „Frechen", die Franken; dadurch wurden sie der Schrecken

der alternden römischen Welt. Von dieser Bedeutung des Wortes — es war wohl die ursprüngliche — zum Begriff „frei" war nur ein kleiner Schritt: Kühnheit und Kraft verträgt keine Fesseln, kein Joch, sie wandelt frei unter Unfreien; und die Freiheit wiederum nährt kühnen Mut. Wie kümmerlich siecht das gefangene Tier der Wildnis hin! Wie herrlich steht der freie Löwe des Bergwalds da!

Wo ist also ein Völkername, der sich mit unserem Frankennamen messen kann?

So war es denn auch wohlverdient, daß er für die Bewohner von fast ganz Europa einen gemeinsamen Namen abgeben sollte. „Ex oriente lux", hieß es sonst wohl, „vom Aufgang kommt das Licht". Aber der Glanz des Frankenreiches, das unter einem Karl Martell dem Wirbelsturm der Araber Halt gebot, dessen Herrscher Pipin der Schutzherr Roms ward und aus dessen Schoß unter dem gewaltigen Karl das alte Römerreich neu geboren wurde, der Glanz dieses Reiches fiel wie ein neues Licht vom Westen in die erstaunten Augen des Morgenlandes, das durch seinen größten Herrscher Harun al Raschid dem Frankenkönig seine Huldigung darbrachte. Das Reich der Franken war dem Orient von nun an die Verkörperung christlich-europäischen Wesens — und Franken hießen jetzt und heißen noch heute die weißen Völker Europas im Munde des Morgenlandes.

Schließlich ist nach den alten Franken auch Frankreich genannt, das einen Hauptbestandteil von dem Reiche Karls des Großen einst bildete; an ihm blieb der Stammesname haften. Wir wollen darob nicht mit der geschichtlichen Entwickelung rechten. Daß die heutigen Bewohner Frankreichs von unseren Voreltern kaum mehr als den Namen haben, wissen wir ja. Das Blut der herrschenden Frankenschicht war zusammen mit westgotischem, burgundischem, normannischem Blut dazu ausersehen die fortschreitende Entartung des alten Gallievolkes aufzuhalten: nirgends haben wir Germanen mehr als „Völkerdünger" gewirkt denn in Frankreich. Aber in seinem Wesen hat der überwältigende Großteil des heutigen Franzosenvolkes nichts von germanischer oder fränkischer Eigenart: es ist noch das Volk der leichtgläubigen, wankelmütigen, ruhmredigen, oberflächlichen Kinder, wie sie es zu Cäsars Zeiten waren, jenes merkwürdige Volk, dem es nicht wohl ist, wenn es sich nicht selber betrügen kann. Wir wollen ihrem Land in Gottes Namen die unverdiente Ehre lassen nach den alten Franken genannt zu werden: streiten wir denn mit einem Kind, das vom väterlichen Anwesen sagt: „Das ist mein Haus, das ist mein Garten, jetzt geh' ich auf mein Feld"?

Aber, liebe Franken, streiten wollen und müssen wir mit eigenen Volksgenossen, wenn sie in eben diesem Zusammenhang aus befremdlicher Oberflächlichkeit unserem guten Namen zu nahe treten. Es hatte sich unter der deutschen Dichterzunft des 18. Jahrhunderts die Gepflogenheit eingebürgert von den heutigen Bewohnern Frankreichs als von „Franken" zu sprechen, meist natürlich in verächtlichem Sinn, wie dies der Zusammenhang in der Regel erheischte. Niemals ist dies volkstümlich gewesen, nie hat das deutsche Volk, wenn es die

Bewohner Frankreichs nennen wollte, anders als „Franzen", „Franzmänner" oder „Franzosen" gesagt. Aber freilich, unsere Dichter nichtfränkischen Blutes — darunter hochbedeutende wie Schiller — brauchten zuweilen einen guten und dabei billigen Reim auf „wanken", „schwanken" und „danken", auf „Pranken" und „Flanken". Darum reimt (nicht dichtet) im Jahre 1813 Albert Gottlieb Methfessel, dem es als einem Thüringer nicht so sehr darauf ankam: „Leb wohl, mein Bräutchen schön! Muß jetzt zum Kampfe gehn. Das Sklavenjoch beginnt zu — wanken, Fort mit euch, übermüt'ge — Franken!" Und wer hätte sich nicht schon an den „fränkischen Schergen" erbaut, die da unter den Schüssen und Hieben der Lützower fallen? Ja mancher Dichterling brachte es fertig von fränkischen Hunden zu sprechen — ein Wort, das auf mich wenigstens wie ein Keulenschlag wirkt. O, man kann nicht nur aus böser Absicht kränken, sondern auch aus Gedankenlosigkeit, und ich weiß nicht, was den feiner fühlenden Mann mehr beleidigt, jenes oder dieses. Nun waren und sind jene Reimer in der Regel selber keine Franken. Was soll man aber dazu sagen, daß es im Mainzer Landsturmalmanach 1800 in einem höchst mittelmäßigen Kriegslied der freiwilligen Spessarter also heißt:

„Zerstören soll kein Franke mehr
Der Deutschen schöne Flur,
Die Deutschen steh'n zur Gegenwehr,
Und Deutsche siegen nur.

Der Deutsche schlägt den Übermut
Der Frankennation,
Am Deutschen scheitert ihre Wut,
Der Deutsche kennt sie schon".

Hört es sich nicht possenhaft an, daß Bewohner des Spessart den Übermut der Franken schlagen wollen? Wie unempfindlich aber unsere eigenen Stammesgenossen zum Teil für derartiges waren oder sind, ersehe man daraus, daß der geistreiche Hettinger, weiland Professor an der Universität Würzburg, ein Aschaffenburger Kind, jene Strophen in aller Harmlosigkeit als Beweis für die wackere Gesinnung des Spessarter Landsturms in einem seiner Werke anführt. Nein! Wer etwas auf Stammesehre gibt, hat die gebührende Antwort für solche fahrlässige Verunglimpfungen leicht bereit. Es gibt wohl noch fränkische Öfen für Erzeugnisse dieser Art.

Wie ich es meine, so fühlte und dichtete der junge Frankenheld, dessen „Gruß aus dem Felde" vor wenigen Monden in dieser unserer Zeitschrift abgedruckt war.

„. . . Ich bin kein Franzmann, bin ein Franke,
Hab' deutsch Geblüt und deutsch Gemüt;
Dafür ich Gott im Himmel danke,
Solang' mir noch mein Leben blüht!
Und färbt aus schwarzer Todeswunde
Sich rot mein altes Burschenband,
Schlägt eines treuen Deutschen Stunde,
Treu — denn er stammt vom Frankenland".

Am 16. Dezember vorigen Jahres färbte sich vor Apremont sein Burschenband rot, schlug seine Stunde, besiegelte er seine Gesinnung durch einen schönen Heldentod. Franken, gedenkt seiner Worte!

Speyer, im März 1915. Dr. Peter Schneider.



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von **Wilhelm Greiner**. (Schluß).



Die ausgeprägte Form der Idylle und die ganze Skala der Empfindungen finden wir in der wundervollen Schilderung eines Wandertages im Rosenmonat Juni vor. Mit dem ersten Morgenschimmer schon bricht der Held auf und genießt zuerst das Tropfbad des Taues und das Luftbad des Morgenwindes, indem er sich Gesicht und Brust im frischen Juniusschnee badet und mit neubelebten Nerven, offener Brust und unbedecktem Haupte dahinwandert; Rosenwolken bedecken als Streublumen die Himmelsbahn, bis die Flammen der Sonne glühend über die Erde hereinwehen. Die Natur rollt vor ihm ihr meilenlanges Altarblatt mit Hügelketten, Landhäusern, Gärten, Blumen und Bächen auf, und eine Wollke von abertausend Kleinwesen umspielt ihn. Er weiß nicht, wohin er sich wenden soll im Labyrinth der Schönheit, er steigt in jedes lockende Tal, ruht an jeder schattenden Baumreihe unter Blumen und zieht dem gaukelnden Schmetterling nach. Nach wenigen Stunden der Wanderung, in denen sich sein Herz vollgesogen hat von all den tausend Strahlen der Wonne, ergreift ihn unentrinnbar die Einheit des All im Großen und im Kleinen, alles wird eines, ein Leben bebt

überall, die grünende Welt und der blaue Himmel werden das Angesicht einer unermeßlichen Seele, er taucht in trunkener Wonne sein Antlitz in die Blütenstauden, lauscht auf das sumsende Leben zwischen den Blättern und stürzt im Taumel ins kühlende Gras an die Brust der Allmutter Natur, sein Herz erlebt im Innersten eine Wiedergeburt, und der Genius gibt ihm „die Feuertaufe einer Liebe, die alle Menschen und alle Wesen in ihren Flammen faßt". Da quillt aus den Tiefen der leidenschaftliche Wunsch herauf, alle Wesen auf Erden zu beglücken und teilnehmen zu lassen an der eigenen Seligkeit. Siehe, da keuchen am Wege zwei zerlumpte Kinder daher mit einem Schiebekarren voll durchlöcherten Tannzapfensäcken. Er redet sie an und erfährt, daß dem Vater ein gefällter Baum beide Beine zerschlagen hat, und daß der Bruder dort drüben auf dem Felde ackern müsse. Wenige Pfennige erfreuen die verhungerten Kinder so, daß sie den Karren stehen lassen und ins Dorf hinuntereilen, indeß der Ackersmann in der Ferne den Hut zieht. — Schon kommt wieder ein alter, grauer, fieberkranker Schmiedegeselle des Weges, der als Reisekoffer ein gefülltes Schnupftuch und am Stecken ein altes, elendes Stiefelpaar trägt. Zweimal gibt er ihm, als er von seinem Hungerleben, seiner Zuchthauskost und seiner ewigen Flucht von Land zu Land erfährt. — Seine Mittagsrast hält er in dem Baugerippe eines neuen Hauses, das erst vom Zimmermann verlassen ist, und stellt sich vor, wie auf dieser neugezimmerten Bühne sich auch eine Bettleroper des Lebens abspielen, wie manches Auge rot gequält und mancher Nordwestwind des Lebens an zagende Herzen fahren wird, bis diese frischen Balken vom Winterrauch zu Ebenholz geräuchert sind. Dabei beobachtet er mit sinnender Freude, wie die Schwalbe den gelöschten Kalk zum Nestbau trägt, die Wespe aus den Balken Papierspäne zu ihrer Zwiebelkugel hobelt und die Spinne ihr Spinnhaus ins große hölzerne hineinwebt. Als er aus seinem luftigen Wirtshaus scheidet, umgeistert ihn die seltsame Beklommenheit der Mittagsstunde, wenn unter der brütenden Sonne die Wiesen stärker duften, die Wälder sanfter rauschen und die Vögel wie im bleiernen Schlaf verstummen. Seine Phantasie aber erhebt sich auf den dunkeln Flügeln einer unbewußten Sehnsucht und trägt ihn unter den ewig-blauen Himmel des Orients und die Weinpalmen Hindostans zur träumenden Ruhe des Braminen. Gegen den schimmernden Abend hin verliert sich sein Herz in die liebsten Erinnerungen aus der Kinder- und Jugendzeit, und obwohl er sein Ziel vor sich sieht, will er nicht in einen belebten Ort zu fremden Menschen treten, er tritt vielmehr voll mitleidiger Neugier an jede Köhler-, Jäger- und Vogelhütte heran und legt sich schließlich, um dem treibenden, drückenden, erhabenen Meere der Natureindrücke rings umher zu entgehen, im zerwühlten Stroh eines armseligen Schäferkarrens schlafen. —

Alle diese Züge aber, die wir an den vielen verstreuten Wanderidyllen beobachten, fließen wie in einem märchenhaft schönen Strom in einer weitausgesponnenen und großangelegten Idylle zusammen, die sich in den „Flegeljahren" findet und einen erhabenen Gipfel Jean Paul'scher Erzählungskunst darstellt. Bieten die „Flegeljahre" an sich schon als das persönlichste und vielleicht ge-

lungenste Werk des Dichters den reinsten Genuß, so gehört diese Wanderschilderung zu den köstlichsten und kunstreichsten Einzelbildern in diesem entzückenden Museum selbst. Aus den innersten Tiefen des eigenen Lebens strömt sie mit elementarer Kraft herauf, aber die drängenden, überquellenden, wogenden Massen der Empfindungen und Gedanken sind beherrscht vom bewußten, gebietenden Genius und abgeklärt zum lautersten Kunstwerk; unmittelbare Lebensfrische und tiefsinnige Mystik, ergreifende Wehmut und bizarrer Humor, himmelstürmende Schwärmerei und erbarmende Menschlichkeit, wuchtiger Aufschwung zum Großen und beschauliche Andacht zum Kleinen, schlichtes, derbes Volksleben, seltsames, dämonisches Künstlertum, edles, adeliges Seelenleben, Bettlerwelt und Wirtshaustreiben, Naturzauber und Kirchenstimmung — alles ist zusammengewebt zu einem wundersamen Bilde; mit der Kraft des Genius sind die Farben, Lichter und Schatten eigenartig rhythmisch verteilt; eine dämmernde romantische Stimmung liegt wie ein goldener Schleier über dem Ganzen; darunter aber leuchtet es aus unergründlichen purpurnen Tiefen herauf wie aus den geheimnisvollen Schächten des Gebirges, wo die Geister geheimnisvoll die Goldadern und rauschenden Quellflüsse des Lebens behüten. Bei alledem erinnern die großen Grundlinien des künstlerischen Organismus unmittelbar an den Wandertag Viktors aus dem „Hesperus", und wir finden hier nur die höchste Vollendung jener typischen Form der Wanderidylle.

Nach tagelanger, seliger Vorfreude bricht der Held an einem tauigen, hellen Frühlingsmorgen auf und fragt sich erst vor dem Tore unter den vier Holzarmen des Wegweisers, wo er eigentlich hinwolle. Er beschließt, ohne jedes Ziel zu wandern, jedem Genuß im Irrgarten der Natur sich hinzugeben, den Namen jedes Dorfes erst im Orte selbst zu erfragen und sich auf die seltsamsten, romantischen Abenteuer unter all den Landhäusern, Bergschlössern, lachenden Mädchenaugen, Kapellen und Pilgern gefaßt zu machen. — Er schlägt nur im allgemeinen die Richtung auf Leipzig zu ein, ohne aber jemals an's Ziel zu gelangen; vielmehr lenkt die Reise nach wenig Tagen und Meilen wieder in die Heimat zurück. Die Erinnerungen an des Dichters eigene glückliche, hoffnungsfrohe Wanderung zur Universität von Hof nach Leipzig geben die Stimmung für die ganze Reise, und es scheint, als habe er auch im Einzelnen aus einem alten Tagebuche viel geschöpft.

Wohltätigkeit ist auch hier das erste Bedürfnis seines Herzens, als er mit leichtem Schritt und seligem Sinn über die tausend Regenbogendiamanten im Grase dahinschreitet. Drei alte und ein blutjunges Weib keuchen unter hochgepackten Körben mit Besenholz aus dem Walde daher, und ein Mann schiebt einen schweren Karren mit Blechwaren vorbei, dem er sein kleines Töchterlein vorgespannt hat. Alle erhalten aus dem kleinen Schatz seines armseligen Studentengutes eine Gabe, und voll innigster Freude über die frohen Blicke der Beschenkten eilt er weiter. — Im nächsten Dörflein kehrt er im schlichten Wirtshause ein, und seiner scharfen Beobachtung entgeht das Kleinste nicht: z. B. daß in Franken die Milchkännchen den Gießschnabel dem Henkel gegenüber haben, in Sachsen

links oder gar keinen. — Welch' reiches, idyllisches Kleinleben hier! Einige Handwerksburschen bezahlen eben ihren Kaffee, und der Held bedauert, daß nicht auch für die Gelehrten eine frohe und gesunde Wanderschaftszeit üblich ist. Ein Salzkärrner kommt mit einem kleinen Gefährt an und nimmt ungescheut in der Wirtsstube seine Morgenwäsche vor, ein langer Tiroler im grünen, bebänderten Hut tritt mit frohem Gruß herein, und mit bedecktem Haupte sitzen alle Gäste herum, sodaß ihm die Stube wegen solcher Freiheit der Sitten wie ein reichsunmittelbares Diogenesfaß vorkommt. Bei seiner Vorliebe für jedes Tier schließt er bald Freundschaft mit dem Spitzhund, mit dem der grobe Wirt freundlicher ist als mit seinen drei kleinen zarten Mädchen von gleichen Gesichtszügen und Statur. Es sind Drillinge, und an der Hand der schneeblassen Mutter treten sie geputzt und verschämt herein, um die Frau Pate zu besuchen. Entzückt von ihrem lieblich-rührenden Anblick beschenkt und küßt er sie, sieht ihren schlichten Spielen zu und wünscht, daß sie niemals wachsen, sondern immer unbewußt und schuldlos spielen möchten.

Draußen umfängt ihn wieder die lachende Welt; ein Zimmerplatz ruft mit dem Rosenhonig der Erinnerung eigene Kindererlebnisse lebhaft zurück, Bleicherinnen mit großen, altfränkischen Hüten begießen die weißen Beete aus Flachs-Lilien, in den Gärten glitzern die bunten Glaskugeln. Im Rosanatal umfängt ihn die ganze Fülle des Lenzes. „Die Dotterblumen stehn so dicht, — den Heubergen ziehen kleine Kinder mit großen Rechen kleine Hügel zu, — oben aus den Wäldern der Berge rufen die Waldlerchen und die Drosseln herrlich herunter, — schöne Frühlingswinde ziehen durch das lange Tal, — die Schmetterlinge und Mücken halten ihren Kinderball, und der Rosennachtfalter oder das Goldvögelchen sitzt still auf der Erde." Wie Silberblumen sind zarte Wolkenstreifen in den Aether gewebt, unten gleitet still der glatte Fluß, Wälder schmiegen sich um die Berge, Trauben und Weinbergshäuschen blinken herüber. Er lebt sich beseligt in das wallende Alleben der Natur, und ihm ist, als könne er mit den Blumen und Bäumen, den Schmetterlingen und Nachtigallen fühlen, gaukeln und singen, — da tönt plötzlich aus tiefer Ferne hinter ihm die seltsame Melodie einer Flöte herüber und erscheint ihm in ihren halbverwehten Gängen wie die tönende Verkörperung seiner Empfindungen. Er legt sich sinnend ins hohe Gras am Ufer, lauscht auf den holden Ton, versinkt mit Freudentränen in die selige Liebe zu allem, was da webt und lebt, schaut hinauf in die ziehenden Wolken und lauscht in den Graswald der goldenen Würmchen hinein. Doch bei allem himmlischen Höhenflug ist ihm auch das Kleinste vom praktischen Leben nicht unwichtig: er findet einen verlorenen Zollzettel und nimmt das Blättchen in der Hoffnung mit, den Fuhrmann zu finden, der ihn vermissen wird.

Jetzt steigt er auf die freie Höhe eines Berges hinauf, und eine wunderbare Aussicht erquickt ihn: Die Paradiese der Heimat und der Kindheit sind unten vor ihm ausgebreitet, in lauschiger Talschlucht sein liebes Joditz selbst! Die Vögel jubeln im Tal, einzelne Schüsse aus den Steinbrüchen hallen lange fort, und ein altes, vertrautes Mittagsgeläute wie aus dem gestirnten Himmel dunkler

Kindheit tönt herauf, er meint in der Ferne die Dorfglocke zu erkennen und das Elternhaus und das weiße Schloß, wo die Geliebte als sanfte Nonne in den Blumen ihres Klostergartens sinnend geht; — aus allen Dörfern hallen jetzt die Glocken herauf, und der bunte Teppich des Lebens flattert über die ganze Gegend. Er denkt voll Sehnsucht der Eltern und der Geliebten, deren Blumen und liebende Worte nun für ihn verdorrt und verweht sind, und sendet ein Gebet zu Gott. — Da wird die Welt ganz stille um ihn, das Geläute klingt nur leise wie Schalmeien der Kindheit, eine tiefe Wehmut und Beklommenheit erfüllt sein Herz. Er hat nichts verloren, ihm ist nichts gestorben, und doch ist ihm so weh. Er geht eiliger, als wollte er vor dem seltsamen Bangen entfliehen, über klare Bäche und mittagsstille Dörfer — „auf dem Zauberkreis der Höhen steht Zauberrauch, — der Sturmwind ist entflohen, und am klaren Himmel bleibt das große unendliche Blaue zurück, — Vergangenheit und Zukunft brennen hell und nahe, entzündet von der Gegenwart, — der Blumenkelch des Lebens umschließt ihn bunt-dämmernd und wiegt ihn leise." — Da weiß er, was über ihn gekommen ist: Pans Stunde ist angegangen, der Mittagszauber hat ihn in seiner Gewalt, die Dämonen der Natur machen ihren Tagesgang. „Die Vögel schweigen um diese Zeit. Die Menschen schlafen neben ihrem Arbeitszeug. In der ganzen Natur ist etwas Heimliches, ja Unheimliches, als wenn die Träume der Mittagsschläfer umherschlichen. In der Nähe ist es leise, in der Ferne an den Himmelsgrenzen schweifet Getön. Man erinnert sich nicht sowohl der Vergangenheit, sondern sie erinnert sich an uns und durchzieht uns mit nagender Sehnsucht; der Strahl des Lebens bricht in seltsam-scharfe Farben. — Allmählich gegen die Vesper wird das Leben wieder frischer und kräftiger." —

Beim Mittagsmahl unter derben Fuhrleuten und Bauern legt er wieder die Aetherflügel ab und zieht die derben Pflasterstiefel für's praktische Leben an. Einem Bettler, der ihn um ein Glas Bier angeht, kauft er seinen Bettlerstab ab, damit ihn dieser wie ein Zauberstab Barmherzigkeit lehre und ihn, wenn er vielleicht einmal kalt oder zerstreut am Jammer seiner Mitmenschen vorüberginge, an die braune, welke und müde Hand erinnere, die ihn getragen. Der Stab scheint auch sogleich beim Weiterwandern eine seltsame feindselige Zauberkraft zu äußern, denn die Frühlingswonne des Vormittages ist plötzlich geschwunden, und die Welt breitet sich wie eine Herbstlandschaft aus: violette giftige Herbstblumen bedecken die Wiesen, auf denen die Zugvögel lärmen. Dafür beginnt ihn plötzlich der beständige Wechsel des Menschenverkehrs, aufgeregtes Leben und Treiben rings zu umdrängen. Spaziergänger wandeln daher, ein Brautwagen schwankt hochbepackt vorüber, in einem Dörflein bereiten die Burschen die Kirchweih vor, ein elfjähriges Mädchen kommt an einer Krücke als Kirmesgast zu ihrer Frau Patin gehumpelt, ein Verbrecher wird vorübergeführt, der in drolliger Großtuerei das Bier des vorigen Dorfes lobt; eine Kirche steht offen, von deren Turm geblasen wird, während drin auf dem Arme des Urgroßvaters ein Kindlein getauft wird, und Kinder spielen am Weg. In der sinkenden Abendsonne häufen sich die wechselnden Bilder aus der Zauberlaterne des Lebens

so stark, daß der Dichter sie nur noch mit abgerissenen Sätzen und Worten kennzeichnet: ein Meßschiff im Strom — ein niederer Dorfkirchhof an der Straße, über dessen Rasenmauer ein Schooßhund springen kann — eine Extrapost mit vier Pferden und Bedienten — zerrissene, hohe, graue Raubschlösser — eine polternde Mühle — ein eiliger Geburtshelfer zu Pferde und der dürre Dorfbalbier ihm nachschießend — ein dicker Landprediger mit der Erntepredigt — ein Schiebkarren voll Waren und eine Schar Vetter — ein Gymnasiast auf einem Grenzstein seßhaft und in einen Leihroman vertieft. — Ein armseliger hausierender Bilderhändler, in dessen Besitz er ebenso bizarre Skizzen des Lebens findet, wie er sie diesen Nachmittag selbst erlebt hat, weist ihn nach dem nächsten altfränkischen Städtchen auf dem stattlichen, im Abendrote glühenden Berg vor ihm, — Altfladungen geheißen. Seine Schwärmerei entzündet sich wieder an dem entzückenden Anblick des prangenden Berges mit seinen Felsenzacken und ruhenden Schafherden, er denkt der fernen Geliebten und eilt dem rauchenden Bergstädtchen zu. — Im Wirtshause findet er alles von einer reisenden Theatergesellschaft besetzt und kann mit Mühe ein Kämmerlein und ein Abendbrot bekommen. Er beobachtet das laute, interessante Treiben der Schauspieler unter den anderen Gästen, vor allem aber fällt ihm ein ganz seltsamer Mensch in die Augen, der eine Maske von starrer, aber nicht unschöner Gestalt trägt und mit tollen Scherzen die ganze Gesellschaft unterhält. Seltsam bewegt von diesem wunderlichen Menschen macht er noch einen schweifenden Abendspaziergang durch die Stadt, — da fällt ihm ein selten schönes, gutgekleidetes Mädchen auf, das in einen Kaufladen tritt und zu seinem Schreck recht hart und ungebildet um ein paar gemslederne Handschuhe feilscht. Bei seiner Rückkehr in den Gasthof ist gerade die Post eingetroffen, und etwas scheinbar ganz Alltägliches und doch unerklärlich Wundersames geschieht: er erhält einen Brief.

Rätselhaft ist dabei schon, daß der Brief den Empfänger erreichte, denn der Held ist nur zufällig in dem kleinen Städtlein eingekehrt, viel geheimnisvoller ist sein Inhalt, denn nach des Dichters eigenen Worten kann er in dem Briefe, der vom Zwillingsbruder des Helden kommt, weit und tief in die aufgedeckte Geisterwelt hineinsehen. Der Bruder schreibt von einem merkwürdigen Traume, der ihm soeben den ganzen Verlauf von des Helden ersten Reisetage vorgespiegelt habe. Seltsamer Weise schlüpfte aber dabei immer ein ihm ähnliches, aber viel schöneres, geflügeltes, dunkelblau und hellrot schillerndes Wesen voraus — des Wanderers guter Genius. Er hat im Grunde all die lieblichen Abenteuer des ersten Tages hervorgebracht. Aber beim Eintritt in des Gasthof zu Altfladungen scheint sein lichtes Reich in Gefahr zu kommen: der gute Genius kommt in Kampf mit einem dunkeln Wesen, das einem Kopf ohne Gesicht trägt; — der Held erkennt sofort: das ist kein anderer als der Maskenmensch und ihm ist, als sei „die unabsehliche Winternacht der Geister, wo die Sphinxe und Masken liegen und gehen und nicht einmal sich selber erblicken, hinausgetreten ins Sommerlicht des Lebens." — Der Genius vermag dem dämonischen Feind nur durch allerlei Verwandlungen zu entkommen, und der Brief bezeichnet eine

Stelle im Wirtsgarten am Kegelschub, wo der als Maulwurf zurückgekehrte Genius ein Häuflein Friedrichsdor niedergelegt hat, die der Held bald auch wirklich findet. Sehr wichtige Mitteilungen enthält der Brief aber vor allem für den künftigen Wandertag, denn der Held erfährt, daß ihn der Maskenmensch und der gute Genius nach zwei verschiedenen Richtungen locken wollen. Er soll aber nicht der Larve folgen, die ihn in ein weltmännisches, leichtlebiges Modebad führen will, sondern dem Genius, der ihn nach dem trauten Joditz und durch eine herrliche Landschaft über die Rosana nach Rosenhof führen werde. Der Genius wird dann selbst wie ein weites rosiges Gewölke darüberstehn und ihm die ganze Gegend vergolden. Wer erkennt nicht die Saale und Hof? Wer fühlt nicht den lieblichen und tiefen Sinn? Zur Heimat führen die schönsten Straßen und die besten Genien uns immer wieder; in ihr blüht die Welt, die Natur und das Leben am holdesten vor unserem Blick!

Wie ein zartes, goldenes Netz liegt dieser seltsame Traum über dem ganzen Wanderbilde, und unter seinen feinen Maschen schimmern die seltensten Edelsteine aus den reichen Schatzkammern des heimatseligen Dichterherzens uns entgegen. —

Der tolle Jahrmarkt des Lebens umgibt den Helden wieder in der Wirtsstube, wo der Larvenherr die tollsten Eß- und Trinkwetten macht und das ganze Publikum mit seinen platten Späßen unterhält. Da tritt auch das liebliche, blauäugige Mädchen herein, das dem Helden unterwegs begegnet war, und entpuppt sich als eine philinenhafte junge Schauspielerin, die das Interesse des jungen Wanderers wohl gemerkt hat und den Blöden mit viel Geschick, Anmut und lächelnder List in ein neckendes Gespräch zu ziehen weiß. — Am Morgen bricht alles auf, und dem Helden ist im hellen Morgenglanz zu Mute, als ginge es sogleich ins Dichterland hinein. Alles kommt ihm wundersam lebendig vor: die Maschinen einer stampfenden Ölmühle erscheinen wie Riesentiere mit hauenden Rüsseln; im Sturm fliegen Geister, und die ganze äußere Welt scheint sich mit Wäldern und Bergen zu bewegen; Ritterschlösser, weiße Rebenhäuser und rote Ziegelhütten wachsen aus dem Boden hervor. Da kommt er durch Joditz, und plötzlich glüht alles im tiefsten Innern auf, die Sagen der Kindheit wehen ihn schauerlich an, und ihm ist, als fiele ihm plötzlich der Zauberschlüssel zum Verständnis alles Erdentreibens und des durcheinanderlaufenden Lebens in den Schoß: nur aus den innersten, halb unbewußten Empfindungen, Vorstellungen und Erlebnissen in Kindheit und Heimat kann der Mensch ein Bild der Welt und des Lebens sich bilden, hier liegt für jeden der Brennpunkt, von dem aus die Strahlen der Erkenntnis in alle Weltecken laufen!

Aller Märchenzauber der Kindheit wird wieder über die vertraute Gegend gebreitet. Im Walde zwischen Joditz und Hof hält er seine Mittagsruhe in dem lieblichen Idyll der sogenannten „stillen Stelle.“ „Die Felsen drängen sich einander entgegen und wollen sich mit den Gipfeln berrühren, und die Bäume darauf langen wirklich einander die Arme zu. Keine Farbe ist da als Grün und oben etwas Blau. Der Vogel singt und nistet und hüpft nie gestört auf dem Boden. Kühle und Quellen wehen hier, kein Lüftchen kann herein. Ein

ewiger dunkler Morgen ist da, jede Waldblume ist feucht, und der Morgentau lebt bis zum Abendtau. So heimlich eingebaut, so sicher eingefaßt ist das grüne Stilleben hier und ohne Band mit der Schöpfung als durch einige Sonnenstrahlen, die mittags die stille Stelle an den allgewaltigen Himmel knüpfen. Sonderbar, daß gerade die Tiefe so einsam ist wie die Höhe." Er schläft bis in den Abend auf den Flügeln bunter Zauberträume. Ein Landschaftsmaler zeigt ihm den Weg nach Rosenhof, beglückt genießt er den Anblick der Stadt und des Stromes, in dem fünf grüne, helle Inseln blinken. Dann steigt er hinab auf den zusammengepreßten Marktplatz der Fähre, wo schon ein ganzer Kongreß von Bettlern, Boten, Spaziergängern, Hunden, Kindern, Wandergesellen und Grummetweibern versammelt ist, und wo er den Tiroler, den Geburtshelfer und den Bettelmann vom gestrigen Tage, vor allem aber die ganze reisende Schauspielertruppe, die heute in der Stadt gastiert, wieder trifft. — Da rollt ein zierlicher Reisewagen mit vier Pferden daher, um auch mit übergesetzt zu werden, — und in seinem Herzen zuckt plötzlich ein Augenblick der Wonne auf, wie ihn der schönste Traum der Phantasie nicht prophezeien kann: im Wagen sitzt die Geliebte, — Mina, die Tochter des Generals aus dem weißen Bergschloß daheim! Der Vater steigt aus dem Wagen, von unserem Wanderer jubelnd begrüßt; die Geliebte bleibt mit abgewandtem Gesicht drin sitzen, aber ihre Nähe vergoldet alles um ihn her so wundersam, daß ihm die Fähre vorkommt wie ein Sangboden des Lebens, der sich auf Tönen wiegt, wie ein Morgenland, das durch's Abendlicht segelt, wie ein Nachen, der das Elysium zum Ufer trägt. Mit dem General wandelt er zu Fuß in die schöne Gartenstadt, und der Himmel der Seligkeit geht ihm auf, als dieser ihn zum Abendbrot im „Granatapfel" und für den andern Morgen zu einem gemeinsamen Spaziergang auf die romantische Felsengruppe über der Stadt einlädt. Im aufschimmernden Mondesglanz wandelt er beglückt in einem wahren Prunkzimmer des vornehmen Gasthauses auf und ab und kommt sich wie ein Troubadour vor, der Tür an Tür im goldenen Schlosse mit der Dame seines Herzens haust. Eine Flasche guten Weines erhöht die Stimmung, und wie in blühenden Träumen sieht er bald im Eßzimmer die Geliebte im weißen Gewande wie eine Blumengöttin vor sich; unter dem rottaftenen Hutfutter schaut sie ihn wie unterm Abendrot lächelnd an, und er bemüht sich verzweifelt, auch vor dem heiteren, weinfrohen General als gewandter Weltmann und witziger Unterhalter zu erscheinen. Freilich passiert ihm dabei manches Stücklein unfreiwilliger Komik, aber den Vater und noch mehr die Tochter belustigen doch seine drolligen Anekdoten. — Der General verläßt sogleich nach dem Abendbrot das Zimmer und kommt nicht wieder. Er ist in den nächsten Garten gegangen, wo die blauäugige Philine von gestern mehr absichtlich als zufällig ebenfalls eintrifft, um sich im dämmernden Dunkel der Laubgänge und Pavillons mit dem lebenslustigen General von den Anstrengungen ihrer Rolle zu erholen. Das junge Paar bleibt in süßer Verlegenheit zurück, und mühsam sucht der Wanderer ein Gespräch anzuknüpfen. Das Kammermädchen weiß vom Spaziergang des Vaters im Garten zu berichten, und nun fordert die Geliebte den beglückten

Jüngling auf, ihn mit ihr zu suchen. Das Mädchen berichtet Wunder von der Schönheit des Gartens, besonders von einer entzückenden Laube aus lauter blauen Blumen gewebt. In seliger Erwartung, unbewußter Sehnsucht und lieblichen Gesprächen wandeln die Liebenden dahin, die weißen Wege wechseln mit den finstern Blättergruppen; und die hohen Berge und Himmelssterne stehen wie Nachtgötter darüber. Das fromme Edelfräulein tritt in eine überlaubte kleine Kapelle ein, um zu beten, und der Wanderer schreitet ihr voraus auf die blaue Laube zu, um sie zu erwarten, – da fliegt plötzlich die schöne Schauspielerin aus der Laube auf ihn zu, wirft ihm scherzend den Shawl über den Kopf und entführt ihn. Alle Versuche, ihr zu entkommen, mißlingen, – da sieht er, wie vom Eingange des Gartens her der General auf die Tochter zukommt, sehr freudig ihren Arm in den seinen legt und sie vor den Augen des Sehnsüchtigen auf und davon führt nach dem Gasthause.

Nun enteilt auch die Schauspielerin kalt und rasch ins Haus, und in seltsamem Zustande zwischen Seligkeit und Wehmut sinnt der Wanderer noch auf seinem nächtlichen Lager in wachen Träumen, von einem Stück Mondschein überleuchtet. Da ertönt nach Mitternacht eine laute Nachtmusik zu Ehren des Generals unter den Fenstern, und plötzlich bemerkt er, wie die Gestalt der Schauspielerin im leichten Nachtgewande hereinschlüpft und an's helle Fenster tritt. Er schlüpft leise in die Kleider und tritt hinter die lauschende. Sie fährt herum und entschuldigt sich, sie habe das unverschlossene Zimmer für unbesetzt gehalten. Sie plaudern über die Musik, aber als diese schweigt, bangt der Wanderer wegen einer Entdeckung durch den General und die Geliebte im Nebenzimmer ebenso wie für seinen und des blauäugigen Mädchens Ruf. Aber sie geht nicht, sondern weiß mit dem lockenden Spiel scheinbarer Unschuld das Blut des Jünglings so in Wallung zu bringen, daß er leise zur Türe eilt, um sie zu schließen, – da fliegt plötzlich etwas auf den Boden: ein Menschengesicht; es ist die Maske des Larvenherrn, den er für seinen bösen Genius gehalten hatte. Die Schauspielerin flieht vor Schreck, und der Wanderer bringt „eine der dümmsten und elendesten Nächte zu, die je ein Mensch durchgelegen."

Alle Schatten der Nacht aber verscheucht der heilige reine Morgen, das liebreiche Lächeln des Generals und das blühende Antlitz der Geliebten. „Sie gingen zu Fuße dem zerspaltenen Gebirge zu. Die Stadt war tief still, nur in den Gärten rüstete schon einer und der andere Beete und Rosenhecken für den Frühling zu, und die Rauchsäulen des Morgenbrotes bogen sich über die Dächer. Draußen flatterte schon Leben auf; die Singdrossel wurde in den nahen Tannen wach; unten an der Fähre klang das Posthorn herüber und aus dem Gebirge donnerte der ewige Wasserfall heraus." Nach diesem Wasserfall geht die Wanderung der drei im Atem des Morgens erfrischten und gerührten Menschen. Die Nebel sinken ins Tal, der Weg biegt in eine Felsenspalte, das eine Berghorn glüht schon im Morgenpurpur, das andere ist noch verschleiert, zwischen beiden schimmert der Morgenstern. Eine andachtsvolle Seligkeit ergreift die Wanderer, der Wasserfall stürzt über eine alte Ruinenmauer wild herab, und der General

führt die Liebenden an der Mauer hin durch eine von grünen Zweigen überdeckte niedere Pforte, von wo sie eine entzückende Aussicht auf das weite Tal des Stromes mit Klöstern, Dörfern und fernen Gebirgen genießen, die sich bis zu rotglühenden Gletschern und Schneefeldern aufzutürmen scheinen. Über dem goldig beleuchteten nassen Grün schwebt der Wasserfall in der Morgensonne wie eine flammende Brücke. — Da sah er plötzlich die Geliebte über sich wie aus schimmerndem Aether und Farben gewebt. „Sie schaute auf zum Rosen- und Feuerregen, der die hohen grünen Tannen mit Goldfunken und Morgenrot bespritzte, und wie verklärt schien sie vom Boden aufzuschweben, und der rotbrennende Regenbogen leuchtete schön auf ihre Gestalt herunter. Dann sah sie ihn wieder an; schnell ging ihr Auge unter und schnell auf, wie eine Sonne am Pol. — Das herzerhebende Donnern und das Wetterleuchten des Stromes umrauschte, überdeckte beide mit himmlischen, goldenen Flügeln gegen die Welt. — Der Jüngling streckt die Arme nicht mehr nach dem Himmel allein aus, sondern nach dem Schönsten, was die Erde hat — — —."

Mit diesem schönsten Augenblick ist der Zauber der Reise gebrochen, die Geliebte bedeckt die Augen, der Vater sieht plötzlich auf, — die drei Wanderer kehren zum Gasthause zurück, bald rollt der Wagen des Generals davon, und auch der Jüngling geht nur noch „einige nachblitzende Minuten" in seinem Zimmer auf und ab, bis ihn „Vorstwisch und Sprenggefäß, die Vorarbeiter neuer Gäste", hinaustreiben. Die Schauspielerin wirft ihm einen leichten Gruß und ein Wiedersehn auf der Treppe nach; auf dem Heimwege verläuft er sich oft, da seine Augen und sein Herz ganz ausgefüllt sind von der Geliebten, der Regen klascht hernieder, das ganze Tal schwimmt im Wasser und seufzt im Sturm, rohe Menschen begegnen ihm und fahren ihn grob an oder lachen über ihn, — er merkt nichts von alledem und kommt wie im Fluge durch alle Dörfer im nassen Badegewand des Abends wieder daheim an. —

Niemals wird die Geliebte sein eigen, die List des eigenen Bruders raubt ihm die Gelegenheit, sein Glück zu begründen, als er schon ganz nahe vor der Erfüllung steht: Aber dem Mann mit dem kindlichen Herzen und dem genialen Geiste vermag kein Schicksal das innerste Glück eines rein und tief empfindenden Gemütes zu rauben. Die Geliebte bleibt ihm immer das liebliche Symbol des köstlichsten Gutes auf Erden. Immer herrscht die Freude mit mildem Szepter über seinem ganzen Leben. Und wie dieser weltfremde und doch so genial lebendige Wanderer, so ist auch das tiefste Wesen dieses edels Dichters. Die Begeisterung für das Große und die Andacht zum Kleinen innig verschwistert wohnen in ihm ohne verzehrende Leidenschaft, voll herzlicher Treue, voll leuchtender Klarheit und milder, alles Menschliche tief umfassender Liebe. So wird ihm sein Leben selbst trotz aller Not und allen Kampfes zur Idylle, und kaum hat er einmal das lichte Bild seines Herzens schöner enthüllt als in den feinen, ergreifenden Worten:

„Wenn die Leidenschaft glutverworren auffliegt wie ein brennendes Schiff, so fliegt die zarte Dichtkunst des Herzens nur auf wie eine golde Abendrottaube oder wie ein Christus, der gen Himmel geht, weil er eben die Erde nicht vergißt".



Hilpoltstein in Mittelfranken.

Von
Hans Reidl, Stadtsekretär.



u denjenigen wenigen Städtchen, die den anheimelnden alten Stil auf unsere Zeit herüber gerettet haben, gehört Hilpoltstein in Mittelfranken. Von keiner Industrie gestört, bietet es das friedliche Bild eines alten Landstädtchens, dessen Besuch uns die verschiedensten Genüsse bietet. Von Roth bei Nürnberg aus gegen die nördliche Abdachung des Jurakalkgebirges marschierend, wirst du, lieber Leser, in 2 Stunden bequem (falls die von Roth nach Hilpoltstein führende Bahn nicht bevorzugt wird) das Reiseziel erreichen. Was wäre praktischer als sofort das Herz jeder Stadt, den Marktplatz, aufzusuchen. Hierwirst du sofort das nette altertümliche Rathaus ins Auge fassen. Imposant wirkt es fürwahr auf dem großen freien Platz, mit seinem mächtigen Dach und seinem schlanken Türmchen. Da wir erfahren haben, daß im Innern gar manch



Hilpoltstein. Burg.



Hilpoltstein in Mittelfranken. Gesamtansicht.



Hilpoltstein. Blick auf Kirche und Burg.

Sehenswertes vorhanden ist, wollen wir nicht versäumen, dies uns zeigen zu lassen. Der große Rathaussaal enthält alte Einrichtungen mancher Art, darunter einen kostbaren Eichenschrank. Mit besonderem Interesse werden wir die Leidensgeschichte des „Hilpoltsteiner" Brunnenmännchens erfahren, das da standhaft im Rathaussaal vorläufig stehen muß, da ihm Diebeshände seinen angewiesenen Platz auf dem

Hilpoltstein. Links oben altes Rentamt.

Rathausbrunnen verekelten. Es ist aus der alten Nürnberger Meisterschule hervorgegangen, hat großen Wert und wurde nach seiner Wiederauffindung im Saale aufgestellt. Wer Lust hat, die Schriften unserer Vorgänger zu bewundern, mag sich ruhig in die zahlreichen Urkunden vertiefen, wir wollen die Stadt besichtigen. Drei nebeneinander laufende breite Straßen geben ein schönes Bild. Ehrfurchtsvoll blicken die alten Giebel herab und mancher möchte wohl seinem Besitzer wünschen, ihm gleich anderen wieder zum Fachwerk zu verhelfen. Am Ende der unteren Marktstraße steht der Döderleinsturm.



Hilpoltstein. Am Wasserfall.

Was mag wohl dieser alte Geselle dem Städtchen als Ausguckturm schon für gute Dienste geleistet haben, wohl bessere als jetzt, da er bestimmt ist, als Detentionslokal zu dienen. Wirklich herzerfreuend wirkt der Anblick. Wie ein trutziger Landsturmmann steht er da, fest wie die Mark, trotz seines Alters. Da der Weitermarsch zum Bahnhofe führen würde, wollen wir lieber in die Stadt zurückkehren und am neuen Gefängnis vorbei, wo die Verpflegung zwar gut sein soll, wir aber hiernach kein Verlangen haben, durch die Harterstraße zur Korbgasse wandern. Das Reichler'sche Anwesen wird aber jeder als Schatzkästchen

bewundern. Wirklich, es hat noch den Stil eines altfränkischen Hauses in seiner ganzen reizenden Eigenart. Gehen wir die mittlere Marktstraße durch, so wird das Amtsgerichtsgebäude unser neues Interesse wecken. Es hat eine sehr große geschichtliche Vergangenheit. Im Innern desselben verdienen die sehr schönen alten Stuckarbeiten, Kunst in vollendeter Form, die größte Bewunderung. Nebenan steht die Stadtpfarrkirche. Wohl wird sich mancher fragen, wie kommt das Städtchen zu einer solch prachtvollen Kirche. Tatsächlich macht sie auf uns einen imposanten Eindruck; der ganze Bau und die prächtige Malereien sind der



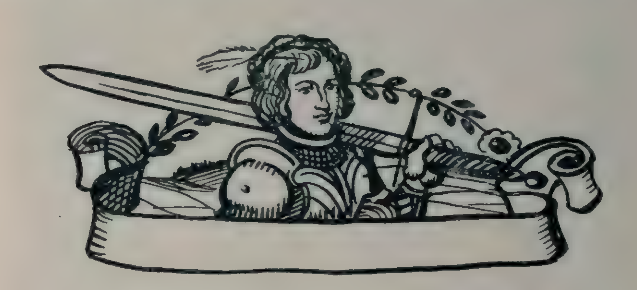
Hilpoltstein. Altes Bild in der Kirche.

eingehendsten Besichtigung wert. Von der Kirche aus wenden wir uns zum Symbole der Stadt, zur Burgruine. Rechterhand des aufsteigenden Weges ist das k. Bezirksamt im ehemaligen Hubkastengebäude untergebracht. Linkerhand ist im ehemaligen Schloß ein Blindenheim und das Krankenhaus. Von den stets hilfsbereiten Schwestern lassen wir uns den Schlüssel zur Burgruine geben und schreiten ein. Ein angenehmes Grauen, was uns der Besuch bringen wird, die geistige Zurückversetzung in die Zeit, da hier die „Herrschaft" wohnte, läßt uns diese Stunde nicht vergessen. Die Seitenmauern sind noch sehr gut erhalten

und aus deren Mitte ragt ein hoher Turm empor, den wir zu besteigen nicht versäumen wollen. Die 74 Fuß-Höhe macht der Lunge doch kräftige Arbeit, aber reuen wird es uns nicht. Und wirklich, ein herrlicher Ausblick eröffnet sich uns. Zu Füßen liegt still und friedlich Hilpoltstein, der Stadtweiher spiegelt die anliegenden Stadtteile ab. In der Ferne grüßt uns der sagenumwobene Schloßberg. Dörfer und Dörfer, in herrliche Täler gebettet, an liebliche Höhen hingedehnt, prächtiges Waldgrün lassen uns ein herrliches Panorama schauen.

Nach unserem Abstieg suchen wir den Spitalwinkel auf. Dort bietet sich uns ein herrliches Bild. Fast erdrücken glaubt man, möchte uns die auf einem Felsen hochaufgebaute Burg. Im Spitalwinkel steht auch das neue Rentamtsgebäude. Da wir aber bei einem Ausfluge weniger an die Finanzprobleme des b. Staates denken wollen, ziehen wir vor, uns die Rodelbahn näher zu betrachten und beneiden die Hilpoltsteiner, daß die Natur ihnen eine so schöne Sportgelegenheit direkt bei der Stadt gegeben hat. Nach einem Rundgang um die Stadtmauer streben wir einem der nächstgelegenen Keller zu und kommen vielleicht auch an der idyllisch gelegenen, so recht einladenden Dreifaltigkeitskirche vorbei. So idyllisch der Platz, so grausam seine Geschichte. Hier war früher die Richtstätte!

Bei einem guten „Stein" wollen wir uns freuen, daß es in unserer aufregenden Zeit noch Ausflugsplätze gibt, die vor allem neben Erholung Sehenswertes in schöner Form bieten wie Hilpoltstein in Mittelfranken.



In Flandern.

Von August Gräf, zurzeit im Feld.

In Flandern, in Flandern
Da wandert stummes Weh,
Das kommt mir müd entgegen
Auf Wiesen und auf Wegen,
Wo ich auch steh' und geh'.

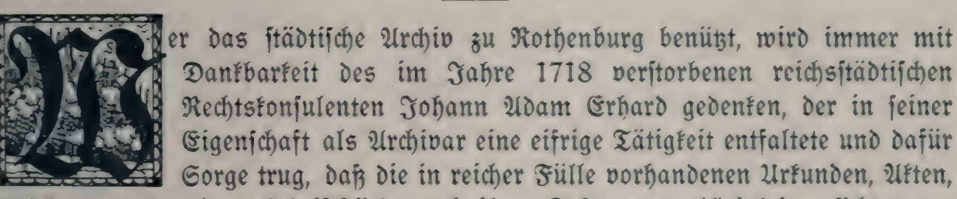
In Flandern, in Flandern,
In Klee und grüner Saat,
Still unter weißen Blüten
Senkt ich zum letzten Frieden
Den liebsten Kamerad.

In Flandern, in Flandern,
Wer weiß, wie's treffen mag,
Kann leicht auch ich bald sterben,
Mein Blut den Rasen färben
Wohl jeden, jeden Tag.



Aus den Stipendiatenakten des Rothenburger Stadtarchivs.

Von
Professor **Aug. Schnizlein** in Rothenburg.


Wer das städtische Archiv zu Rothenburg benützt, wird immer mit Dankbarkeit des im Jahre 1718 verstorbenen reichsstädtischen Rechtskonsulenten Johann Adam Erhard gedenken, der in seiner Eigenschaft als Archivar eine eifrige Tätigkeit entfaltete und dafür Sorge trug, daß die in reicher Fülle vorhandenen Urkunden, Akten, Briefe und sonstigen Schriftstücke nach ihrer Zusammengehörigkeit gesichtet, geordnet und in Bänden vereinigt wurden; so blieben sie vor der Verzettelung und Verwahrlosung behütet und Erhards Verdienst ist es, wenn wir Nachgeborenen auf sovielen Gebieten ein stattliches, lange noch nicht genügend durchforschtes Material zur Verfügung haben. Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit Erhard zu Werke ging, kommt einem immer zum Bewußtsein, wenn man die nach seiner Angabe und unter seiner Leitung zusammengestellten Bände durchmustert; so weit als möglich hat er sich nämlich nicht mit der bloßen Sammlung und zeitlichen Ordnung begnügt, sondern auch ausreichende Inhaltsangaben oder Namensverzeichnisse beigefügt. Ehre darum seinem Andenken und seinem Verdienst!

Was an Briefen und Schriftstücken — vom beginnenden 16. Jahrhundert ungefähr an bis zu seiner Zeit — über die auf Universitäten im Genuß eines heimatlichen Stipendiums sich befindenden Söhne Rothenburgs vorhanden war, ließ Erhard in vier stattliche Bände bringen; der erste mit über 800 Blättern ist fast schon zum unhandlichen Wälzer geworden, gegen den die anderen mit mit 350 bis 400 Seiten sich fast zwerghaft bescheiden ausnehmen. Diese vier Bände, die Zeit von 1520 bis 1713 umfassend, tragen die Archivnummern 2102 bis 2105; zu ihnen gesellt sich noch Band 2106, bezeichnet „Stipendiaten-Buch Zweyter Theyl. Angefangen Anno 1665"; er enthält Aufzeichnungen der „Steurer" über geschehene Auszahlungen bis zum Jahr 1756. Endlich ist noch vorhanden ein Pack loser Bogen, bezeichnet „Faszikel 127", ebenfalls auf die Stipendiaten bezügliche Schriftstücke enthaltend und zwar vom Jahre 1717 an; man sieht, wie nach Erhards Tod die ordnende Hand und sorgsame Betreuung fehlte; sie reichen bis 1773. Aus dem reichen Inhalt dieser Bände und Blätter soll nun

im nachfolgenden allerlei mitgeteilt werden, was uns Aufschluß gibt über Leben und Treiben, Sitten und Betragen eines Teils der studierenden Jünglinge in jenen Zeiträumen; so manches Streiflicht wird dabei auch auf die Zustände fallen, die auf den Hochschulen herrschten.

Im Genuß städtischer Stipendien standen in erster Reihe solche Studierende, die während ihrer Schulzeit Angehörige des Alumneums gewesen waren. Die Begründung dieses Alumneums geht auf den bekannten württembergischen Theologen Jakob Andreä, den Vater der Konkordienformel, zurück; dieser hatte bei der von ihm 1558 im Auftrag des Rates vorgenommenen Kirchenvisitation die Anregung gegeben eine solche Einrichtung zu treffen, die eine wichtige Pflanzschule für den Nachwuchs an Geistlichen für die Stadt und ihr Gebiet zu werden bestimmt war. Die 12 Insassen des Alumneums — in erster Linie Kinder von Einheimischen; doch konnten, wenn ein Platz frei war, auch Fremde angenommen werden — wurden hauptsächlich aus den Mitteln des aufgehobenen Dominikanerinnenklosters unterhalten, auch kleinere Stiftungen und Gaben von Wohltätern dienten diesem Zweck. Durch das Singen bei Leichenbegängnissen verdienten sie sich ein „Singgeld"; gingen sie vom Gymnasium ab auf die Hochschule, so wurde ihnen auf 3—4 Jahre ein Stipendium zugewiesen. Solche Stipendien wurden aus der sog. „Alumnenstiftung" ausbezahlt. Doch konnte diese dem Bedarf nicht immer genügen. Da kamen dann die anderen Stiftungen zu Hilfe, teils eigene Stipendiatenstiftungen allgemeiner Art, teils Familienstiftungen, für die gerade keine bezugsberechtigten Bewerber vorhanden waren, unter Umständen mußten auch die Kirchenpflegen mit Überschüssen herhalten oder die „Steuerstube" schoß einstweilen Gelder vor, um sie sich später dann von einer gerade „vacierenden" Stiftung ersetzen zu lassen. Die Auszahlung sollte vierteljährlich geschehen; aber häufig waren die Stipendiaten oder deren Angehörige gezwungen „aus bedrangter Not" die Teilbeträge im voraus zu erheben; oft genug mußte schon ein Sümmlein als „Viaticum" oder Reisegeld vorgestreckt werden, damit die armen Schlucker sich ausstaffieren und das Ziel erreichen konnten. Die Rechnungsführung war demnach, da auch die Zahl der Nutznießer nicht klein war, — oft bis zu 12 — ziemlich verwickelt. Neben den Alumnen hatten natürlich auch andere Söhne der Stadt das Recht zum Bezug der Stipendien; es finden sich solche aus allen Kreisen der Bürgerschaft, Söhne von Handwerkern ebensogut wie Söhne von Gliedern des äußeren und inneren Rats; diese befinden sich allerdings in der Regel im Genuß von Familienstiftungen. Da viele der Stipendien ausdrücklich nur für Theologiestudierende bestimmt waren, so finden sich natürlich der Hauptsache nach unter den Stipendiaten „der Gottesgelahrtheit Beflissene"; doch fehlen Juristen und Mediziner keineswegs.

Nach welchen Grundsätzen bei der Vergebung der Stipendien verfahren wurde, ist für das 16. Jahrhundert und die erste Hälfte des 17. nicht ersichtlich; eine „Stipendiaten-Ordnung" wurde erst im Jahre 1668 aufgestellt. Da das gesamte Schul- und Kirchenwesen der Stadt unter der Aufficht des Konsistoriums stand, einer aus 3 weltlichen und 3 geistlichen Mitgliedern zusammengesetzten

Körperschaft, so wurde auch diese Ordnung im Konsistorium „dekretirt", dann im Senat „konfirmirt" und endlich im Konsistorium „promulgiert"; damit war sie gleichsam rechtskräftig und verbindlich geworden. Aus dem Eingang dieser Ordnung ersehen wir, daß die vorausgegangenen Kriegsjahre, die der Stadt manche schwere Lasten aufgebürdet hatten, auch an den Stiftungen ad pias causas nicht spurlos vorübergegangen waren; erst jetzt, so heißt es, seien „die meinste Legate wiederumb ad legitimum usum gebracht worden, und die übrige vermittelst fleißiger anwendung und auffsicht auch sich, wiederumb finden mögten". Als fernere Gründe für die Aufstellung einer neuen Ordnung werden noch angegeben: „menge der Supplicanten und nachmahlen vorgefallene untüchtigkeit derselben sampt darzu geschlagener übler Anwendung ggl. gereichter beneficien", endlich auch „der expectanten grobe ungedult, vielfaltiges anlaufen und schmähungen"; d. h. mit anderen Worten: im ganzen Stipendiatenwesen war ein heilloser Wirrwar eingerissen, der eine übel angebrachte Günstlingswirtschaft ins Kraut hatte schießen lassen. Dem zu steuern wird nun folgendes bestimmt.[1]) Der Zuweisung der Stipendien soll eine gründliche „Prüfung der Geister" vorhergehen; denn obwohl manche Eltern völlig einsehen, daß ihre Söhne nicht zu den Studien taugen, ziehen sie es doch vor Stipendien für sie zu erbetteln, statt sie einem Handwerk oder sonst einem ehrlichen Beruf zuzuführen. Vorgelegten Zeugnissen ist nicht einfach zu glauben: sie sind oft genug verfälscht und erschlichen; Frömmigkeit und gute Führung, Begabung, genügendes Wissen und Dürftigkeit sollen den Ausschlag geben; vor allem sollen die Bewerber ihre Schulzeit richtig durchgemacht haben. (Eine häufig wiederkehrende Klage bildet „das unzeitige Eilen ad Academiam"; in der Prima sollten die Schüler vier (früher sogar fünf) Jahre sitzen; Eltern und Schüler hatten natürlich oft genug den Wunsch diese Zeit abzukürzen.) Dann sollten sie sich bei dem Frühlingsexamen bezüglich ihrer Kenntnisse und ihrer Reife ausweisen; „heimliches auslauffen sampt übrigen practiquen" sollte verboten sein; damit ist vor allem gemeint, daß keiner „sich unterstehen soll sich heimlich allerley Patronos zu machen". Solche Strenge der Beurteilung sollte, wie man hoffte, auch einen günstigen Einfluß haben auf das Betragen der Schüler, „weil Sie bey betrohung privationis aller beneficiorum am besten in der Disciplin und honestät in Kleidungen gehalten werden". Vor dem Abgang zur Universität hat jeder Stipendiat dann einen von 2 Bürgen mitunterzeichneten „Revers" auszustellen, (wir kommen darauf noch zurück), nach Ablauf seiner Studentenzeit „heim ins Examen zu kommen" und dabei seine Zeugnisse aufzuweisen, wo, bei wem und was für Vorlesungen er gehört hat. Wer die Akademie verläßt, z. B. um eine Hofmeisterstelle anzunehmen, dem „sollen die beneficia auffgekündet seyn . . . Weilen bey Paedagogiis nebenst der kost genugsam Salaria gereicht werden, wiewol es communiter gelaugnet wird contra claram veritatem". Sind sie in die Heimat zurückgekehrt, so sollen

[1]) Ich gebe die Punkte in deutscher Sprache; die Ordnung ist in einem köstlichen Mischmasch von Deutsch und Latein abgefaßt; aus ein und der anderen wörtlichen Anführung läßt dies sich zur Genüge ersehen.

sie sich „des vielfaltigen lauffens umb promotion oder Continuation deß Stipendij oder anderer Subsidien enthalten"; diejenigen, die Eltern haben, sollen fleißig und eingezogen bei diesen leben, bis sie durch ihre Oberen zu einer Stelle berufen werden; „oder wo Sie nicht lebensmittel haben können", sollen sie „nach conditionibus Paedagogicis (Hauslehrerstellen) in oder außer der Statt trachten".

Verschärft wurden die Bestimmungen der Ordnung von 1668 noch in einem wesentlichen Punkt im Jahre 1692 in einem Ratsbeschluß, der allerdings auf einen früheren Erlaß hinweist: die Stipendiaten, welcher Fakultät sie auch immer zugetan sein mögen, müssen halbjährlich[1]) ein Specimen Eruditionis uff das jederweilen vorgelegte Thema, zu erspahrung der Trucker-Costen nur durch eigene Hand verfertiget anhero überliefern lassen"; nochmals wird betont, daß diese Vorschrift für sämtliche Stipendiaten, keine ausgeschlossen, gilt bei Verlust des Stipendiums oder der Anwartschaft auf eine Anstellung. Die Specimina sollen bestehen „in wohl außgearbeiteten Orationibus oder Disputationibus und anderen Discursen, wie es die Zeit und ihre unter Handen habende recente Lectiones erleiden werden, jedoch ohne unterbruch Ihres Cursus Academici". Die gefertigten Arbeiten sind dem Löbl. Consistorio einzuliefern, „wornach Sie sich zu richten und Ihre zeitliche wohlfahrt von selbsten zu befördern ohne weither und ernstlicheres ermahnen bedenken werden". Ob der Erlaß etwas geholfen hat, läßt sich nicht angeben — daß er gut gemeint, aber höchst unzweckmäßig war, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Eine Beschränkung der Selbstbestimmung und eine starke Bevormundung der studierenden Jugend werden wir auch darin erblicken, daß das Konsistorium den Stipendiaten unter den Universitäten keine freie Wahl zubilligte, sondern ihnen vorschrieb, wo sie das erforderliche Maß von Wissen und Gelehrsamkeit erwerben sollten. Diese Maßnahme erstreckte sich natürlich vor allem auf die Theologen, die künftigen Lehrer und Seelsorger; es galt, ängstlich und besorgt darüber zu wachen, daß nirgends das Gift irrgläubiger Lehren und Meinungen in ihre Herzen geträufelt wurde, sondern daß sie bei der reinen Lehre und der durch die Konkordienformel festgestellten Norm heranwuchsen. So war zum Beispiel 1682 in einer Sitzung des Konsistoriums die Rede davon, auf welche Akademien die Stipendiaten zu senden seien; es hieß: „nach Wittenberg, da seien herrliche Theologi und gelehrte Adiuncti und Philosophiae magistri, die der studierenden Jugend wohl anstehen". Von Altdorf dagegen hieß es „da floriere die Theologie nicht heftig". Und schon 1557 war Heidelberg verpönt, weil es im Geruch der Hinneigung zur reformierten Lehre stand; der Rat hatte erklärt, solchen, die dort studierten, die Stipendien zu sperren; neben Wittenberg ward damals Jena empfohlen. Freilich waren für die Wahl auch andere Gesichtspunkte ausschlaggebend, vor allem die Billigkeit; so wird 1682 Tübingen abgelehnt: „da sei es gar zu teuer" und Jena: „da seien der Landsleute zuviel und dürfte das „Extra" viel mehr machen".[2])

[1]) Das „halb" ist später gestrichen worden; die Verhältnisse nötigten wohl zu größerer Milde.

[2]) Die Nürnberger suchten natürlich ihre Stipendiaten auf ihre Altdorfer Universität zu

Daß man mit der 1668 erlassenen Stipendiatenordnung übrigens nur auf „die alte Observantz" zurückgegriffen hatte, zeigen uns die aus früherer Zeit stammenden „Reverse" von Stipendiaten. So hat sich ein solcher von 1586 erhalten. Die Stipendiaten – es sind ihrer drei – müssen versprechen, nach ihrem „geringschezigen vermugen", sich gemäß der Heiligen Schrift und der wahren, reinen evangelischen Lehre, wie sie in der Schrift, den dreien Symbolis, in der Augsburgischen Konfession von 1530 und ferner in dem 1580 im Druck ausgegangenen Concordibuch erklärt ist, in allen Punkten und Artikeln quoad literam et sensum zu halten, auf keine andere Fakultät noch fremde, verführerische Lehren sich zu begeben, sondern alle Irrtümer, Sekten und Rotten, als Wiedertäuferische, Schwenkfeldische[1]), Zwinglische und Calvinische als auch die Illyrische[2]) von der substantia peccati, Jesuitische oder Päpstische mit höchstem Fleiß zu fliehen und zu meiden. Weiter versprechen sie, dem ihnen gesetzten doctrinae et morum inspectori[3]) schuldigen Gehorsam zu leisten, das Geld, das sie empfangen, wohl und nützlich anzulegen, über seine Verwendung dem Inspektor Rechnung zu tun, ihm auch **mindestens alle Vierteljahr** soluta vet ligata oratione[4]) ein Specimen zu überreichen, damit er es den Maecenatibus, den hohen Gönnern und Patronen, überschicken könne, Predigten und Lektionen fleißig zu hören, aufzuzeichnen und zu wiederholen, ferner sich alles unordentlichen Zechens, Spielens, Löffelns[5]) und Vagierens an fremde Orte und aller bösen und ärgerlichen Gesellschaft zu entschlagen. Auch die Wahl der Wohnung und des Kosthauses sollte nur mit Vorwissen des Inspektors erfolgen; in der Kleidung sollten sie sich eingezogen und ihrem Stand gemäß halten und nicht „zehrhaftig" sein. Einem an sie ergehenden Ruf zur Heimkehr und Übernahme eines Amtes in Kirche und Schule haben sie Folge zu leisten, sich mit der bestimmten Besoldung zufriedenzugeben, geschweige denn mit Gesuchen um Erhöhung des Einkommens „Ihre Ehrbarkeiten zu beschweren". Endlich müssen sie versprechen, sich ohne Genehmigung nicht in die Dienste fremder Herrschaften zu begeben. Der Revers ist von den 3 Stipendiaten eigenhändig unterschrieben, die Unterschriften sind obendrein noch „mit dem gewohnlichen Petschaft „bevestnet" und endlich haben

---

nötigen. Unter unseren Akten findet sich ein aus dem Jahre 1607 stammendes Schreiben zweier Nürnberger Geistlichen, die als Exekutoren ein Stipendium zu verwalten und vergeben hatten; sie schreiben, es sei ihnen: „mandirt vnd befohlen, die Beneficiarios vff die Universitet Altdorff zu schicken, welchem befehl gehorsamlich nachzukommen vnd die Academiam zu exornieren vnd in vffnemen bringen zu helfen vns . . . in allerwegen geburen will". Auch andere Reichtsstädte, Fürsten und Herren, die eigene Universitäten hätten, täten dies. Nur für das 5. Jahr – so lang lief das Stipendium – wollten sie dem Nutznießer, der nach Straßburg gehen wollte, eine andere Universität, z. B. Wittenberg, gestatten.

[1]) Nach Kaspar von Schwenckfeld, 1489–1561. Anhänger der nach ihm benannten Lehre gibt es heute noch in Nordamerika.

[2]) Gemeint ist des Matthias Flacius Illyricus Lehre von der Erbsünde.

[3]) Dazu wurde wohl ein Universitätsprofessor bestimmt oder ein Mitglied des Konsistoriums, das die Überwachung aus der Ferne betätigen mußte.

[4]) In ungebundener oder gebundener Rede.

[5]) Mit Mädchen schön tun, liebeln.

die drei noch an Eidesstatt dem Vertreter des Rats ein Handgelübde abgelegt. So langatmig, ausführlich und ins Einzelne gehend dieser Revers der 3 Theologen ist, so kurz und allgemein gefaßt ist der eines Medizin Studierenden von 1613. Man ist versucht, dem Nürnberger Rat Glauben zu schenken, der in einem Schreiben nach Rothenburg sich dahin äußerte: „es ist laider am Tage vnd vor Augen, das die studierende Jugent auff den Acadmijs sich sehr mutwillig vnd vnbendig erzaigen thuet, vnd fast diejenigen, welche Theologiam studieren . . . mehr als andere“. Die Äußerung stammt vom Jahre 1595. Die Nürnberger Bedingungen für Stipendiaten waren übrigens darin strenger, daß diese sich mit vier Bürgen „gefaßt machen“ mußten; diese Bürgen mußten „mündlich vnd schrifftlich gutsagen vnd angeloben, wenn er durch mutwillen, vnfleiß vnd andere bösen handlungen wider die gesetze vnd tugend sich vergrieffe vnd seines Stipendij selbst beraubete, das sie allen vncosten, auff ihn gangen, refundiren, erlegen vnd trewlich erstatten wollen“. Diese Schärfe rechtfertigten die Nürnberger damit, daß sie „von etlichen Stipendiaten schändlich betrogen vnd angeführet“ worden seien: ex malis moribus nascuntur bonae leges[1]); man müsse die Zeitumstände betrachten, „wie es jetztunder vff den Academien mit den jungen Studenten geschaffen, was sie für ein leben führen und sich nicht mehr wöllen regieren lassen; da erfordert es denn die große und hohe not, das man einen ernst gebrauchen und scharpf sein muß“. Nicht unerwähnt sei, daß von den 3 Rothenburger Stipendiaten, die den oben angeführten Revers von 1585 unterschrieben, zwei entgleisten; der eine ließ sich in einen „Hurenhandel“ ein, der andere wurde 1587, eben erst Pfarrer geworden, „ob vitam scandalosam removirt“[1]). Die Zurückzahlung der Stipendien, ja sogar der während der auf dem Alumneum zugebrachten Zeit erwachsenen Unkosten wurde übrigens später auch in Rothenburg verlangt und diese Forderung in den Revers aufgenommen. Daß ihre Erfüllung häufig überhaupt nicht möglich war, läßt sich denken; im Jahre 1647 macht übrigens ein ehemaliger Alumnus und Stipendiat dem Rat den nicht unberechtigen Vorhalt: er verhoffe, daß man die Wiedererstattung selbiger alimenta nicht von ihm begehre, „weilen sie vors Erste anstatt eines Almosen gerechnet vnd gehalten werden . . ., weilen vors Ander sie zimblicher maßen müßen verdient werden, indem ein alumnus sich zu allerhand servitijs, nach seinem vermögen, wirr zwar auch nicht verbillig, muß gebrauchen laßen“. Er weist dann weiter darauf hin, daß die Zurückzahlung auch anderen erlassen worden sei; bezüglich der erhaltenen Stipendien erklärt er, sie beliefen sich alles in allem auf 50 Gulden — dagegen seien ihm bei der Erschöpfung der städtischen Kassen an die 120 Gulden von seiner Besoldung — er war Infimus an der lateinischen Schule — „hinterstellig“. Die 50 fl. Stipendien abgezogen, blieben noch 66 fl.; „daran sich meine Gnädigen Herren halten vnd bezahlt machen wollen, so gut sie können; denn kein andern modum refundendi (Art der Zurückzahlung) weiß ich“.

[1]) Aus schlimmen Sitten entspringen gute Gesetze.

[2]) Seines ärgerlichen Lebens wegen vom Amt entfernt.

Fragen wir nun, wie die Stipendiaten den Forderungen nachkamen, die ihnen durch ihren Revers auferlegt waren! Hören wir zuerst, wie es um ihren Fleiß bestellt war; dann, wie sie mit dem Versprechen der Sittsamkeit und des eingezogenen Lebens sich abfanden! Den Franken überhaupt stellt in dieser Hinsicht ein gutes Zeugnis aus der Wittenberger Professor D. Joh. Bapt. Röschel, der im Jahre 1700 Rektor war. Er schreibt: „So aus einer Nation oder Landschafft bisher vile feine und wackere Leuthe bei dieser Academie sich eingefunden, und ihren studiis mit gutem succes abgelegen, so ist es gewißlichen die Fränckische, maßen man billig denen meisten unter den alhier sich befindenden Herren Franken das Lob geben kan, daß es ihnen weder an guten Köpfen und ingeniis, weder an gutem Willen fleißig und rechtschaffen zu studieren fehlt; wollte Gott, sie hätten alle auch die zulanglichen Mittel!“ Auch sonst sind den Briefen vielfach Zeugnisse der Professoren beigefügt, in denen diese den Stipendiaten die Würdigkeit zum Weiterbezug des Stipendiums bestätigen[1]). Solchen Zeugnissen der akademischen Lehrer ist ein umso größerer Wert beizulegen, weil schon das Verlangen, sie ausgestellt zu erhalten, das gute Gewissen der Studierenden beweist; wenigstens ist das die Meinung von Rektor und Professoren zu Frankfurt a. O. Sie schreiben (1558): „Mit Recht loben unb lieben wir diejenigen unter unseren Hörern und jungen Freunden, die kein Bedenken tragen von uns ein Zeugnis über ihr Leben und ihre Studien zu verlangen. Denn weil sie selber wissen, daß sie fleißig gelernt und immer fromm und ehrbar gelebt haben, so scheuen sie sich nicht, von uns ein wahrheitsgemäßes Zeugnis zu fordern; die andern aber, die sich nur in Nachlässigkeit und Zuchtlosigkeit hervorgetan haben, können dies nicht und wagen es auch gar nicht“. Auch die Studiosen selber rühmen sich in ihren Schreiben oft genug ihres Fleißes, häufig allerdings in so überschwenglichen Worten, daß dieses Eigenlob eines übeln Geschmäckleins nicht entbehrt. Nur ein paar Beispiele dafür! Da schreibt einer 1627: „Wenn man fragt, warum wir mit solchem Feuereifer den Dienst der schönen Wissenschaften treiben, uns durch keine Mühsale beugen lassen, mit der aufgehenden Sonne uns von der Lagerstatt erheben, die gehörten und von den Lehrern uns eingetrichterten Lektionen wiederkäuen, in den bewährten Autoren schwelgen und prassen, ihre Schriften mit höchster Begier aufschlagen und deren Inhalt in Fleisch und Blut aufnehmen — die Antwort kann nur sein: wir tun es deshalb, um dereinst durch solch eifriges Bemühen Kirchen und Schulen und dem gemeinen Wesen nützen und dienen zu können“. Oder im Jahre 1679 versprechen zwei in einem gemeinsamen

---

[1]) Eines, das um des Ausstellers willen Beachtung verdient, sei anmerkungsweise mitgeteilt. Neque mihi quidquam, credo et aliis, de hoc Buchnero innotuit, quod aut Benevolentiae fores occludere aut fontes Beneficentiae obserare debeat. Ita dico et scribo ex animi sententia Frid. Taubmannus, Professor. (Weder mir, noch wie ich glaube anderen ist über Buchner etwas bekannt geworden, was ihm entweder des Wohlwollens Türen versperren oder die Quellen der Wohltätigkeit verstopfen müßte. So sage und schreibe ich nach meiner Herzensmeinung.) Taubmann, 1565 zu Wonsees geboren, wurde 1595 Professor zu Wittenberg, wo er 1613 starb. Als gewandter lateinischer Dichter und witziger Kopf hat er sich einen bekannten Namen gemacht.

Schreiben, in dem sie von ihrem unwiderstehlichen Drang zum Studium berichten[1]): „Wir geloben und verpflichten uns, die Stunden mit Fleiß, die Monate mit Arbeit, die Jahre mit Tätigkeit hinzubringen und jeden einzelnen Augenblick auszunützen". Wer möchte solchem Überschwang und Wortschwall trauen?

Die Herren des Rats waren wenigstens so klug, solchen Beteuerungen und Gelöbnissen nicht blindlings Glauben zu schenken und man nahm Bedacht die Stipendiaten hinsichtlich ihres Fleißes zu überwachen und gegen Nachlässige mit Strafen einzuschreiten. Diese bestanden vor allem in einer Aufkündigung der Stipendien; 1604 erfolgte diese einmal gegen alle in Wittenberg sich aufhaltenden, weil sie wegen schlechten Lebenswandels beim Rat verklagt worden waren; aus einem mit Zeugnissen belegten Rechtfertigungsschreiben geht allerdings hervor, daß bei diesem summarischen Verfahren auch ein Unschuldiger mit den Schuldigen zu büßen hatte. Die Kontrolle bestand außer in der Überwachung durch die Inspectores morum et doctrinae und den in der Stipendiatenordnung geforderten specimina eruditionis auch in Prüfungen, zu deren Ablegung die Stipendiaten von der Universität nach Hause zurückgefordert wurden. So heißt ein Schreiben von 1586: „Vnsern freundlichen grus zuvor liebe Söhne. Demnach wir uns aus allerhandt vns angezaigten Circumstantien und vmbstenden sovil befinden, das die hohe notdurft erforden will, damit wir Euer allerseits respektive profectus sowol Euer erudition vnd biß daher volschienenen Lebens und Wandels halben ein gründliches wißen gehaben mögen; demnach und derweil dergleichen Censur ohne Euer allerseits persönliche Gegenwertigkeit ihren fruchtbarlichen Fortgang nit erreichen noch gewinnen mag, so ist hiemit an Euch sambt vnd sonders vnser zuverläßiger bevelh vnd meinung, Ihr wollet vff diß vnser empfangen schreiben Euch bei dem ehrwirdigen und hochgelerten Hn. Georg Müllern, der H. Schrifft Doctoren auch derselben professoren und Canzlern zu Wittenberg . . . anzaigen, auch mit seiner Ehren Bewilligung und Vorwissen vff das verfurderlichst alhero verfuegen und begeben". Es wird ihnen dann versprochen, wenn sie unsträflichen Verhaltens und guter Fortschritte bewährt erfunden würden, so würden sie der Zehrung halben auch keinen Mangel haben; das heißt wohl, daß ihnen die Reisekosten ersetzt werden sollten. Ob eine solche Heimberufung zur Vornahme einer Prüfung häufiger vorkam, ließ sich nicht feststellen; sonst wird einfach den Stipendiaten angekündigt, sie hätten sich nach Hause zu begeben, da man ihrer für den oder jenen Posten bedürftig sei; solchen Schreiben ward dann wohl auch noch ein Betrag beigefügt, womit der Gerufene seine Gläubiger zu befriedigen hatte. Hart erscheint diese Maßregel besonders dann, wenn ein fleißiger und strebsamer Jüngling durch einen solchen Befehl mitten aus seinen Studien herausgerissen wurde. Doch mußte solch armer Teufel wohl oder übel gehorchen; war er doch völlig abhängig von der Gnade der hohen Gönner! In sochen Fällen war bisweilen alles Bitten, auch die Verwendung der Professoren umsonst. So legten z. B. 1580 Rektor, Magistri und Doktores der Universität Wittenberg

[1]) In dem gespreizten und mit schwulstigen Floskeln überladenem Latein ihres Briefes heißt es: „Sirenum quasi Cantilena inescati totos nos literariae addiximus Reipublicae".

vergeblich Fürbitte ein für ein Rothenburger Kind, dessen Fleiß, Eifer, Gelehrsamkeit und Bravheit sie das höchste Lob zollen; sie ersuchten, ihn wenigstens bis zur Erlangung des „Magister- und Ehrenstandes“ bleiben zu lassen. Alles vergebens; er erhielt die Weisung heimzukehren: „geben wir Dir zu erkennen, das wir nit bedacht und entschlossen sein Dich weitteres zum Studio zu verlegen“ [1]). Schon daß die Stipendiaten in den an sie gerichteten Schreiben des Rats geduzt werden, zeigt uns das Gedrückte ihrer Stellung.

Eine weitere Kontrolle der Stipendiaten bestand darin, daß die Universitätsbehörden selbst an den Rat Bericht erstatteten über unliebsame Vorkommnisse, besonders auch wenn von den Studenten Schulden gemacht wurden, zu deren Beitreibung die Gläubiger die Hilfe des akademischen Senats in Anspruch nahmen, der dann die Sache an den Rat weiterleitete. Aus der großen Zahl derartiger Schriftstücke nur ein paar Proben. So kommt 1579 ein Schreiben von der Hohen Schule zu Tübingen, in dem über einen Stipendiaten geklagt wird, daß er sich nun fast ein halbes Jahr her trotz vielfältigen Ermahnens und Strafens nicht allein in seinen Studiis nachlässig, sondern auch mit oftmals beschehenem „Überweinen“ und loser Gesellschaft dermaßen unschicklich und sträflich erzeigt habe, daß er nicht verdiene länger auf der Universität unterhalten zu werden. Der Ärmste war wohl, wie die eingehende Schilderung seines Zustands beweist, das, was man im Volksmunde als „Quartalssäufer“ bezeichnet. Es heißt von ihm: „er ist des Weins nicht mächtig, sondern wird durch ihn also eingenommen und zerrüttet, daß er um sich selber nicht weiß, unterdessen sich aber so wild und „unstellig“ erzeigt, daß man mit ihm zu schaffen gewinnt, worüber er nachmals sehr bekümmert und schier melancholisch wird“ [2]). Er hatte auch durch eine „nit übel gestellte lateinische Supplication“ mit herzlicher Reue um Verzeihung gebeten; so legen denn die Tübinger Herrn für ihn wenigstens insoweit ein gutes Wort ein, als sie den Rat bitten, ihn in seiner Canzlei, im Schuldienst (!) oder sonstwie zu verwenden. Beachtung verdient auch das beigelegte Verzeichnis der Schulden, die der Studiosus gemacht hatte. Es lautet:

„Georg Gruppenbach, Buchführer, 7 fl 2 Batzen
Friedrich Winckler, Buchbinder, 1 fl 13 batzen
Hansen Bensel, Kostherr, 18 fl
Casparo Baumann, Schneider, 1 fl 10 Batzen
G. Marco Leffler, Schuster, – 10 Batzen
Hansen Drummether, 1 fl 10 Batzen
Erhardo Cellio, Rect. Burs.[3]) 1 fl 6 Batzen
Rectori Magnifico poenae loco[4]) 1 fl 4 Batzen
Dem Wirt zum Engel – 14½ Batzen“.

---

[1]) d. h. weiter für die Kosten aufzukommen.

[2]) Wie es in Tübingen überhaupt mit dem Trinken damals bestellt war, lehrt eine Bemerkung bei Rob. von Mohl, Geschichtl. Nachweisungen über d. Sitten u. d. Betragen d. Tübinger Studenten, S. 47, vom J. 1582; es wird in einer Senatssitzung geklagt, daß die Studenten soviel trinken, was die Leute abschrecke ein Kind nach Tübingen zu tun und die Universität in Verruf bringe.

[3]) Cellius war Professor; der Stipendiat wohnte in der Bursa od. dem Contubernium, dessen Beaufsichtigung dem Cellius oblag. – [4]) Strafgelder.

Das Verzeichnis läßt nicht darauf schließen, daß der Stipendiat in dem halben Jahr allzu üppig gelebt hätte. Klagen darüber finden sich überhaupt nicht häufig; manchmal mochten sie wohl auch aus böswilliger Verleumdung entsprungen sein; so läßt sich zum Beispiel einer in der Abwehr solcher Anschuldigungen kräftig vernehmen: „Seid überzeugt, daß ich das Geld nicht der Bibesia und Edesia[1]) opfere; solches schwätzen von mir nur Leute, die mit Stacheln der Spottsucht bewehrt sind. Gott, den Herzenskündiger, rufe ich zum Zeugen an, daß mir Unrecht geschieht; in bin eher ein Kümmelspalter, als ein Prasser und Schlemmer. Wie alle Laster, so hab' ich vor allem stets die Üppigieit gemieden, ärger als einen tollen Hund und giftige Schlange. Und doch klagt man mich des Fressens und Saufens an! usw." (Schluß folgt.)



Kleine Beiträge zur Volkskunde.

I. Volkstümliche Verwendung einzelner Pflanzen.

Donat Luger, Duttenbrunn, Bez. Karlstadt a. M.

Blühende Zwiebeln zum Vertreiben der „Stanzen". Dahier gibt es ungeheuer viele „Stanzen" (Rheinschnaken). Diese des Abends von den Menschen zu vertreiben, schneidet die Mutter abends nach dem Ave-Läuten im Garten mit einem großen (Schlacht-)Messer 3 blühende Stengel „aufgeschossener" Zwiebel, bindet die Stengel mit einem roten Faden so zusammen, daß die unteren eben abgeschnittenen Stengel etwas voneinanderstehen, sodaß der Strauß stehen bleibt. Vor dem Schlafengehen stellt ihn die Mutter auf den Tisch und rückt sich diesen möglichst nahe an das Bett. – Der Schläfer wird nun keines der lästigen Tiere wahrnehmen. Der seltsame Strauß muß aber jeden 3. Tag erneuert werden.

Dostenstengel gegen Mücken und „Stanzen". Wird man im Sommer und Herbste im Felde von den Schnacken recht geplagt, so nimmt man blühende Dostenstengel, steckt sie, die Blüten nach unten, in den Hut oder (und) das Kopftuch (bei Frauen), daß die Blüten übers Gesicht hängen. Alle Mückchen werden sorgfältig das betr. Gesicht meiden. Kommen aber trotzdem noch welche geflogen, so steckt man zwischen die Dosten noch einige Stengel vom Hauhechel, oder wenn diese Pflanze nicht vorhanden, einige „Lichtchen" vom Löwenzahn. Quer übers Gesicht (über die Stirne) muß man einen dreifarbigen Faden legen, der die Pflänzchen zusammenhält. (Am besten sind die Farben schwarz, rot, gelb). Jetzt belästigt dich sicher kein Insekt mehr. – Wenn eine von den angelegten Pflanzen herunterfällt, müssen sofort alle erneuert werden.

Das Blut zu stillen. Oft schneidet man sich bei der Ernte mit der Sichel in den Finger und weiß sich nicht zu helfen gegen starke Blutungen. Wer folgende Mittel gebraucht, hat keine Schmerzen dabei und verliert kein oder nur wenig Blut. Man nehme dreierlei Pflanzen (am besten

---

[1]) Scherzhafte Wortbildung in Anlehnung an den Dichter Plautus, wo Bibesia-Trinkland; hier im Sinn von Trunk- und Freßsucht.

Kleearten), lege sie auf die Wunde uud binde diese mit einem dreifarbenen Faden zu. Dann streue man etwas feines Salz darauf (in Kreuzform!) und spreche dabei solange folgendes Sprüchlein, bis die Wunde zu bluten aufhört, was sehr bald geschehen sein wird:

„Dreierlei Kräuter,
Still mir mei' Häuter,
Still mir mei' Blut,
Daß mir's nit so weh tut".

Bald wird die Verletzung geheilt sein.

Farn und Wermuth gegen kleine Körperverletzungen. Viele Leute aus unserem Dorfe, namentlich ältere, benutzen bei Verletzungen am Körper folgende Rezepte:

Bei Handverletzungen: Mit einem scharfen Messer werden drei Blätter „Döfär" (Tüpfelfarn) und ein kleines Blatt von Wermuth fein zerhackt auf einem viereckigen (quadratischen) Eichenbrett. Darüber wird ein wenig eingeweichte frische Hefe und etwas feiner Zucker geschüttet. Das ganze wird über den warmen Ofen gestellt und zugedeckt. Bei einer Verletzung an der Hand kommt eine Messerspitze voll in die Wunde, wird lauwarmes Wasser darüber geschüttet, und einige Salzkörnchen darauf gestreut. Mit einem leinenen Lappen wird die Verletzung verbunden. Nach 2–3 Stunden ist die Wunde vollständig zugeheilt. Bei Beinverletzungen wird ganz so verfahren, nur wird statt Wermuth Schöllkraut genommen. Um Verletzungen am Kopfe zu heilen, nehme man wieder Farn, Wermuth und die Wurzeln beider Pflanzen, dazu aber noch die Blüten der „Osterkerzle" (Odermenning) und zerreibe alles dies zu einem saftigen Brei. Darüber streue man feines Kochsalz. Mit dem erhaltenen Brei wasche man das Gesicht und besonders die Wunde alle Stunden zweimal. In 2–3 Stunden ist die Verletzung zugeheilt. Am einfachsten ist das Mittel bei Halsverletzungen oder Halsleiden. Man nimmt 3 Stengeln vom Odermennig, binde sie mit einem Grashalm zusammen und lege sie um den Hals unter die Kleider. Das Halsleiden wird bald verschwinden. (Im Mai und November hat dies Mittel keine, im Januar, Juni, August Oktober und Dezember ganz sichere Wirkung).

Wacholder und Lungenkraut gegen Husten. Man muß unbeschrieen morgens vor dem Aveläuten mit einem Gefäß, in dem schon Salz geweiht worden ist, grüne Wacholderbeeren sammeln. Daheim nimmt man einige Blättchen vom Lungenkraut, zerhackt diese fein und tut sie zu den Wacholderbeeren. Dann nimmt man eine leere Mohnkapsel, zerreibt schwarzen Schwefel, füllt ihn durch die obere Öffnung in die Kapsel und steckt diese in das mit Wacholderbeeren gefüllte Gefäß. Mit Feuerstein und Schwamm wird der Schwefel angebrannt. Den Rauch muß man nun mit dem Munde ein- und der Nase ausatmen. Der Husten wird in wenigen Stunden verschwunden sein.

Schöllkraut zum Vertreiben der Warzen. Viele Menschen dürften folgendes Rezept anwenden, daß sie der lustigen Warzen an Gesicht und Händen loswürden: Abends bei hellem Himmel zwischen neun und zehn Uhr muß man auf einem freien Platz (etwa am Waldesrand) solange an einer Stelle stehen bleiben, bis man die erste Sternschnuppe sieht. Darauf zündet man – natürlich ungesehen – ein kleines Feuerchen an mit Schlehenholz. Dann holt man die vielleicht schon vorher bereitgelegte Schöllkrautpflanze mit der Wurzel. Letztere wird in das Feuerchen gelegt. Die Blätter werden zusammengebunden und auf die Warze gelegt und mit einem weißen Faden zusammengebunden. Während man nun gen Osten schaut, hält man das Gesicht oder die Hand mit der Warze so lange und so nahe über das Feuer, als man es eben aushalten kann. – Mit der Asche bestreue man nochmals die Warze und bedecke sie mit einer Schöllkautblüte. Nun gehe man ruhig unbeschrieen nach Hause. Bis zum nächsten Morgen sind die Warzen verschwunden.

Haselnußstrauch gegen den Getreidewurm. Am St. Josephtag im März gehe man vor Sonnenaufgang an den Wald zu einem Haselnußstrauch. Hier drehe man sich dreimal nach rechts im Kreise und spreche dabei folgendes Sprüchlein:

„Lieb' Haselnußstrauch,
Da bist Du ja auch
O Haselnuß fein
Ich bin ganz allein.

O Haselnußstrauch, ich tu dich bitt',
Komm' mit mir, erfüll' mir die Bitt'.
O Haselnuß kumm,
Vertreib' mir den Wurm".

Hierauf schneide man drei junge Triebe ab und bringe sie unbeschrieen nach Hause. Man stecke sie in das vom Wurm befallene Getreide, je einen Trieb in ein Eck. Wenn man dann am nächsten Tag auf den Boden kommt, wird der Wurm sicher durch das vierte offene Eck entflohen sein.

II. Volkstümliche Bedeutung einiger selten vorkommender Pflanzen.

Weißer Mais, Klee und weiße Rangersen. Mitunter findet man auf einem Acker neben den gewöhnlichen grünen Pflanzen auch eine weiße, rote oder weiß- oder rotgefleckte. Solchen Pflanzen, denen das Volk besondere Bedeutung zuschreibt, sind Mais, Klee und Rangersen.

Steht z. B. auf einem Acker ein weißer oder weißgefleckter Maisstengel, so bedeutet das für den Besitzer oder dessen nächsten Verwandten ein schweres Unglück. Gewöhnlich stirbt jemand. Steht der Stengel in der Mitte, so betrifft es die Besitzersfamilie selbst. Ist der Stengel dazu noch weiß, so stirbt entweder der Vater oder die Mutter noch in dem Jahre.

Ist der Maisstengel rot, so bedeutet dies eine schwere Krankheit, in die der Besitzer des betr. Ackers oder dessen Familie fällt.

Eine weiße Rangerse auf dem Acker bedeutet nach dem Volksglauben nur materiellen Schaden. Steht sie in der Mitte des Ackers, so wird Hab und Gut des Besitzers großen Schaden leiden. Steht sie jedoch am Rande, so dürfte nur geringerer Schaden zu erwarten sein. Wird eine aufgeschossene Rangerse weiß, so ist sicher, daß noch in diesem Jahre ein Brand im Dorfe ausbricht, dem trotz aller schützenden Maßnahmen das Haus oder wenigstens etliche Gebäulichkeiten des Besitzers zum Opfer fallen.

Weißer Klee deutet nur auf Schaden an Tieren hin. Und zwar machen die Leute wieder einen Unterschied bei den drei Kleearten:

Ein weißer Busch vom Wiesenklee besagt, daß ein Stück Vieh des Besitzers erkrankt.

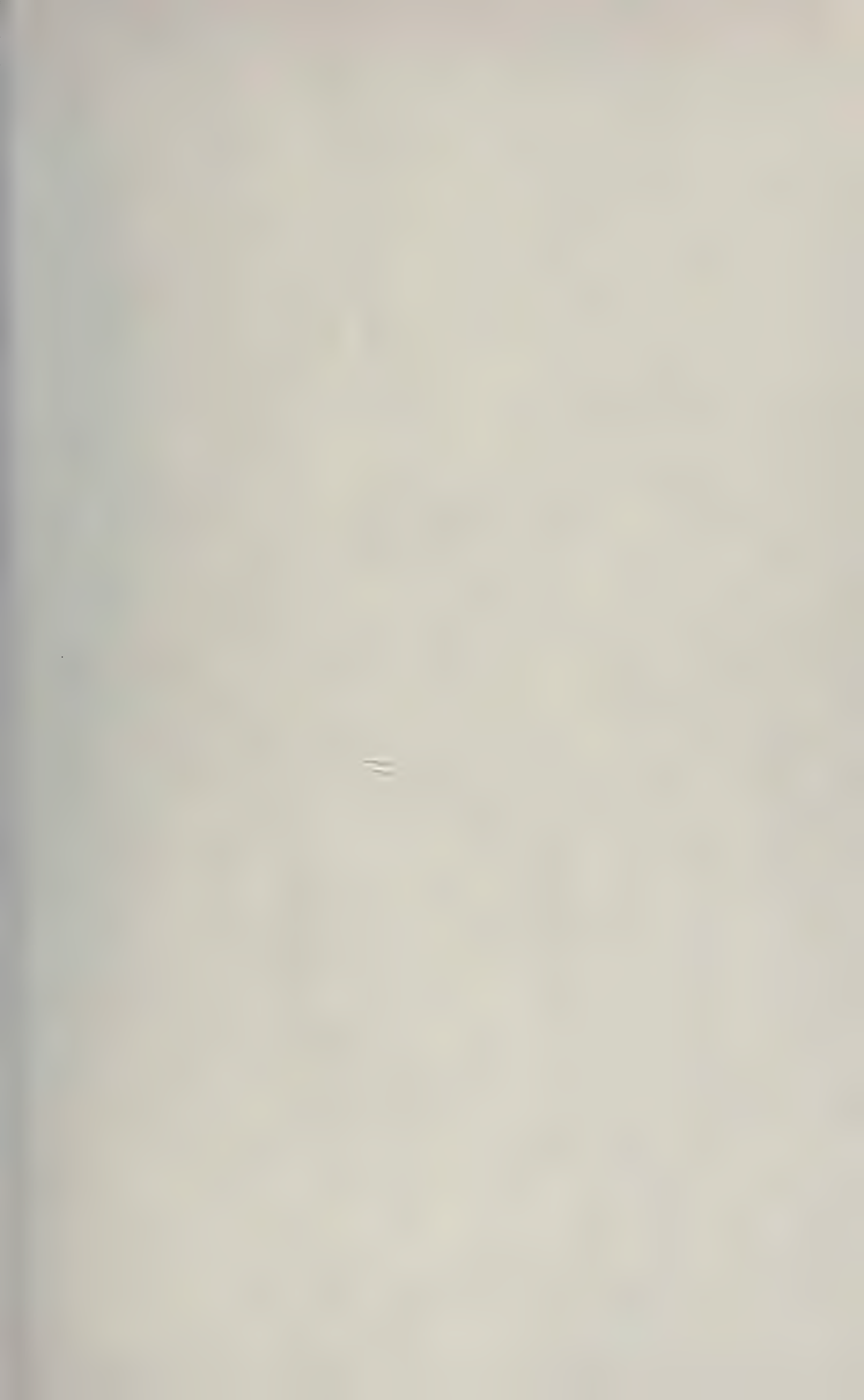
Wird weißer Monatsklee in der Mitte eines Ackers gesehen, so verendet in kurzer Zeit ein nützliches Haustier.

In große Angst geraten die Bewohner, wenn ein weißer Busch vom Türkenklee gesehen wird. Denn, dann wird in nicht langer Zeit eine Viehseuche ausbrechen, die zahlreiche Haustiere dahinraffen wird.

(Sehr viele Leute, namentlich ältere, glauben fest an das oben geschriebene. Und wenn jemand stirbt oder ein Haustier endet usw., so haben sie sicher die weiße Pflanze auf dem Acker gesehen.) (Schluß folgt).



Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 7, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 7. Heftes:

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

1915
2. Jahrg.

Juli
Heft 7



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Fränkische Briefe.

IV.

Liebe Landsleute!

Zwei Fragen bewegen das Menschengeschlecht am meisten, übertreffen an Bedeutung alle übrigen, sind mehr als alle anderen vom Dunkel des Geheimnisses umwoben. Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Bezieht man diese Fragen auf die menschliche Rasse überhaupt, so werden sie zu den wichtigsten Problemen der Philosophie und der Religion und sind eng mit unserem Gottesbegriff verbunden. Mag ihre Beantwortung lauten wie sie will: es bleibt noch genug des Geheimnisvollen, das den fühlenden und denkenden Menschen mit einem süßen oder auch schreckhaften Zauber fesselt.

Geheimnisvoll, nur in einem veränderten Sinn, bleiben diese zwei Fragen, wenn wir sie auf einzelne Völker beziehen. Vor allem deren Ursprung liegt im Dunkel grauer Vorzeit. Sie tauchen eines Tages in der Geschichte auf, wohnen in einem bestimmten Land und führen einen bestimmten Namen. — Du siehst eines Morgens an einer Stelle des Weges, an der du oft vorbeigegangen, eine Blume erblühen, die du nie vorher erblicktest. Weißt du, woher der Wind den Samen getragen? — Aber wenn dir niemand und nichts sicheren Aufschluß geben zu können scheint, es bleibt dir die köstliche Sehnsucht des Menschen nach Erkenntnis alles dessen, was da ist, und die Männer der Wissenschaft gehen mit unverdrossenem Eifer daran, es zu erforschen. Was die Herkunft der Völker betrifft, so hat gerade das 19. Jahrhundert in ihrer Erforschung Großes geleistet.

Auch uns Franken muß es gelüsten Genaueres über den Ursprung unseres Stammes zu erfahren; wir wären unserer Väter nicht wert, wenn uns nicht ein geheimes Verlangen triebe, rückwärts wandernd bis dahin vorzudringen, wo

unseres Volkes Quellen rauschen. Freilich ist der Weg dahin jenem vergleichbar, auf welchem Forscher zu den Quellen des Nilstromes vorgedrungen sind. Lange Zeit war der Pfad gleichsam von dichtem Gestrüpp und wilden Steinbrocken versperrt und schier ungangbar; denn abgerissen und verworren klingen die Nachrichten über den Ursprung der Franken. Doch hat die deutsche Wissenschaft die längste Strecke des Frankenstromes schon erforscht; vernehmt, was mit völliger oder annähernder Sicherheit heutzutage darüber bekannt ist!

Unser Stammestum hat seinen Ursprung nicht in dem Lande, das wir „unser Frankenland" nennen, und ist nicht aus einer einzigen Quelle geflossen. Schon im frühesten Mittelalter unterschied man zwei Hauptquellarme und sprach von salischen und von ripuarischen Franken. Salum heißt im Lateinischen das hohe Meer, die See; an der Küste der Nordsee, genauer, in den moorigen Niederungen am rechten Ufer des Niederrheins, tauchten die salischen Franken im dritten Jahrhundert auf. Von dort aus besetzten sie Batavia, das Land zwischen Rhein und Waal, dann die Landschaft Toxandria, das spätere Brabant, und schließlich die im Westen und Südwesten sich anschließenden Gebiete bis zur Somme. Das Dunkel, das über der Herkunft dieser salischen Franken lagerte, scheint heute gelichtet; sie waren wohl nichts anderes als Nachkommen des germanischen Stammes der Chauken, d. i. „Hohen", die gegen Ende des 1. christlichen Jahrhunderts noch rechts und links der unteren Weser saßen, später aber sich nach Westen vorschoben und etwa um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts den neuen Namen „Franken" annahmen. Wenn die Chauken wirklich die Stammväter der Meerfranken sind, muß es uns mit Befriedigung erfüllen zu hören, was Tacitus in seiner „Germania" über sie berichtet: „Die Chauken sind das angesehenste Volk unter den Germanen, das seine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten gewillt ist. Ohne Begehrlichkeit, ohne Herrschsucht, ruhig und abgeschlossen veranlassen sie keine Kriege und gehen nicht auf Raub- und Plünderungszüge aus. Das ist der deutlichste Beweis für ihre Tüchtigkeit und Kraft, daß sie ihre Überlegenheit nicht der rohen Gewalt verdanken; gleichwohl haben alle ihre Waffen zur Hand und, wenn die Zeitlage es fordert, steht ein Heer da mit Mannschaften und Pferden in großer Menge; und ihre Friedfertigkeit vermindert ihren Ruhm nicht."

Kann man die salischen Franken als Altfranken bezeichnen, da sie zuerst den Frankennamen trugen, so sind die Neufranken des frühen Mittelalters diejenigen, welche man nach dem lateinischen ripa, Ufer, die ripuarischen Franken genannt hat, weil sie hauptsächlich die Ufer des unteren Rheins bewohnten. Sie waren die Nachkommen mehrerer kleinerer Völkerschaften, die ursprünglich alle auf dem rechten Rheinufer saßen: der Chamaven, der Chattuarier, der Tenkterer und Usipier und vor allem der Brukterer, eines der kraftvollsten Stämme, der unversöhnlichen Feinde des römischen Reiches. Diese und noch andere kleinere Völkerschaften drangen um die Mitte des 5. Jahrhunderts über den Rhein vor und besetzten die Gegenden an der unteren Maas, die Rheinlande südlich davon und das Moselgebiet bis hinauf nach Trier. Wenn

auf diese Stämme ebenfalls der Name „Franken" überging, so haben wir den Hauptgrund wohl darin zu suchen, daß der Ruhm und die Bedeutung der salischen Franken alle benachbarten Völkerschaften überstrahlte und diese daher einen Abglanz des Frankenruhmes auf sich ziehen wollten, indem sie den Namen des mächtigen Volkes selber annahmen.

Zu den Nachbarn der eben angeführten ripuarischen Franken gehörten die Chatten. Auch von ihnen weiß Tacitus Rühmenswertes zu berichten. Er sagt unter anderem: „Der Stamm besitzt ausdauernderen Körper, stramme Gliedmaßen, drohenden Blick und größere geistige Gewecktheit (als andere vorher erwähnte Stämme). Für Germanen haben sie viel Berechnung und Geschick: sie übertragen den Befehl nur Auserlesenen, gehorchen den Vorgesetzten, verstehen sich auf wohl geordnete Aufstellungen, nehmen günstige Gelegenheiten wahr . . . Besonders tapfere tragen einen eisernen Ring gleichsam wie eine Fessel, bis sie sich durch Tötung eines Feindes davon befreien. Sehr vielen Chatten gefällt diese Tracht und sie werden grau darin, für Feind wie Freund ein Gegenstand der Aufmerksamkeit." Nun, auch die rauhen und stolzen Chatten, die ursprünglich an der Eder und Fulda saßen, beugten sich allgemach dem Ruhme der Franken und hatten nichts dagegen, wenn sie gleichfalls als Franken bezeichnet wurden. Da, wo sie eroberte Gebiete besetzten, wurde der Name Franken vollständig für sie üblich: auf der linken Rheinseite bis hinauf zum Hagenauer Forst im heutigen Elsaß, auf der rechten bis in die Schwarzwaldtäler der Murg und der Enz und am unteren Main. Den Chatten freilich, die ihr Stammland nicht verließen, und den Hessen, ihren Nachkommen, blieb der alte Name; sie gingen im Frankentum nicht völlig auf, und so kommt es, daß man heute zuweilen wohl auch von einem fränkisch-hessischen Stamme spricht, wenn man die Gesamtheit aller Franken bezeichnen will. —

Gar mancher von meinen lieben Landsleuten wird mich nun fragen: Zu welchem dieser Urbestandteile des fränkischen Volkes gehören nun wir, die wir uns Franken nennen und das „Land der Franken" am Main und seinen Nebenflüssen bewohnen? Ich muß Euch gestehen, daß die Antwort darauf nicht so ganz leicht ist. Die allmähliche Besiedelung unserer Heimat, die vorher zum Teil andere Bewohner hatte, durch Söhne des Frankenvolkes erfolgte erst von der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ab, nachdem das Reich der Thüringer, welches sich bis dahin auch über die Mainlande erstreckte, durch die Söhne des Frankenkönigs Chlodowech im Jahre 532 der fränkischen Oberhoheit unterworfen war, und setzte sich langsam über die folgenden Jahrhunderte hin fort. Sie geschah also zu einer Zeit, wo man die ehemaligen Namen der Einzelstämme schon vergessen hatte, wo die Franken nach ihrem eigenen Bewußtsein und nach der Ansicht anderer Völker ein einheitliches Volk waren. Darum ist uns keine bestimmte Nachricht überliefert, woher die fränkischen Besiedler des Mainlandes im einzelnen stammten. Natürlich und wahrscheinlich ist es, daß ein großer Teil seiner Ansiedler, unserer Väter, hessischer Herkunft war; mancherlei deutet darauf hin, nach meiner Meinung vielleicht auch der Name des Haßgaues, des Haßwaldes

und der Stadt Haßfurt. Aber ebenso möglich wie wahrscheinlich ist es, daß neben solchen Nachkommen der Chatten auch Siedler aus dem ganzen Bereich des fränkischen Volkes, von weltlichen und geistlichen Machthabern herbeigerufen, sich in unserer Heimat niederließen. Von mancherlei Einzelheiten, die dafür zeugen, will ich nur eine sprachliche anführen, die mir schon vor Jahren aufgefallen ist. Jeder Deutsche kennt den Namen der Lorelei, eines steilen Schieferfelsens am Rhein, den die Dichter (nicht das Volk) mit einer bekannten Sage umwoben haben. Der zweite Bestandteil des Namens, lei, bedeutet Stein, Fels, besonders Schieferfels, und ist u. a. auch in dem Namen des rheinischen Geschlechts der Von der Leyen und in dem Familiennamen Leiendecker (= Schieferdecker) erhalten. Ist es nicht auffällig, daß dieses hervorragend rheinische Wort an der Südostgrenze unseres Frankenlandes in dem Bergnamen Leyenberg bei Hetzlas (Bez.-A. Forchheim) und in dem Ortsnamen Leienfels (Bez.-A. Pegnitz) wiederkehrt? Liegt es nicht nahe anzunehmen, daß es fränkische Siedler vom Rhein waren, die dieses Wort mit in ihre neue Heimat brachten? —

Seid Ihr nun diesen trockenen, aber notwendigen Feststellungen gefolgt, so sind Euch vielleicht schon ein paar Gedanken beigefallen, denen ich jetzt Ausdruck geben will.

Der erste ist dieser: Nicht infolge eines politischen Bündnisses oder aus Zwang hat eine Anzahl kleinerer Stämme den Namen Franken angenommen, sondern weil es Ruhm brachte, so zu heißen. Wenn also unser Name ein Ehrenname schon in der frühesten Zeit des deutschen Mittelalters war, sollte er das heutzutage nicht mehr sein? Wahrhaftig, keine Achtung verdient ein Franke, der sich nicht freudig als solchen bekennt!

Der zweite Gedanke wäre folgender: Wenn das fränkische Volk aus so verschiedenen, wenn auch unter sich ähnlichen Quellen zusammengeflossen ist, so haben sich wohl auch ihre verschiedenen Vorzüge wie in einem Stromlauf vereinigt. Vielseitig muß also die Begabung der Franken gewesen sein. Dies hat sich im ganzen Verlauf ihrer Geschichte gezeigt und wir haben Grund, darauf stolz zu sein.

Zum dritten und letzten: Das Land, wo wir Franken sitzen, ist nicht das Stammland unserer Väter: es ist von fränkischen Königen erobert und von fränkischen Leuten besiedelt worden. Unsere Väter waren Kolonisten. Nun hat man schon oft gesagt, die Kolonisten seien immer die Tüchtigsten ihres Volkes: sie zeigten den Wagemut, den nur der Starke haben könne. Ich meine, daß diese Behauptung über das Ziel hinausschießt. Ehrenwert ist sicherlich auch der Stolze, der auf seiner Scholle sitzen bleibt und treuinniges Festhalten am angestammten Grund und Boden auf seine Kinder und Kindeskinder vererbt. Und beides, die Seßhaftigkeit wie der Wandertrieb, kann aus wenig rühmlichen Ursachen hervorgehen: jene aus Beschränktheit und Eigensinn, dieser aus Unruhe und Unkenntnis der Verhältnisse. Davon haben sich gewiß unsere Vorfahren freigehalten. Dank euch, ihr Väter, daß ihr nicht planlos in die Ferne zoget, um euer Leben auf die Karte des Abenteuers zu setzen! Ihr zoget nicht fort,

um aus dem Main und der Rednitz, der Saale und der Tauber Gold zu waschen; euch lockten nicht phantastische Träume von künftigem, großem Glück wie so manche eurer Enkel, die dann in den Schluchten Kaliforniens, in Winkelgäßchen amerikanischer Großstädte verdorben und gestorben sind. Ihr wußtet, daß eurer die gewohnte Arbeit warte. Auch im neuen Lande fügte sich in eure harte Faust der alte Pflug, der alte Jagdspeer, das gewohnte Fischergerät. Ihr erschlugt den finstern Wald, wo er zuviel des Boden bedeckte, und schufet — euer und unser Frankenland!

Speyer, im April 1915. Dr. Peter Schneider



Aus den Stipendiatenakten des Rothenburger Stadtarchivs.

Von

Professor **Aug. Schnizlein** in Rothenburg.

Strenge war, wie wir hörten, den Stipendiaten auch das „Löffeln" untersagt; denn ließ der eine und der andere sich mit einem Frauenzimmer ein, so hatte das unter Umständen auch das hoch verpönte „unzeitige und allzufrühe Heiraten" zur Folge. In solchen Fällen waren die Herren wenig geneigt Gnade und Milde walten zu lassen. So hatte ein Student, der schon 1580 in Tübingen gewesen war und von einem dortigen Professor ein rühmendes Zeugnis seines Fleißes und Wohlverhaltens bekommen und in Wittenberg die Magisterwürde erhalten hatte, sich 1587 mit einem Frauenzimmer eingelassen. In einer 15 Folioseiten langen Supplikation, die von Zerknirschnng und Reue überfließt, sucht er im gleichen Jahr um Verzeihung nach; man würdigte ihn gar keiner Antwort, so daß er 1590 sein Gesuch wiederholte. Er erreichte nichts weiter, als daß ihm die Reste seines väterlichen Vermögens „aus Gnaden" hinausbezahlt wurden.[1]) Auch anderwärts fand dieser Entgleiste kein Unterkommen; noch 1598 wendet er sich abermals

[1]) Der Rat hätte dieses Vermögen, scheint es, einziehen können, um sich für die gewährten Unterstützungen schadlos zu halten.

an den damaligen Bürgermeister Scheiblein mit der Bitte um Vermittlung — dann verschwindet sein Name aus den Akten.

Mancher, der sich allzufrüh an eine Frau gehängt hatte, war dann wohl genötigt, die Studien aufzugeben und zu einem Handwerk zu greifen, um sich und die Seinen durchzubringen; manchen packte dann wohl auch die Sehnsucht wieder zum Studium zurückkehren zu können. 1538 verwenden sich der Rat der Stadt Wittenberg und der Lehrkörper der Universität gemeinsam für einen gewissen Paulus Eck, der sich in dieser Lage befand. Seit 14 Jahren, schreiben sie, habe er sich bei ihnen ehrlich und redlich gehalten, habe etliche Jahre fleißig studiert, nachmals aber, „als er ettliche kleyne kindlein vberkumen", das Studium fahren lassen und sich mit einem ehrlichen Handwerk, nämlich der Druckerei,[1]) beholfen und als Setzer gearbeitet. Dabei habe er seine freie Zeit, soviel ihm zu tun möglich, zum Lesen angewendet und sich also geübt, daß er hoffe, wenn er noch kurze Zeit frei und ungehindert beim Studium bleiben könne, so wolle er es dahin bringen, daß man ihn zur Schule oder Kirche gebrauchen könne. Weil dann solches Vornehmen löblich und christlich sei, lasse man solchen Paulum als Stadtkind dem Rat treulich befohlen sein. Dieser Eck scheint wenigstens in der Wahl seiner Lebensgefährtin eine glückliche Hand gehabt zu haben; oft mochten es freilch recht zweifelhafte Frauenzimmer sein, in deren Netze sich unbedachte Studenten verstrickten. Dergleichen erzählt einer im Jahre 1627 in einem Brief, den er „filius perditus" (verlorener Sohn) unterzeichnet, und in dem er de- und wehmütig Abbitte leistet für alle seine Verstöße gegen die aufgestellte und beschworene Ordnung. Der Briefschreiber gibt uns zugleich eine anschauliche Schilderung, wie es in jenen Kriegszeiten zu Wittenberg zuging, wo Mars mehr regierte als Ars; eine pestartige Seuche hatte die Hörsäle veröden lassen; die Teuerung, die zugleich auftrat, hatte ebenfalls zu einer Abwanderung der Studenten geführt; man sah in den Straßen mehr Leute in Waffen als in bürgerlicher Tracht und wo sonst das Glöcklein tönte, das zu den Vorlesungen rief, da klang jetzt der Schall der Trommeln. Ein paar Leuchten der Wissenschaft unter den Professoren waren ebenfalls von der Pest hingerafft, der Lebensunterhalt geradezu unerschwinglich, der Aufenthalt in der durchseuchten Stadt lebensgefährlich — wäre es da ein Verbrechen zu nennen, wenn einer sich trotz des ausdrücklichen Verbots von der Akademie wegbegeben habe? Dabei habe er, meint der Bittsteller, seine Zeit draußen gut angewandt, neben seiner Beschäftigung als Hauslehrer sich vor allem im Predigen geübt, sodaß man ihn jüngst sogar darum ersucht habe, vor Persönlichkeiten königlichen Geblüts eine Predigt zu halten. Soweit liest sich nun die Rechtfertigung gar nicht übel; aber die Geschichte hat noch einen Haken: da taucht plötzlich eine „ancilla vinolenta seu vinosa"[2]) auf; er muß zugeben, daß er sich mit ihr in die Ehe begeben hat; allerdings mit der ausdrücklchen Bedingung, daß der Eheverspruch nur soweit und solang gelten

---

[1]) Daß entgleiste Studenten sich gern auf dies Handwerk verlegten, bezeugt schon Brant in seinem „Narrenschiff". S. die Ausgabe von Zarncke. S. 357.

[2]) Eine dem Weintrunk ergebene und zugetane Magd.

solle, als jeder Teil sich ordentlich führe und keiner vom andern etwas Nachteiliges erfahre. Dagegen hat das Mädchen durch sein übermäßiges Trinken verstoßen; sie trägt nun auch die Schuld, daß ihm sein Stipendium entzogen und jede Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten wird. So fällt's ihm denn nicht ein sie länger bei sich zu behalten; lieber will er gleich Soldat werden oder sonst einem Beruf sich zuwenden und in der Ferne und Fremde sein Heil suchen; die Dirne mag freien, wen sie will, er wird keinen Einspruch erheben; nur soll sie ihm keine Schuld beimessen, sondern sich und ihrer Trunksucht. — So löst er leichtherzig das leichtsinnig geschlossene Verhältnis; das Pärchen scheint einander würdig gewesen zu sein: das Mädel hat wohl seinen Kummer im Wein erstickt und sich mit anderen getröstet; wohin ihn die Wogen der stürmischen Zeit verschlugen, wer kann es sagen?

So mag noch mancher draußen verwildert und im Elend zugrunde gegangen sein; anderseits aber haben wohl die meisten Stipendiaten schon um ihrer Dürftigkeit willen ein ruhiges und eingezogenes Leben geführt. Mancher ist freilich unverschuldet in schlimme Händel geraten. So hören wir 1590 von einer Schadenersatzklage, die der Vater eines Jenenser Stipendiaten gegen einen sächsischen Herrn vom Adel, Hansen von Herda, und dessen Vetter anstrengt mit einer Forderung von tausend Gulden für Schmerzen und Versäumnis. Das ließe einen ganz gewaltigen Schaden vermuten. Nach 5 Jahren entschied der Landesherr, Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen, der Kläger sei in der Hauptsache abzuweisen, „weil der Schaden nicht also beschaffen, daß daraus ein beharrlicher Nachteil zu besorgen". Nur der Ersatz für die Kosten der Behandlung durch 2 Ärzte und den Bader mit Nebenkosten, alles zusammen etwas über 27 fl, wurde zugestanden. 1694 hören wir von einem Stipendiaten, der in Wittenberg auf 2 Jahre relegiert wurde wegen einer „Aktion" mit einem Soldaten. Der Student hatte mit anderen einem aus Wittenberg scheidendan Genossen das übliche Geleit gegeben. Dabei stießen die jungen Leute in einem Wirtshaus mit ein paar Musketieren zusammen, die sich ein Vergnügen daraus machten, die Studenten fortwährend zu stören, ihre „geziemende Lust und Freudebezeugung schimpflich nachzuäffen", sie „anzublöcken", auch sonst „allerhand verdrießliche Minen und Worte zu gebrauchen". Gütliche Mahnungen diese Herausforderungen zu unterlassen, waren vergeblich; die Musketiere riefen noch ein paar Kameraden von der Straße herein, drangen dann mit entblößtem Seitengewehr auf den Studenten ein, drängten ihn „in voller Furie" bis unter die Türe, sodaß er ihrem wütenden Treiben gegenüber sich in der Notwehr auch seiner Waffe bediente und zwei von seinen Gegnern verwundete. Nun stand damals in Wittenberg der Besuch des Kurfürsten zur Entgegennahme der Huldigung bevor und seine Räte wollten bei diesem Anlaß eine „lang vorher passierte Hauptaktion zwischen denen Soldaten und Studenten" untersuchen. So befürchtete die Akademie Unannehmlichkeiten, vielleicht auch weitere Streitigkeiten zwischen Soldaten und Studenten, und relegierte den unschuldigen Schuldigen, denn, wie der Prodekan selbst bezeugt: „wenn die Sache zwischen ihm und einem Studenten wäre vor-

gegangen, so wäre dergleichen Strafe nicht erfolgt". Die Universität hob auch schon nach einem Jahr die Relegation wieder auf. Der damalige Rektor, der Professor der Medizin Christian Vater, äußerte sich dabei in einem Schreiben an den Vater des Gemaßregelten unter anderem dahin: „Unßere relegationes sind nur dahin gemeint, damit die rohe Jugend von denen ihr anhangenden excessen abgehalten werden, nicht aber daß solche ihnen zum Verderben gereichen sollten, sondern sobald sie zur Erkenntnis kommen und ernstlich poenitiren, so werden sie von uns als Vätern wieder aufgenommen und wie billig geliebet und befördert; wird also dero Herr Sohn der schon gebüßte Jugendfehler nicht weiter imputiret, sondern vielmehr von uns zu aller Beförderung recommendiret werden". Nun konnte auch der Rat volle Verzeihung gewähren und seinem Stipendiaten versprechen, seiner „bei nächster Veränderung" (d. h. bei Erledigung und Neubesetzung von Stellen) „bestens eingedenk zu sein". Dieser selbst hatte sogar in einem Schreiben die spitzige Bemerkung gewagt, unzählig viele seien schon ohne Bedenken in das Hl. Predig-Ampt gelangt, die sich zehnmal mehr dergleichen juvenilische Studentenexzeß hätten zuschulden kommen lassen.

Einen Einblick in die abschreckende Verrohung und unglaubliche Verwilderung des studentischen Lebens zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewährt uns ein Schreiben des Rats an die Universität Jena, die einem geschädigten Bürgerssohn zu seinem Recht verhelfen soll. Darnach hatte der Vorfall sich folgendermaßen zugetragen. Der Rothenburger hatte sich auf der Stube eines Landsmannes eingefunden, mit dem er „Collegia geographica frequentierte, um den Discurs, so jener von dem Herrn Professore assequirt, abzuschreiben". Da trat „unangesagt und ohne Gruß" ein Student ins Zimmer und schlug mehrmals mit einer Spießgerte, die er bei sich trug, dem Schreibenden an die Füße. Der nahm das anfänglich „vor vexation" auf; als aber kein Aufhörens war, nahm er ein spanisches Röhrlein, die Hiebe damit abzuwehren, mit dem Beifügen, er müsse den Störenfried aus dem Zimmer treiben, da er sonst unmöglich weiter schreiben könne. Kaum hatte er ihn aber vor die Tür gebracht, so warf der Eindringling seine Gerte weg, zog seinen breiten Degen vom Leder und drang auf den Rothenburger los. Dieser rief seinem Gegner noch zu, er werde doch auf einen Unbewaffneten nicht stoßen, da versetzte ihm der Wütende schon zwei starke Stöße, daß er niedersank. Der Blutverlust war so stark, daß die herbeigerufenen Ärzte sogar rieten den Verwundeten mit dem Abendmahl zu versehen; doch gelang es schließlich alle Lebensgefahr abzuwenden. Leider erfahren wir nicht, welche Strafe den leichtfertigen Raufbold traf. —

Die Höhe der gewährten Stipendien schwankt zwischen 25 und 60 Gulden für das Jahr. Es muß füglich bezweifelt werden, ob diese Summa ausreichend war, die Kosten des Aufenthalts auf der Hochschule zu bestreiten, zumal gar viele Äußerungen in den Bittschriften darauf schließen lassen, daß manche Stipendiaten durchaus keine Zuschüsse irgend welcher Art zu erwarten hatten — die Eltern hatten oft selbst nur das Notdürftigste; und häufig genug werden in den Gesuchen die Verse Juvenals angeführt:

„Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi“ [1]).

Die Stipendien waren immer die gleichen, während die Preise schwankten. So schreibt 1559 einer aus Jena: vor vier oder fünf Jahren habe man wöchentlich vier oder fünf Groschen zu Tisch gegeben; jetzt müsse einer sieben und acht geben und so fort in allen Dingen. Ebendorther klagt einer 1622, „Hier ist alles teuer, wenig bekommt man um teures Geld, ut stratum platearum Jenensium sit calidissimum“. [2]) (1607 gilt aber Jena billiger als andere Universitätsstädte!). Aus Wittenberg schreibt einer 1602, alles sei jetzt dort furchtbar teuer; wegen der übergroßen Anzahl der Studenten seien die Hauswirte schwer zu befriedigen und unhöflich; wer nicht mit vollen Händen Geld ausgeben könne, habe Mühe sich zu fristen. Und nun stehe noch der Winter vor der Tür, der ganz andere Ausgaben erheischt als der Sommer; denn Kälte und Finsternis zn bannen brauche man da Holz und Kerzen und noch manches, was die studierende Jugend zur Sommerszeit entbehren könne. — Als besonders teuer wird im Anfang des 17. Jahrhunderts Tübingen bezeichnet; allein für den Tisch sind ordinarie wöchentlich 20 Batzen zu bezahlen; für Kostgeld, Stuben- und Bettzins nebst Licht und Holz laufen die Ausgaben fürs Jahr auf über 70 fl, so daß bei aller Sparsamkeit mit dem Stipendium nicht auszureichen ist. [3]) Auch Straßburg wird als recht teuer bezeichnet (1661); dort scheint, wie ein Bittsteller sich ausdrückt, die Teuerung ihren ausschließlichen Wohnsitz zu haben.

Zur Verbesserung des schmalen Wechsels bot die Annahme einer Stelle als „Pädagog“ Gelegenheit. Es war damit freilich keine geringe Mühsal verbunden; aber die mußte man eben „hinunterschlucken“, wie einer aus Tübingen 1590 schreibt; er unterrichtete in Dialektik und Rhetorik, sowie in Ethik und Physik; abgesehen davon, daß diese Tätigkeit ihm etwas eintrug, habe er dabei anch seine philosophischen Kenntnisse erweitert und befestigt. 1643 erzählt einer, daß er in Altdorf bei dem Notarius publicus der Universität, Konrad Iberer, eine Stelle als Hauslehrer gefunden habe; neben dem Unterricht, den er dem Sohn erteilte, hatte er auch in der Schreibstube mitzuhelfen; dafür bekam er Kost und Wohnung — aber nicht frei, sondern gegen Bezahlung von 16 Thalern jährlich. Es war wohl ein hartes Brot, das so verdient wurde; 7 Jahre später äußert er sich in einem Brief, er habe damals „plus quam serviliter informando et scribendo [4]) aufwarten müssen“. Auch ein Schicksalsgenosse, der ungefähr gleichzeitig sich in Straßburg auf ähnliche Weise durchschlug, bezeichnet dies als „Fretterey“; ein halbes Jahrhundert später nennt es ein anderer die Tretmühle, die kaum soviel einbringt, daß man davon den Lebensunterhalt und die täglichen

[1]) Schwer nur ringt sich empor, wem seiner Gaben Entfaltung Häusliche Not verwehrt.

[2]) So daß das Jenaer Pflaster sehr heiß (teuer) ist.

[3]) Wie bescheiden die Ansprüche waren, die damit befriedigt werden konnten, sieht man daraus, daß 1587 die Vormünder eines allerdings recht verschwenderischen Studenten die von ihm in 2½ Jahren in Tübingen „verstudierten“ Gelder auf rund 550 fl anschlagen!

[4]) Mehr als knechtisch mit Unterrichten und Schreiben.

Bedürfnisse bestreiten kann. Und solch ein Informator mußte doch auch in seinem Äußern, besonders in der Kleidung, ein bißchen auf sich halten, sonst mußte er fürchten, seine Stellung zu verlieren. 1717 schreibt ein armer Pfarrherr in beweglichen Worten seines Sohnes wegen: „Gott hat das vor einem Jahr überreichte Viaticum derer 15 fl gesegnet, ohne welche er weder in das kostbare Straßburg hätte gehen, noch weniger Subsistenz und Conditiones zum Informiren erwarten können, daß er nunmehr, obwohl pauperrime et miserrime (ganz ärmlich und jämmerlich), wie die Briefe geben, leben und studieren könne. Es ist aber zu besorgen, wenn er nicht de novo (von neuem) gekleidet wird, die hohen Patronen und Recommendatores möchten sich seiner als Zerlumpten anfangen zu schämen, Mund und Feder abziehen". Immerhin ließen sich Leute, die mit festem Willen der Erreichung ihres Zieles zustrebten, durch solche Schwierigkeiten nicht abschrecken. So berrichtet 1715 ein Studierender aus Jena: er sei nach dem Tod seines Vaters und Großvaters genötigt gewesen, auf das Weiterstudieren auf dem Gymnasium zu verzichten. Da habe er 3 Jahre lang einen Schreiberposten versehen, dabei einige Ersparnisse gemacht und sei dann nach Jena gegangen, in der Hoffnung dort durch Unterricht in der Schreib- und Rechenkunst noch soviel als nötig dazu zu verdienen. Wirklich habe er sich mit solchem Unterricht bei größter Sparsamkeit ein Jahr lang durchgeschlagen, wenn auch kümmerlich und sorgenvoll genug. Das Jahr darauf fand er dann Unterkommen als Amanuensis bei einem Professor, der ihn für seine Dienste „des Stuben- und Bettzinses" freizuhalten versprach und ihm den unentgeltlichen Besuch seiner Vorlesungen gestattete; für seine anderen Bedürfnisse aber mußte er selbst aufkommen. — Von einem anderen Jenaer hören wir, daß er mit einem Nürnberger Geistlichen „in zierlichem Latein immerzu correspondiret und was daselbst in re literaria paßiert, überschreibt". Zum Dank für diese Bemühungen sorgten seine Gönner dafür, daß ihm das Stipendium — er bezog ein solches aus Nürnberg — auf 2 Jahre verlängert wurde. (1700).

Aber auf solch mühselige Weise kümmerlich und knapp sich durchhelfen war nicht nach eines jeden Geschmack; da war es doch leichter zu borgen und „Bären anzubinden"; wie man ihrer hinterher wieder ledig würde, darüber brauchte man sich einstweilen ja keine Gedanken zu machen. Der Buchführer, der Schneider, der Kostherr oder die Kostfrau hatten dann ihre liebe Not zu ihren Geldern zu kommen. Sie wandten sich in solchen Fällen dann an den Rektor der Universität, der seinerseits wieder den Rat ersuchte, den säumigen Schuldner zur Befriedigung seiner Gläubiger zu zwingen; dies geschah besonders dann, wenn die Studenten mit Hinterlassung von Schulden heimgekehrt waren. Waren sie noch auf der Universität, so wurden sie vor den Magnificus vorgeladen und zur Bezahlung aufgefordert, auch wohl mit Strafe bei Säumnis bedacht. Da mag's oft genug stürmische Auftritte vnr dem Rektor gegeben haben; ein Student beschreibt 1659, wie sein Hausherr, als am festgesetzten Zeitpunkt infolge Ausbleibens des Boten mit dem Geld keine Zahlung erfolgen konnte, „wie seiner Sinne beraubt und von den Furien gepeitscht getobt, geschimpft und ge-

droht habe und spornstreichs aufs Rektorat gelaufen sei ihn zu verklagen und als böswilligen Drückeberger zu verschreien. Übelzunehmen war es den Gläubigern nicht, wenn ihnen der Geduldfaden riß; 8—10 Jahre mußten sie, wie man sieht, oft warten; inzwischen wurden sie eben mit schönen Redensarten, mit Vertröstungen auf die Zukunft abgespeist. Unsere Akten enthalten einen Brief, den Urbanus Bröllochs im Jahre 1592 „Seiner geliebten Frau Wirtin Martha Schmaltzin" zu eigenen Handen nach Jena geschickt hat; er verdient es seinem Wortlaut nach mitgeteilt zu werden. Er lautet: (in der Schreibung verändert)

„Glück und Heil sei mit Euch

Es nimmt mich zwar nicht wenig wunder, liebe Frau Wirtin, daß ihr so hart gegen mich durch Zorn seid commovirt und erregt worden, indem Ihr mich itzt mit Euerem Schreiben vor unserem Bürgermeister verklagt habt, dann ich Euch oftmals mit Schreiben freundlich ermahnt und gebeten habe, Ihr wollet ein wenig mit der Bezahlung Geduld mit mir tragen, bis daß ich mein Geschäft, welches ich jetzt zu verrichten mir ganz ernstlich vorgenommen, glücklich durch Gottes gnädige Verleihung seiner Gnade und Hilfe glücklich in actum perduciren und vollziehen, ferner aber, geliebte Frau Wirtin, was dies mein jetzt an Euch getan Schreiben fürnehmlich anlangt, ist meine freundliche und fleißige Bitte noch einmal zum Überfluß an Euch, Ihr wollet mit mir noch ein wenig mit der Bezahlung in der Geduld stehen, bis ich solche fürgenommene Sach, welche wahrlich schon etliche Zeit weggenommen und noch etwas wenig weiter sich mit derselben glücklichem Ausgang verlängern wird, endlich vollbringen und ins Werk ganz und gar richten möge; denn ich jetzt einen solchen Handel vor mir habe, davon ich Euch itzt nicht viel (will's Gott aber zu anderer Zeit will ich Euch klärlicher und weitläufiger ihn schreiben) hab Meldung können tun, Sonstens aber, wo Ihr mit unnützlichen Schreiben solches werdet interturbiren und verhindern, würde es beiden, mir fürnehmlich und dann auch Euch, nicht wenig hinderlich und verzüglich sein. Solches so Ihr's tun werdet, wird es mir ein überaus angenehmer Dienst sein, verheiße darneben auch Euch und den Eurigen samt vornehmlich mit der Bezahlung alle Lieb und Dienste, die ich leisten werde können, wiederum redlich zu beweisen und zu erzeigen. Hiemit habe ich Euch und die Eurigen in den Schutz Gottes des Allmächtigen befohlen." Damit konnte freilich die gute Frau Schmaltzin „ihre Leute für Korn und Bier nicht befriedigen"; und ihre Entrüstung über den Schlingel war um so gerechtfertigter, als sie hören mußte, daß sein Stiefvater ihm 60 fl zur Bezahlung etwaiger Schulden geschickt hatte, was er aber seiner Hausfrau wohlweislich verschwiegen hatte.

Einmal findet sich (1708) als Gläubiger eines Studenten auch ein junges Mädchen, das dieser „dergestalt treuhertzig gemacht, daß sie ihm, im Ansehen er ihr die Ehe versprochen, 74 Rthler baares Geld vorgestreckt hatte". Die Hoffnung auf die Heirat gab das Mädchen allerdings auf, als der Vater des Schuldners zu dessen „Ablangung" (Heimholung) nach Jena gekommen war und sich verpflichtet hatte, von der Schuld 40 Rhtler in drei Fristen abzuzahlen, während der Sohn den Rest tilgen sollte. Der Sohn versprach und gelobte auch

schriftlich „bey den Worten der ewigen Wahrheit sothane 34 Thaler . . . richtig alsdann zu bezahlen, sobald er entweder durch Heyrath oder Dienste zu soviel Mitteln gelangen werde". Diese schriftliche Zusage bekräftigte er auch noch durch einen leiblichen Eid vor dem Rector magnificus. Der junge Mann hatte aber daneben auch noch andere Schulden gemacht, sodaß er seinen Vater „in gänzlichen Ruin und Umbsturz" gebracht hatte; von diesem war umso weniger etwas zu erwarten, weil er sein ohnehin geringes Häuslein schon hatte „verhypothekieren" müssen. Und der Sohn, der doch vorher auf eine reiche Heirat so erpicht gewesen war, hatte sich, wie der Rat an die Universität schrieb, obwohl er sich außer Diensten befand und ihm von seiten des Rats wegen des „unnützlich verschwendeten Stipendii alle Hoffnung zur künftigen Promotion abgesprochen" war, mit einem „ebenfalls entmittelten Weibsbild verehelicht, sodaß er selbst nicht weiß, wohin er sich wenden und seinen unentbehrlichen Lebensunterhalt suchen soll". Das Mädchen, das inzwischen geheiratet hatte, wollte nun mit seinem Ehemann die Reise nach Rothenburg unternehmen, um vielleicht durch persönliches Erscheinen die Auszahlung wenigstens eines Teils ihres Guthabens zu erreichen; davon wurde ihr aufs höchste abgeraten; ohnedies waren schon die Gebühren, die sie der Universitätskanzlei für drei Jntercessionsschreiben hatte erlegen müssen, zum Fenster hinausgeworfen.

Ein erfreulicheres Bild gewinnen wir aus den Briefen, die ein Wittenberger Theologieprofessor, der D. Wilhelm Leyser, eines Stipendiaten willen schreibt, für den er 1638/39 gutgestanden war und dem er auch Darlehen gegeben hatte. In den Kriegsläuften war die Auszahlung des fälligen Stipendiums recht unregelmäßig vor sich gegangen — da hatte der Professor sich des strebsamen und würdigen Jünglings angenommen. Er hatte ihm auch eine Pfarr- nnd Superintendentenstelle in Seyda (Reg.-Bez. Merseburg) verschafft; doch waren dort infolge des Krieges die Einkünfte um mehr als drei Viertel zurückgegangen, so daß der „junge Pfarr- und Hausherr sich weniges Einkommen zu getrösten hatte" und den Professor nicht selbst bezahlen konnte. Schließlich zahlte für ihn der Rat; Leyser war nämlich ein Schwager des Stadtphysikus Dr. Weinlein.

Unter sich hielten die Stipendiaten, wie es scheint, draußen gute Kameradschaft; in der Regel waren ihrer immer mehrere beisammen; so finden sich 1611 in Wittenberg sieben. Besonders in Krankheit oder gar bei Todesfällen war ein Eingreifen und Helfen der Landsleute oft nötig; freilich verursachte dies auch manchmal Unannehmlichkeiten; da war Geld auszulegen, Kosten zu bezahlen, mit Hauswirten und anderen Gläubigern abzurechnen, der Nachlaß zu ordnen; die Landsleute hatten das zu besorgen — und nicht immer ernteten sie Dank für ihre Bemühungen. Ein solcher Fall, den unsere Akten erzählen, (1677) verdient eine etwas eingehendere Behandlung, da er einen genauen Einblick in Verhältnisse und Lage solch armer Stipendiaten gewährt.

Ein gewisser Joh. Gg. Storner war 1676 in Wittenberg gestorben; in seiner Krankheit und bei seinem Tod hatten sich ein paar Landsleute seiner angenommen und alles geregelt —, auch seinem Vater genaue Nachweisungen

übersandt; trotzdem machte dieser noch Forderungen an sie geltend, so daß sie den Rat um Vermittlung ersuchen und nochmals genaue Rechenschaft ablegen. Sie hatten 7 fl 45 Kr. ausgelegt, darunter 4 fl 48 Kr. dem Doktor Lossius „für Bett- und Biergeld, auch loco sostri,[1]) 24 Kr. dem Geistlichen, der dem Kranken das Abendmahl gereicht hatte; ebensoviel dem Chirurgen; dieser hatte dem Toten den „Barth gebuzet", wofür er noch nicht bezahlt war, auch für einen Aderlaß war noch nichts gereicht worden. Gegenüber den Auslagen beanspruchte der Vater nun als Rückstand 12½ Rthr, vor allem für die geschriebenen Collegia, die er auf 4 Thlr. anschlug, für seines Sohnes „Kaput" (Mantel), für 1 Paar Strümpfe 1 Rthr., ebensoviel für ein Brusttuch, für das Kleid, das der Verstorbene am Leib getragen hatte, und für seinen Hut und ein Hemd zusammen. Auf diese Forderuug entgegnen die Landsleute, man habe die Bücher und die (unvollständigen) Collegia verkauft, um mit dem Erlös die vorhandenen Schulden zu decken; den „Kaput" nebst dem Degen habe der Bote, dem man ihn mitgegeben, gleich an den Leib gezogen; die Strümpfe „seynd schon zerrissen gewesen"; sie seien einem Landsmann, der eines von seinen Hemden hergegeben, um es dem Verstorbenen anzulegen, zum Dank und zur Entschädigung dafür „adjudicirt" worden. Ursprünglich habe die Witwe des Professors Notnagel, bei der der Verstorbene seine Stube gehabt, den Vorschlag getan, man solle ihn in dem Hemd, worin er verschieden, „ohnabgesäubert" in den Sarg legen. Doch habe man diesen Vorschlag nicht angenommen, sondern „den Defunctum nach Sächser weise abgesäubert, mit einem frischen Hembd angethan und in Sarg geleget". Was endlich das am Leib getragene Kleid anlangt, so hätten sie bei ihm keins gefunden. Ein Landsmann habe ihm bei seiner Abreise von Wittenberg einen braunen Rock geschenkt, ein anderer bei seiner Ankunft dort 1 paar lederne Hosen geliehen; die habe er nach dem Tod als rechtmäßiger Besitzer wieder zu sich genommen, für den Rock habe man 5 Groschen erlöst. Den Hut, „als der nichts nutz und unbrauchbar gewesen" habe man liegen lassen. Sonst habe man nur 4 Schnupftücher, 2 Hemden und 1 paar Pantoffeln gefunden; letztere, wie sich herausstelllte, nur entlehnt; die Hemden, „welche wegen des Clystiers s. v. ganz unsauber gewesen", hätten die Leute an sich genommen, die den Kranken gewartet hätten, ohne doch „damit content sein zu wollen". — Der Arme hatte also nicht einmal die Kleider, die er am Leibe trug, sein eigen genannt; wie knapp und notig mag's da wohl sonst bei ihm hergegangen sein! —

Noch so manches ließe sich aus dem reichen Inhalt unserer Bände schöpfen; doch mag es an dem Mitgeteilten genügen, um nicht die Leser zu ermüden; nur über die Form der Bittschriften der Stipendiaten sei noch einiges gesagt. Sie sind fast durchgängig in lateinischer Sprache geschrieben; tüchtige Schulung im fertigen Gebrauch des Lateins war es ja, worauf die gelehrten Schulen in jener Zeit das Hauptgewicht legten. Und da die Mitglieder des Rates ja eben-

[1]) für die Behandlung. Sostrum aus dem Griechischen.

falls diesen Bildungsgang durchgemacht hatten, so waren sie recht gut in der Lage, diese lateinisch abgefaßten Briefe zu verstehen und zu würdigen. Und eine besondere Würdigung verlangten sie auch; denn die Bittsteller begnügten sich nicht damit ihre Gesuche sozusagen im geschäftsmäßigen Ton zu halten, sondern sie erblickten darin eine vortreffliche Gelegenheit, nun auch wirklich zu zeigen, was sie gelernt hatten. So schwellen denn die Gesuche häufig zu kleinen Abhandlungen an und ihre Verfasser bemühen sich auf alle Weise ihr Licht leuchten zu lassen und mit ihrer Belesenheit zu glänzen; Dichter und Philosophen des Altertums vom Vater Homer an müssen zu Zitaten herhalten, wenn es gilt, die Tugend der Dankbarkeit zu preisen und den Undank als abscheulichstes Laster mit schwärzesten Farben zu malen. Ja mancher, der sich sattelfest genug fühlt, besteigt das Musenrößlein und singt den hohen Gönnern ein Danklied in prächtig daherrauschenden lateinischen Versen, die große Gewandtheit und Beherrschung der Form verraten, wenn sich freilich auch viel entlehntes Gut in ihnen findet und es bisweilen nicht ohne Gewaltsamkeit abgeht, zumal wenn widerspenstige Namen sich dem Zwang des Versmaßes fügen sollen[1]). Im Ausdruck werden die Briefe, besonders im 17. Jahrhundert, immer gezierter und schwülstiger; es ist manchmal geradezu bewundernswert, wie die Briefschreiber es verstehen, für das Einfachste eine schön gedrechselte Redensart zu setzen und einen Schwall von Worten darüber auszugießen, wobei sie oft vor mehr als gewagten Bildern und Vergleichen nicht zurückschrecken. So entschuldigt einer seine wiederholten dringenden Bittgesuche mit den Worten: „Wie köstliche Gewürze Kraft und Duft nur offenbaren, wenn man sie reibt, so müssen auch die patres patriae (die Herren des Rats) gekratzt werden, wenn sie ihre Eigenschaft als Wohltäter und Gönner offenbaren sollen". Am meisten äußern sich Schwulst und Gespreiztheit in den Aufschriften der Briefe; die Bittsteller können sich garnicht genug tun in der Häufung von Ausdrücken tiefster Ergebenheit und Untertänigkeit; waren doch die Nobilissimi, Magnificentissimi, Amplissimi etc. gar empfindlich, wenn diesen verschnörkelten Formen nicht hinreichend Genüge getan wurde. Wie weit hierin die Feinfühligkeit ging, zeigt die Bemerkung, die ein Mitglied des Rates auf der Rückseite des Entwurfes eines an die Universität Jena gerichteten Schreibens anbrachte; sie lautet: „Ich habe auß dem Jenaschen Universitäts-Schreiben wahrgenommen, daß Sie Sich in introitu (eingangs) einer altväterischen Schreibarth bedienet, auch in dem Schluß keine Courtesie (Höflichkeitsformel) beigefügt haben — und stelle also zu hochgeneigter Disposition, ob man dergleichen wieder thun oder

[1]) Eine kleine Probe mag genügen; sie stammt aus dem Jahre 1694.

„Suntque senatores praesenti tempore tales:
Schwarzmann, Völckerus, Krausius emeritus,
Nuschius et Grieningerus, praetor quoque iustus
Nobilis a Seybothen, Strölin, Erhardus item;
Renger et Hofmannus; Stellwagius ultimus audit".

Ihr Verfasser ist allerdings ein der Schulbank schon lang entwachsener Diakonus, der ein Gesuch für seinen Sohn einreicht.

bey dem in dem Titular-Buch befindlichen Stylo verbleiben solle; ersteren Falls wären im Concept die verba finalia „In Verbleibung &c." auszulassen und sogleich das Datum hinzusetzen. Nur ist mir bey dem casu reciprocationis bedenklich, ob nicht die allda studirende Statt- und Landeskinder dessen möchten zu entgelten haben". So geschrieben im Jahre 1717.

Erwähnt sei noch, daß als Probe besonderer Gelehrsamkeit ein Stipendiat im Jahre 1564 sogar ein in griechischer Sprache abgefaßtes Schreiben an den Rat richtete und es zu allem Überfluß mit einem Schluß in Hebräisch versah. Es war dies ein gewisser Georg Grau, der seinen Namen später ins Lateinische übersetzte und fortan Caesius hieß; er starb 1604 als Pfarrer in Burgbernheim und hat sich als Schriftsteller auf dem Gebiet der Astrologie und Astronomie einen Namen gemacht. Ein einziges mal hat ein Stipendiat sich zu deutschen Versen aufgeschwungen, ein Studiosus der Medizin in Straßburg, der einer 1668 von dort überschickten Dissertatio medica de melancholia hypochondriaca ein Gedicht anhängte, dessen vorletzte Strophe lautet:

„Helfft meiner armuth auff
Ihr großen Götter-Söhne
Und laßet freyen Lauff
Dem armen Bitt-Gethöne.
Erhöret doch mein gelffen (= schreien)
Und sagt: Wir wollen helffen".

Dieser Notschrei erinnert uns wieder daran, daß es recht viel Trübes und Unerfreuliches ist, was uns die Stipendiatenakten von dem Leben dieser gedrückten Schicht der studierenden Jugend jener vergangenen Tage berichten; auf ihrem Leben und Treiben liegen schwere Schatten; harter Druck und „fast schimpfliche" Armut sind ihre Begleiter und ihr Dasein mag ihnen im Vergleich mit dem der besser gestellten Genossen freudlos genug vorgekommen sein; ihr Trost „in der Verbannung", wie im Jahre 1617 der Aufenthalt in Wittenberg genannt wird, ein bescheidener und kleiner Trost, war, daß sie aus all dem Jammer und den Nöten und Entbehrungen mit hoffnungsfreudigen Blicken hinüber sahen in eine erträgliche Zukunft, wo ein Ämtlein oder eine mäßige Pfründe vor Nahrungssorgen schützte und der Ehestand ein einigermaßen angenehmes Dasein versprach; allzulind waren sie freilich auch da nicht gebettet.





Krieg und Wald.

Von

Oberförster **Quinke.**



Deutschland hat bis jetzt den heißen Kampf, den es gegen eine Welt von Feinden zu führen gezwungen ist, so gekämpft, daß man im Hinblick auf die glänzenden Siege, die es errungen, getrost der Zukunft entgegensehen kann. Gleichwie durch Wolken von Pulverdampf sehen wir schon das Morgenrot einer herrlichen Zeit am deutschen Himmel erglimmen. Und auch über dem deutschen Wald beginnt es nach so langer finsterer Nacht wieder zu tagen und hoffnungsfreudig, glückverheißend beginnt es zu rauschen und zu raunen in den Wipfeln des uralten Waldes, der mit uns des deutschen Volkes großen Tag geschaut, den Tag, als wie ein Mann sich alle deutschen Stämme erhoben zum heiligen Kampfe, des deutschen Waldes, der durchbraust vom Sturme des Krieges, bis in sein innerstes Mark erbebte, aber mit urwüchsiger Kraft und Stärke gegen seine Vernichtung ankämpfte. –

Ja, er hat einen herrlich schönen Tag, eine herrliche aber auch schwere Zeit durchlebt, der Wald, von jenem Tage an, als der Kaiser zu den Waffen rief, und tausende und tausende von der grünen Farbe ihr trautes Waldeshaus verließen. –

Der Ruf Krieg! wie ein Donnerschlag ging er durch die Waldes-Gründe; aus tiefen Tälern bis hinauf zu den Spitzen der Berge hallte er wieder im hundertfachen Echo: Krieg! – und Krieg! klang es wieder in tausend von todesmutigen Jägerherzen, die höher und freudiger schlugen in heiliger Begeisterung –

Hurra! Nun gehts zum Kampf hinaus,
Mein Kaiser rief zum Streit.
Ade, du trautes Waldeshaus,
Du meine herz'ge Maid.
Hin überm Forst zum letzten Mal
Das Hifthorn ruft: Trara!
|: Und wiederhallts wohl tausendmal:
Zum Kampfe auf, Hurra! :|

Hussa! frisch auf zur fröhlichen Jagd!
Nicht gilts dem edlen Hirsch,
In heißer, blut'ger Männerschlacht
Ich ziehe auf die Birsch;
Mit deutscher Kraft, mit Jägermut,
Ich kämpfe siegesfroh,
|: Und mag auch fließen unser Blut,
Ich rufe Horrido! :|

Mit Lützows wildverwegener Jagd
Ich reit' in den Tod;
Doch aus des Grabes finst'rer Nacht
Weckt mich das Morgenrot.
Wenn Siegessturm durchbraust den Wald,
Ich lausch vom Grab empor.
: Mein Halali entgegenschallt
Dem stolzen Jägerkorps. :[1]

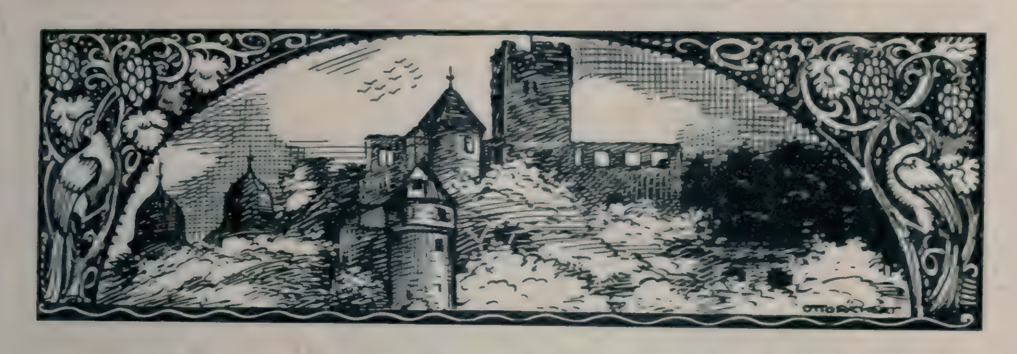
Ja, das war die Stimmung der Männer des Waldes, als sie von ihrem Waldhause, von ihren Lieben daheim Abschied nahmen. — Die so fühlten und sangen, das waren die Männer, stark und markig wie des Waldes Eichen, durch dessen Wipfel ein freudig Rauschen geht, ein Frohlocken, wenn der Sturmwind sie umbraust; das sind die Männer, die gleichsam an der Brust der Mutter Natur groß geworden, von Jugend an gekämpft und gerungen mit allen Gefährnissen des wilden Waldes und nun sturmfest draußen stehen im heißen Kampfe an des Landes Grenzen. — Helden sind es, die Tage und Wochen lang im glühenden Sonnenbrande bergauf bergab dem Feinde entgegen zogen, ohne zu ermüden, ohne zu erschlaffen. — Helden sind es, die mit Riesenkraft sich hindurcharbeiteten durch Berge von Schnee und Eis, Helden, die an der Landesgrenze stehen wie eine granitene Mauer, an der alle Stürme der feindlichen Wogen abprallen, die da furchtlos, ohne zu zittern und zu zagen, aushalten im dichtesten Kugelregen, Tod und Verderben senden aus ihren Büchsen, die sie von erster Jugend an zu handhaben gewohnt waren. — Sind das noch dieselben Männer, über deren verwitterten Zügen der Ausdruck der verhaltenen Schmerzen lag, in deren Augen es feucht schimmerte, als die Stunde der Trennung von dem Walde vielleicht auf ewig schlug — als die Kinder sich um den Vater drängten, als ob sie ihn nicht lassen wollten, als der Mann sich mit Gewalt losriß aus den Armen teurer Lieben, der schmucke Jäger aus den Armen der Braut? Ja, es sind die Helden, groß und stark und sturmfest geworden im Wald und durch den Wald, der ihr Erzieher gewesen von Kindheit an. — — — Nun stehen sie fern der Heimat, da draußen im Feld. Wir beneiden und bewundern sie als Helden und singen ihr Loblied in allen Tonarten. — Aber damit tun wir, die es uns nicht vergönnt ist, an ihrer Seite für das Vaterland zu kämpfen, nicht genug. — Wie manches Forstrevier im weiten deutschen Vaterlande steht heute gleichsam verwaist, seines Hegers und Pflegers beraubt, schutzlos da, in wie vielen tausenden von Forsthäusern hat nicht schon der Krieg seine blutenden Wunden geschlagen! Da gilt es einzuspringen in die Bresche, gilt es zu trösten und zu helfen. — Als treue Hüter und Wächter können und sollen wir auf unserem Posten sein und alles daran setzen, unsere schönen Wälder und damit einen Teil des Vaterlandes gegen Übergriffe aller Art, die naturgemäß der Krieg mit sich bringt, zu schützen, alle unsere Kräfte sollen wir einsetzen, daß der durch

[1] Im Verlag von „Frankenland" (K. Triltsch), Dettelbach a. M. mit Genehmigung des k. General-Kommandos als Kriegspostkarte Nr. 28: „Hurra" zum Preise von 1000 Stck. Mk. 28.—, 100 Stck. Mk. 3.— erschienen.

die Kriegswirren in seinen geordneten Grenzen mehr oder weniger gestörte Forstbetrieb aufrecht erhalten wird. – Und die armen Witwen und Waisen von Förstern, bedürfen sie nicht mehr als alle andern in gleicher Lage des Trostes und der Unterstützung? Lastet nicht der Krieg besonders schwer auf all denen, die fernab vom großen menschlichen Verkehr in der Waldeinsamkeit, auf sich selbst angewiesen, ihr Leid, ihre Sorgen allein tragen müssen? Könnten wir zählen die Tränen, die in dieser so schweren Kriegszeit gerade in so manchem Forsthause geweint werden, schauen die graue Sorge, die nun Tag für Tag am stillen Herde hockt, wo noch vor Kurzem lauter Friede und Glück und Waldesfröhlichkeit herrschte, wahrlich wir würden über dem großen allgemeinen Leide, über unseren eigenen Sorgen und Lasten, die ja ein jeder zu tragen hat, deren nicht vergessen, in deren Kreisen wir in der Zeit des Friedens und Glückes so manche fröhliche Stunde mit den Fröhlichen verleben durften. –

Wenn so ein jeder von der grünen Farbe an seinem Platze, in seinem wenn auch noch so kleinen Wirkungskreis voll und ganz seine Pflicht tut, so können wir der zuversichtlichen Hoffnung leben, daß das fröhliche Waldesleben in dieser so überaus schweren Zeit nicht ausstirbt und wiederaufleben wird in alter urwüchsiger Kraft und daß das Morgenrot einer neuen herrlichen Zeit, das bereits über unserem lieben Vaterlande und dem schönen deutschen Wald zu erglimmen beginnt, alle, auch die letzten Wolken, am deutschen Himmel hinwegfegt. – – –



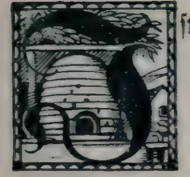


Schloß Scharffeneck bei Baiersdorf.

Eine verschwundene Ruine.

Von
August Sieghardt, Nürnberg-Kufstein.

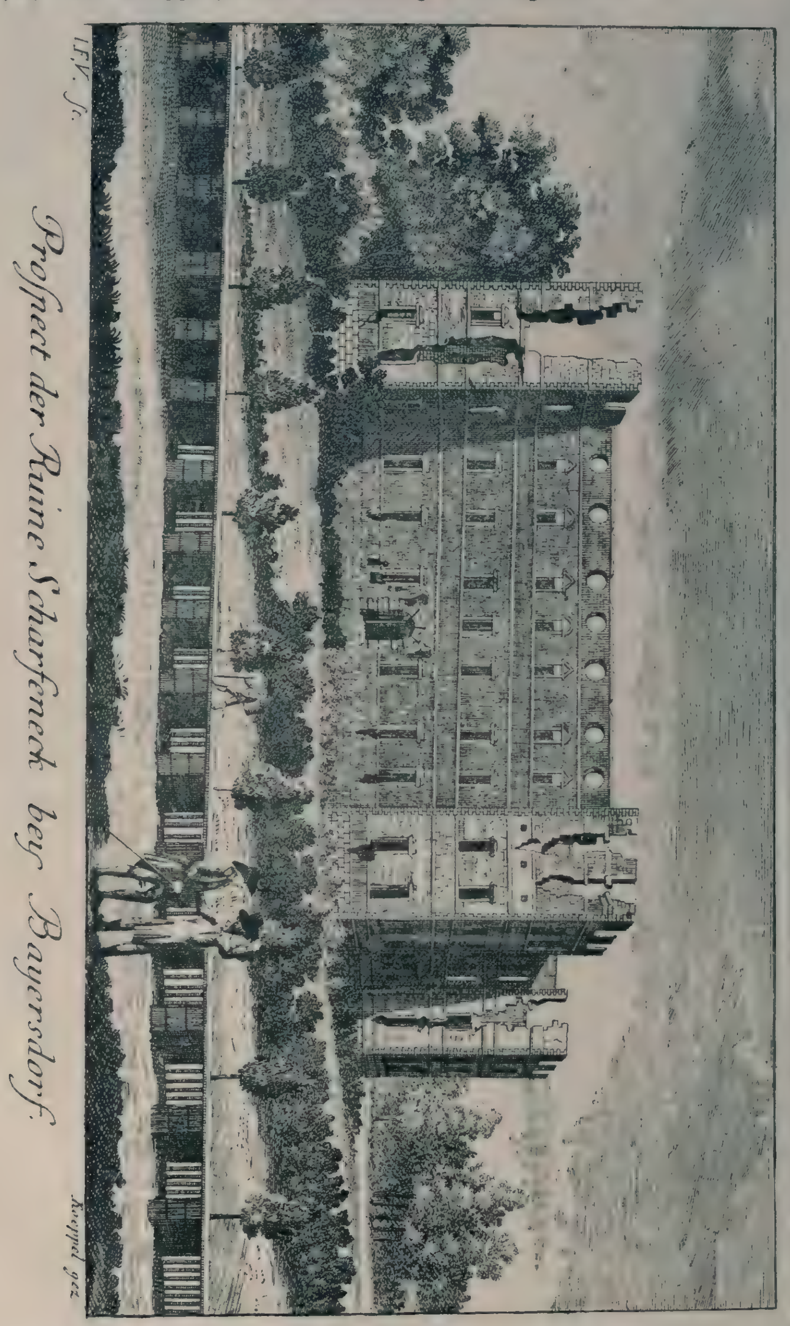
„Einst lag ein Schloß dort an des Waldes Saum,
Wo Thau und Sonn' kaum noch Ruinen netzen
Und wo uns lehrt ein weiter, öder Raum,
Wie Größe sinkt nach ewigen Gesetzen."

st es nicht ein ergreifender Gedanke, sich mit den Schicksalen eines ehemals stolzen, prunkvollen Schlosses zu beschäftigen, von welchem heute kein Stein mehr übrig ist? Wahrlich, nirgends wirkt die Vergänglichkeit alles Irdischen mehr auf unser Gemüt als beim Anblick eines zerfallenen Schlosses oder einer Burgruine! Wie viele Gedanken werden da in unserem Geiste lebendig, wenn der Blick über die grauen Mauerreste, über die bemoosten Trümmer gleitet, in denen einmal Glanz und Reichtum, Ritterstolz und Frauenschönheit gewohnt!

Wie gerne möchte ich den freundlichen Leser an die Trümmer jenes Schlosses führen, von dessen Geschick ich eben zu erzählen mich anschicke! Es ist mir leider nicht vergönnt und zum ersten Mal in meinem von so viel Burgenromantik erfüllten Leben komme ich in die Lage, über ein Schloß zu schreiben, dessen Anblick ich nie genossen, — aus dem einfachen Grunde, weil es eben nicht mehr existiert. Nicht einmal recht die Stätte, wo es gestanden, vermag ich anzugeben, obwohl ein mir vorliegender Kupferstich aus dem Jahre 1816 zeigt, daß es ein gewaltiger, stolzer Bau gewesen sein muß.

Das Schloß Scharffeneck — denn so hieß dieses Baudenkmal — lag nahe dem mittelfränkischen Städtchen Baiersdorf im Amtsgerichtsbezirk Erlangen. Über seine Entstehung gibt uns die Geschichte, — wie bei den meisten Schlössern, — keine genaue Auskunft. Sein Alter soll angeblich bis in die Zeit der Entstehung der Stadt Baiersdorf zurückreichen, das wäre also bis zum Jahre 1062 oder noch früher. Die Herren von Baiersdorf sollen ehedem auf dem Schlosse Baiersdorf gesessen haben. Urkundlich erstmalig wird es genannt um das Jahr 1139, woselbst es Bischof Otto von Bamberg dem nahen Kloster

Mönchaurach schenkte, dessen Abt es zum Sommeraufenthalt benutzte, während der Schutz dem Burggrafen von Nürnberg übertragen war.



Fast 200 Jahre schweigt die Geschichte von Scharffeneck. Erst 1307 erzählt sie uns wieder von dem Schlosse; leider nichts Gutes, denn sie berichtet

von seiner (gänzlichen oder teilweisen?) Zerstörung durch die Nürnberger. Schon damals war das Schloß Scharffeneck „wegen seiner grausenvollen Gefängnisse" sehr gefürchtet, weshalb es auch den Namen „das scharffe Eck" führte. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1388 erfuhr das Schloß seine zweite Zerstörung von den Nürnbergern, die damals mit dem Markgrafen Friedrich von Ansbach-Bayreuth in Fehde lagen und über seine Besitzungen herfielen. Ob diese zweite Zerstörung in diesem Jahre tatsächlich erfolgt ist, ist indes zweifelhaft, weil es an einer anderen Stelle heißt, 1391 hätte Burggraf Friedrich V. von Nürnberg dem Kloster Mönchaurach Schloß Scharffeneck um 350 Goldgulden abgekauft, (samt den übrigen Klostergütern). Burggraf Friedrich V. weilte auch bis zum Jahre 1409 in dem Schlosse.

1440 trat ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte des Schlosses ein, indem es der eine Sohn des Markgrafen Friedrich, Markgraf Johann von Brandenburg-Kulmbach, von seinem zu Cadolzburg' am 21. Sept. dieses Jahres verstorbenen Vater ererbte. Markgraf Johann wählte Scharffeneck zur Residenz und zum Lieblingsaufenthalt; hier konnte er ungestört seiner Lieblingsbeschäftigung, der Chemie, nachgehen, weshalb er auch den Beinamen „der Alchymist" erhielt.

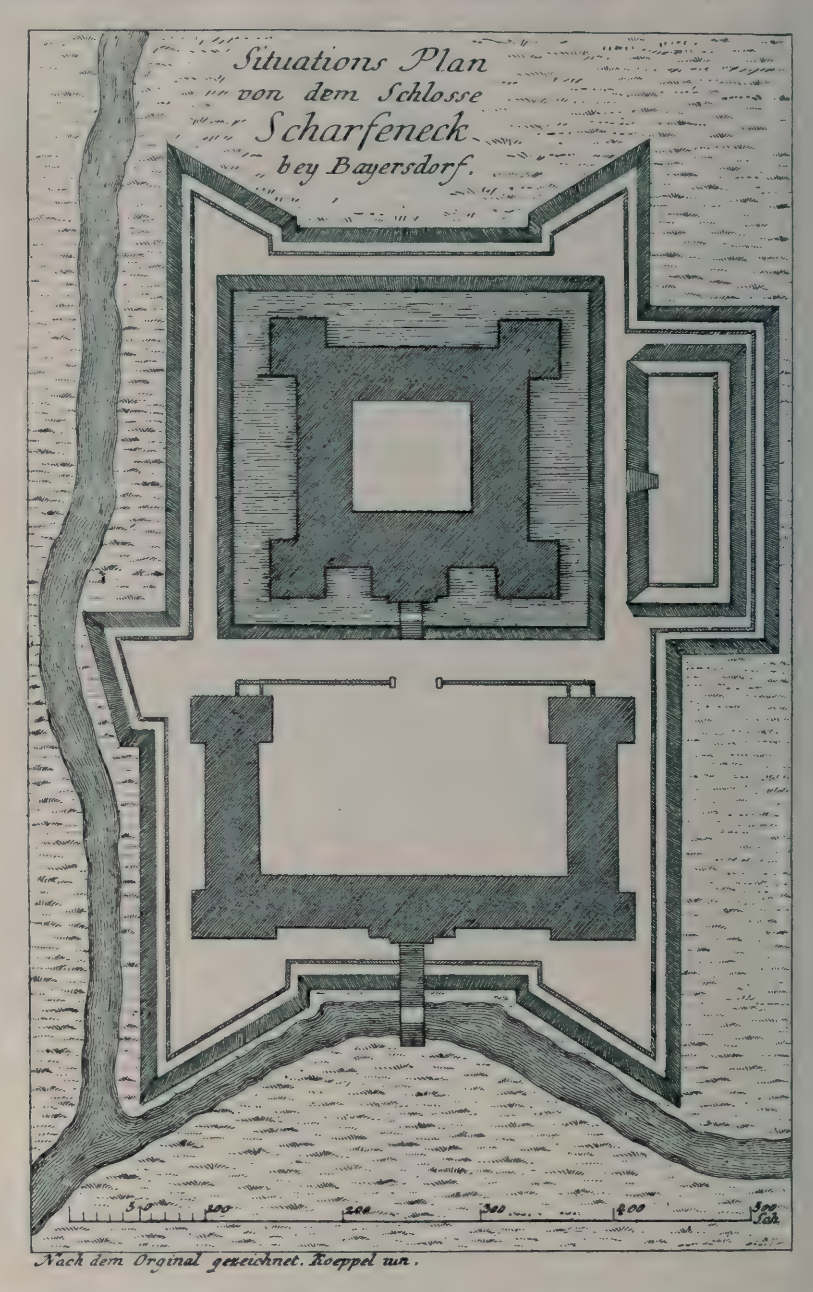
In diese Zeit, da Markgraf Johann zu Scharffeneck residierte, fällt der Überfall des Ritters Kunz von Kaufungen, des bekannten sächsischen Prinzenräubers, der im Auftrag und Dienste der Stadt Nürnberg am 6. November 1449, das Schloß (samt dem Städtchen Baiersdorf) ausbrannte und die dahin geflüchteten 36 Ritter und Knechte nebst 43 Pferden gefangen fortführte. Dieser Streich geschah aus Rache gegen Markgraf Johann, der sich in die Händel verwickelte, die sein Bruder Albrecht von Ansbach mit den Nürnbergern angezettelt hatte. Aus dem ähnlichen Grunde mußte das Schloß Scharffeneck im Jahre 1461 eine Brandschatzung der Bayern über sich ergehen lassen, wobei die Bamberger und Würzburger getreulich mithalfen.

Nach dem Tode des Markgrafen Johann, der am 16. November 1464 starb und in der Klosterkirche zu Heilsbronn begraben liegt, kam das Burggrafentum „oberhalb des Gebürgs" an Markgraf Albrecht von Ansbach, der das Schloß Scharffeneck 1474 zum Witwensitz seiner Gattin Anna, Tochter des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen, bestimmte.

Hiebei verdient erwähnt zu werden, daß — wie Dr. J. G. Ad. Hübsch in seiner „Geschichte der Stadt Baiersdorf" (Ansbach 1862) bemerkt — es den Bürgern von Baiersdorf bezw. den Seebacher Sölden- und Kölbersgütern oblag, an diesem Schlosse den Brunnen zu reinigen, die Zimmer desselben zu fegen und zu kehren, das Heu und Grummet zu heuen und dafür täglich 2 Pfennige für Brot zu empfangen; auch waren sie gehalten, in Kriegszeiten des Nachts zur Verteidigung des Schlosses sich einzufinden.

Am 28. März 1515 wurde im Schlosse Scharffeneck ein Landtag abgehalten, ebenso zu Ostern 1518 und am 29. Juni 1521. Im Oktober des Jahres 1541 hielt Markgraf Albrecht seinen feierlichen Einzug in Scharffeneck und nahm hier

eine Huldigung der Städte Erlangen, Baiersdorf und Osternohe entgegen. Er nahm jedoch bald darauf seinen Sitz in Neustadt a. Aisch.



Nach dem Orginal gezeichnet. Koeppel inv.

Vom Bauernkrieg, der gerade in der nahen fränkischen Schweiz und im Bambergischen fürchterlich hauste, scheint das Schloß Scharffeneck demnach verschont geblieben zu sein, wenigstens ist in alten Schriften nichts darüber vermerkt.

Dafür brachte das unheilvolle Jahr 1553, der Albrechtinische Krieg, dem Schlosse den Untergang; der Kommandant von Forchheim, Klaus von Egloffstein, raubte es am 22. Mai mit Baiersdorf gänzlich aus und legte Stadt und Schloß in Asche.

Was in den nun folgenden 50 Jahren mit dem Schlosse geschah, weiß man nicht; jedenfalls blieb es in seinem Schutt liegen. Da begann Markgraf Christian im Jahre 1604 das Schloß wieder aufzubauen. „Der Baumeister Junker — so berichtet Dr. Hübsch — hatte dazu den großartigsten Plan entworfen, nach welchem es einen großen Vorhof mit einer Fassade von 340 Schuh Länge, das Gebäude aber neben den Wohnungen für die Hofleute und Bedienten einen Saal von 90 Schuh Länge und 30 Schuh Breite zu Leibesübungen, eine große Küche und eine Stallung für 90—100 Stück Pferde erhalten sollte. Das Hauptgebäude hatte die Form eines regelmäßigen Vierecks und war 4 Stockwerke hoch; es konnte mittels eines Grabens, der von der Regnitz hergeleitet war, sein ganzer Wall unter Wasser gesetzt werden. Merkwürdig waren seine schönen Keller und Vorwerke, letztere standen durch eine einzige Ausfahrt mit dem Schlosse in Verbindung. Um das Schloß herum sollten großartige gärtnerische Anlagen mit Springbrunnen entstehen, wie aus einem noch vorhandenen schriftlichen ‚einfältigen Vorschlag' hervorgeht". —

Doch der ganze Plan und Bau kam nicht zur vollen Ausführung; denn kaum war der Rohbau vollendet, da erschien am 2. Pfingstfeiertag des Jahres 1632, also im 30jährigen Krieg, der kaiserliche Oberst J. Friedr. v. Schlez, den Tilly zum Kommandanten der Festung Forchheim ernannt hatte, vor den Toren von Baiersdorf, steckte dieses trotz zuvor geleisteter Kontribution von 1000 Talern in Brand und zerstörte hiebei auch das unvollendete Schloß Scharffeneck, und zwar derart, daß kein Stein mehr ganz geblieben war.

Nun war es mit der Herrlichkeit von Scharffeneck für immer vorbei. Das zur Ruine herabgesunkene Schloß verfiel immer mehr und was der Zahn der Zeit noch übrig ließ, das fiel der Zerstörungswut der Menschen vollends zum Opfer. Nachdem in den Jahren 1780, 1810 und 1817 Gesuche um gänzliche Niederreißung der Ruine abschläglich beschieden worden waren, scheint man im Jahre 1892 auf den „Denkmalschutz" ganz vergessen zu haben, denn die Mauerreste wurden im Januar dieses Jahres durch den Maurermeister Eismann von Kersbach „wegen Einsturzgefahr" abgebrochen und die Steine verkauft. Auf solch erbärmliche und beschämende Art ging die Ruine Scharffeneck jämmerlich zu Grunde. Baiersdorf und der Erlanger Bezirk wurden, um des schnöden Mammons willen, um ein Geschichtsdenkmal gebracht, das sich fast 900 Jahre behauptet hatte.

Im Frühjahr 1858 wurde nächst der früher Köbel'schen, jetzt Walz'schen Wirtschaft an der Bamberg-Nürnberger Staatsstraße beim Forchheimer Tor in Baiersdorf auf Befehl der Kreisregierung eine Gedenksäule errichtet, die folgende Inschrift trug:

„Schloß Scharffeneck"

Erste Anlage unbekannt. Von den Nürnbergern zerstört 1307. Aufenthalt der Markgrafen Friedrich und Johann 1409. — Markgraf Johann der Alchymist stirbt daselbst 1464. Zerstörung durch Nicol. von Egloffstein 1553. Wiederaufgebaut durch Markgraf Christian 1604. Zerstörung durch Johann Friedrich von Schletz 1634. — (Richtig 1632.)

Eine alte Pappelallee führte früher zu dem verblichenen Schlosse. Der Wanderer oder Geschichtsfreund, der das Grab der Ruine Scharffeneck suchen geht, — er findet es nicht mehr. Die „dankbare" Nachwelt hat es längst versenkt ins Meer der Vergessenheit. — — —



Feuerspruch zur Sonnwend 1915.

Von Hugo Vogt.

Zu häupten Himmel nur und Sterne,
So schalten wir nach Väterbrauch
Und ehren so die alten Sitten:
Aus Holz und Harz glimm' Glut und Rauch.

Zu uns, den Enkeln, Heil und Grüße
Trägt in geweihter Juninacht
Aus grauer Vorzeit grauen Tagen
Des Flammenstoßes rote Pracht

Und mahnt: „Hebt Herzen hoch und Hände,
„Denn prasselnd soll der Flammen Gier,
„Was fremd und halb an Euch, verzehren,
„Soll deutsch Euch brennen, für und für."

„Streut welsche Tücke, Keltenhochmut,
„Mongolenhohn und Lügenbrut,
„Daß alle die zu Moder werden
„In ernster Sonnwend heil'ge Glut."

„Denn froh wißt Ihr beim Flammenknistern,
„Daß Deutschland wieder Wunder schafft,
„Daß heute zwingt der Feinde Drängen
„Noch deutscher Sturm, noch deutsche Kraft."

Und nun hebt Herzen hoch und Hände,
Wenn jubelnd steigt zum Sternenzelt
Das Trutzlied: „Deutschland über Alles,
Ja, über Alles in der Welt."



Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

I.



er Geisterseher. Ein gewaltiger Sieg an den masurischen Seen — die Verfolgung nach der neuntägigen Winterschlacht beendet! Über 100 000 unverwundete Gefangene — sieben Generäle darunter; — über 150 Geschütze — unübersehbares Kriegsmaterial erbeutet! Die Jugend jubelt unter meinen Fenstern, — die Fahnen steigen an den Masten, — die Glocken läuten! — Wie würde mein Geisterseher mitgejubelt haben! Oder schaut er vielleicht aus der Wolkenhöhe herunter, und in seinem leuchtenden Auge blitzt eine Träne des Stolzes und der Freude?

Er hat keine Zeit erlebt wie die unsere, da der unüberwindliche Ar des geeinten Volkes mit wuchtendem Flügelschlag zur Sonne strebt und die Erde überschattet. Das Schicksal warf ihn in die Zeit, da das geliebte Vaterland aus allen Fugen ging und der Eisenschritt des Korsen durch ganz Europa klang. Er sah, wie sich mit Fürsten und Völkern auch die Könige unter den Geistern vor dem brausenden Wehen dieses unbegreiflichen Genius beugten und vor den Schlünden seiner Kanonen und dem Marschschritt seiner sieggewohnten Regimenter dem zitterndem Volke zuriefen: „Der Mann ist Euch zu groß!" — Er aber zitterte nicht und beugte sich nicht vor unbegriffener Größe; — sein Haupt blieb klar, sein Herz blieb treu. Er wußte, daß aus der Tränensaat eine herrliche Ernte erscheinen müsse. Aus den tiefen, erdrückenden Nebeln der Gegenwart sah er schon leuchtende Strahlen der Zukunft hindurchbrechen. Er kannte die Kraft seines Volkes, er fühlte die Schmerzen und auch die Hoffnungen der Millionen im eigenen Herzen; er sah unter dem blutgetränkten Boden der deutschen Schlachtfelder die mächtigen Wurzeln des Baums der deutschen Freiheit vom Safte schwellen; und seine rauschende Blätterkrone sah sein Seherauge schon im goldenen Morgenlichte der Zukunft leuchten. Er ward zum Propheten, — nicht weil ihm ein phantastischer Sinn vom Boden der Wirklichkeit aufhob und mit unsicheren Flügeln irrend zu den Sternen trug, — sondern gerade weil er am meisten von allen Genien seiner Zeit mitten in Zeit und Wirklichkeit lebte, am heißesten für sein Volk empfand und am klarsten die wahren Tiefen seiner Geistes- und

Seelenkraft ergründet hatte. Er sieht im Geiste voraus, daß Deutschland „das Urgebirge der künftigen europäischen Bildungs-Gang-Gebirge sein und seine Musenberge immer weiter und höher ziehen und am Ende die Erde mit Gipfeln umgeben und befruchten werde." Und wenn einmal auf Erden eine Universalmonarchie gegründt werden sollte, obwohl es höchstens einmal eine solche des Rechtes und der Vernunft geben möge, — so könnte man allen Völkern nur wünschen, daß außer unserm Herrgott der Weltmonarch ein Deutscher wäre, „denn die Allseitigkeit, der Weltsinn und der Kosmopolitismus der Deutschen fände auf dem höchsten Throne gerade die rechte Stelle!"

Sein Prophetentum ist darum keine Reise ins Blaue hinein, kein Phantasieren ohne Grund und Boden; — es liegt vielmehr tief begründet in der Erkenntnis der leitenden Ideen in der Geschichte. Sie sind erkennbar, denn sie haben vor unserer Zeit gewirkt im Entwicklungsgang des Volkes, sie werden weiter wirken in allen Zeiten, — sie sind an sich zeitlos und ewig, sie bestimmen das Wachsen und Welken der Völker wie Naturgesetze das Werden und Vergehen rings im Weltenall! „Euch aber sollen Ideen statt der Jahre dienen, und Gott sei die Ewigkeit. Dann fürchtet, wenn Ihr könnt! — Jedes Volk vergeht wie ein faulender Schwamm zerfließend, wenn es keinen Mut mehr hat; ohne Hoffnung aber gibt es keinen, und wie die Hoffnung dem Körper, so ist sie auch dem Staatskörper gesund. — Schafft und hofft! Euch helfen und bleiben Gott und Tod!" —

Der so gesprochen, war einst von der Mitwelt gekannt, geliebt, gefeiert, fast in den Himmel gehoben; — man schwankte, ob man ihm oder Goethe den höchsten Preis unter Deutschlands Dichtern zuerkennen sollte. Heute ist er vergessen; und doch hat ein Dichter an seinem offenen Grabe gesagt, daß das Auge des Jahrhunderts sich erst schließen müsse, bis seine königliche Größe erkannt und sein schleichendes Volk ihm nachkommen werde, doch war er in der größten Zeit des deutschen Geisteslebens ein wahrhaft moderner Dichter, doch ist er einer der tiefsten Künder und Kenner der deutschen Volksseele, der glühendste Patriot unter unseren großen literarischen Genien — Jean Paul, der Einsiedler von Bayreuth!

Es hat wenige deutsche Dichter gegeben, deren Reichtum an Herz und Geist so groß wie der seine gewesen ist. Aber dieser Überreichtum an Schätzen und echtem Gold, der bei Goethe wie das Erbe eines alten reichen Geschlechtes wohlgeordnet und trefflich aufgestellt zu finden ist, ist oft bei ihm noch ungemünzt und unverarbeitet; ungefaßte Edelsteine und Kleinodien liegen zwischen Barren von Gold und Silber. Darum hat man, wie schon ein zeitgenössischer Dichter erkannte, seine Fülle Überladung, seine Freigebigkeit Verschwendung gescholten. „Weil er soviel Gold besaß als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank." Er wußte nicht wie der Sprößling eines alten reichen Geschlechtes im Genusse seiner Güterfülle mäßig und ruhig zu bleiben, sondern wie der Arme, dem Gottes Güte plötzlich einen ungeahnten Segen in sein schlichtes Häuslein schickt, kann er sich in dem berauschenden Genuß all des Wunderbaren kaum selber zurecht finden und teilt

mit übervollen Händen aus. Sein ganzes Leben lang denkt er darum gerade in dem Bewußtsein seines inneren Reichtums derer, die des Reichtums im Leben, im Herzen und im Geiste am meisten bedürfen. Auch äußere Armut hat er in den furchtbar schweren Jugendjahren in ihrer bittersten und niederdrückendsten Form bis zum Hunger und zur Verzweiflung ertragen. Darum kann er wie kein anderer mit allen Elenden, Bedürftigen, von Kummer und Not Verzehrten fühlen; darum ist sein Blick so offen für die Wirklichkeit und Gegenwart, darum ist ihm das Kleinste wichtig und interessant, darum erlebt er ganz die Nöte der Zeit mit und widmet auch sein tätiges Leben der Hilfe in Not und dem Troste im Elend.

Allen Mitmenschen möchte er ein helfender und tröstender Freund sein und bedauert es nur, daß der Kreis der Menschen um ihn so klein und die Jahre des Lebens so kurz seien, in denen werktätige Liebe walten kann. Da findet er ein Mittel, dem abzuhelfen: es geht ihm die wahre Erkenntnis vom eigentlichen Berufe des Schriftstellers auf: „Und eben dieses, daß die Hand eines Menschen über so wenige Jahre hinausreicht, und daß sie so wenige gute Hände erfassen kann, das muß ihn entschuldigen, wenn er ein Buch macht: seine Stimme reicht weiter als seine Hand, sein enger Kreis der Liebe zerfließet in weitere Zirkel; und wenn er selbst nicht mehr ist, so wehen seine nachtönenden Gedanken in dem papierenen Laube noch fort und spielen wie andere zerstiebende Träume durch ihr Geflüster und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine schwere Stunde hinweg. — Dieses ist auch mein Wunsch, aber nicht meine Hoffnung. Wenn es aber eine schöne, weiche Seele gibt, die so voll ihres Innern, ihrer Erinnerungen und Phantasien ist, daß sie sogar bei meinen schwachen überschwillt, — wenn sie sich und ein volles Auge, das sie nicht bezwingen kann, in meinen Geschichten verbirgt, weil sie darin ihre eigenen, ihre verschwundenen Freunde, ihre vorübergegangenen Tage und ihre versiegten Tränen wiederfindet: o dann, geliebte Seele, habe ich an dich gedacht, ob ich gleich dich nicht kannte, und ich bin dein Freund, wiewohl nicht dein Bekannter gewesen."

Möchte doch aus des Dichters und Menschenfreundes tiefem Herzenswunsch nunmehr nach hundert Jahren seines Erdenwallens auch eine Hoffnung werden! Er hat wahrhaftig diesen furchtbar schweren Zeiten, in denen Millionen deutscher Herzen eines treuen Trostes bedürfen, ein Vermächtnis hinterlassen, so echt, so wahr, so reich, daß es Tausenden eine reine Stunde der Freude, der Aufrichtung, der Erhebung und der Hoffnung gewähren kann. Er vermag das Glück und die Schmerzen unserer Zeit so ergreifend zu erkennen und zu verkünden, als ob er mitten unter uns lebte, mit uns jubelte und mit uns weinte.

Vor allem aber eins: selten hat ein deutscher Dichter das tiefste und geheimnisvollste Problem des Menschendaseins so oft und innig durchgedacht, in all seinem Grauen und all seiner Hoffnung mitgefühlt und voll des wundersamen Trostes dargestellt als er: den Tod. Und gerade der Tod im herrlichen, hoffnungsreichen Blütenalter der Jugend, wie er jetzt seine entsetzliche Ernte hält, und der tiefste Schmerz des Menschenlebens, der Schmerz der Mütter, Väter, Frauen,

Bräute und Kinder um die Entrissenen, — gerade diese furchtbaren Regenten der Seelenwelt in unseren Tagen sind immer wiederkehrende Gestalten seiner Poesie, und tiefe und schöne Worte des Trostes kommen von seinen Lippen.

Hört es, ihr abertausend Herzen, die heute in allen Tälern der Heimat um ein geliebtes junges Menschenleben trauern, die das Liebste und Beste, das sie hatten, hinopfern mußten auf dem Altare des Vaterlandes, die sich kaum zu fassen vermögen in allzu wehem Schmerz; — und sagt mir, ob die Worte dieses Mannes aus dem eisernen Jahre 1813 nicht gleichen Trost in eure Seelen gießen als euren Voreltern, die damals das Letzte opfern mußten für Deutschlands Freiheit wie ihr heute für Deutschlands Größe!

„Auf den Lenzauen des Lebens wäre Sterben nicht schön und nicht leicht? Ich tadle hier keinen Schmerz der verwaisten Eltern, denen ihre ermatteten, veralterten Ideale zum zweiten Male in den frischen ihrer davonziehenden Söhne untergehen, und die gleichsam zweimal veralten, weil ihnen ihre Verjüngung abstirbt, — ich tadle keine einzige Träne, womit sie sich selber beweinen um ihre langen, schweren Mühen für eine plötzlich abgewehte Lenzblüte ohne herbstliche Fruchtnachlese. Kein Schmerz der Liebe ist zu verdammen, am wenigsten elterlicher; ich mache ihm auch nicht den Vorwurf — so wahr er ist —: Du willst über den Untergang einer Jugendblüte als über Neues trauern und siehst nicht umher, daß seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling stirbt; sondern ich frage nun wieder: ist es nicht schöner, wenn der Tod als wenn das Leben die Antlitzrosen bleicht? Ist es nicht schön, zu sterben in solchem Alter, wo der Jüngling nur aus dem inneren Lande der Ideale überfliegt in ein höheres Land der Ideale, — wo er in dasselbe nur die hellen Morgenträume und frischen Morgenstunden des ersten Lebens mitbringt und ihm eine mildere Sonne aufgeht als die schwüle des irdischen Arbeitstags, — wo er, nur kurze Jugend gegen lange vertauschend, sich nicht erst von einem verbluteten, jahrelang im Verbande getragenen Leben zu erholen braucht, — und wo ihm, wenn manche in vielen Lebenstagen wie in kalten, düsteren, bangen, gewundenen Katakomben nach Ausgang umherkriechen, plötzlich der Todesengel den Felsen wegsprengt, der die Auferstehung verhinderte? — Und ein solches Sterben wäre nicht das schönste?

Ich sage: nein! Denn es gibt im Blütenalter noch einen schönern Tod, — den des Jünglings auf dem Schlachtfelde! — —

O, ihr tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Tränen wieder entstürzen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edlen, feurigen, schuldlosen Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren an anderen toten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Tränen wieder, aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfenden nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und

Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübnis eines Sterbenden stürzt er in den Schlachttod wie in eine Sonne, mit einem kecken Herzen, das Höllen ertragen will, — von hohen Hoffnungen umflattert, — vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen, — im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland, — fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tode, und die rauschenden Todeskatarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen, — alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzt zu groß für einen großen, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne, seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne, so weint sie, aber es seien nur Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja, über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Tränen tragen als die Freuden der Geistersiege entbehren will. — Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern! Ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert; denn ihr habt in der kälteren Lebensjahreszeit ein geliebteres Herz als euch das eurige war, hingegeben und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereut; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort!" — — —





Kleine Beiträge zur Volkskunde.

III. Pflanzen als Vorzeichen für den Ertrag der Ernte und die Gestaltung der Witterung.

Donat Luger, Duttenbrunn, Bez. Karlstadt a. M.

1. Findet man im Frühjahr eine „Hilge" (Lilie) mit s i e b e n (Kronen)=Blättern, so wird der Weizen in dem Jahr nicht gedeihen, er wird größtenteils den „Brand" bekommen und die Körnchen werden runzelig sein.

2. Wenn's am Cyriakustag im März donnert, wird die Kornernte gut werden. Das Stroh wird lang, die Körner werden lang und dick sein.

3. Oft findet man im Garten oder auf dem Mist kleine hinfällige Schwämme. Bleiben diese Schwämme über sechs Stunden lang stehen, dann ist sicher, daß sich am 3. Tag darauf das Wetter ändert, aber nicht lang anhält. Bleiben die kleinen Schwämme länger als einen Tag stehen, dann ändert sich das Wetter ebenfalls, wird aber bald andauernd schön sein. Vergehen die Pilze aber bereits nach wenigen Stunden, so folgt schlechtes, regnerisches Wetter.

4. Wenn man am 23. April, am Georgitag schon blühende Dosten findet, dann wird der Winzer volle, saftige Trauben ernten; es wird ein Weinjahr geben.

5. Wenn's an „Medordi" (im Juni) noch die Veilchen blühen, werden Korn und Gerste „verkehlen" (den Brand bekommen), das Grummet wird gering ausfallen.

6. Wenn an Lerdegar (2. Okt.) kein Laub mehr an den Bäumen hängt, wird das nächste Jahr ein fruchtbares werden: Das Getreide wird geraten, die Bäume werden reichlich Obst tragen, die Weintrauben werden süß und saftreich sein.

7. „Ursula muß das Kraut herein, sonst schreiten Simon und Juda drein."

8. Wenn die Eichen im Februar stauben (Blütenstaub!), gibt's einen gewitterreichen Sommer mit viel Regen und Hagel.

9. Viel Gewitter sind auch zu erwarten, wenn schon im April (?) das „Harthäd" (Johannis=kraut) blüht.

10. Wenn auch die Kornrade als lästiges Unkraut vom Landmann bezeichnet wird – ein Verschen heißt: „Radel – kei' Tadel." Das sagt der Landmann aber nur dann, wenn die Rade im Korn ist; denn sie gibt auch Mehl. Und es ist ihm (dem Bauern) sogar nicht recht, wenn in einem Korn= oder Weizenacker gar keine „Radel" zu sehen ist. Er sagt:

Lauter Korn
Tut nicht recht gärn."

Beim Brotbacken nämlich. Und wenn gar keine Radel beim Korn war, dann tut er eine Hand voll Kümmel ins Mehl und sagt:

„Ersetz die Radel;
Daß kriegt das Brod ken Tadel."

Bäcker, Landmann meint nun, jetzt bekäme das Brot keinen Schimmel.

11. Oft findet man schon im April Maiglöckchen. Wenn der Bauer welche sieht, vor Georgi, die innen drei rote Streifen in der Blütenkrone haben, so wird ihm Angst für die kommende Ernte. Denn diese Maiglöckchen deuten darauf hin, daß die Ernte viele unnötige Arbeiten macht, aber

ihm gar keinen Nutzen bringt, vielleicht sogar nur Schaden. Es kann eine Teurung eintreten oder sonst ein allgemeines Anliegen die Leute befallen.

(Viele Leute wollen auch heuer vor Georgi solche Maiglöckchen gesehen haben und sehen den Krieg als eine Folge (!!) davon an).

Die Ackerwinde als Wetterprophetin. Für jede Woche im Herbste kann man mittels der Winde das Wetter vorhersagen. Die Winde muß mindestens drei Blüten haben. Man nimmt eine solche Pflanze aus dem Boden, steckt sie in einen Blumentopf mit schwarzer Erde. Um sie herum kommt ein Kranz von Hollerbeeren und ein Zettelchen mit der Aufschrift: Itum, Otum, Utem. Den Topf stelle man ins Freie unter einen Kastanienbaum. Drei Tage muß er so stehen bleiben, natürlich ungesehen und unberührt. Am 4. Tag um die 4. Stunde muß er geholt werden und ins Zimmer kommen, wo er bis Mittag um 12 Uhr stehen bleibt. Nach dem Läuten muß die Pflanze abgeschert werden. Ist sie gelblich, vielleicht schon fast dürr geworden, so gibt es in den kommenden 8 Tagen feuchtes Wetter. Ist nur der obere Teil gelb, so wird am Anfang der Woche feuchtes Wetter zu erwarten sein. Sind nur die Blätter welk, aber noch grün, so ändert sich das Wetter am Anfang der Woche. Ist die ganze Pflanze noch grün, so wird eine schöne, trockene Witterung zu erwarten sein. — Sind die auf den Boden gelegten Hollerbeeren noch alle da, so wird es sehr viel regnen in der kommenden Woche. Fehlen aber einige, so ist schönes Wetter in Aussicht. Sind aber gar keine Beeren mehr da, so ist die ganze Prophezeiung falsch oder wenigstens ist die Sicherheit auf das genaue Eintreffen der Prophezeiung ungewiß.

Viele Leute nehmen anstatt der Hollerbeeren auch Wacholderbeeren.

Das Zettelchen mit der genannten Aufschrift muß verbrannt werden; es darf zu keinem Zweck mehr benutzt werden. Auch soll man die Topferde mit der Pflanze womöglich wegschaffen, am besten vergraben.

Um die günstigste Zeit zum Kornsäen zu erraten. Abends nach dem Aveläuten nimmt man von Bartholomä (im August) an drei frische Kamillenblüten und steckt sie mit dem kleinen Stiele in einen mit feuchter Lehmerde gefüllten Blumentof. Diesen stellt man bei Nacht in den Garten auf das Blumenbeet und achte darauf, daß in der Nähe Wermut sich befindet. Den Blumentopf begieße man mit einigen Tropfen Weihwasser und lasse ihn über Nacht stehen. Morgens, bevor die Sonne aufgegangen ist, gehe man barfuß in den Garten und schaue, ob die Kamillen noch riechen; es wird dies aber nicht mehr der Fall sein. Jetzt sieh, ob alle Blütenblättchen, die tags zuvor abwärts gebogen waren, nun gleich in die Höhe stehen. Trifft das ebenfalls zu, dann nimm die 3 Blüten heraus und vernichte sie im Feuer. Die Lehmerde menge unter das Saatkorn. Du kannst in 9—10 Tagen das Kornsäen beginnen. Das Getreide wird den Winter gut überdauern, wird nicht von einer Krankheit befallen und eine gute Ernte versprechen.



Büchertisch.

„Aus dem Posener Lande". Monatsblätter für Heimatkunde, Dichtung, Kunst, und Wissenschaft des deutschen Ostens. 1915, 10. Jahrgang. Juliheft. Mit zahlreichen Kunstdruck-Abbildungen und Text-Illustrationen Mk. 1.—. Vierteljährlich bezogen (3 Hefte) nur 2 Mark. Oskar Eulitz Verlag, Lissa i. P.

Es bereitet einem immer einen besonderen Genuß, in den Heften der mit feinem Verständnis geleiteten Monatsschrift „Aus dem Posener Lande" blättern und sich in ihren abwechslungsreichen

Inhalt vertiefen zu können. Auch das vorliegende Juliheft, mit dem zugleich das III. Quartal des 10. Jahrgangs beginnt, gibt wiederum Zeugnis von dem anerkennenswerten Bestreben der Schriftleitung, diese beliebte Monatsschrift in künstlerischer, literarischer und heimatkundlicher Beziehung immer weiter auszubauen und möglichst recht vielseitig zu gestalten. Was die Zeitschrift „Aus dem Posener Lande" für den niedrigen Preis von Mk. 2.– alles bietet, ist bewunderungswürdig. Die Fülle des Inhalts des Juliheftes soll den Beweis dafür antreten: Eröffnet wird das Heft mit einem Nachruf und Lebensabriß des auf dem Felde der Ehre in Kurland vor kurzem gefallenen Posener Professors Dr. Hugo Moritz mit Beigabe eines wohlgelungenen Brustbildes des Gefallenen in Kunstdruck. Es folgen dann folgende höchst interessante Beiträge: Die dreitägige Schlacht von Warschau (28.–30. Juli 1656) Eine zeitgemäße Erinnerung. Die Weidenindustrie der Stadt Tirschtiegel (mit 7 Kunstdruck-Abbildungen). Gastrophilus nasalis. Vor einem Jahre (Aus einem Posener Grenzort). Der Ausbau der Bilderausstellungen auf dem Lande. Auf der Wacht (Gedicht). Vor hundert Jahren im Posener Lande. Schicksal (Eine Episode aus der Belagerung von Antwerpen). Aus der Lade der Brauerzunft in Margonin. Soldatengräber im Feindesland. Kleinere Mitteilungen. Bücherschau. Ferner enthält die der Monatszeitschrift beigegebene Beilage „Dies und Das aus dem Posener Lande" u. a. eine der neuesten Aufnahmen Generalfeldmarschalls von Hindenburg und interessante Abbildungen der unter dem Oberbefehl Hindenburg eingenommenen und jetzt unter deutscher Verwaltung stehenden russisch-polnischen Stadt Lowicz.

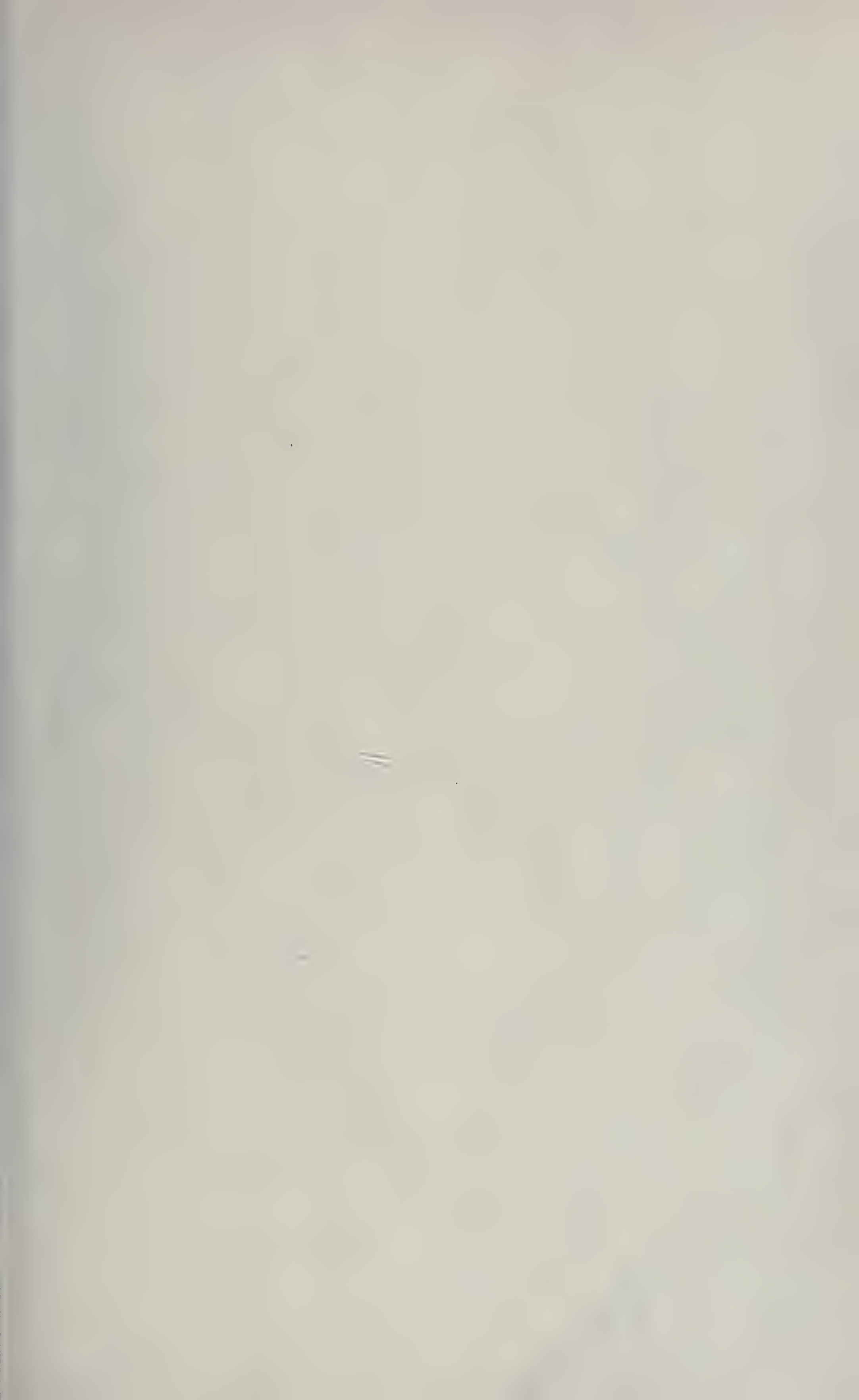
Da das Juliheft der Monatszeitschrift „Aus dem Posener Lande" das erste Heft des III. Quartals ist, bietet sich jetzt die günstigste Gelegenheit zum Vierteljahrsbezug. Der Vierteljahrspreis beträgt nur Mk. 2.–. Einzeln bezogen kostet das Heft Mk. 1.–. Alle Buchhandlungen, Postanstalten oder auch der Verlag Oskar Eulitz Lissa i. P. nehmen Bestellungen entgegen.

Niederbayerische Monatsschrift. Verlag A. Waldbauer, Passau. 4. Jahrgang.

Die bisher erschienenen Hefte des 4. Jahrganges der Niederbayerischen Monatsschrift weisen ganz besonders schönen Bilderschmuck auf, dazu wie auch früher Texte hervorragender Mitarbeiter. Zunächst erwähnen wir den Artikel Dr. Karlingers über: „Niederbayerische Städtebilder mit 29 teils ganzseitigen Landschafts- und Straßenbildern aus dem behandelten Gebiet". – Aus der Kulturgeschichte erfahren wir von der „Besoldung niederbayerischer Volksschullehrer bis zum Jahre 1832"; „die billige Sühne eines Mordes im Jahre 1530." Die Siedlungsgeschichte berrühren: „Wege des Christentums im Rottachgau", sowie eine Abhandlung über Valentia und Artobriga a. D. „Passauer Glasmalerei" und die Artikel über „Zwei beachtenswerte Deggendorfer Altäre" werden den Kunstfreund ergötzen. Von Oberstleutnant K. Müller beginnt: „Schilderungen über die kriegerischen Ereignisse in und um Passau in den Jahren 1809/10, die sicherlich gerade jetzt allgemein interessieren werden und wissenschaftlichen Wert haben, da sie auf Grund von Archivstudien in Wien und Paris abgefaßt sind. Wir empfehlen die Niederbayerische Monatsschrift j e d e m unserer Leser.



Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** – Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 8, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 8. Heftes:

1915
2. Jahrg.

August
Heft 8



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

II.



Erfüllte Weissagungen. So rein die Empfindungen unseres Dichters für alles menschliche Leid, so erhaben seine Gedanken über die tiefsten Fragen des Seelenlebens sind, so klar und scharf ist sein Auge für die bewegten Verhältnisse seiner Zeit, und mit wahrhaft hellseherischem Blick vermag er die Schicksalsfragen des deutschen Volkes zu beurteilen. Zwei merkwürdige Beispiele dafür finden sich in seinen Schriften aus den Jahren, als Napoleons Stern nach dem furchtbaren Entsetzen des russischen Feldzuges zu erbleichen begann. Er liebte es, in der Sylvesternacht Betrachtungen über das Schicksal des kommenden Jahres anzustellen, die er gern in die Form eines Traumes oder einer Vision kleidete. Denn nichts kommt ihm besonders in ernsten, schweren Zeiten unwürdiger vor, als die Sterbenacht des alten und die Geburtsnacht des neuen Jahres durch ein zerstreuendes Lustgetümmel und durch das eitle Flittergold höflicher Wunschgaukeleien zu entweihen. In die Einsamkeit soll sich der Mensch in dieser Nacht besonders in Kriegszeiten zurückziehen und den furchtbaren Gang der Zeit bedenken. Nicht ängstlich soll er aber an den Sturm des Weltgeschehens denken, sondern in rechter und tapferer Gesinnung sich freuen, in einer folgenreichen Zeit zu leben und mithelfen zu können durch Handeln oder Leiden. Nicht nach seinen eigenen Wunden soll er die Zukunft beurteilen, denn wenn die Erde bebt und die Geschicke der Völker entschieden werden, kann der Ölbaum des Friedens seine Wurzeln nicht in einem kleinen Garten, sondern nur auf dem ganzen Erdball schlagen. Aber über alle Flutungen der Erde schaut die Zukunft vom Himmel mit Millionen

von Sonnenaugen herab, und wer sich sinnend in den geheimnisvollen Glanz der Sternenwelt verliert, dem ist es, als dränge die Außenwelt in die halb offene Innenwelt ein und spiegele sich verschleiert in ihr wieder. Da erscheint denn dem Dichter in der ersten Nacht des schicksalschweren Jahres 1813 ein wundersamer Traum: die Sternbilder treten in sichtbarer Gestalt aus dem finsterblauen Himmel hervor, und Mars, der Stern des Krieges, leuchtet als Gebieter der kommenden Tage, aber das Bild des Herkules erscheint von Morgen und seine Sterne werden zu Riesen. Mächtig klingt seine Stimme mit den Sphärentönen des Himmels zusammen und ruft die Söhne der Erde auf zum Kampf gegen die donnernden Wetterwolken der Zeit. Ein Sternbild nach dem andern geht auf, und alle sprechen sie in tiefsinnigen Worten von Hoffnung und Segen für die Zukunft. So groß das drohende Weltschicksal sich aufbäumt: es wird den Unverzagten so wenig erschlagen wie die haushohen Wellen des Meeres den Beobachter am Ufer. Wohl ist das kommende Jahr noch verhüllt mit einer geheimnisvollen Decke, aber „wer zweifelt, verzweifelt; Angst verkündigt den gezückten Donnerschlag über dem Haupte. Wer hofft, hat schon gesiegt und siegt weiter.“ — Eine Weile verfinstert sich dann der Himmel völlig, und nur der Kriegsstern leuchtet zornrot weiter. Bald aber ist es, als drehe sich der Mond und zeige seine erdabgewandte, niegeschaute Hälfte. Diese aber blüht und glänzt wie eine herrliche Frühlings- und Friedenswelt, in der die Freuden weinen, weil sie zu groß, und die Schmerzen lächeln, weil sie zu klein sind. Herkules tritt als Sieger und König mit dem überwundenen Kriegsstern auf der Brust hervor, ein Morgenrot glüht auf am Rande des Mondes, ein zweites am Rande der Erde, die Sonne strahlt zwischen beiden auf, die Decke über der Zukunft des Jahres zerreißt; — und voll seliger Hoffnung sieht der Dichter in die kommende Zeit hinein. „Der Himmel gab mir, wie durch Zeichen schönere Auslegungen der Erde, und ich wunderte mich, daß die Menschen so leicht die Hoffnung vergessen und die unsichtbare Seite des Mondes und Gott.“

Das große Befreiungsjahr 1813 brach an, und des Dichters Traum ward herrlich erfüllt! —

Ein anderes Traumgesicht von viel dunkleren Farben erscheint in der weihevollen Nacht des 18. Oktobers 1814, als zum ersten Male auf Deutschlands Bergen die Freudenfeuer der Erinnerung an die Leipziger Schlacht entzündet wurden. Ein edler, deutscher Jüngling, der als Student für die Befreiung des Vaterlandes die Waffen ergriffen und auf allen Schlachtfeldern von Großgörschen bis Paris geblutet hatte, weil jede Narbe ihn zu neuen Wunden trieb, war schwerverwundet heimgekehrt, nachdem der große Korse nach Elba verbannt war. Eine herrliche, mitfühlende Geliebte war die Seine geworden, und am Abend des 18. Oktober steigt er mühsam mit ihr auf einen Hügel vor seiner Vaterstadt. Er lebt in einem deutschen Kleinstaat, dessen armselige Regierung noch immer in erbärmlicher Furcht vor zu freien Regungen des Volksgeistes jede Feier für den ersten Jahrestag der Völkerschlacht verboten hat. So will er denn wenigstens auf den Bergen der Nachbarländer die Flammen der Freiheit lodern sehen. Die

Geliebte bittet den Ermüdeten, beim Schimmer der untergehenden Sonne unter einer schattenden Fichte auf weicher Moosbank sich einem erquickenden Schlummer hinzugeben, sie will ihn dann zur rechten Stunde erwecken und ihm den leuchtenden Kreis der Feuer auf den Bergen mit einem Male zeigen. Kaum ist der junge Krieger eingeschlummert, da erfaßt ihn ein Traum voll Schauder und Entsetzen: der böse Genius der Zeit hatte sich von der Kette, an die er in Elba gefesselt lag, losgerissen und stand wieder mitten in Deutschland voll grimmer Zorneswut. Fürsten fesselte er wieder wie einst, und die Völker trieb er erbarmungslos wieder vor sich her in's Verderben. Lachend und spottend ergriffen die Franzosen wieder Besitz von deutschen Städten und Ländern, das traurige Gesindel der Schmeichler, Spione und Vaterlandsverräter kam wieder aus allen Höhlen hervor. Da sieht er die alten Waffengefährten und ruft ihnen zu: „Wo ist Hilfe, wenn Deutschland verloren ist?" „Droben!" ruft einer. — und siehe, da sieht er seltsame Luftschiffe ziehen, und es gelingt ihm wunderbarer Weise in eines von ihnen zu gelangen, sodaß er das Vaterland wie in Kometenhelle unter sich ausgebreitet sieht. Das ganze Elend der Franzosenherrschaft entfaltet sich da wieder vor seinem Auge; und verschleiert wie ein Gespenst sitzt der Kaiser des Grauens aus Elba im offenen Tempel auf dem Throne, und deutsche Fürsten und Völker kommen huldigend zu seiner Krönung gezogen. Plötzlich erscheinen geisterhaft neben ihm die Gesichter der alten Peiniger von Hamburg und Bremen in den Wolken und rufen ihm hohnlachend zu, jetzt werde der große Kaiser die Milde fahren lassen, und alle Leiden und Schmerzen sollten sich auf Deutschlands Städte ergießen. — Da brüllen Löwen in einem Käfig unten im Tal; er erwacht und hält das Löwengebrüll noch für fernen Kanonendonner und die unterdessen entflammten Feuer auf den Bergen für die Zackenkrone eines Riesengeistes und Höllengottes, die er an die Oberfläche hebt; aber sanft löst die Geliebte die Bande des Traumes von seinen Sinnen, er erkennt in tiefstem Glücksgefühl die herrliche Gegenwart, nur die Narbe des Traumes schmerzt ihn noch ein wenig. „In dieser Nacht, sagte die Geliebte, ist ja Deutschland ein einziger Tempel voll Altäre und Altarlichter, — in dieser Nacht weinen ja alle Deutschen nur vor Freude, und auf allen Bergen wird gebetet. Wachst du noch nicht?"

Jetzo kniete er nieder, um in den Heiligenschein des deutschen Volkes mit Andacht zu schauen, und hob mit seinen Händen zugleich die Hände der Geliebten zum Beten und Schwören empor, ohne es ihr zu sagen, was er betete und was er schwur; denn ihr Herz schlug und strömte ohnehin in seinem.

Alsdann richtete er sich an ihr auf und sagte: „Ja, Geliebte, diese Feuer werden einmal wie Feuersäulen vor unseren Heeren ziehen, und die neuen Siege sind nun leichter geworden, aber der Traum tut mir noch weh."

Jetzo hörte er aus der Ferne das Posthorn tönen, und die Löwen brüllten, und er sah den wachsenden Mond an der Erde glänzend zwischen den Feuerbergen stehen; — da schlug sein Herz so gesund wie in einer Schlacht, und der ganze Traum war vorüber."

Im Herbst 1814 hat Jean Paul dies Traumbild gezeichnet; — das Jahr 1815 kam, und der böse Genius der Zeit riß sich wirklich von seiner Kette in Elba los. Wohl mochte auch in tapferen deutschen Herzen die bange Sorge aufsteigen, ob die grauenhaften Zeiten der Schmach und Erniedrigung wiederkehren würden. Aber es blieb, Gott Lob, ein düsterer Traum, die Feuersäulen der Leipziger Schlacht leuchteten den Heeren Blüchers voraus, und bei Waterloo brach das letzte Aufgebot der korsischen Gottesgeißel zusammen, ehe es Deutschlands Grenzen erreichte!

Leuchten die Feuersäulen der Leipziger Schlacht nicht auch heute wie flammende Siegesfahnen vor unseren Heeren? Und wie seltsam, daß der träumende Heldenjüngling Luftschiffe hoch am Firmament zur Rettung daherziehen sieht? Eigenartig klingt diese dämmernde, geheimnisvolle Ahnung der spätesten Zukunft zusammen mit einem andern Ausspruch unseres Dichters: Die Franzosen besitzen das Land, die Engländer das Meer, — wir die Luft über beiden!

III.



Luftkrieg. Dieses Interesse Jean Pauls für die Luftschiffahrt ist nicht nur gelegentlich und hat nicht nur den Wert eines Symbols, vielmehr interessierte er sich augenscheinlich für die damals noch völlig problematischen Unternehmungen, obwohl schon früher, als man gemeinhin annimmt, Luftballons auch zu militärischen Aufklärungszwecken benutzt worden sind, zum ersten Mal am 26. Juni 1794 in der Schlacht bei Fleurus. Öfters finden sich bei unserem Dichter längere Ausführungen über die vielbewunderten Fahrten der Mongolfieren; sollte man's aber glauben, daß er schon im Jahre 1801 ein ganzes Buch schrieb, in dem die phantastische Romantik und erhabene Schönheit des Luftreisens ebenso farbensprühend, reich und vielgestaltig zum Ausdruck kommt wie das entsetzliche Grauen einer vernichtenden Katastrophe. Der Held in „des Luftschiffers Giannozzo Seebuch" ist ein kühner Reisender, der vom Leipziger Peterstor aus aufsteigt, um die schönsten deutschen Länder zu bereisen, und auf dem gespenstisch düsteren Brocken eine Weile Rast macht, dann hinunterfährt über den Alpenwall ins blühende und schimmernde Land Italia. Aber er hat auf seiner Reise auch kriegerische Erlebnisse auszustehen. So gelangt er zum Beispiel in den Bereich einer Festung, und sogleich wird die ganze Besatzung alarmiert, um gegen ihn vorzugehen. Er verhandelt mit dem Kommandanten, der ihn durch ein Sprachrohr anruft, durch herabgeworfene Zettel und fürchtet sich vor dem gesamten Geschütz und den emporstarrenden Gewehrläufen nicht, droht vielmehr, die ganze Festung mit dreipfündigen Handgranaten zu beschießen, die er scherzhaft „Wachteln" nennt. Die ganze Szene ist leicht ironisch gehalten, und es kommt schließlich zu keinem Kampfe. Aber kurz vor seinem schrecklichen Ende kommt der kühne Luftschiffer in ein furchtbares kriegerisches Abenteuer hinein: er fährt von den Alpen her auf der Rückfahrt von Italien über das grüne, sonnbeglänzte Schwaben-

land, die Weinberge grüßen, der Neckar glänzt, — alles um ihn ist hell und klar, aber ihn erfassen bange Ahnungen, denn in der letzten Nacht hat er geträumt, ein schwarzer Hahn stehe auf ihm und kratze an seiner blutigen Brust, um sich sein Herz herauszuscharren; sein Wind- und Wetterhörnlein schrie und tönte von selbst dazu und glühte wie von feurigem Atem. Schon sieht er das Straßburger Münster aufragen und den Turm, der ihm wie der ausgestreckte Zeigefinger des Todes vorkommt. Er hört von Ferne Donner rollen und meint, ein Gewitter werde sich um ihn entladen; — aber siehe, es ist Kanonendonner, und in der blutgetränkten Rheinebene wogt die furchtbare Entscheidung des Völkerschicksals. „Der Donner rollt immer lauter und voller heran, und doch stehen die weißen Wettergebirge noch so niedrig am Himmel. — O Teufel, er kommt aus einer Schlacht! — Soldatenhaufen sprengen über Hügel, — Landleute rennen, — ein Dorf brennt als Wachtfeuer, — in einem Garten seh' ich tote Pferde, und ein Kind trägt einen abgerissenen Arm fort.

Nun seh' ich die Ebene und die Rauchklumpen, die die brennende Hölle auftreibt. Wie mich hineingelüstet! Mein Wind läuft gerade über das dunkle, breite Sterbebette der Völker; und da will ich mich in den entzündeten Schwaden senken und mitschäumen wie der elende Mensch. — Ich höre nur die dumpfen Axtschläge, womit der Tod sein Schlachtvieh trifft, aber noch keine Stimme. — Ringsum im Blauen liegen die Gewitter des Himmels ruhig an der Erde und schauen gerüstet zu, bis sie aufstehen und auch in die Schlacht ziehen. — — — O, wie hoch ist seit zwei Minuten der Jammer gewachsen.

Entsetzlich! — — — —

Ein Windstoß warf mich plötzlich mitten über die wolkige Brandstätte voll Waffenglanz; ich riß die Lufthähne auf und vergrub mich in den Dampf, worin nur das Basiliskenauge des Todes seine heißen Silberblicke auf- und zutat. — Ich war nicht nahe und tief genug am Blinken der Bajonette — am Feuerregen des Geschützes — am Blutregen auf der Erde, an den Stimmen der Pein — an der weißen Gestalt des Verblutens. — Nur die sanfte Musik, die Heroldin des Seufzers aus Liebe und der Träne aus Freude mußte unten im Jammer sprechen wie ein Hohn, und die Heerpauke der Kartaunen schlug mit Erdstößen in die weichen, guten Töne, und die Trommelwirbel des kleinen Geschützes gingen fort. — O Gott! — Der Schmerz ging drunten auf und ab und trat unsere Gesichter mit Füßen und begrub den Toten nur unter Sterbende, — mein Herz dröhnte, — da hört' ich das Wiehern der guten, unschuldigen Pferde. — Jetzt wurd' auch ich von der Wut gepackt, — denn ich bin ja auch einer von denen da drunten, — und schleuderte grimmig und gerade alle Geschosse, die ich hatte, auf die ringende, vom Erdbeben eines bösen Geistes zum Kampf-Wahnsinn untereinander geschüttelte Masse. — — Möge ich nur kein unschuldiges Pferd getroffen haben! —

Da hob mich der Gewichtsverlust plötzlich ins hohe Blaue hinauf.

Wie glänzte die Sonne in ihrem stillen Himmel so ruhig und kalt über der schwülen irdischen Hölle, als wären die Kriegsfeuer der Menschen nur kranke,

fliegende Funken vor ihrem großen Auge." — — Eine Weile genießt er nach all diesem Grauen voll Entzücken das sonnbeglänzte Landschaftsbild zu seinen Füßen, vom glitzernden Rhein über die tausend ragenden Alpengipfel bis zu den himmelhohen Gletschern des Mont Blanc. Aber jetzt erhebt sich plötzlich eine neue Schlacht voll grausiger Schönheit und Erhabenheit um ihn, der Kampf der Elemente in der Luft. Ein furchtbares Gewitter türmt sich um ihn auf, und er erkennt, daß er mit dem im Schlachtgewühl beschädigten Luftschiff ihm nicht entrinnen kann, — sein gräßlicher Traum soll Wahrheit werden.

„Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nahe vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir im Osten. — Der Sonnenwagen geht schon tief im Erdenstaube. Wie fliegen die Goldadler der Flammen überall: um die Sonne, um die Eiskuppeln, um den zerknirschten Rhein und um die giftige Wolke, und ruhen mit aufgeschlagenen Flügeln an den grünen Alpen aus. — Ich glaube, ich soll heute sterben; das große Gewitter wird mich fassen. So sterb' ich gern, Verhüllter über mir; vor dem Angesicht der Berge und des gewölbten Blaues weicht gern mein Geist aus der beklemmenden Hülle und fliegt in den weiten, freien Tempel. Ich drücke die sonnenrote Stunde und die gebirgige Welt noch einmal ans brausende Herz, und dann zerbrech es, woran es will!

O, wie schön! Im Morgen rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes, stilles Farbenrad, ein flammiger Ring der Ewigkeit aus Juwelen. — Die warme, sanfte Sonne glimmt nicht weit von den Gewitterzacken. — Noch sonnen die goldgrünen Alpen ihre Brust, und herrlich arbeiten die Lichter und Nächte in den aufeinander geworfenen Welten der Schweiz durcheinander; Städte sind unter Wolken, Gletscher voll Glut, Abgründe voll Dampf, Wälder finster; und Blitze, Abendstrahlen, Schnee, Tropfen, Wolken, Regenbogen bewohnen zugleich den unendlichen Kreis.

Jetzt gähnet ein Wolkenrachen vor der Sonne; noch seh' ich einen Sennhirten mit dem Alphorn, dessen Töne nicht herüberreichen, am purpurnen Abhang unter weißen Rindern, und ein Hirtenknabe trinkt an seiner Ziege den Abendtrank. — Wie lebt Ihr still im Sturme des Seins! — O, die schwarze Wolke frißt an der Sonne! — Das erhabene Land wird ein Kirchhof von Riesengräbern, und nur die weißen, hohen Epitaphien der Gletscher glänzen noch durch. — —

Ich bin geschieden von der Welt, — die unendliche Wetterwolke überdeckt die Schweiz und alles. — Unter dem schwarzen Leichentuch regnet es laut unten auf der Erde. — Es blitzt lange nicht und zögert fürchterlich, — Sterne quellen oben heraus, und mir ist, als schwämmen ihre matten Spiegelbilder als silberne Flocken auf dem düsteren Grund. — Ha, — der Wind kehrt um und treibt mich mitten über die stumme gefüllte Mine, deren Lunte schon glimmt. Wie düster! Ach, unter der Wolke werden noch Bergspitzen im sanften, goldenen Abendscheine stehen.

Kein Blitz, nur Schwüle! – Aber ich merke, die Wolke zieht mich zu sich. Ach! – Jetzt wölbt sich auf einmal zusehends ein zweites Gewitter über mir; beide schlagen dann gegen einander, und eines greift mich, jetzt versteh ich's! –

Bis auf die letzte Schlagminute schreib' ich; vielleicht wird mein Buch nicht zerschmettert.

Nun geraten schon die Enden der Gewitter aneinander und schlagen sich. – Wie höllenschwül! – Oho! – jetzt riß es meinen Charonsnachen in den brauenden Qualm hinab! – Ich sehe nicht mehr. – Was ist das Leben, – die feigen hockenden Menschen drunten singen jetzt gewiß zu Gott, und die Erbärmlichen werden gewiß jeden vermahnen bei meinem Leichnam. – Wie es hinauf und hinab schlägt, – – Himmel, der heutige Tag hat ja mich und mein Herz klar geträumt; er soll auch ganz wahr werden, und ich will jetzt mit meinem Hörnchen mutig ins Wetter blasen wie ihr Mozart drunten im Don Juan, und den Heuchlern auf dem Boden den Anbruch des jüngsten Tages weismachen – –"

Ein schmetternder Schlag! Am Rheinfall zu Schaffhausen fliegt die zerschlitzte Kugel, die Gondel und der kühne Pilot zur Erde. „Sein rechter Arm und sein Mund waren weggerissen, das Horn zum Teil geschmolzen, seine langhängenden Augenbrauen auf den hohen Augenknochen kahl weggebrannt und sein Gesicht sehr zornig verzogen; alles andere aber unversehrt." –

Wer fühlt hier nicht die erhabenen Schauer von Schönheit und Grauen, die übermenschliche Kraft, die fiebernde Gespanntheit und den alles überwindenden majestätischen Todesmut, der in den Herzen unserer Luftpiloten flammen mag, wenn sie vor den schimmernden Schnee- und Gletscherwänden der Alpen über den Feuerschlünden Belforts kreisen und das Völkerringen unter sich wie einen wimmelnden Ameisenhaufen erblicken, oder wenn sie im nächtlichen Höllenspiel der entfesselten Elemente über den stürzenden Wellen des Meeres nach den umpanzerten Häfen des Feindes vorstoßen?





13 Artikel wider Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn.

Von

Dr. Fridolin Solleder, z. Zt. im Felde.



Die Nachwelt steht staunend vor den Werken, die ein Großer geschaffen, die Mitwelt bewundert nicht, sie frohnt und grollt und seufzt unter der Last, die sie für ihren Herrn getragen. Was kümmert's die Knechte, wenn der Eine, der Große, für Ewigkeiten schafft? Was haben sie von ihres Herren Größe und Ruhm, was anders als die Lasten, was anders als ein schweißgetränktes Brot und hartes Lager! Ihre Kinder und Kindeskinder und all die spätgebornen Geschlechter mögen sich selber schaffen, was ihnen über des Lebens Notdurft verlangt, nach all dem schönen Beiwerk des Lebens, das für die Satten ist, für die Herren, nicht aber für die Hungernden, für die Knechte. Wie im Kriege mit dem Blute von Tausenden das Leben und die Zukunft eines Volkes verteidigt und gefestet wird, so im Frieden des Landes Größe und Wohlfahrt durch den Schweiß des gemeinen Mannes. Das trägt er wie ein unabwendbar Verhängnis, unwillig zwar, doch ohnmächtig. Doch gesellt sich zur leiblichen die seelische Not, so trägt er's nie und nimmer.

So stund's unter Fürstbischof Julius von Würzburg. Er war der bedeutendste Bischof und Fürst auf dem Stuhle des heiligen Kilian. Mit eiserner Energie hat er den allenthalben im Hochstift üppig wuchernden Geist des Protestantismus unterdrückt und die Gegenreformation siegreich durchgeführt, mit weitem Blick in seinem Lande in der Julius-Universität, dem Julius-Spital und den vielen kleineren Hospitälern Stätten der Wissenschaft und Wohlfahrtspflege geschaffen, die noch heute, nach mehr als drei Jahrhunderten, das Lob ihres großen Gründers künden. Bischof Julius ging eben daran, die Würzburger Universität zu erbauen, da erhob die Ritterschaft zu Franken in 12 Artikeln beim Fürsten und seinem Domkapitel Beschwerd und Forderung: Er solle die verbrieften Pflichten seiner Vorfahren auf dem bischöflichen Stuhle gegenüber Volk und Adel achten, die geistlichen Räte und Jesuiten abschaffen, Prädikanten und Lutheraner anerkennen, das Zölibat aufheben, nicht fremde Priester ins Land ziehen, vor allem aber die Pracht der Hofhaltung mindern und die großen Bauten unterlassen, damit

das Volk nicht zu sehr beschwert werde. Das fordern gebieterisch die zwölf Artikel der Ritterschaft zu Franken.

Ein unbekannter Widersacher fügte nach der Sitte der Zeit ein Schmähgedicht in Versen an, einen Weckruf an die Kapitelsherren. Er schilt Hochmut den hohen Mut seines Fürsten und Herrn und wirft ihm eitel Prunksucht vor, schmäht sein Geschlecht, die Echter von Mespelbrunn, die nichts für das Stift getan, jetzt sich wie Pfarrer bläen. Es war wohl ein flüchtender Prädikant, der im sicheren Unterschlupf bei einem der neuen Religion zugetanen fränkischen Ritter sein Trutzlied wider Fürstbischof Julius sang. Am 6. Mai um 12 Uhr Nacht fand man die 13 rebellischen Artikel an des Neustätters und Grafen von Schwarzenburg Hofscheuer zu Bergrheinfeld, dem eichstättischen Gartendorf, vor den Toren der Reichsstadt Schweinfurt, angeschlagen. Der Dorfschulmeister Wilhelm Weiß, ein humanistisch gebildeter Mann, hat die 13 Artikel in seinem im Jahre 1574 angelegten Dorfbuch[1]) aufgezeichnet, welche so beredt von der Not des Kleinen im Kampfe wider einen Großen klagen:

„Artikel, auf Petri Catetra dis 81. Jars dem Hochwirdigen fürsten und Herrn, Herrn Julio, Bischoffen zu Würzburg 2c., und einem thumbcapitel durch ein gestrenge Ritterschaft des Landes zu Franken unbeantwort und durch den edlen und erwegten Jorgen von Wansbach, fürstlichen Brandenburgischen Rath zu Onoltzbach, mundlichen furgetragen.

1. Das ihr Fürstl. Gnaden die vertrag, so derselben vorfahren aufgericht, fest halten.

2. Das lehngericht mit täglichen beysitzern aus dem frenckischen adel zu bestellen.

3. Die geistlichen redt gar abzuschaffen; ordtnung geben, das gleiche und rechte bericht Ihrer fürstl. Gnaden furgetragen mocht werden.

4. Die absetzung der lutherischen Diener, an welche stadt bebistische gesetzt worden, ufgehoben werde.

5. Die Jesuzuwider ganz und gar abschaffen.

6. Das die Capell auf dem Marck mit lutterischen predicanten bestellt werden.

7. Das man die evangelischen auch in das geweihte erdrich bestettige moge.

8. Den Pfarrheren auf dem landt weiber zu nemen erlauben.

9. Das die beneficien oder pfründen mit hielendischen und nicht auslendischen besetzt werden sollen.

10. Die Hofhaltung etwas medieren und geringern.

11. Unnutze große gebeu untterwegen lassen, dann ihr Fürstl. Gnaden, wie man vermage, entschlossen, ein Collegium zu bauen und mit Jesubitern zu besetzen.

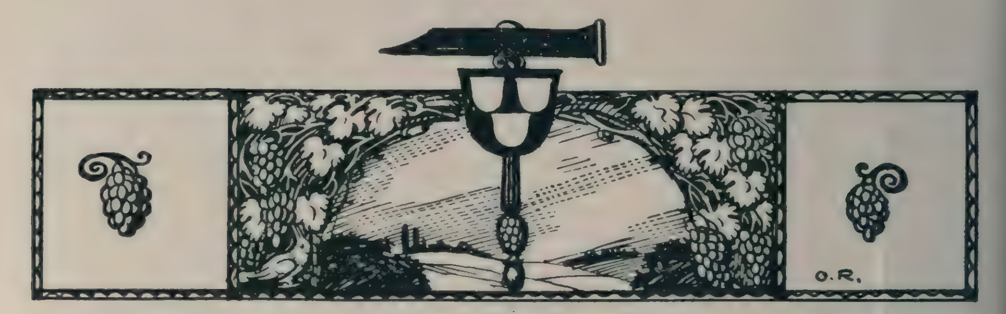
12. Die unterthannen nicht zu hoch zu beschweren.

13. Ihr Herrn des Capitels alzu gleich
wehret euers bischoffs bracht und hochmut, es ist zentt,
viel hat betrogen der stoltz und Hochmudt,
Ich forcht, es thue die leng nicht gutt.
Er thut gleichwohl zu den Sachenn,
Helt euer vihel für schlaraffen,
Ein neu Collegium wil errichten ann,
das vormals auch nicht gutt getan.
Thuts allein im zu ehren, großen namen und schein,
als wer er ein Herr und erb des landts allein.

---

[1]) Archiv des K. Juliusspitals Würzburg, Literalien, Kopialbuch des Dorfes Bergrheinfeld. Fol. 112.

Bauet er dafür das schlos zu gutt,
dem ganzen landt in Krieges not.
Die Echter in diesem landt,
sind zwor nicht vihel erkandt,
dem stiefft in notten nichts gethan,
Jetzt sie, wie die pfarren gann.
Die untterthan auf dem landt,
werden uber die maß hardt betrangt
und ist bei ihnen so not und Klagen,
davon nit genungsam ist zu sagen.
Müßen sich drucken in der religion,
das wurdt fürwahr die leng nicht bestan.
der bischoff will haben nur gelt und gutt
damit er sein bracht bau und sterk sein mut,
solt aber wider ein Schatzung komenn,
so werdt ihr etwas sehen von alten und jungen,
Thuts die leng gut, so siehe ichs gernn,
werdt es ist zeytt, ihr Capitels Herrn."



Ordensbauten in Badisch-Franken.

Von
Zeichenlehrer **F. Landes**-Mosbach (Baden).



In der wirtschaftlichen Geschichte Badens und besonders Badisch-Frankens spielten im (früheren) Mittelalter neben den mächtigen Fürsten und mancherlei bischöflichen Gewalten die geistlichen Ritterorden eine große und wichtige Rolle. Überschaut man die Verpflichtungen, die die Orte und Gemeinwesen, nach dem 13. bis nahezu ins 19. Jahrhundert hinein, auf sich ruhen hatten, so fallen einem bei der großen Zahl der Tribute, Zehnten, Besitztümer, Lehen einige ganz bestimmte, überall wiederkehrende Machtfaktoren ins Auge. Hochstift Mainz, die Bistümer Würzburg und Worms, hie und da gewisse Dynasten, dann aber in Badisch-Franken die geistlichen Ritterorden. Als solche: Templer, Johanniter und Deutschordensritter. Gerade diese Ritterorden besaßen von früher Zeit an abwechselnd eine gewaltige Masse Hoheitsrechte. Rechte, zu deren Verwaltung ein ganzes Heer von Beamten und Bediensteten im ganzen Ordensgebiet ansäßig waren.

Zur Wahrung ihrer Rechte und aus wirtschaftlichen Gründen erwarben oder erbauten sich die Kommenden Baulichkeiten, denen meistens der Charakter ihrer Bestimmung so auffallend anhaftete, daß sich selbst heutigentags noch die von ihnen auf die jetzige Zeit geretteten Bauten ihrer früheren Bestimmung nicht entziehen können. Das Volk hat sich so an den fremdartigen Charakter dieser Bauten gewöhnt, daß es mancherorts jeden andersgearteten Bau naturgemäß sofort in Beziehung zu setzen sucht mit dem oder jenem Orden. Auch auf die heutige Zeit haben sich solche Häuser erhalten und hie und da begegnet man in den Orten des badischen Hinterlandes und des benachbaeten württembergischen Franken solchen alten Zeugen längst vergangener Macht und Herrschaft. (Gundelsheim, Neckarsulm, Mergentheim u. a. O.) Hat so auch der Volksmund die Ebene nördlich von Jagstfeld mit dem Namen: „Die deutsche Ebene" belegt, in Bezugnahme auf die großen Besitzungen des Deutschordens in Gundelsheim.

Die Geschichte der drei Ritterorden in Badisch-Franken, eigentlich noch in keinem Werke gebührend oder erschöpfend behandelt, kann mehr eine Historie fortlaufenden Ineinandergreifens und Einanderabgelöstwerdens bezeichnet werden. Zuerst die Templer, nach deren tragischem Verschwinden von der Bühne der Welt die Johanniter und ihnen gleichzeitig parallel laufend die Deutschordensherren, die jene dann überlebten und ihre letzten Machtbefugnisse im 19. Jahrh. zum Teil allmählich, zum Teil gewaltsam rasch verloren. Drei Zentren sind uns in Franken zur Beurteilung der Bedeutung der Ritterorden bemerkenswert: für den Templerorden Neckaralz — für die Johanniter Wölchingen und für die Deutschordensleute Mergentheim und Schloß Horneck zu Gundelsheim. Wenn nun aber hier nur von dem Gebiet in Badisch-Franken die Rede sein soll, so finden sich in demselben noch einige Überreste jener großen Macht, teils Kultusstätten, teils profane Bauten. Als historisch erwiesene Bauten dürfen folgende gelten: von den Templern das feste Haus in Neckarelz, — in Wölchingen die stattliche Kirche mit den jetzt verschwundenen Niederlassungen und Zweckbauten der Johanniter — dann die Dienstgebäude der Deutschamtleute in Dallau bei Mosbach und in Unterbalbach. Neben diesen jetzt noch mehr oder weniger unverändert gebliebenen Ordensbauten bestehen noch eine Reihe von Gebäuden, die der Volksmund in Beziehung zu den Orden gebracht hat, oder in früheren Jahren daselbst bestanden und verschwunden sind. So in Tauberbischofsheim, Uissigheim, Krautheim, Külsfeld u. e. a. O.

Jedes der drei heute noch vorhandenen Ordensgebäude bietet uns einen ausgesprochenen Typ von Zweckbau. Drei Formen sind hervorzuheben: beim Templerhaus zu Neckarelz die Zweckform eines festen Hauses, alle Räume daselbst unter einem Dach, das Erdgeschoß hoch gewölbt, zum Aufbewahren der Waren und Güter eingerichtet — in Wölchingen eine religiöse Kultusstätte mit der hochschiffigen Kirche als Mittelpunkt — bei den Deutschordensbauten ein Dienstgebäude, meist ein hochragendes, breit und fest hingestelltes Haus mit Staffelgiebel. (Kürnbach u. a. O.) Wohn- und Diensträume sowohl wie Aufbewahrungsräume den Ordensbeamten bietend.

Die Neckarstraße, von jeher ein äußerst wichtiger Verkehrsweg, bot an ihrer Verbreiterung durch den Einfluß der Elz eine sehr günstige Gelegenheit, hier ein Haus zu errichten, das geeignet wäre, ein Aufbewahrungsort und Wohnort für fremde Gewalthaber zu bieten. Der Zeiten Gunst hat uns dieses fremde Bauglied erhalten bis auf unsere Tage, fast unverändert. Trutzig schaut es auch heute noch hinaus ins weite Neckartal, teils eine Kirche, teils ein festes Haus. Eines der interessantesten Baulichkeiten in der ganzen Gegend. Heute noch schreiten wir über die Brücke, die den jetzt freilich verwachsenen Schloßgraben überspannte, dem Hause zu. Ein einziges Baugefüge — alle Räumlichkeiten unter einem Dach. Das ureigene Bild einer nach alter Bautradition erbauten Ordensniederlassung. Das Hauptgeschoß, ein wenig erhöht vom Erdboden, enthält zum größten Teil die jetzige katholische Kirche. Möglich, daß in früheren Zeiten nur der Chor zu gottesdienstlichen Zwecken diente, und der vordere Teil als Aufbewahrungsort benutzt wurde. Die geringe Weite des Triumphbogens und die anders gearteten Fenster deuten darauf hin. Heute alles zu kirchlichen Zwecken restauriert, das Langschiff mit modernen Stationsbildern versehen, der Chor mit seinen ursprünglichen Formen erfreuliche Einzelheiten bietend. Oben als Schlußstein des Polygons ein Christuskopf, am vorderen Stein spätgotisches Laubwerk. Durch eine schmale Wendeltreppe gelangt man in den Oberstock, der durch eine, auf dem Triumphbogen ruhende Querwand in zwei ungleiche Teile geteilt wird. Der größere, vordere Teil ist heute ohne Decke, sodaß also hier der offene Dachstuhl zu sehen ist. Der hintere Teil, durch ein schmales Türchen erreichbar, bietet wiederum eine Überraschung. Dieselbe Überwölbung wie unten im Kirchenchor, nur daß hier die Kämpferlinien der Rippen und Kappen auf dem Boden aufstehen. Es erscheint wohl der Raum dadurch etwas gedrückt, aber wenn man sich die wahrscheinliche Bestimmung desselben als Kapitelsaal der Brüder vor Augen hält, so muß es doch ein schöner, harmonischer Raum gewesen sein, früher mit seinen spitzbogigen Fensternischen, von deren Sitzbänken darinnen man auch heute noch einen entzückenden Blick über das weite Tal genießt. Eigenartige Schlußsteine mit menschlichen Fratzen, in spätgotischen Formen, beschließen die Gewölbegurten. Das Ganze krönt ein heute noch hervorragend gearbeiteter Dachstuhl. In technischer Hinsicht ein interessantes, meisterhaftes Holzwerk, ein durchlaufender First über das ganze Gebäude weg, mit vier doppelten Hängesäulen, an denen die Balkenlagen des Obergeschosses hängen. Es ist schwer, bei diesem Bau eine richtige Angabe über Entstehung und Gründung zu geben. Der an der nördlichen Schiffmauer befindliche Grabstein, der zweitälteste figürliche des Neckartales, in schwachem Relief das Bild eines Priesters mit Kelch zeigend, weist uns mit seinen gotischen Majuskeln darauf hin, daß hier die Grabstätte eines: Anno Do° M° CC° Cl° I. X. K. K. Maii o. Frat' Coradns Sacerdos de Golia Fundator Dom' Jsti' et Cant' Bogbê. Nicht abgekürzt: Anno Domini 1302 XI. Maji obiit Frater Conradus Sacerdos de Golia fundator domus istius et canter Bosebergensis[1]). Wenn die Annahme richtig ist, daß Wölchingen-

[1]) Erw. bei Schweitzer, d. mittelalt. Grabdenkm. in d. Neckargegend. Stud. z. K. Heft 14.

Boxberg ursprünglich auch eine Templergründung war, so ist ja damit die Entstehung des festen Hauses in Neckarelz erwiesen. Leider macht sich gerade hier der Mangel an genauen Nachrichten über die Ordensniederlassungen sehr bemerkbar. In einer Urkunde des Klosters Bronnbach tritt ein Siboto de Wolchingen auf als Zeuge, was uns die obige Annahme mehr oder weniger begründet. Doch scheinen die Johanniter an diesem Ort Wölchingen erst durch Vermächtnisse (z. B. Kraft von Boxberg 1192) und Verträge rasch in bedeutende Höhe gekommen zu sein. Bereits 1191 besaß der Johanniterorden zu Wölchingen und in der Nähe zu Boxberg und Schweigern große Besitzungen. Nach Erweiterungen derselben und durch Einrichtung eines Hospitals in Wölchingen gewannen dieselben an solcher Bedeutung, daß 1274 in Urkunden eine Kommenthur an dem Johanniterhause zu Wölchingen erwähnt wird. Es ist noch eine ungelöste Frage, ob und inwieweit die Johanniter selbst Anteil an der Erbauung der imposanten Kirche daselbst haben. Man ist auch eher veranlaßt, dem zuzustimmen, was Geh. R. v. Oechelhäuser schreibt: „Daß es näher liegt den reichen bau- und kunstverständigen Ordensleuten die Errichtung dieses als Wahrzeichen ihrer Macht weithin sichtbaren, den Schöpfergrund gewissermaßen beherrschenden Gotteshauses zuzuschreiben als den kleinen Dynasten von Boxberg." (Kunstdenkm. IV, 2, S. 227). Doch da hier mehr auf die profanen Bauten gewiesen werden soll, so möge ein Hinweis auf jene eben angeführte Beschreibung genügen. Leider ist uns vom urkundlich erwiesenen Hospital und all den andern damit verbundenen und zugehörigen Baulichkeiten nichts mehr übrig geblieben.

Welch bedeutenden Eindruck ein, fremden Gewaltigen gehöriges Schloß in einem Orte machen kann, ist am schönsten in dem Dorf Dallau bei Mosbach zu beobachten. Gewissermaßen das Dorfbild beherrschend, früher mehr wie heute, mit Wassergraben und fester Mauer umgeben, heute in seiner Eigenartigkeit wohltuend berührend im Einerlei der ländlichen Bauweise. Mitten im Orte liegend, ein langgestreckter, rechteckiger Bau, an den Schmalseiten hohe Staffelgiebel und an der vorderen Ecke ein vorspringender Rundturm. Hier an und in diesem Haus überall das Typische eines Nutz- und Zweckbaues. Im Besitz des Deutschordens war es lange Zeit hindurch die Wohnung des Ordensamtmannes, später des kurpfälzischen Schultheißen, bis es laut Kaufbrief im Jahr 1801 an den Bürger Andr. Silber verkauft wurde, in dessen Familienbesitz es sich hente noch befindet. Im letzten Jahr innen und außen einer gründlichen Renovierung unterzogen, bietet es sich jetzt überaus gefällig dem Beschauer dar, wenngleich auch die fast schreiend grünen Fensterläden und das Neue noch zu sehr auffällig wirken. Im Hause selbst ist wenig bemerkenswertes, abgesehen von manch malerischen Winkel zwei alte Kamine und einige leider überstrichene Schlußsteine. Ein breiter Flur teilt die Stockwerke in zwei Hälften. Die Stockwerke selbst sind durch eine schöne breite Holztreppe miteinander verbunden.

Von dem zweiten Deutschordenshaus in Franken, dem in Unterbalbach, wissen wir genau, daß der Orden 1590 zwei im Ort befindliche Schlösser ankaufte, und auf dem Platz des alten Schlosses dann ein eigenes Haus erbaute

und einrichtete, das heute noch als Rat- und Schulhaus benutzt wird. Freilich kann es uns in seiner heutigen Form nicht mehr genau die früheren Bauformen zeigen, da die Gemeinde seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts mancherlei Umbauten damit vornahm. Wohl bestehen noch in Badisch-Franken eine Reihe von Bauten, die in ihrer Bezeichnung eine mehr oder weniger innige Beziehung zu den Orden angeben. Doch kann hier nur zum geringsten Teil eine historisch erwiesene Zugehörigkeit beobachtet und bewiesen werden. So spricht man in Tauberbischofsheim von einem „Templerhaus", obwohl es aus mancherlei Einzelheiten ersichtlich ist, daß dieses Haus der stattliche Wohnsitz einer vornehmen Familie (Leonhard Hügel) gewesen ist. Vielleicht nicht unmöglich, daß die Deutschritter in späterer Zeit dieses Haus ankauften, als Absteigequartier benutzten. Aber ein geschichtlicher Beweis ist nicht möglich, und die Bezeichnung mehr als eine Volkstümliche aufzufassen. Ebenso steht es auch mit dem „Templerhaus" in Uissigheim. Wohl waren hier von 1570—1590 die Deutschordensritter Besitzer des Schlosses daselbst und nach einer Beschreibung aus dem Jahr 1592 lesen wir als Bestandteil des Schlosses erwähnt, ein Haus von Grund aus von Stein erbaut, was 1394 schon in einer Urkunde als „steynhus" erwähnt wurde. Von diesem besteht heute nur noch ein quadratischer turmartiger Bau, mit der vom Volk ihm beigelegten Bezeichnung: „Templerhaus". Als ältestes und interessantes Profangebäude erscheint in Krautheim ein stattliches Herrenhaus, ebenfalls „Templerhaus" benannt. Das Vorhandensein eines Doppelwappen mit der Jahreszahl 1627 und einigen uns bekannten Initialen, beweist zu gleicher Zeit wie die Geschichte der Ordensbesitzungen daselbst, daß auch dieses Gebäude einer der zahlreichen Herrensitze gewesen ist, wie man sie in jener Gegend des öfteren vorfindet. Auch in Külsheim hat die Volksüberlieferung ein dortiges Haus als „Templerhaus" bezeichnet. Im ganzen ein schmuckloses Haus weist es als einzigen Schmuck ein kleines, schönes gotisches Doppelfenster auf mit der Jahreszahl 1590. Eines i. Jahre 1861 abgebrannten „Templerhauses" sei am Schluß hier noch Erwähnung getan. Wohl Eigentum des Deutschordens, als ein Bau „von 3 Stockwerken mit dicken, massiven Mauern von Kalkstein" beschrieben, (Badenia II, S. 575) ist es bis 1861 Pfarrhaus gewesen. Auch hier die Überlieferung des Volkes nur von Interesse, das in seine Zeit herübergewachsene Bauwerk mit diesem allgemeinen Namen zu belegen und so zu kennzeichnen.

So bietet sich bei einem Überblick über die noch vorhandenen Baudenkmäler der Ordensgemeinschaften in Badisch-Franken eine eigenartige Erscheinung der Volksethymologie. Das Volk hat einen oft wiederkehrenden Namen für alte, auch abgegangene Baulichkeiten, der nicht in der historischen Beziehung steht, wie es der volkstümliche Name bezeichnet. Wohl stehen die Templer bei der Bevölkerung nicht im besten Andenken. Die Erinnerung daran hat sich fortgeerbt und wird zäh festgehalten. Die Erben der Templer, oft früher neidische Nachbarn und eifersüchtige Gegner, wie die Johanniter und Deutschordensritter, haben auch nicht versäumt das Gedenken an die so übel beleumundeten Templer in diesem Sinn zu erhalten, sodaß denselben oft bis auf den heutigen Tag ein trauriges

Gedenken verblieb. Der Beobachtung folgend, daß schlimmen Herren eine längere Erinnerung beschieden ist, finden wir darinnen vielleicht eine Erklärung zu dieser ethymologischen Tatsache. Wohltaten und gute Menschen sind rasch vergessen, oft kündet kaum ein Wort früher geschehene hochherzige Taten, kein Lied erzählt von dem oder jenem edeln Herren — aber Gewalthaber und auf eigenen Gewinn versessene Verbände leben im Gedächtnis des Volkes weiter, und so ist es verständlich und erklärbar, warum gerade der Volksmund solche fremde Bauglieder eines Ortes mit dem Namen der Templer belegte, obgleich in unsern Gegenden bereits im 13. Jahrhundert der letzte Templer verschwand, und anderseits zudem fast alle vorhandenen Bauten späteren Zeiten entstammen.

Kurze Übersicht über Ordensgüter und Gerechtsame im Kreis Mosbach.

Amtsbezirk Mosbach.

Auerbach	Vogteirecht besaß hier neben Schloß Lohrbach der D. O.
Dallau	Hälftig neben Lohrbach hier D. Herrenorden, der Schloß und Güter hier besaß. Nach langen Streitigkeiten wegen einer Pfandschaft wurde durch ein Vergleich später der ganze Ort samt Schloß kurpfälzisch.
Heinsheim	Bis 1806 gehörte der kleinere katholische Teil dem D. O.
Lohrbach	Burg und Ort gehörten 1299 bereits den Joh. Nachher in späteren Jahren in den Besitz des Konrad v. Weinsberg. Von 1506 bis 1519 war Lohrbach vorübergehend an den den D. O. verpfändet.
Rittersbach	Hälftig dem D. O. neben Rüdt von Bödigheim. Die dem Orden zugehörige Hälfte mit der Burg Dallau im Anfang des 18. Jahrhunderts an die Pfalz übergegangen.

Amtsbezirk Wertheim.

Kembach	Ein Gewann gegen Dertingen heißt heute noch das Kunthur. Der D. O. hatte Besitzungen daselbst.

Amtsbezirk Tauberbischofsheim.

Angelthürn	Die Johanniter (v. Wolchingen) erhalten 1191 von Krafto von Boxberg die ersten Schenkungen.
Assamstadt	Auch der Deutschorden war hier begütert.
Beckstein	Im 14. u. 15. Jahrh. besaßen die Deutschorden hier Güter.
Bobstein	1381 kam der Ort von den verschuldeten Johannitern von Wölchingen an den Herrn v. Rosenberg.
Boxberg	1313 wurden die Johanniter von Wölchingen Besitzer des größte Teils von Boxberg, gründeten eine Kommenda hier, erhielten bald auch den Wertheimer Erbteil dazu. Am 25. Mai 1381 verkaufte der verschuldete Orden Burg und Stadt um 1800 Goldgulden an d. Rosenberg. Von 1732 bis 1740 verpfändet an den Deutschorden Mergentheim.
Brehmen	Schon 1343 Deutschorden hier begütert.
Dainbach	Begütert waren hier im 14. und 15. Jahrh. die Johanniter (1349) und der Deutschorden von Mergentheim.

Distelhausen	1522 ist der Deutschorden z. M. Zehntherr neben anderen.
Dittigheim	1459 besaß auch der D. O. zinsbare Güter hier.
Erlenbach	Begütert D. O. zu M.
Grünsfeldhausen	Auch der D. O. hatte hier Besitzungen, die er 1332 vertauschte.
Klepsau	1378 erwarben sich die Johanniter Besitzungen, danach der D. O.
Königshofen	Seit 1284 hatte d. Joh.-O. Besitzungen. Später die D. O.-Ritter zu M.
Krautheim	1554/55 der D. O. kauft die Pfarrei Krautheim mit allen anderen Besitzungen der Joh. in der Umgebung. 1667.
Oberittighausen	1334 und 1347 erhielten die Joh. zu Würzburg durch Kauf Besitzungen.
Sachsenflur	Dort begütert die Joh. und d. D. O. zu M.
Schwabhausen	1298 gab Konrad d. J. v. Boxberg seine Güter an d. D. O. zu M. 1381 kam der Ort als den Joh. von Wölchingen gehörig an die Rosenberg.
Uiffigen	1299 verk. Konr. v. Boxberg der letzte seines Stammes Güter hier an d. D. O.
Uissigheim	1570 verkauft Frau Amalie v. Rümrodt.
Unterbalbach	Seit 1362 war der D. O. zu M. hier begütert. 1590 kauft der Orden die beiden Schlösser oder Burgen von den Sützelschen Erben und errichtet hier ein eigenes Amt. 1809 geht der Ordensbesitz auf Befehl Napoleons I. an Württemberg.
Wölchingen	1239 besaßen die Joh. einen Hof daselbst. 1284 eine eigene Konthurei, 1249 schon ein Haus, 1381 an die Herren v. Rosenberg.

Amtsbezirk Eberbach.

Amtsbezirk Buchen.

Amtsbezirk Adelsheim.



Zum Weltkrieg.

Von Mathilde Schmidt, Mainbernheim.

Die herrliche Tugend „Geduld“ birgt noch drei andere hohe Tugenden in sich: „Mut, Ausdauer, Kraft.“
Maria v. Ebner-Eschenbach.

Geduld.

Wenn je auf einem Ehrenschild das Wort „Geduld“ darf prangen,
So ist's bei Dir, du deutsches Volk. Ich sag' es ohne Bangen.
Wie hat dein kulturelles Blüh'n, von Gott so reich gesegnet
In West, Nord, Ost, wo man sah hin, gar bitteren Neid erreget! –
Du sahst ohn' Neid, erkanntest froh, was andere sich errangen;
Nur rüstig weiterschaffen war dein einziges Verlangen.
Wahrhaft geduldig sah das Netz, das Haß und Neid ihm schlangen
Der Deutsche; wenn ihn auch dabei beschlich ein leises Bangen. –
Bösartigem Angriff hielt er stets den Schild „Geduld“ entgegen.
Der ihn begleitet allerorts, auf arbeitsreichen Wegen.

Mut.

Gewitterschwül in Ost und West ballt sich der Feinde Hassen. –
Dazu der „Freund“ in Kriegesnot. – Den kann Deutschland nicht lassen.
„Mut!“ rufet drum mit Donnerstimm', es zittern deutsche Eschen.
Der Kaiser und er sagt dazu: „Nun wollen wir sie dreschen!“
„Euch, die ihr schielt in Neid und Tück' nach Deutschlands Ruhm und Ehre;
Euch, denen an dem Herzen fraß, daß unser Glück sich mehre; –
Euch, die ihr planet bösen Rat, uns frech zu überfallen, –
Die ihr mit schlechten Waffen kämpft, euch sagen wir vor Allem:
Wir opfern freudig Gut und Blut! Wir Deutsche haben echten Mut!“

Ausdauer.

Die Kriegesfackel blutig-rot loht auf in unseren Landen. –
Wie „ein Mann“ Deutschland steht und droht: „Nun tretet in die Schranken!“
Wir stehen schuldenfrei vor euch von Gott und Rechtes wegen;
Das Ritterschwert in fester Hand wird in den Staub euch legen!
Und was du planst in feiger Tück', du gottvergessene Bande,
Wir zahlen dir's mit Zins zurück, wir rächen deine Schande!
Du glaubst wohl, daß den Siegespreis du hältst in frevlen Händen? –
Mit Gott! Für Kaiser und für Reich wird er zu uns sich wenden!
Peinlich System, das du verlacht, nun zeitigt's starke Proben!
Wir dauern aus, bis völliger Sieg uns Gott, den Herrn läßt loben!

Kraft.

Zwölf Monde schon verspürt der Feind die Kraft des deutschen Recken. –
Gewiß mag's ihm nun endlich sein: Er läßt durch nichts sich schrecken!
Steh'n auch Legionen Feind um ihn, in Osten, West und Norden. –
Er kämpfet fest und unbewegt, auch gegen wilde Horden. –
Der Feind verletzt das Völkerrecht in frevelndem Beginnen,
Der Deutsche schreckt ihn trotzdem fest mit starker Hand von hinnen.
Mit kaltem Hohn weist er zurück teuflisch geplante Tücke;
Manch' fein und klug geschlungenes Netz reißt er in tausend Stücke.
Die Augen einer ganzen Welt sind stolz auf ihn gerichtet
Und auf das ihm verbundene Heer. Viel Feind' sind schon vernichtet.
Und fragst du ihn erwartungsvoll, was so viel Wunder schafft? –
Er sagt dir schlicht und glaubensvoll: „Wir tun's durch Gottes Kraft!“



Heraldik in alter und neuer Zeit.

Von

H. Lippert, Würzburg.



Es ist ganz natürlich, daß über die Heraldik (Herolds- oder Wappenkunst) eine Anzahl von Werken besteht, da dieselbe nicht blos eine Hülfs-Wissenschaft der Geschichte bildet, sondern auch dem Rechtsgelehrten unentbehrlich ist. Allein nur Berufspersonen und einige Liebhaber werden in solche Bücher sich vertiefen, deren ältestes von dem Stadtschreiber Jakob Köbel in Oppenheim herrührend aus dem Jahre 1545 stammt.

Und doch ist diese Kenntnis, namentlich in einem Lande wie Franken, in dem so viele siegelmäßigen juristischen und physischen Personen sich befanden, gewiß von Bedeutung. Ich will daher versuchen, einen kurzen Überblick von von dieser Wissenschaft zu geben, zuvor aber noch vorausschicken, daß, wenngleich die Wappenkunde heute eine andere Stellung einnimmt wie ehedem, ihr tatsächlicher Wert dadurch keine Änderung erfuhr. Das geht schlagend schon daraus hervor, daß in jedem Staate eine eigene Behörde für dieses Fach besteht, welche in Bayern dem Staatsministerium des kgl. Hauses und des Äußern zugeteilt ist und den Namen Reichsheroldenamt führt.

Die Heraldik ist die Wissenschaft von den Regelen, Rechten, Eigenschaften und Bedeutungen der Wappen. Die Heraldik bildet aber auch einen wichtigen Zweig der mittelalterlichen Kultur- und Kunstgeschichte. Denn sie lehrt, die Wappen zu verstehen und zu erklären und — mit Hinzurechnung der Wappenkunst — sie richtig zu fertigen. Die Wappenkunde ist eine deutsche Erfindung. Die Entstehung der Sitte, ein Wappen zu führen, geht bis in die Zeit der Kreuzzüge, also in das Ende des 11. und 12. Jahrhunderts zurück.

Die Geschichte des Wappenwesens zerfällt in drei Perioden, wovon die erste das 12. und einen Teil des 13. Jahrhunderts umfaßt, in welcher der Schild allein mit seinem Bilde das Wappen darstellte. Die zweite Periode ist jene des Schildes und Helmes. Sie gehört dem 13.—15. Jahrhundert an, in welchen der wirkliche Schild zugleich der heraldische war. Die dritte Periode ist die Zeit des 16. Jahrhunderts, in welcher der heraldische Schild nicht mehr getragen wird und eine Menge von Zutaten bekommt.

Der notwendigste Bestandteil jedes Wappens ist also der Schild, welcher im Mittelalter fast dieselben Wandlungen durchmachte, wie der im Kriege gebrauchte ritterliche. Im 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts war der Schild von Holz, ziemlich groß und dreieckig, oben meistens abgerundet und dabei gewölbt, so daß er den halben Leib des Menschen umgab. Später wurde er kleiner und erhielt die Form eines fast gleichseitigen Dreiecks. Im 15. Jahrhundert ist derselbe unten abgerundet. Erst im 16. und 17. Jahrhundert erhielt er ausgeschweifte Formen, die in der Folge immer weiter sich entwickelten. Die heraldischen Figuren und Linien, aus denen das Wappen in Haupt- und Nebenstücken, Tinkturen, Teilungen und Figuren zusammengestellt, erkannt und erklärt wird, bestanden ursprünglich in Linien oder einfachen Bildern, die erhaben auf dem Schilde dargestellt wurden. Nachdem die Bemalung des Schildes an Stelle der Plastik getreten war, wurden die Holzschilde mit Leder, Pergament oder Leinwand überzogen, worauf die Farben aufgetragen wurden. Solche Schilde hießen Intarsien.

Als heraldische Farben wurden anfänglich Rot, Blau, Grün und Schwarz, sowie als Metallfarben Gold und Silber gebraucht, an deren Stelle auch gelbe und weiße Farben später traten. Auf nicht farbigen Darstellungen werden die Farben durch Striche und Punkte angedeutet. In der Folgezeit kamen noch andere Farben hinzu, die jedoch unheraldisch sind. Regel war hiebei, daß Metall auf Metall und Farbe auf Farbe nicht stehen sollen.

Die Schildfläche ist entweder leer, d. i. ohne Bild oder mit einer Figur bemalt oder in verschiedene Felder eingeteilt, wozu die Herz- und Mittelschilde, die Neben- und Fußschilde noch kamen. Zu erwähnen sind außerdem die zusammengesetzten Wappen. Hier werden entweder die einzelnen Schilde zusammengestellt (Doppelwappen) oder sie werden zusammengeschoben oder sie werden zu einem Schilde vereinigt, wobei der Hauptschild das Stammwappen enthält.

Zu erwähnen sind weiter das Schildeshaupt, der Schildesfuß, der Bord, worunter man den oberen Teil, den unteren Teil und den Rand eines Schildes versteht. Wappen, deren Zeichen eine Anspielung auf den Namen des Besitzers enthält, nennt man redende.

Der Helm, welcher gewöhnlich auf der Mitte des Oberrandes eines Schildes angebracht ist, kommt einfach und in größerer Anzahl vor, von welcher ein Teil auch zur Seite des Schildes stehen kann. Die Vermehrung der Helme selbst geht häufig mit der Vergrößerung des Wappens Hand in Hand. Bei ritterlichen Personen bildet der Helm einen Hauptbestandteil. Juristische Personen, insbesondere Korporationen und Städte führen in Bayern regelmäßig keinen Helm zum Wappen. Als Helmarten kamen vor:

1. Der Topf- oder Kübelhelm, welcher auf die Schulter herabreicht.
2. Der Stechhelm, versehen mit einer Spalte vor den Augen zum Durchsehen. Derselbe reichte bis zur Brust und war der eigentliche Turnierhelm.
3. Der Spangenhelm, welcher z. B. noch der gebräuchlichste ist. Über demselben steht das Helmkleinod. Die hauptsächlichsten Formen

sind: die Hörner, die Flüge, das Schirmbrett, die Hüte, Mützen, Federn, Menschen und Tiere. Auch die Schildfigur wird auf den Helmen häufig wiederholt. Unter dem Helme hängt der Gnadenpfennig an einer goldenen Kette.

Um einen bestimmten Rang oder die Würde des Inhabers zu bezeichnen, befinden sich über dem Schilde oder auf dem Helme Kronen, Hüte, Mützen. Seit dem 16. Jahrhunder bildet einen anderen Teil des Wappens die sogenannte Helmdecke. Sie ist wie ein Mantel über den Helm gebreitet, oft am Rande ausgezackt oder als arabeskenartiges Laubwerk behandelt oder wie bei den gotischen Siegeln von Tuch. Die Farben richten sich nach dem Schilde und ist die Farbe der Außenseite von der Innenseite verschieden. — Zu den besonderen heraldischen Prunkstücken gehören Orden, Schildhalter, Wappenzelte, Wappenmantel, Wahlsprüche oder Devisen.

Die Schildhalter kamen im 14. Jahrhundert auf und dienen als solche Engel, Menschen, Tiere usw. Die Wappenzelte und Mäntel sind noch jüngeren Datums, erscheinen erstmals im 17. Jahrhundert und wurden ursprünglich wie die Reitersiegel nur von den Fürsten und dem höchsten Adel gebraucht. Die Wahlsprüche sind in der Regel einmal am Wappen angebracht; doch kommen auch mehrere Devisen vor.

Zu erwähnen sind weiter der Turnierkragen, der rechte Faden und die Stückleiste um den Schild, welche Zeichen insgesamt als Beiwerke eines nicht ebenbürtigen Nachkommen in Fürstenhäusern gebräuchlich sind.

Wie eingangs bemerkt, reicht die Entstehung der Wappen bis in das frühe Mittelalter hinein und bringt das 12. Jahrhundert zum ersten Male das Wappenzeichen in Beziehung zur Ritterschaft. Den bedeutendsten Einfluß auf die Ausgestaltung der Wappen übten die Kreuzzüge. Ihre völlige Ausbildung erhielten sie wieder durch das Rittertum, was mit dem Lehenwesen innig zusammenhing, sowie durch die Ritterspiele (Turniere). Denn durch die den letzteren vorhergehende Wappenschau wurden die Wappenbilder unter gewisse Regeln gestellt.

Anfänglich wurden die Wappen willkürlich von den durch ihre Geburt dazu Befähigten angenommen, die sie jedoch alsbald auf ihre Nachkommen vererbten. Später verliehen der Kaiser und an dessen Stelle die Hof- und Pfalzgrafen, sowie die Landesherren die Wappen. Man unterschied Personenwappen, die wieder in Familien- und Geschlechts-Wappen zerfielen, ferner Corporations-, Amts-, Gnaden- und Schutzwappen, wozu endlich die Länderei-Wappen kamen, unter denen die Erbschafts- und Anspruchswappen eine besondere Rolle spielten.

Das Wappenrecht selbst ist das Recht, ein seinen Stand bezeichnendes Wappen ausschließlich zu führen und im Anschlusse hieran die Befugnis, Fremden den Gebrauch desselben Wappens zu untersagen. Zunächst kam es dem Adel zu. Allein im Laufe der Zeit wurde auch anderen Personen der Gebrauch eines Wappens gestattet. Ja, es wurde sogar bürgerlichen Personen, welche besondere Verdienste sich erwarben, ein Wappen in gleicher Weise und mit gleichen Rechten wie dem Adel verliehen. In der Regel bildete dieser Gnadenakt einen Vorläufer

zur Nobilitierung. — Auch gewisse Stände genossen den Vorzug eines Wappens als sichtbaren Ausdruck der Siegelmäßigkeit. Hieher zählen die höheren Staatsbeamten, die Geistlichkeit, der Dr. jur., Notar u. a. Doch sollten sie ohne ausdrückliche Erlaubnis keine Kleinodien führen, welche als Rangabzeichen dem Adel vorbehalten waren. Als jedoch die Rangkronen am Ende des 18. Jahrhunderts an Stelle der Laub- oder Blattkronen traten, wurde das Gebot nicht mehr so strenge beobachtet. Ebenso nahmen Bürgerliche vielfach ein beliebiges Wappen an, das sich äußerlich von den übrigen dadurch unterschied, daß der Helm geschlossen war. Allein auch diese Schranke ist seit Aufhebung der Siegelmäßigkeit gefallen.

So bildet das Wappen gegenwärtig in der Hauptsache ein Erkennungszeichen für die Mitglieder einer Familie.

Allgemein nimmt man an, daß die Geschlechtswappen die ältesten sind, aus welchen die Landeswappen hervorgingen. Die Landeswappen aber sind förmliche Hoheitszeichen und genießen als solche vollen staatlichen Schutz.

Anlangend die Siegel der übrigen Korporationen, so ist es wahrscheinlich, daß die älteren ebenso selbstständig in der Wahl ihrer Wappen waren, wie der Adel. Im Laufe der Jahre ist aber hier ein Wandel eingetreten und so manche Abweichung erfolgt, deren Bedeutung durch die Aufhebung vieler Korporationen und durch die Änderung ihrer Stellung zum Staate nun gegenstandslos geworden ist. Immerhin haben alle diese Wappenzeichen historisch wie auch rechtlich ihre Bedeutung auch heute noch und sind umso wertvoller, je älter sie sind.





Sagen aus Ansbach.

Von
Martha von Oefele.

Willst Du ein Land kennen lernen, so mache Dich bekannt mit seinen Geistern: so sagt ein alter Spruch. Doch andere Geister sollen hier dem geneigten Leser vorgeführt werden, Spukgeister, die nun wohl der Vergangenheit angehören, aber ehemals die alten, jetzt abgebrochenen Häuser von Ansbach als Aufenthalt innehatten.

Es mögen nun an die fünfzig Jahre her sein, da war in dem alten Behringerhause wieder einmal ein Waschfest, das, wie in damaliger Zeit üblich, schon vor Mitternacht seinen Anfang nahm. Die Waschküche befand sich in einem entlegenen Teile des weitläufigen Gebäudes, in dem sogenannten Kreuzgang. Die beiden Waschfrauen hatten bereits die Wäsche im Kessel und darunter ein mächtiges Feuer angemacht. Ein Stündchen konnte man darum noch der Ruhe pflegen, bis die eigentliche Arbeit anfgenommen werden mußte. Wer beschreibt aber das Entsetzen der beiden Frauen, als sie zur Arbeit zurückkehrend zahlreichen Besuch in der Waschküche vorfanden! Merkwürdige Gestalten, wohl ein ganzes Dutzend, in weiten, grauen Gewändern und mit grauen Kapuzen, tief über das Gesicht hereingezogen, saßen um den großen Waschtisch, hatten Spielkarten in den Händen und tranken sich gegenseitig aus vollen Bierseideln zu. Doch alles lautlos, stille. – Abseits vom Tische, vor dem Schürloche, kniete eine gleiche Gestalt und feuerte aus Leibeskräften ein. „Gespenster? Geister? Da hinein? Nein! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Nach einer Weile, während der die beiden Frauen sämtliche Hausbewohner aus dem Schlafe aufgejagt hatten, ging man mit Verstärkung und ermutigt gegen die Geister vor. Leise, wie um etwas Schlafendes nicht zu wecken, öffnete man die Waschhaustür. Keine Spur mehr von den Gestalten! Das Feuer knisterte und die kochende Seifenbrühe quakerte im Kessel, das konnte man hören, aber sehen – nichts! – Die beiden Frauen hatten zum ausgestandenen Schrecken noch den Spott und Schimpf der um die Nachtruhe gebrachten Hausbewohner auszuhalten. –

Im gleichen Gebäude ließ sich früher auch ein Mönch ohne Kopf sehen. Sein Erscheinen brachte man mit einer andern Sage zusammen, nämlich: Als die

Schweden ihr Umwesen in Ansbach trieben, waren sie auch in die Gumbertuskirche eingedrungen und hatten den Heiligen seiner Kleinode beraubt. Seine Gebeine ließen sie verstreut in dem kleinen Anbau der Schwanenritterkapelle liegen. Fromme Hände sammelten sie wieder und sandten sie nach Rom. Nur das Haupt war davon ausgeschlossen; es war nirgends zu finden. Erst nach hundert und mehr Jahren wurde im sogenannten Fürstenstand hinter einem Schrank des Heiligen Haupt wieder gefunden. –

In der mittelfränkischen Kreishauptstadt war in alten Zeiten das Wasser ein rarer Artikel. Und dennoch gab sich in der etwas dunklen Altstadt ein Geist mit diesem Elemente ab. In der Nähe des Gymnasiums stand ein kleines, finsteres und unheimlich aussehendes Häuschen mit einer Holzgallerie, auf die nach dem Hofe zu die Zimmertüren mündeten. Hier ging „der Hani" um mit einer großen Wasserbutte. Weshalb, konnte ich nicht iu Erfahrung bringen. – Einmal war ein neueingetretenes Dienstmädchen mit Vorbedacht über sein Vorhandensein in Unwissenheit gelassen worden. darum bereitete es ihr – wie sie mir nach Jahren als alte Frau erzählte – keinen kleinen Schrecken, als sie an einem Abend beim Lichtablöschen eine graue Gestalt vor sich die Stiege hinabgleiten und plötzlich verschwinden sah. Der Boden des Vorplatzes und der Gallerie, auch die Stufen der Stiege waren danach „plitschenaß". Die Dienstherrschaft, die auf des Mädchens Geschrei herbei eilte, war nicht weniger erschrocken, da ja alle Mädchen, sobald sie entdeckten, daß es in dem Hause umgehe, auf und davon liefen. Man versicherte dem Mädchen, daß sich sicher alles natürlich erklären ließe, und bat es, darüber gegen alle Fremde Stillschweigen zu beobachten. Das Mädchen ließ sich bereden und blieb im Dienst. Doch als sich nach Jahresfrist der gleiche Vorgang wiederholte, da gab es kein Halten mehr. Das Mädchen gab die Stelle auf; es hatte genug von dem „Wasserhani" gesehen. –

Nichts lieber war uns Kindern, als am Abeud recht gruselige Geschichten von unserer alten Köchin erzählen zu lassen. Da fürchteten man sich so grausam schön im Dunkeln und, wenn dann die Bettdecke über den Kopf gezogen war, hatte man wieder so ein sicheres Gefühl: jetzt kann dir kein Geist und kein Gespenst mehr an. Hauptsächlich interessierte uns die „Gabelleich," die in unserem und in dem gegenüberliegenden Hause und im sogenannten alten Schloß umgehen sollte. Wir haben freilich das Gespenst zu unserem Leidwesen niemals zu sehen bekommen, obwohl das Kinderzimmer in dem vom Gespenste bevorzugten oberen Stocke sich befand. Aber die alte Herbstin, so benamste sich unsere alte Köchin, hat die Gabelleich zum öfteren durch ihr Zimmer wandeln sehen. Es sei eine mittelgroße Gestalt in weißen Tüchern gewesen, durchstochen mit einer großen Gabel; sie sei singend auf einem leuchtend roten Seile bis zum Fenster gegangen, durch dieses in der Luft bis zum Nachbarhause, worin sie der nachschauenden entschwand. Natürlich wollten wir auch die Lebensgeschichte dieses Gespenstes wissen und so erzählte die Köchin folgendes: Es war vor langer, langer Zeit ein Edelknecht am Hofe des Markgrafen, damals, als dieser noch

im alten Schloß wohnte (jetzt Herberge zur Heimat). Der Edelknecht bekam die Botschaft, seine Mutter läge im Sterben und wolle sie nocheinmal sehen. Aber anstatt dem Wunsche der Mutter gleich nachzukommen, verblieb er noch bis Mitternacht bei seiner Geliebten, einem Edelfräulein der Markgräfin. Um Mitternacht bestieg er sein Pferd und setzte über den Graben hinter dem Tor, weil das schon geschlossen war und er den Wächter nicht wecken wollte. Im Graben stand nämlich, wie meist im Sommer, kein Wasser. Auf der andern Grabenseite lauerte aber zufällig ein Bauer auf einen, an dem er sich rächen wollte. Als der Edelknecht drüben angelangt war, erhob sich der Bauer und warf eine Heugabel gegen ihn. Sie traf gut und der Edelknecht sank, ohne einen Laut von sich zu geben, tot zur Erde. Jetzt erst wurde der Bauer gewahr, daß er einen Unrechten getroffen hatte, und er trug den Toten weg und verscharrte ihn. Der Edelknabe war verschwunden und blieb verschwunden und seine Mutter war auch gestorben, ohne ihr Kind noch einmal zu sehen. Weil nun der leichtfertige Edelknecht selbst seinen Tod verschuldet hat, so muß er zwischen der Stelle, wo er den Tod fand, und dem Schlosse zu bestimmten Zeiten umgehen und erst, wenn seine Buße mit der Zeit beendet ist, darf er zur Ruhe kommen. —

Nur wenigen wird bekannt sein, daß in der Jägergasse eine steinalte Frau in grauem Gewand, mit großer Haube und einem klirrenden Schlüsselbunde umgeht oder umging. Eine Sage darüber lautet: Nicht weit von den Hundetürmen stand früher ein Lust- oder Landhaus. Darin wohnte ein lebenslustiges Ehepaar, das fleißig die damals so vielgestaltige Geselligkeit mitmachte, so daß es oft erst lange nach Mitternacht seine seine eigene Wohnung aufsuchte. Die Familie hatte eine alte Dienerin, der es oblag, den Heimkehrenden die Haustüre zu öffnen und der Gnädigen aus dem Gesellschaftskleide zu helfen. An dem Tage, von dem hier die Rede sein soll, war es wieder einmal Mitternacht geworden, ehe die Herrschaft heimkam und die müde Dienerin war eingenickt. Da plötzlich hörte sie Geräusch auf der Stiege. Schnell griff sie nach dem Öllämpelein, um die Stiege hinunterzugehen und zu öffnen. Da kam ihre Herrschaft schon heraufgegangen und vor ihr ging eine lange Gestalt mit großer Haube, wie man sie damals schon lange nicht mehr trug. Die Gestalt winkte der Dienerin mit der Hand und verschwand. Die Herrschaft hatte gar nicht bemerkt, daß es jemand anders war, der geöffnet und geleuchtet hatte. Die alte Dienerin ging nun andern Tags zu der allein unten wohnenden Hausfrau, um ihr zu danken; denn sie meinte, diese hätte für sie geöffnet und geleuchtet. Doch die Frau versicherte ihr aufs Wort, sie wäre in der Nacht nicht aus dem Zimmer gekommen; aber sie solle nur über die Geschichte schweigen, die Frau mit der Haube sei sicher „die graue Frau“ gewesen, die schon seit unvordenklichen Zeiten hier im Hause spuke. — Nun aber doch die letzte Sage, die Sage vom steinernen Gaul auf dem Bocksberg. —

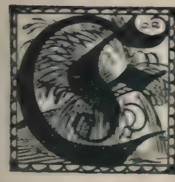
Über den Bocksberg, der zwischen Schalkhausen und Steinersdorf nicht weit von Ansbach liegt, zieht eine Waldschneise; die heißt „der steinerne Gaul“. Von diesem steinernen Gaul geht eine Sage, die zurückgreift auf die Tage des

hl. Gumbertus; und diese Sage wird so erzählt: Als die damaligen Einwohner der Gegend einmal einen Gaul auf dem Bocksberg neben der alten Eiche, die dort stand, opfern wollten, trat mitten unter das versamelte Volk ein fremder Mann. Es war der hl. Gumbertus, der von den Ufern des Rheins hergezogen kam, um auch hier den Heiden das Evangelium zu bringen. Gumbertus fing an zu sprechen; die Leute hörten zu und ließen sich durch seine Worte überzeugen. Sie standen ab von der Opferfeier und drängten nach der nahen Quelle, dem Gumbertusbrunnen, um sich da taufen zu lassen. Nur ein Mann, Ulebold soll er geheißen haben, blieb zurück; er hatte den Gaul zum Opfer hergebracht. Als alle fort waren, nahm er seinen Gaul und führte ihn wieder heim in seinen Hof am Scherweiher. Am folgenden Morgen kamen unter Führung des hl. Gumbertus Männer herauf zur Eiche, schlugen sie um und machten Bauholz zurecht. Damit erbauten sie auf den früheren Opferplatz eine Kapelle; denn er sollte von jetzt ab ein christliches Heiligtum tragen. Im nächsten Winter, zur Zeit der heiligen zwölf Nächte, brachte Ulebold seinen Gaul auf den einsam gewordenen Berg und stellte ihn in die Kapelle mit dem Wunsche, das wilde Heer möge ihn bei seinem Vorüberziehen mitnehmen. Weil aber darauf Hochwasser eintrat und so Ulebold lange Zeit nicht mehr zum Berg gelangen konnte, fand er bei der nächsten Nachschau den Gaul verhungert. Nun schichtete Ulebold Reisig um die Kapelle und zündete es an; es sollte ein großes Opferfeuer werden und wurde es auch. Als der hl. Gumbertus davon erfuhr und auf den Berg kam, war alles vom Feuer aufgezehrt. Da verfluchte der Heilige den Gaul, wegen dessen die Kapelle in Flammen aufgehen mußte. Und auf einmal, da stand der Gaul in Stein geformt auf der Brandstätte. Jahrhunderte lang soll er dort gestanden sein, bis Moos und Kraut den Stein zermürbt hatten. Der Stein ist verschwunden, der Name ist geblieben und haftet heute noch am Standorte. Selbst eine Spur von der alten Heiligkeit der Stelle ist erhalten: Man sagt, vorübergehende Menschen mit schlechtem Gewissen sehen dort allerlei Spukgestalten.

Märchen aus Franken.

Der Zauberring[1]).

(Unterfranken: Birkenfeld bei Marktheidenfeld.)



Es war einmal ein Schneider. Der hatte hundert Kaufläden. Neunundneunzig davon vertrank er und den letzten verkaufte er. Für den Erlös kaufte er sich ein Schiff und Getreide. Weil sein Vater gestorben war, nahm er seine Mutter mit auf die Handelsfahrt. Sie fuhren mit dem Schiff voll Getreide den Fluß hinab und kamen so neben einem Gebüsch-Holz vorbei, und weil die Sonne so schön schien, landeten sie an und stiegen heraus. Als sie am Lande waren, kam ein Sturm-

[1]) Mit Erlaubnis entnommen aus der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Vereins für bayer. Volkskunde und Mundartforschung in Würzburg (e. V.) auf das Jahr 1914.

wind und jagte das Schiff mitsamt dem Getreide in den Grund. Der Schneider wollte nun den Platz etwas ansehen, ging in den Busch und fand darinnen einen Ring. Auf dem Ringe stand: Wer den Ring an den rechten Arm macht, kann alles heben. Den Ring steckte der Schneider an, ohne seiner Mutter etwas davon zu sagen. Von dem Platze führte ein Pfad bergan, den wollte sie gehen und sehen, wohin sie kämen. Der Schneider verlangte jetzt auch zu wissen, ob der Ring Kraft habe und sagte zu seiner Mutter, er wolle sie das Berglein hinauftragen. Sie sagte, sie könne auch gehen, aber er trug sie doch hinauf. Das kam ihm so leicht an, als wenn er eine Feder auf dem Arme hätte. Oben gingen sie den Pfad fort und kamen an eine Riesenburg. Darin waren zweihundert Riesen. Als sie in die Burg traten, hing ein Säbel da, auf dem stand: Wer diesen Säbel heben kann, kann alles totschlagen. Der Schneider holte den Säbel herunter und schlug alle Riesen tot bis auf einen einzigen, den alten.

Der Schneider und seine Mutter blieben in der Riesenburg. Der Schneider ging ständig auf die Jagd und während dem wurde der Riese und seine Mutter miteinander bekannt. Darum hätten sie den Schneider gern weg haben mögen. Als der Schneider wieder einmal von der Jagd heimkam, stellte sich seine Mutter krank. Er fragte sie: „Mutter, was fehlt denn Euch?" Die Mutter sagte: „Ich bin krank". Jetzt fragte er den Riesen: „Ries, hast du meiner Mutter was getan?" Dieser antwortete: „Nein". Jetzt sprach die Mutter: „Wenn ich halt Äpfel hätte, würde ich vielleicht wieder gesund". Der Schneider fragte den Riesen, wo es Äpfel gäbe. Da sagte dieser: „Zwei Stunden von hier sind vierhundert Riesen; die sind aber nocheinmal so stark als wir waren; die haben auch Äpfel". Der Riese mußte ihm den Weg zeigen, der hinführte. Der Schneider nahm seinen Säbel mit und ging gegen die Riesenburg zu. Als er hinein kam, hieb er die Riesen zusammen. In der Burg stand ein Baum voller Äpfel. Auch eine Königstochter war da, die von den Riesen gefangen genommen worden war. Der Schneider riß den Baum aus, legte ihn auf die Achsel und setzte das Mädchen oben darauf.

Daheim gab der alte Riese acht, ob der Schneider komme oder nicht. Er sah zum Fenster hinaus, und als er den Schneider erblickte, sagte er zu dessen Mutter: „Er kommt wahrhaftig, hat den Baum auf den Achsel und noch oben darauf ein Mädchen sitzen". Als der Schneider hinein kam, sagte er zu seiner Mutter: „Da, Mutter, habe ich Äpfel, eßt Euch gesund daran!" Er sagte auch, daß sie dem Mädchen ja nichts zu leid tun dürften, das er mitgebracht habe. Als er das Mädchen eine Zeit lang bei sich hatte, bis es wieder bei Kräften und gesund war, nahm er es mit hinaus auf die Jagd und führte es auf seinen Heimweg, den es einst hergekommen war. Die Königstochter gab ihm die besten Worte, er solle mit ihr gehen, sie wolle ihn heiraten, weil er ihr Retter gewesen sei und sie befreit habe. Er sagte aber bloß: „Einmal später". Als der Schneider heimkam, stellte sich seine Mutter wieder krank. Er fragte, was ihr fehle. Sie antwortete, wenn sie Milch hätte, würde sie wieder gesund. Er fragte nun den Riesen, wo es Milch gäbe. Der sagte: „Vier Stunden von da sind achthundert Riesen; das sind die allerstärksten, die es gibt. Die haben

Milch". – Der Schneider befahl, der Riese solle ein Geschirr holen. Der Riese ging hinaus und brachte einen Hafen. Der Schneider fragte, ob kein größeres Geschirr da sei. Der Riese antwortete: „Drunten im Stall ist eine Krippe." Der Riese mußte ihm die Krippe aufheben helfen, dann ging der Schneider mit der auf die Riesenburg zu. Als er hinkam, hatten die Riesen eine Schildwache dastehen. Diese fragte: „Was wollen Sie, gnädiger Herr Teufel?" Da sagte der Schneider: „Ach was, auch noch ein Teufel, ich bin kein Teufel. Im Augenblicke muß die Krippe voll Milch sein!" Da halfen sie geschwind zusammen und machten die Krippe voll Milch. Er trug sie heim und sagte: „Da, Mutter, eßt Euch gesund daran."

Nach einiger Zeit ging seine Mutter einmal mit auf die Jagd. Draußen gab sie ihm sehr gute Worte, er solle ihr doch sagen, woher er so stark geworden sei. Da sagte er: „Mutter, wenn man neunundneunzig Kaufläden vertrinkt, ist man gewiß stark." Als beide heimkamen, fragte der Riese die Mutter, was er gesagt habe. Sie sprach, er habe gesagt: Wenn man neunundneunzig Kaufläden vertrinke, sei man gewiß stark. Der Riese aber meinte, davon sei er nicht so stark geworden. Nach etlicher Zeit ging die Mutter wieder mit ihrem Sohne auf die Jagd. Da gab sie ihm recht gute Worte – und er sagte es ihr: „Mutter, als unser Schiff unterging, fand ich da drinnen im Gebüsche den Ring, der macht mich so stark". Die Mutter ging heim und sagte zum Riesen: „Jetzt weiß ich's."

Als der Schneider von der Jagd heimgekehrt war, sich ins Bett legte und schlief, ging seine Mutter leis hinein und nahm den Ring, den er auf den Tisch gelegt hatte. Am anderen Tag sagte sie zum Schneider: „So, Hund, jetzt gehst mit mir!" An der Straße, wo er die Königstochter nach ihrer Heimat zurecht wies, stach sie ihm die Augen aus und riß ihm die Fußsohlen auf.

Es kam aber ein Fuhrmann vorbei und nahm den Schneider mit in die Stadt, wo die Königstochter wohnte. Diese hatte ein Spital bauen lassen, wohin die einheimischen und fremden Kranken gebracht wurden. Alle Tage ging sie in das Spital und sah nach, was für Patienten da waren. Als der Schneider eingeliefert war, kam sie auch und fragte ihn, wie er denn so verunglückt sei. Er antwortete, sie solle acht Tage warten, bis die größten Schmerzen vorbei seien, dann wolle er es ihr sagen, wie es sich zugetragen habe. Nach acht Tagen kam die Königstochter wieder und nun erzählte der Schneider sein Schicksal. Die Königstochter teilte nun ihrem Vater mit, daß ihr Retter im Spital liege, sagte, wie es ihm ergangen und daß sie ihn dennoch heiraten wolle. „Aber einen blinden Mann zum Regenten, das ist nichts!" sagte der Vater. Er machte ein Schiff voll Geld, setzte seine Tochter und den Schneider darauf und jagte sie das Wasser hinein. Als sie an den Platz kamen, wo das Schiff des Schneiders unterging, landeten sie auch an, und als sie aus dem Schiffe waren, kam ein Sturmwind und jagte das Schiff in den Grund. Jetzt standen sie im größten Jammer da. Auf einmal kam ein Hase daher gewackelt, als sei er auch blind. An dem Orte war aber ein Brünnlein, dahin ging der Hase, nahm seine Pfoten und wusch mit dem Wasser seine Augen. Darnach riß der Hase aus, so daß

man daran merkte, daß er wieder sehen könne. Die Königstochter sagte darum zum Schneider, er solle auch zum Brünnlein und mit dem Wasser seine Augen auswaschen. Der Schneider aber traute ihr nicht ganz und meinte: „Ja, gelt du willst mich weg haben und hineinwerfen?" „Nein, durchaus nicht! Gehe nur mit!" sagte sie. Jetzt ging der Schneider mit, nahm seine Finger, tauchte sie in das Wasser, wusch seine Augen damit und sah dann wieder.

Sie gingen nun miteinander den Berg hinauf. Da kam ein Gewitter, das recht herabwarf, so daß ihre Kleider durch und durch weichten. Als sie beinahe den Berg droben waren, war da eine Felsenhöhle. Sie traten hinein. Innen brannte ein Feuer, daran trockneten sie sich. Es kam aber einer und fragte: „Schneider, wo meinst du, daß du bist?" Der Schneider: „Ich bin halt in so einer Felsenhöhle." Der andere: „Nein, du bist in der Hell. Warum bist du so dumm gewesen und hast deiner Mutter gesagt, wodurch du so stark geworden bist! Ich will dir dazu helfen, daß du deinen Ring wieder bekommst. Jetzt gehe hinaus; draußen steht ein Gaul. Du reitest hin an die Riesenburg und stellst dort den Gaul in den Stall. Deine Frau bleibt da, bist du wieder kommst. Du gehst in die Riesenburg und legst dich unter die Bettlade. Auf die Nacht werden deine Mutter und der Riese miteinander von der Jagd kommen, dann noch ein wenig Salat essen und sich hernach legen. Deine Mutter legt dabei den Ring auf den Tisch. Wenn sie beide schlafen, gehst du vor und holst ihn. Morgen früh kannst du dann sehen, wie sie zum Fenster hinausfliegen ohne Flügel." — Der Schneider tat so, wie ihm geheißen war. Früh vor Tags ging das Fenster auf, der Teufel kam und holte sie alle beide.

Dann setzte sich der Schneider wieder auf seinen Gaul und ritt zurück an die Felsenhöhle. Als er ankam, sagte der (Mann) dort: „Jetzt gehst du hinab, drunten stehen deine zwei Schiffe, das eine mit Geld, das andere mit Getreide, und fährst wieder gegen deine Heimat. Sei aber nicht mehr so dumm, daß du den Leuten sagst, durch was du stark bist. Der Schneider nahm seine Frau, seinen Ring und seinen Säbel mit und ging den Berg hinein. Als sie an das Wasser kamen, standen ihre zwei Schiffe wieder da. Sie fuhren dann gegen die Heimat zu. Der König aber wollte sie nicht mehr annehmen. Der Schneider aber fürchtete sich nicht und hieb des Königs Soldaten miteinander zusammen. Da hatte der König keine andere Wahl, er mußte sie annehmen.

Im Januar 1898 erzählt von Johann Lang, einem siebzigjährigen Greis zu Birkenfeld b. M. Er hörte das Märchen in seiner Jugend erzählen. Aufgeschrieben durch K. Spiegel, damals 2. Lehrer in Birkenfeld b. M. (Die hochdeutsche Übertragung der Erzählung schließt sich möglichst genau der Ausdrucksweise des Erzählers an.)



Judeneid aus dem Jahr 1640.

Mitgeteilt von Dekan F. Hiller, Moenchsondheim.

Das Dorf Moenchsondheim, im jetzigen mittelfränkischen Bezirk Scheinfeld gelegen, stand von 1283 bis 1803 unter der Herrschaft des Klosters Ebrach im Steigerwald. Auch die Mönchsondheimer durften es erfahren: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen". Waren die unter einer Adelsherrschaft stehenden Gemeinden oft schwer bedrückt, so war diesem Dorf bis zu einem gewissen Grad ein Selfgovernement gestattet. Es verwaltete seine Angelegenheiten durch das sogenannte Dorfgericht, das aus dem Schultheißen, den zwei Bürgermeistern und 12 Beisitzern zusammengesetzt war, von denen einer der Senior des Gerichts war. Die Kriminalgerichtsbarkeit stand diesem Gericht allerdings nicht zu, sondern wurde durch das Gräflich Speckfeldische Centgericht ausgeübt, das seinen Sitz zu Hellmitzheim hatte, wo auch der Galgen stand auf einem Hügel, der heute noch den Namen „Galgenberg" führt. Aber notarielle Verträge wie Heirats- und Kaufverträge, Testamente und Erbverträge, Schenkungen und Vermächtnisse wurden durch das Gericht protokolliert. Auch hatte es die Jurisdiktion in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten in fast selbstständiger Weise. Nur in zweifelhaften Fällen bestand ein Appellationsrecht an den Ebrachischen Kastner zu Iphofen (von einem Pfarrer des 16. Jahrhunderts spöttlich „Das Castenmenlein in Iphofen" genannt) oder an den Abt zu Ebrach. Die Schreibgeschäfte wurden durch einen Gerichtsschreiber vollzogen, der jährlich neu gewählt und bestätigt, auch die Dorfjugend zu unterrichten und Mesnerdienste zu verrichten hatte. Als Vollstreckungslokal galt das Dorfgefängnis, auch „Narrenstüblein" genannt, weil darin die Geisteskranken verwahrt wurden. Aus dem Gerichtsbuch Bd. II, Seite 30 sei nachstehend der vom Gericht im 17. Jahrhundert gebrauchte Judeneid als ein kulturhistorisches Dokument mit kleinen Abänderungen in der Orthographie wörtlich mitgeteilt:

„Form und Ordnung des Judenaydts.

So einem Juden ein Aydt uffgelegt wird, soll er zuvor, ehe er den Aydt tut, vor Handen und vor Augen haben ein Buch, darinnen die Gebot Gotes, die des Mose auf dem Berge Synay von Gott geschrieben, geben seindt (gegeben sind): und nach darauff dem Juden bereden und beschwören mit den nachfolgenden Worten:

Jud, ich beschwar dich bey dem Einigen, lebendigen und Allmechtigen Gott, Schöpffer der Himmel und des Erdreichs und aller Ding, und bei seinem Thorah und Satz (Gesetz), das er gab seinem Knecht Mose auff dem Berg Synay, daß du wollest warlichen sagen, ob diß gegenwertig Buch sey das Buch, (darauf) ein Jud einem Christen oder einem Juden einen rechten geburlichen Aydt thun und wohlführen mag und soll.

So denn der Jud auff solche Beschwe(ö)rung bekennt und sagt, daß es dasselbig Buch sey, so mag ihn der Christ, der den Aydt von ihm erfordert, oder an seiner Statt, der ihm den Aydt gibt, fürhalten und fürleßen diese nachfolgende Frag und Vermeinung (Vermahnung) Nemlich: Jud, ich verkünth dir warhafftiglichen, daß wir Christen anbetten den Aynigen, Allmächtigen und Lebendigen Gott, der Himmel und Erden und alle Ding beschaffen hat, und daß wir auf erhalt daß keinen anderen Gott haben, Ehren noch anbetten. Das sage Ich darumb unnd auß den Ursachen, daß du nit meinest, daß du nit werst Entschuldiget vor Gott eines falschen Aydts, zu dem, daß du wenen (wähnen) und halten möchtest, daß wir Christen eines unrechten Glaubens weren unndt frembte Götter anbetten, das doch nit ist, unnd darumb, sindtmal (sintemal) daß die Hauptleut des Volks Israel schuldig gewesen seindt, zu halten das, so die geschworen hatten den Männern von Gißhon, die doch dienten frembten Göttern, villmehr bistu schuldig uns Christen als denen, die da anbetten einen Lebendigen und Allmächtigen Gott, zue schweren und zue halten einen wahrhafftigen und unbetrüglichen Aydt.

Darumb, Jud, frag ich dich ferner, ob du auß wohlbedachtem muth unnd ohn alle Argenlist unnd Betrüglichenheit den Aynigen, Lebendigen und Allmächtigen Gott wollest anruffen zu einem Zeugen der Warheit, daß du in dieser sach, darumb dir ein Aydt auffgelegt ist, keynerley unwarheit, falsch oder betrüglichkeit reden noch gebrauchen wollest, in Einig weyß (in irgend einer Weise), so sprech der Jud, Ja.

So das alles geschehen ist, so soll der Jud seine rechte Handt bis an den Knorren legen in das vorgemelt Buch und Nemblich auf die Wort deß gesetzs und Gebotts Gottes, welche wortt und Gebett zun Hebräysch allso lautend: So tissa et schem Adonaj eloheka laschaff ki lo ienakê Adonaj et ascher jissah et schemo laschaff; zun Teudsch: Nit erheb den Nammen des Herrn deines Gottes unnützlich, denn nit wird unschuldig oder ungestrafft lassen der Herr denn, der erhebt seinen Namen unnützlich.

Allß dann und darauff und ehe der Jud den Aydt vollfürt, soll der Jud dem Christen, denn er den Aydt tun soll, oder an seiner Statt denn, der ihm den Aydt auffgibt, diese Worte nachsprechen:

Adonaj, Ewiger und Allmächtiger Gott, ein Herr über alle Melachim (Könige), ein Eyniger Gott meiner vätter, der du die Heyligen Torah (Gesetz) gegeben hast.

Ich ruff dich und deinen Heyligen Namen Adonaj unnd dein Allmächtigkeit an, daß du mir helffest bestatten meinen Aydt, denn ich jetzo thun soll, und wo ich unrecht oder betrieglich schweren werd, so sei ich beraubt aller gnaden des Ewigen Gottes und mir werden auffgelegt alle straff und fluch, die Gott den verfluchten Juden auffgelegt hat und mein Seel und Leib haben auch nit mehr einichen Theyl in der Versprechung, die uns Gott gethan hat, unnd ich soll auch nit Theil haben an Messias Noch am versprochenen Erdreich des Heyligen seeligen Landes.

Ich versprich auch und bezeug das bei dem ewigen Gott Adonaj, daß ich nit wil begeren, bitten oder auffnemmen Aynige Erklärung, außlegung, abnemung oder Vergebung von keinem Juden noch anderen Menschen, wo ich mit diesem meinem Aydt, so (ich) jetz Thun werde, einigen Menschen betriegen. Ammen.

Darnach geh vor der Jud und sprech dem Christ nach diesen Aydt:

Adonaj, ein Schöpfer der Himmel und des Erdreichs und aller Dinge, auch mein und der Menschen, Ich ruff dich an durch deinen Heyligen Namen auff diese Zeit zu der Wahrheit, als und der N. mir zugesprochen hat, umb den oder den Handel, so bin ich darumb oder daran gantz nit schuldig oder pflichtig, und ich hab auch in diesem Handel keinerley falschheit oder unwarheit gebraucht sondern wie es verlaut hat, umb Hauptsach, schuld oder sunst waß die sach ist, allso ist es waar on aller geferde, argelist und verbrechlichkeit, allso bitt ich mir Gott Adonaj zun helffen und zu bestatten diese warheit. Wo ich aber nicht recht oder waar hab an diesen sachen, sondern einig unwarheit, falsch oder betrüglichkeit darinn gebraucht, so sei ich Heram (verbannt) und verflucht Ewiglich, wo ich auch nit waar und recht hab in der sach, daß mich dann übergeh und verzehr das Fewer (Feuer), das Sodomma und Gomorra überging, und aller Fluch, die an der Torah geschrieben stehn, und daß mir auch der waare Gott, der Laub und graß und alle Ding beschaffen hatt, Nimmermehr zur Hülff noch statten komm In Einigen meiner sachen und Nöthen; wo ich aber waar und recht hab in dieser sach, allso helff mir der waar Gott Adonaj. Ammen.

Büchertisch.

„Die Räuberbande". Roman von Leonhard Frank. Verlegt bei Georg Müller. München und Berlin.

Ein Würzburger Roman. Da erwartet man vom fröhlichen Treiben der Studenten an der Alma mater Julia zu hören, von ihrem Leben in den vornehmen Korpshäusern, beim Brückenbäck, auf den Fechtböden; von ihrem Streben auf den Buden, die, wenn sie billig sind, so wundervoll hoch unterm Dache liegen, daß der Blick sich weiden kann am spitzgieblichen Gewinkel der Altstadt, an den vielen Türmen und Kuppeln, an den jagenden Mauerseglern und den Flügen der Tauben und Dohlen, die alle die hohen Türme und die steilen Dächer der Kirchen bewohner.

Der Roman sollte auch von den alten Firmen und den klugen Kaufleuten erzählen, deren Güter von hier aus wieder in das ganze reiche Franken gehen und von jenen, die mächtige Fässer starken Mostes einlagern, der dann als Wein Mund, Nase und Herz der Kenner erfreut.

Beim Namen Würzburg glaube ich den frischen Duft zu riechen, der im Herbst von seinem Markte herströmt durch enge Gassen, ein Gemisch aus dem Geruche von reifem Obst, süßen Trauben, frischer Butter, manigfaltigem Gemüse, würzigen Kräutern, Kienholz und Räucher-

beeren. – Könnte nicht dem Würzburger Käskuchen und Zwiebelplatz, welche Gebäcke man dort in vollendeter Weise herzustellen liebt, ein Lobpreiser entstanden sein? –

Oder es wagt sich einmal ein großer Dichter an die Schilderung der wundervollen Bauten und Kunstkleinode, die vergangene Zeiten und vermoderte Menschen der Bischofsstadt schufen. Und die ganze stille Schönheit des Veitshöchheimer Hofgartens, seine verschwiegenen Laubengänge, seine ruhigen Weiher, die Weiden mit hängenden Zweigen umstehen und dunkle Karpfenrücken seltsam furchen, müßte in guten, packenden Worten erstehen. Ja, es ist viel Schönes und Herrliches ausgestreut im Frankenlande, ohne von seinem Wein zu reden, über den doch schon viel gesagt und gesungen wurde. Aber noch nicht genug.

Von alledem hören wir eigentlich nichts, wenn auch der Dichter – es ist wirklich ein echter und rechter – manche Stimmungen, Bilder und Eigentümlichkeiten der Mainstadt in treffsicheren, scharfen Strichen festgehalten. Wir finden kein schönes Getue mit Gefühlchen, nur harte Wirklichkeit; es ist in seinem Roman nicht ganz sicher, ob der Gute belohnt und daß der Böse bestraft wird, daß die Lies auch rechtzeitig ihren Hanns erwischt und daß am Schluße der Großvater seinen Enkel auf den Knieen reiten läßt. Seit langer Zeit hat mich jedoch keine Erzählung so festgehalten, wie diese, ein (im guten Sinne) naturalistischer Roman von Leonhard Frank: Die Räuberbande, soweit ich weiß, ein Erstlingswerk des Verfassers. Und ich gehe mit meinem Lob einig mit weit sachverständigeren Kennern, nämlich jenen Herren, die das Buch des Fontanepreises für würdig gehalten haben.

Allerdings, es ist nicht für die „reifere Jugend" und unvernünftige Leute geschrieben und für solche, die nur engherzigen Lokalpatriotismus produzieren. Der Leser muß wissen, daß es überall Schattenseiten gibt; er muß auch eine Ansicht, die der seinigen stracks zuwieder läuft, ohne Beschwerden vertragen können. Schattenseiten aber, nicht so sehr Würzburgs als des eignen Schicksals, scheint der Verfasser in seiner Jugend, von der er einen Ausschnitt als Roman-Vorwurf genommen, viele kennen gelernt zu haben.

Im ersten Teile, der die größere Hälfte der Handlung einnimmt, schildert er uns das Tun und Treiben von Knaben, Lehrlingen, die eben der Werktagsschule entwachsen. Diese Entwicklungsjahre sind an und für sich eine schlimme und dunkle Zeit, wenn dazu noch Erziehungsfehler durch einen Prügelpädagogen, dessen raffiniertes Strafsystem selbst ältere Männer, die es es genossen hatten, noch erschreckt und erblassen macht, kommen, wenn die Lektüre Karl May's sowie sämtlicher Hintertreppenromane und Indianergeschichten die Gehirne der Halbwüchsigen berauscht, so ist eben das Ergebnis darnach.

Diese Lehrbuben mit dem gesunden Tätigkeitstrieb der Jugend, phantastisch angelelgt, durch krasse Schmöker verdorben, durch die Eltern schlecht beaufsichtigt oder zu streng und verständnislos behandelt, der und jener durch den Lehrherrn körperlich und seelisch mißhandelt, schließen sich eng zusammen und gründen eine „Räuberbande". Über die schlechten (und harmlosen) Streiche dieser Bande wird uns eine Menge berichtet, gut berichtet, denn das alltäglichste Ereignis, die verfänglichste Situation, gewinnt durch die große Darstellungsgabe des Verfassers Farbe und Form. Aus der Schar der Räuber hebt sich kaum einer hervor, doch ist der kleine Michael Vierkant, genannt Oldshatterhand, einem gleich sympatisch. Oldshatterhand, der etwas stottert, ist beim Mechaniker Tritt (die Leute haben bei Frank gern symbolische Namen: Ein Weinwirt heißt Schlauch, ein Schuster Wiederschein), der besondere Freude am Peinigen seiner Lehrlinge hat, in der Lehre. Er ist ein Träumer, ein unverbesserlicher Idealist; von ihm handelt dann der zweite Teil des Romans in der Hauptsache. Seine unverwüstliche Arglosigkeit, sein ihn plötzlich überkommender Ehrgeiz, „etwas zu werden", bringen ihm harte Rippenstöße, Kämpfe und trübe Stnnden. Er ringt sich zum Künstler und zum Erfolg durch. Doch können alle Enttäuschungen den kindlichen „Spinner" nicht zum widerstandsfähigen Tatmenschen, der harmonisch Wirklichkeitssinn mit Künstlerempfinden eint, wandeln. Seine Kraft erschöpft sich rasch, er sieht seinen Erfolg nicht mehr. Haß und Künstlerneid benützen grausam sein blindes Vertrauen, seine vorbehaltlose Gläubigkeit an den Freund, und jagen den Schlechtgenährten, Hungernden, von irren Einbildungen Gerüttelten hin und her und in den Tod.

Von den anderen Räubern, die in ihrer Sünden Maienblüte von mutigen Taten, blutigen

Verbrechen, vom ungebundenen Leben in Amerikas weiten Grassteppen geredet, geschwärmt und geprahlt hatten, hören wir im zweiten Teile nur ab und zu. Sie werden brave Spießer, Vereinsmeier, Kartenbrüder, einer verwahrlost. Der stille „Winnetou" wendet sich, durch den Tod seiner Mutter erschüttert, zeitig ab und findet dann Ruhe und Frieden bei den Kapuzinern auf dem Käppele. Nur einer, der „Duckmäuser", der gar nicht einmal zur Räuberbande gehörte und von dieser verachtet wurde, kommt, als Matrose in aller Herren Länder gewesen, kräftig und lederbraun gebrannt, heim und setzt die zu Haus Gebliebenen in wehmütiges Erstaunen.

Durch den Roman geht ein „Fremder". Wir erfahren seinen Namen nicht; geheimnisvoll taucht er in merkwürdigen oder entscheidenden Stunden des Oldshatterhand auf, auch nach dessen Tode noch und verschwindet wieder im Leeren. Ist es sein Doppelgänger oder sein „zweites Gesicht"?

Gelegentlich führt uns die Erzählung in die Stuben der Kleinbürger, die durch Arbeit und Sorge um das tägliche Brot längst stumpf geworden; in ihre Kneipen, wo sie sich beim Dämmerschoppen oder am Sonntag erholen. Der Alkohol gibt ihnen ein wenig Schwung und läßt sie das Dasein besser ertragen. Der Weg führt anch durch dunkle Gassen, an verrufenen Häusern vorbei, oft auf den Festungswall, ein paarmal zum Käppele, dieser berühmten Kirche Würzburgs.

Nicht vergessen sind die Würzburger Mütter, die rührendsten, selbstlosesten und treuesten Mütter der Welt. Sie nähren sich die ganze Woche von Kaffee und bringen es hierdurch fertig, dem Mann ein „Täuble" und dem Sohn ein Stück Kuchen zu kaufen. Sie strafen streng und unnachsichtlich, doch im Todeskampfe noch streichen sie ihrem Buben über den Kopf, leise und gut, und bringen ihn dadurch zur Umkehr und Besinnung. Wenn diese Melodie auch nur heimlich, versteckt, prunklos und im Dunkel bleibend wie die Mütter selbst, mitschwingt zwischen all dem lauten Geschehen und den düsteren Geschichten, so hat sie mir doch nicht weniger gefallen.

Wie nun dies alles geschildert ist, mit harter Wahrheitsliebe, in eng umrissenen, scharf gesehenen Bildern und Dialogen, ist meisterhaft. Mit gleicher Anschaulichkeit beschreibt Frank einen großen Fabriksaal, das Milieu eines Münchener Künstlerkaffees, ein uraltes Haus im Spessart Der Dichter hat ohne Zweifel ein großes, plastisches Darstellnngsvermögen und hat, obwohl sein Werk kein Schlüsselroman, einzelne Figuren treu nach Modellen, die sich durch irgend welche Eigenheiten auszeichneten, gearbeitet. Wer z. B. vor mehr als einem Jahrzehnt in gewissen Würzburger Künstlerkreisen verkehrte, der wird sich sofort auf die beiden Künstler Immermann und Grünwiesler, die eine sehr wenig sympathische Rolle im Roman spielen, erinnern können.

Auch ist Frank die Technik eigen, eine oder die andere Person durch öftere Erwähnung eines Merkmals, einer auffallenden Gebärde, so zu kennzeichnen, daß sie sich immer deutlicher und sicherer dem Leser einprägt. Nicht minder hervorragend als seine Darstellungskunst ist übrigens sein Gefühl für Farbe. Man vergleiche: Heftpflasterrosa, schulheftblau.

Zwischen hinein überraschen, wenn auch selten, kleine, knappe Stimmungen von einer Bildhaftigkeit, daß ich mir nicht versagen kann, eine Probe davon zu geben: „Plötzlich rollten die Fuhrwerke unhörbar auf dem holprigen Pflaster, die Bürger gestikulierten, ihre Lippen bewegten sich — man hörte keinen Laut; Luft und Häuser zitterten, denn die dreißig Kirchturmglocken von Würzburg läuteten dröhnend zusammen zum Samstagabendgottesdienst. Und aus allen heraus tönte gewaltig und weittragend die große Glocke des Domes, behauptete sich bis zuletzt und verklang.

Die Unterhaltungen der Bürger und die Tritte einer Abteilung verstaubter Infantristen, die über die alte Brücke marschierte, wurden wieder hörbar.

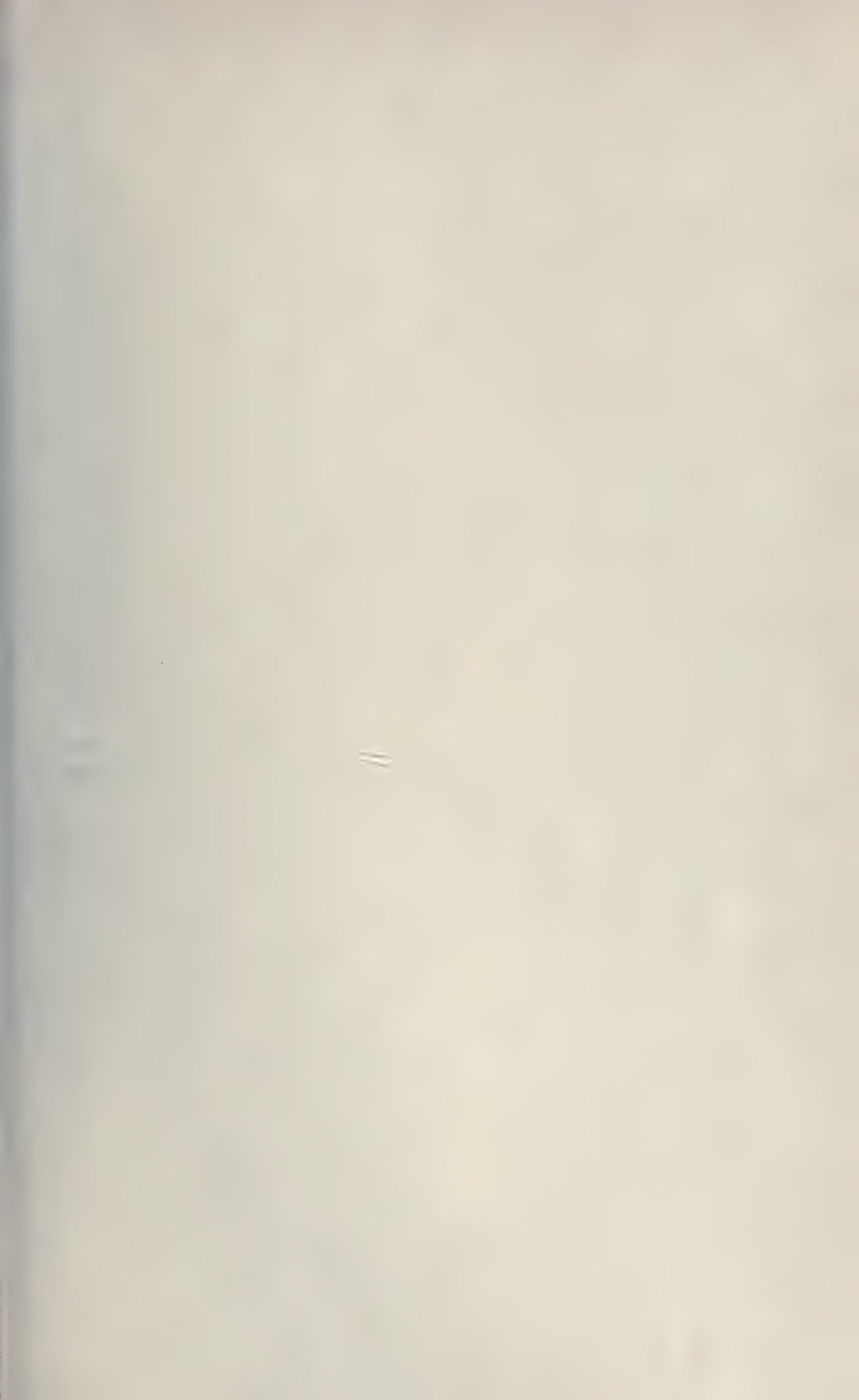
Über der Stadt lag Abendsonnenschein.

Ein roter Wolkenballen hing über der grauen Festung auf dem Gipfel, und im steil abfallenden königlichen Weinberg blitzten die Kopftücher der Winzerinnen — die Weinernte hatte begonnen. Es roch nach Wasser, Teer und Weihrauch." —

Freilich der Herr Lehrer Mager, der gefürchtete Erzieher der Jugend, würde bemerken, daß in Franks Roman einige Sprachnachlässigkeiten zu rügen seien; auch zeichne sich der Verfasser eigensinnig durch merkwürdige Zusammenstellungen aus. Als Beispiel hiefür nenne ich den Schluß des Buches: „Eine Stunde über den Berg" sagte Winnetou. Er hatte ein stilles, klares Gesicht und einen Pickel am Nasenflügel."

Hugo Vogt.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang Heft 9, 1915



Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 9. Heftes:

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

1915 September
2. Jahrg. Heft 9



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Fränkische Briefe.

V.

Liebe Landsleute!



Mit widerstreitenden Gefühlen, stolzen und bitteren, setz' ich die Feder zum 5. Frankenbrief an, in dem ich mit Euch über die Wohnsitze und die Größe des heutigen Frankenvolkes sprechen möchte. Zunächst also: wo sitzen heute die Nachkommen jener zahlreichen kleineren Stämme, aus denen der Großstamm der Franken zusammengewachsen ist?

Wo fränkisch gesprochen wird, da sitzen Franken. Wenn Ihr eine Karte Deutschlands aufschlagt, in die die Grenzen der verschiedenen Mundarten eingetragen sind, so fällt Euer Blick alsbald auf ein großes, zusammenhängendes Gebiet, das von der Mündung des Rheins bis zum Fichtelgebirg sich erstreckt. Das ist alles Frankenland im weitesten Sinn und die Mundarten, die da gesprochen werden, stehen zu einander in einem bestimmten verwandtschaftlichen Verhältnis. Die Gelehrten haben nun innerhalb dieser großen Mundartengruppe zahlreiche Unterabteilungen festgestellt, die zum Teil den alten fränkischen Kleinstämmen entsprechen. Da sind einmal die niederfränkischen Mundarten; die sie sprechen, die Niederfranken, sitzen in einem großen Teil von Holland und Belgien und in einem Stück der preußischen Rheinprovinz innerhalb einer Grenze, die von der Zuidersee südöstlich bis Essen und Elberfeld, von dort gegen Westen an Düsseldorf und Aachen vorbei, südlich von Maastricht und Brüssel, von Courtrai und Hazebrouck bis Dünkirchen verläuft. Dann kommen die Mittelfranken; sie wohnen links und rechts des Rheins um Köln, Bonn und Koblenz, am ganzen Unterlauf der Mosel bis hinauf nach Diedenhofen und im ganzen heutigen Großherzogtum Luxemburg. Es folgen die ober- oder rheinfrän-

kischen Mundarten, deren Gebiet, wenn man die hessischen mit einrechnet, über die heutige Provinz Hessen-Kassel und das Großherzogtum Hessen-Darmstadt, über den westlichen Teil des bayerischen Unterfranken, die bayerische Rheinpfalz und ein Stück von Baden (bis zur Murg), vom Elsaß (bis zum Selzbach) und von Deutsch-Lothringen sich erstreckt; ziemlich in der Mitte dieses Gebietes liegt die Stadt Frankfurt. Die ostfränkischen Mundarten endlich haben ihren Hauptsitz in den drei fränkischen Kreisen Bayerns, in einem Stück von Baden und Württemberg, im Koburger und Meininger Land und im sächsischen Vogtland; ziemlich genau in der Mitte dieser Mundarten liegt der Steigerwald.

Nicht ohne Stolz könnt Ihr dieses ganze Gebiet überblicken. Es sind Lande, die von den Sandhügeln Dünkirchens bis zu den Engtälern des Erzgebirges, von den Eilanden der Friesen bis zu den rauschenden Schwarzwaldbächen hinaufreichen. Sie werden bewohnt von Menschen, deren Zahl nach meiner Berechnung etwa 22 Millionen beträgt. Haltet Euch einmal diese Zahl lebhaft vor Augen! Wir sprechen gern von unserem deutschen Volk als von einem großen Volk, sind uns aber der wahren Größe seiner 70 Millionen nur selten ganz bewußt. Nun wohl! Wie klein, wie wahrhaft unbedeutend ist eine ganze Reihe von europäischen „Völkern", die zum Teil eben wegen ihrer Kleinheit vom Größenwahn befallen sind, gegen den einen deutschen Stamm der Franken! Und dieses Gebiet umfaßt Gegenden, die heute ohne Widerspruch zu den blühendsten Ländern Europas zählen und die in der Geschichte vollends dastehen als das edelste Kulturgebiet von Mitteleuropa. Die Kunde vom Glanz und Ruhm all seiner Städte, von Antwerpen bis hinauf nach Würzburg, Bamberg und Nürnberg, von seinen großen Künstlern, von seinen Domen, die den Himmel stürmen, sie wird dauern, solange noch ein Tropfen Wassers den Rhein hinunterrinnt, den nur die Franken zum deutschen Strom gemacht haben. Ja, die Bewohner dieses Gebietes haben für die Kultur der Menschheit allein zehnmal mehr geleistet, als Rußland, das tölpische Riesenreich, je wird leisten können, und wenn es noch ein Jahrtausend lang versuchen sollte, den Völkerbeglücker spielen zu wollen.

Darum sage ich: wessen Sinn weiter reicht als bis über die nächsten Bäume und Büsche seines Heimatortes, wer in räumlich entfernten, zum Teil etwas anders gearteten Menschen noch die Verwandten des heimatlichen Stammes zu erkennen vermag, der muß sich erhoben fühlen bei solchen Erwägungen. Allein, wie schon angedeutet, es mischt sich darein ein bitterer Gedanke. Wir alle sind nur das, als was wir uns fühlen. Haben denn alle diese Millionen von Kindern des großen Frankenvolkes das lebendige Bewußtsein, daß sie eben Franken sind? Leider kann davon keine Rede sein. Von den in ihrem Stammland seßhaft gebliebenen Hessen sagte ich früher schon, daß sie sich nie recht als Franken fühlen lernten. Bei anderen hat eine starke Blutmischung das Frankenbewußtsein getrübt: dies gilt z. B. für die Bewohner der Pfalz, wo Nachkommen der Franken und der Alemannen nebeneinander sitzen und sich teilweise durchdrungen haben, wo aber auch Tropfen französischen, wallonischen,

schweizerischen und sonstwie fremdländischen Blutes in den Adern zahlreicher Bewohner fließen. Aber sicher am schlimmsten hat auch hier die politische Entwickelung gewirkt, die das große Land der Franken nicht nur in eine Unzahl weltlicher und geistlicher Staaten zertrümmerte und so das gemeinsame Bewußtsein erstickte, sondern auch einzelne Gebiete dem deutschen Volkstum überhaupt entfremdete wie die Niederlande, und der Liebe zu welschen Wesen zugänglich machte, wie Luxemburg. So konnte es in der Fülle der Zeiten geschehen, daß die Holländer uns in der Stunde der Not fremd oder feindselig gegenüberstehen, daß im Kampf um Löwen, um Antwerpen und Ypern deutsches und altfränkisch-vlämisches Blut in Strömen floß, daß Luxemburger als Freiwillige zu den französischen Fahnen eilten. O, ich hebe keinen Stein auf, sie damit zu bewerfen — die Schuld, die riesengroße, trifft die große Mutter Deutschland selber: ihre Fürsten, die in ihrer Eigensucht den Leib des alten Reiches dem Siechtum und der Verachtung überantworteten, und ihr Volk, das sich ehedem nach den Worten des Dichters Logau zum „Affen Frankreichs" erniedrigte; aber als Franke muß ich diese Tatsachen aufs tiefste beklagen. — Und auch die Franken, die am Rhein und an der Mosel sitzen, haben kein wahres Stammesgefühl mehr. Die Gebildeten wissen, daß sie Enkel der Franken sind, aber sie kennen den Ursprung ihres Stammes so, wie man eine tote Sprache kennt und betreibt. Man erinnert sich der Tatsache, wenn geschichtliche, geographische, volkskundliche Erörterungen angestellt werden, sonst denkt und redet man kaum davon. Und dies ist keineswegs erst eine Erscheinung der Neuzeit! Ein edler Franke des 14. Jahrhunderts, Lupold von Bebenburg, Fürstbischof von Bamberg, schrieb als Würzburger Domherr eine bedeutsame Schrift über die „Rechte des römischen König- und Kaisertums", und in der Einleitung zu diesem seinem Hauptwerk tadelt er die Anwohner des Rheins, daß sie sich lieber Rhenenses, Rheinländer, als Franci, Franken, benennen. Ein wackerer Mann, dessen Namen sich jeder Franke wohl merken sollte! Aber seine Mahnung hatte natürlich keinen Erfolg, und die einzige Gelegenheit, wo man wieder ein Rheinfranken hätte schaffen können, wurde versäumt: seit das Gebiet eine preußische Provinz ist, heißt es Rheinland, Rheinprovinz oder gar Rheinpreußen. Dem Namen Rheinfranken ging man vielleicht geflissentlich aus dem Weg: man wollte damals wohl ein neues Land mit neuen preußischen Untertanen, aber keinen neuen Volksstamm gewinnen. Und so habe ich das bestimmte Gefühl, daß die „Rheinländer" dem Frankentum verloren sind.

Aber die Gefahr, den Frankennamen und damit über kurz oder lang auch das Frankenbewußtsein zu verlieren, war sehr groß auch für unser engeres Frankenland. Als der überwiegende Teil desselben durch die Säkularisierungen und Mediatisierungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Bayern kam, ahmte man natürlich die kalte, gemütlose Art der Franzosen nach, alle Landesteile womöglich nach Flüssen zu benennen. Man schuf den Obermainkreis, den Untermainkreis, den Rezatkreis, und der Name Franken schien ausgelöscht aus dem Buch der Völker. Glücklicherweise wurde dieses Unrecht, dessen

Größe die Staatsmänner Maximilians I. nicht zu fühlen vermochten, wieder gut gemacht durch die Neueinteilung und -benennung vom Jahre 1838, die ein Ober-, Mittel- und Unterfranken schuf und es so den Bewohnern dieser Gebiete erleichterte sich für alle Zukunft als Franken zu fühlen.

Meine lieben Landsleute! Wir allein tragen und hüten also den lebendigen Namen der Franken. Vom Meere ist er den Rhein heraufgewandert, hat dieses Stromes Wellen mit Glanz und mit Ruhm umgeben und — hat ihn verlassen. Der Main ist zum Strom der Franken geworden, und er soll es bleiben. Wenn die Brüder und Vettern vom Rhein und von der Mosel keine Franken mehr sein wollen — gut! Wir wissen, daß der Hund nichts taugt, den man zur Jagd tragen muß. Aber von uns sollte jeder erfüllt sein von dem Gedanken, wie groß und herrlich es ist, von so vielen Brüdern allein mit der Hut eines köstlichen Erbes betraut zu sein! Ihr fränkischen Lehrer, habt Ihr den schon einmal Euren Schulkindern, ihrer Fassungskraft angemessen, diesen Gedanken in die Seele gepflanzt? Ich fürchte — nein. Ich wenigstens suche vergeblich in meiner Erinnerung nach einem solchen Wort, das ich in der Volks- wie in der Mittelschule aus dem Munde meiner frankenbürtigen Lehrer je gehört hätte. Aber davon später einmal. —

Am Ufer des Lechstromes, der schwäbisches und bajuwarisches Volkstum voneinander scheidet, befand sich einst eine Säule mit der stolzen Aufschrift: Hie pairland. Hier beginnt das Land und Volk der Bayern! Wollte ich verlangen, man solle heute an den Enden der fränkischen Gaue Steinsäulen errichten, welche die Grenzen des Frankentums verkündeten, so würde ich mit Recht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Aber so sollte es sein:

„Sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist!"

Dann wird der Fremdling, mag er nun vom Mittag oder von Mitternacht, vom Aufgang oder Untergang der Sonne her Frankenboden betreten, überzeugt und begeistert ausrufen:

Wahrlich, hie Frankenland!

Speyer, im Juli 1915. Dr. Peter Schneider.





Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

IV.

Wunden des Krieges. Wunden werden geschlagen in diesem gewaltigsten aller Kriege! Wunden draußen im Mordgewühl des Kampfes, — Wunden daheim im stillen Häuschen der Eltern, im Kämmerlein der Braut, im todesbangen Herzen des sehnenden Weibes und in den betauten Hyazinthenaugen der Kinder, die es nicht glauben wollen, daß der Vater niemals wiederkehrt. Wunden, so groß und unfaßbar, daß vor dem Anblick ihrer ganzen Wucht und Größe die zitternde Seele niederbrechen muß.

Ein Kreuz ist allen aufgerichtet, und seine Träger sind sie alle, — nicht nur die viel zu Wenigen, denen es sichtbar in Eisen und Silber zum heiligen Angedenken an die furchtbarsten und gewaltigsten Stunden ihres Lebens an die Brust geheftet ist! — Eine Blume blüht in deutschen Gärten, — so spricht unser Dichter, — eine Blume, in der das sinnende Volk die rührende Verkörperung der Leiden und Schmerzen den Heilands sieht, — die Passionsblume. Ihre Blattspitzen sind die Dornenkrone, ihr Hut der Schwamm voll Galle, ihre buntgefleckten Fasern die Ruten und andere Teile die Nägel, die Lanze und die Geißelsäule — nur das Kreuz fehlt in diesem lieblichen Gleichnis. Der Blume gleicht das deutsche Volk, denn alle Marterwerkzeuge des Herrn werden auch ihm auferlegt, — aber es hat auch das Kreuz nicht vergessen, — nein zum schönsten und heiligsten Symbol all der still und tapfer getragenen Leiden und Wunden hat es sich selbst das Kreuz angehängt — nämlich das eiserne. — —

Im Anblick der majestätischen Größe des Leidens, das über das ganze Volk hereingebrochen ist, glaubt der Einzelne wohl untersinken zu müssen in dem ungeheuren, unentrinnbaren Strom. Zu keiner Zeit glaubt der bangende Mensch so wenig daran, daß die furchtbare Macht, die das Schicksal und die Welt regiert, sich seines armen Daseins noch erinnern kann, gerade ihn beschützen wird. Ein jeder fühlt sich mehr denn je verschlungen in das allgemeine

Unglück, mit tausend anderen erbarmungslos zermalmt zu werden. Gemach! spricht wieder unser Seelenkünder, — treffen die Wunden nicht nur Tausende unter Millionen? Stürzen die wütenden Wellen im Meer über das Häuschen am Ufer? Brechen sie sich nicht an den stahlharten Felsenklippen? Geht nicht die Sonne mit dem Wanderer im dunkeln Wald von Gipfel zu Gipfel und eilt seinen kleinen Schritten nach? — Umgekehrt wie die meisten Menschen meinen, muß man auch in schicksalsschweren Zeiten schließen: erst die Gewißheit, daß über jedem Einzelleben eine weise Vorsehung waltet, gibt uns die Erkenntnis, daß eine Vorsehung auch das allgemeine Leben der Völker und die Weltgeschichte beherrsche. Denn aus den Lebensbedürfnissen der Einzelnen entstehen erst die tiefgegründeten Daseinsbedingungen der Völker, und aus deren Wettstreit ringen sich naturnotwendig die Kämpfe und Kriege hervor, wie das Streiten und Ringen, das durch die ganze unabsehbare Reihe organischer Wesen von dem Wurm im Staube bis zu den Adlern unter dem Himmel geht. Wenn die Zeit gekommen ist, dann rufen die Völker sich selbst zum Kampfe auf, wie die Glocken von selber läuten, wenn die Erde bebt, und die Fürsten steigen herab von den Thronen in die Kämpferreihen ihres Volkes, wie der Reiche beim Erdbeben aus seinem Palaste flieht und in die Hütte des Armen eilt. Thronen und Gräber aber werden die Traualtäre, an denen im höchsten sittlichen Bewußtsein unerschütterlichen Rechtes die Freiheit mit dem Siege sich vermählt.

Doch freilich, — welches Dichters Wort vermöchte ganz die Tiefe der Wehmut auszuschöpfen, die der liebenden Menschen Herzen ergreift, wenn die Abschiedsstunde schlägt und der Sohn, der Gatte, der Vater oder Bräutigam sich losreißen muß von allem, was ihm teuer und lieb auf Erden ist. In keiner Stunde aller Leiden und Nöte treffen so hart und tief einschneidend die Gegensätze aufeinander: die ganze Fülle der Liebe, die schöne Gewohnheit des Lebens, die Traulichkeit des stillen Heims erfüllen noch einmal das liebende Herz, und wie ein jäher Abgrund liegt die Aussicht auf furchtbare Entbehrungen und übermenschliche Anstrengungen daneben, das Schlachtfeuer blitzt schon herüber, der Donner der Kanonen grollt in der Ferne, und wie ein Schwert schneidet der Gedanke allen durchs Herz: vielleicht auf Nimmerwiedersehn! Die Überwindung dieser Stunde erfordert wohl die höchste sittliche Kraft und packt den Menschen vielleicht tiefer und schmerzensvoller als die tausendfältige Gefahr im wütendsten Schlachtensturm. Das wissen sie alle wohl, die hinausgezogen sind, und Tausende haben sich schon beim Aufmarsch im Feindesland den schnell und unbewußt entstandenen Reim zugerufen:

> Wer Weib und Kind verläßt,
> Steht auch im Kampfe fest!

Rührend spiegeln sich die Empfindungen dieser Stunde bei unserem Herzenskenner in einem Briefe wieder, den die Gattin eines Obersten an ihre Freundin schreibt, als ihr Gatte hinausziehen muß in den Freiheitskampf: „Jetzo sei du die meinige mir noch mehr, damit ich vergesse, was ich entbehre. Der Krieg hat meinen Thorismund in seinen Sturm gezogen; er muß mitstürmen und viel-

leicht mitfallen. Doch kein Wort weiter davon! Wär's denn ehrenvoll zu jammern, wenn ein Mann, der lange den Kriegstitel trug, endlich zu den Taten seines Namens berufen wird, wenn er in einem Tag halten soll, was er jahrelang versprochen hat? Aufrichtig! Hier spricht freilich mehr er durch mich als ich selber. Er konnte dem Befehle nach nicht eine Minute länger zaudern, als bis in die Nacht am Geburtstage unserer Zwillinge, welche er so unbeschreiblich liebt. Das Anschaun der schönsten Liebe ist jedem, wie viel mehr einer Mutter, das des Kinder-Liebens. Nur hier allein gibt es keinen eifersüchtigen Neid, und so wenig, als wenn ein Mensch die Blumen und Sterne liebt; liebe nur, sagt die Mutter, unsere Kinder, und ich liebe dich mehr; dein Herz verteilt sich nicht, es vergrößert sich nur. Und so ist's schön, im Vater die Kinder zu lieben und in den Kindern den Vater, und ist schön, das All der Liebe im Kleinen zu haben und durch keine Umarmung eine dritte auszuschließen. Es rührte mich allezeit, wenn mein Thorismund, der sonst den Kommandostab nicht eben sanft handhabt, gerade gegen meine Schäfchen ein Lamm war; er hatte die Regel, — welche ich gewiß in seiner Abwesenheit eifriger befolge als in seiner Nähe, — nur sanft eine Bitte abzuschlagen (— warum soll man, sagte er, das Harte noch durch das Harte vermehren?); hingegen Gebote und Verbote für eine ferne Zukunft sprach er sehr stark aus. — „Was machst du", sagte er zu Julius, „wenn ich totgeschossen werde?" — „Ich ziehe", sagte der Junge, „deinen Degen und haue wohl zwei oder drei tot". — „Du bist aber doch nicht bei mir?" — „Nun, so nehme ich den Spitz und springe mit ihm zum Fenster hinunter, dann sind wir beide tot und dann bei dir!" — — Noch in der Nacht der Abreise trat mein Thorismund vor die schlafenden Kinder, aber nicht, um sie zum Abschiede zu wecken, sondern um ihre schönsten Abbilder in die Seele aufzunehmen; denn ist schon ein schlafender Erwachsener schön und wie ein Toter geheiligt, so noch mehr ein Kind im Schlummer: ein schlafendes ist ein doppeltes Kind. Diese Blüte einer Lebenswelt ist eine geschlossene Blütenknospe! Das unschuldige Angesicht ruht verklärt, ohne die Narben der Jahre, ohne die Feuermäler der Leidenschaften, ohne die Brandmale der Sünde. Daher man nur von Kindern, die im Schlummer lächeln, glauben konnte, daß mit ihnen Engel spielen. Wie mögen oft diese stillen Züge vor dem armen Krieger und Vater auf dem Schlachtfelde des Mords unter den Verzerrungen wie ferne Sternbilder schweben!

Vergib das lange Sprechen von meinen Kindern; ich will darüber den Edeln ein wenig zu vergessen suchen, um die lange, noch ungemessene Zeit seiner Unsichtbarkeit auszudauern. Eine harte Zeit, deren Stundenräder die Brust langsam rädern, bis wohl gar irgend eine Todesnachricht den Todesstoß gibt! — Ach, so ist das Leben! Denn Lieben ist Leiden; jeder Mensch mehr, den du liebst, droht dir seine Wunden an, und wie sehr du auch dich selbst gegen das eigene Schicksal bewaffnest, so wird gleichwohl der Pfeil, der auf eine geliebte Brust abfuhr, auf deine zurückprallen. Aber wir wollen doch lieben und leiden; Euch alle hätte ich doch geliebt, wäre mir auch vom Schicksal verkündigt worden: morgen sind sie alle verschwunden. Ich hätte sie doch geliebt!"

So manche Bemerkung aus der Trennungszeit dieser jungen Frau von ihrem Gatten ist so recht auch für unsere Zeit zutreffend, so zum Beispiel, wenn die Briefe des geliebten Mannes ihr doch nur einen halben Trost gewähren können, weil sie doch nur Gewißheit über die Vergangenheit geben, während unterdessen schon das Schlimmste geschehen sein kann. Auch ihr Schicksal wiederholt sich heute vielleicht mannigfach: sie kann zwar ihren Gatten nach dem Kriege wieder in die Arme schließen, aber der einzige Sohn ist ihr unterdessen durch einen Unfall entrissen worden. –

Ein Bild voll eigenartiger Poesie ersteht aus den Wechselfällen des Krieges ein ander Mal unter dem Zauberstabe des Dichters: Die Heimkehr eines siegreichen jungen Helden in die Vaterstadt, die er gänzlich verlassen wiederfindet. Wie hat sich der tapfere Kämpfer gefreut, nach all den schrecklichen Mühen und Schlachten im Eichenkranze des Sieges heimkehren und seiner geliebten jungen Braut Hand und Herz und Ruhm heimbringen zu können. Gerade am Neujahrstage kommt er zurück. Wie soll das neue Jahr ganz anders werden als das vergangene! Schon blinken ihm die Türme der lieblich gelegenen Stadt im vertrauten Tal entgegen, – schon tritt er durch das alte Tor hinein, – aber siehe da, was findet er? Alles still, – verlassen, öde und leer! Die Furcht vor dem andringenden Feinde hatte jedes Menschenleben hinausgescheucht, nur da und dort in einem Winkel klagt der ersterbende Lebenston eines hungernden, verendenden Tieres. Nichts regt sich unter den offenen Toren und in den dunkelnden Gassen, der Mondschein wirft ein gespenstisches Licht auf die ragenden Türme, deren abgelaufene, stillstehende Uhren und Zeiger ihm wie ernste Grabmäler vorkommen. Nur die Windfahnen knarren, und die Brunnen plätschern. Er beobachtet, wie alle frischen Fußspuren im Schnee nach einem einzigen Tore führen, durch das die überstürzte Flucht gegangen ist. Verhungerte Hunde findet er an ihren Ketten vor den Häusern, und in den traulichen Stuben liegen die Singvögel tot in ihren Käfigen. Auf dem Gottesacker sieht er ein kleines offenes Grab, in einem Hause ein leeres Särglein und in einem Zimmer ein Kind, „blühend in roter Verwesung, aber mit verblichenen Rosen um das Köpfchen."

Seltsam mit einer halb traulichen, halb gespenstischen Poesie wirken in all den verlassenen Häusern die Reste des eben vergangenen Weihnachtsfestes. „Die Christbäume trugen noch ihre kurzen Winterblüten und Wachslichterchen und ihre künstlichen Goldfrüchte, und auf den Tischen lagen die frohen Geschenke ausgebreitet, womit das spielende Alter die spielende Kindheit ergötzt; und die Wiegen waren hochgebettet, weil die Kinder entflohen waren.

Nun kam der Heldenjüngling in das öde Haus der Braut. Kein Liebesauge blickte ihn darin an, und nur in den Spiegeln bewegte sich etwas Lebendiges. Verlorene Kleider und Briefe bedeckten den Boden mit fremder Wildnis, und am offen gelassenen Saitenspiele lagen die aufgeschlagenen Lieder der Trauer noch. Alle Blumenstücke der Vergangenheit waren ausgewischt oder nur die leeren Seiten vorgekehrt, und nur der leise durchsichtige Würgengel des Menschenglückes durchwehte und bewohnte allein die geschmückten Zimmer."

Da regt sich plötzlich doch etwas Seltsames in den einsamen Zimmern: wie die ganze Stadt stumm steht, hebt auf einmal die langlaufende Flötenuhr im Zimmer aus und beginnt ihr mechanisches Lied: „Freut Euch des Lebens!" —

Mit wie rührender Zartheit und welch' wuchtiger Kraft ist hier die ergreifende Poesie jener Gegensätze dargestellt, die uns immer wieder bei großen Unglücksfällen begegnen und erschüttern: Die Zeugen des eben noch in tausend Winkeln blühenden Lebens und bürgerlicher Behaglichkeit stehen noch unmittelbar neben der majestätischen, todesstarren Größe des Unheils, das wie ein Sturmwind plötzlich und unvermutlich hereinbrach. Wie oft mögen den fühlenden Herzen unserer Soldaten solche tiefergreifende Bilder an den Grenzen des Vaterlandes und im Feindeslande begegnet sein; wie oft mögen sie dabei der lieben Heimat gedacht und im Herzen gebetet haben, daß ein Engel in diesen Kriegsgewittern sie behüten, und daß jede Schlacht weit an ihr vorüberziehen möge; — wie mancher aber, den der Kriegsausbruch hinaustrieb aus der Heimatstadt, mag die Stätte verwüstet, öde und leer wiederfinden, an der im Vaterhause ihm eben noch das traulichste Glück des Lebens blühte.

Und wahrlich! Nicht immer ist dem das schlimmste Los beschieden, der hinausziehen muß zum Kampf. Wie oft sind die Leiden der Daheimgebliebenen noch viel unerträglicher. Die fürchterliche Ungewißheit über das Schicksal des Geliebten draußen, über das Los des Vaterlandes, die Furcht vor dem Eindringen der Feinde, drohende Not und ungestillte Sehnsucht zermürben die bangende Seele des liebenden Weibes, der Braut, der verlassenen, hülflosen Mutter oft mehr als den Soldaten der Höllenlärm der Schlachten. Ja, wenn noch schwere Schicksalsschläge dazukommen, kann sich all der verhaltene Jammer wohl zur hellen Verzweiflung und zum Wahnsinn steigern.

Solch' ein Schicksal schildert unser Dichter in der Leidensgeschichte einer Jungfrau, die alles, was ihr teuer und lieb war im Leben, in das Kriegsfeuer mußte ziehen lassen: zwei Brüder und den Bräutigam. Furchtbare, unheilkündende Träume foltern die Unglückliche von den ersten schrecklichen Nächten banger Erwartung an. — Ungesehen und ungeheilt bluten die Wunden der Verlassenen daheim im innersten Herzen, und die Kugeln des Schlachtfeldes gehen durch ihre Herzen, auch wenn die Geliebten draußen vor dem Feinde nicht von ihnen getroffen werden. Ein großer Schmerz nur ist die Zeit für sie, und wenn sie gar die Durchzüge des Feindes erleben müssen, dann schneidet jede Waffe, die für die Ihrigen im Felde geschliffen ist, wie ein Schwert durch ihre Seele. — Nach vielen bangen Tagen erhält die Jungfrau die Nachricht, daß der älteste Bruder an den Überanstrengungen des Feldzuges gestorben sei. Noch gibt sie trotz des tiefen Schmerzes die Hoffnung für die Rettung der beiden anderen nicht auf, — aber bald schon trifft die Kunde ein, daß auch der zweite Bruder ihr verloren und in der Schlacht gefallen sei. Nun fällt sie ganz in hoffnungslose Trauer, ihr Geist umnachtet sich, und sie ist fest überzeugt, daß auch der Geliebte schon dahin sei, dessen blutende Gestalt ihr jeder Traum im kurzen Schlummer vorgaukelt. Seltsamerweise schläft sie nur bei Tage; und ihr Stöhnen,

ihre Wehrufe und ihre Gesichtszuckungen zeigen den Ihrigen, welche schrecklichen Gesichte sie peinigen. In der Nacht erzählt sie dann entsetzt sich selbst oder den Anwesenden ihre gräßlichen Träume und sieht die Dahingeschiedenen oft leibhaftig vor sich. Am schrecklichsten aber ist es ihr selbst, daß beim Andenken an den Geliebten die Träume versagen, und daß sie nur mit heißtrockenen Augen der Tiefe ihres Schmerzes nachsinnen kann.

Da kehrt der Bräutigam plötzlich in blühender Gesundheit aus dem Kampfe heim. Er ersinnt ein wundersames Heilmittel für die Wahnsinnige: Die Macht der Musik ruft er zu Hilfe; und als sie an einem herrlichen Sommerabend vor Sonnenuntergang erwacht, klingen Flöten, Harfen und Singstimmen in das mit Blumen geschmückte und von Schmetterlingen umgaukelte Schlafzimmer. Da löst sich die wilde, heißtrockene Starrheit des hoffnungslosen Schmerzes allmählich in sanfte Wehmut auf, und ein unaufgehaltener Strom von Tränen befreit die aufatmende Seele von den eisernen Banden des Wahnsinns. Als die Sonne versunken ist, ruft sie den Namen des Geliebten und sagt: „Ich halte deine Hand in meiner!" Da tritt er selbst vor sie hin, legt wirklich ihre Hand in die seine, — sie blickt eine Weile starr in's Abendrot, dann auf die Mutter und den Geliebten vor ihr — hört die sanften Flöten — lächelt unter strömenden Tränen und sinkt dem Bräutigam an die Brust, — sie ist gerettet und genesen! —

Sind aber wirklich die Frauen und Mädchen daheim nur den Leiden des Krieges widerstandslos unterworfen? Können sie wirklich nicht mit Hand anlegen bei dem gewaltigen Werke, wozu ihr Herz sie treibt? O, ganz gewiß! Und niemals ist dies herrlicher, überwältigender und ergreifender hervorgetreten als gerade in diesem Kriege, der wohl der grausamste von allen draußen im Felde, wo die Wunden geschlagen werden, genannt werden kann, — der aber gewiß auch der menschlichste und erbarmungsreichste ist von allen in alten und neuen Zeiten: nämlich daheim und hinter der Feuerlinie, wo die Wunden geheilt werden. Wer diese erschütternden und hinreißenden Tage miterlebt hat, der wird wohl dereinst, wenn er Kindern und Enkeln erzählt vom Sturm dieser Zeiten, nicht wissen, ob er zuerst von den ungeheuren Flammenzeichen der Schlachten und Siege reden soll oder von dem ungeahnten Strom der Liebe und Barmherzigkeit, der plötzlich in breiten Wogen durch alle Gaue der Heimat floß, von dem unermüdeten Liebeswerke deutscher Frauen, das Tausenden von Kämpfern so erquickende Stunden des Glückes und so herrliche Erinnerungen fürs ganze Leben gab, daß sie die Wunden und die Schmerzen preisen, die sie in die milden, gütigen Hände erbarmender Liebe führten. Wer wird das Leuchten dankbarer Liebe in den Augen der Abertausende vergessen, die in diesen Tagen mit zerschossenen Gliedern durch alle Städte und Dörfer wandeln; — wem werden die Bilder je in der Erinnerung verblassen, als die Mädchen mit frohem Gruße den jubelnden Truppen in jedem bekränzten Zuge Labung reichten bei der Ausfahrt ins Feindesland, oder als sie die Ermatteten und Verstümmelten bei der Heimkehr erquickten und stützten und ihre Verbände erneuerten? Ein Denkmal, wie es kein irdischer Künstler schaffen könnte, haben die deutschen Frauen unserer

Tage sich aufgerichtet, das ewig dauern wird im Herzen des ganzen Volkes, und das die Werke deutscher Frauengüte würdig neben die Taten des Mannesmutes stellen wird in den Blättern der Weltgeschichte.

Nur was vor hundert Jahren Deutschlands Frauen in den Ungewittern der Freiheitskriege leisteten, kann überhaupt mit den Werken unserer Tage verglichen werden. Und so klingen denn wieder wie eine Offenbarung die tiefempfundenen Worte unseres Geistersehers aus gleichgesinnter und verwandter Zeit herüber, die er dem Preise erbarmender Frauenliebe im Kriege gewidmet hat: „Wie habt ihr geopfert, ihr edeln deutschen Frauen, ihr Würdigen eures Vaterlandes und eurer Vorzeit! Ihr habt euch nicht bewaffnet, sondern, — was schwerer ist, — entwaffnet und euern Schmuck geopfert, damit er zur männlichen Waffe wurde. Ihr habt nicht, — was leichter ist, — Wunden geschlagen, sondern Wunden gepflegt, und eure über fremde vergessen. Nie werde es von den deutschen Männern verkannt, wie deutsche Weiber, ihnen gleich, den ältesten Ruhm erneuerten, und zwar nicht auf dem Felde der Wehre, des Ungestüms und der Gewalt, sondern in den Wohnungen des Friedens, mit dem milden Angesicht und mit opfernder Liebe für männlichen opfernden Zorn. Gleichsam, was die Männer angefangen, das alte hochherzige Deutschtum, das haben die Frauen zu vollenden und zu runden gesucht, wie etwa vom Evangelisten Lukas an ein Christusbild die erste Hand gelegt wurde, von den Engeln aber die letzte."

Neben dem zürnenden Engel mit dem Flammenschwert stand heute herrlicher noch wie einst vor hundert Jahren auch der lächelnde Engel mit der Palme des Friedens!

Die Schmerzen der furchtbarsten Wunden des Krieges, den Gipfel menschlichen Jammers hat er einmal zusammengefaßt in einer grauenhaft wilden und doch innig empfundenen Phantasie vom „Tod eines Engels." Der milde, alliebende Engel der letzten Stunde des Menschenlebens will selbst einmal empfinden, welche Schmerzen und Leiden der Mensch ertragen muß, ehe die Todesstunde mit ihrer sanften, heiligen Erlösung naht. Darum senkt er sich zur Erde auf ein Schlachtfeld in der Nacht nach dem Kampfe und schlüpft in den Körper eines Jünglings, der nach entsetzlichen Verwundungen die Stunde des Todes stöhnend erwartet. Die Geliebte hatte ihn unter den Opfern des Grauens gefunden und hält den zuckenden Körper noch in verzweifelter Liebe umfangen, während der vor Schmerz umnachtete Geist des Jünglings sie schon nicht mehr erkennen kann. Furchtbar reißen plötzlich Hunger, Durst und Schmerz, bisher ganz unbekannte, entsetzliche Empfindungen, in der verwundeten Brust des Engels, und sein erster Atemzug ist ein Seufzer nach dem verlassenen Himmel. Dumpf und schwer verwirren sich wie dampfendes Feuer allmählich alle Gedanken in seinem Hirn. Er sinkt unter der Überlast der grauenhaften Eindrücke in Schlaf, bis ihn endlich der Traum, des Todes milder Bruder, den entschwundenen Glanz des Himmels wieder vor die Seele zaubert. Aber bald erwacht er zu neuen, gräßlichen Schmerzen des Lebens, und über alles eigne Weh hinaus erlebt er noch etwas Schrecklicheres: in seinen Armen stirbt die jugendfrische, zarte Braut,

von tiefstem Seelenschmerz zermalmt, früher als er an seinen Wunden. Eine brennende Träne quillt dem Engel in die schwellenden Augen, als die Geliebte im letzten Wahnsinn vor dem Tode noch einmal die Augen bewegt, ihn an's Herz zieht, zu ihm sagt: „Nun bin ich bei dir, mein Bruder" — und dann im letzten Kusse stirbt. — Da ergreift den Engel der furchtbare Gedanke: wie können die Menschen solche Leiden alle ertragen; und ist das Leben selbst nicht in langen, langen Jahren so voller Schmerzen und Not wie die verstümmelten und zertretenen Körper auf einem Schlachtfelde? Vor der erblichenen Blume der entschlafenen Geliebten, die bis in den Tod getreu gewesen, geht ihm die tiefe Erkenntnis von der weltüberwindenden Kraft der Menschenseele auf: mit all den tausend Schmerzen der zuckenden Brust erkaufen die Menschen die Sittlichkeit und den Tod! Sie blicken über allen Nebeln des Erdenlebens unverwandt nach dem „hohen Sonnenstern der Pflicht, und sie breiten die liebenden Arme aus in ihrer Finsternis für jeden gequälten Busen, der ihnen begegnet, und um den nichts schimmert als die Hoffnung, gleich der Sonne in der alten Welt unterzugehen, um in der neuen aufzugehen!"

Da hat der Engel im gequälten Heldenleib auch überwunden, süßverblutend sinkt er der Geliebten nach und kehrt als ein Wissender voll tiefsten Mitleidens in den Kreis der seligen Geister zurück.

Wohlgetane Pflicht des Mannes und erbarmende Liebe des Weibes, — das sind die Sterne, die nach dem Grauen des Kampfes den Sieg verkünden, und über den rauchenden Schlachtfeldern hebt sich der Bogen des Friedens; so wie dereinst am Morgen nach der Schlacht bei Waterloo, die den Untergang des Welteroberers und die Auferstehung der deutschen Freiheit vollendete, das sieg- und friedenkündende Himmelszeichen über allem Jammer der abgewitterten Schlacht erschien: „Als endlich statt der Mordgewehre nur noch die zerrissenen Glieder rauchten und statt der Kämpfer nur noch die Verwundeten gehört wurden, als sich nichts mehr bewegte als die Zuckung, und als der Tod sein meilenlanges, niedergeschnittenes Erntefeld ansah, das Durcheinandersterben der Menschen und Tiere auf einem Lager: da erschien im Morgen ein Regenbogen, als wollte der Himmel die blutige Erde mit dem linden Verbande aus Farben umschließen. — Für die brechenden Augen war der Ehrenbogen im Morgen hingestellt mit seinen Blumenfarben und mit dem Himmelblau und mit dem Erdengrün und mit dem Morgenrot; der Siegeskranz, vom Himmel gereicht und halb von der Erde verdeckt, der halbe Zirkel der Ewigkeit, in welche das Herz zieht, wenn es sich verblutet hat. Und wie vormals nach der Sündflut der erfreuliche Bogen als Zeichen der künftigen Verschonung gegeben wurde, so stand er nach einem so langen Blutregen über Europa als ein Friedensbote am Himmel, daß nun aufhören werde das Vertilgen der Menschen und die Ebbe und Flut des vergossenen Bruderblutes. Deutet das himmlische Zeichen nie anders, ihr Könige!"



Kupfer.

Eine Betrachtung im Jahre 1915.

Von

Hugo Vogt, Frankfurt am Main.



Als in der Vorzeit unendlich fernen Tagen das Kupfer anhub, der Menschheit zu dienen, war es Waffe gegen den Feind. Und heute nach Jahrtausenden schließt sich der Ring: Wieder ruft es der Mensch, damit es ihm als Waffe und Wehr helfe, freilich in anderer Gestalt und Art der Verwendung denn in längst zergangener Bronzezeit.

Kupfer und Kupfer mit Zinn legiert (eine Mischung von 88 Teilen Kupfer mit 12 Teilen Zinn, ein Verhältnis, das fast gleich bleibt, wird mit Bronze bezeichnet), lernte zuerst der Mensch vor allen andern Metallen in der Morgenröte seines Daseins kennen, hämmern und schmelzen, gießen und bearbeiten. Wundervoll grünlich angelaufen, ruhen die alten Schwerter und Dolche mit ihren für uns moderne Menschen zu kleinen Handgriffen, und die einfachen, doch so zweckschönen Lanzen- und Pfeilspitzen in den Museen. Ja, die Helden Homers noch handhabten nicht nur trefflich das Wort, sondern auch Schild und Schwert aus Bronze. Selbstverständlich diente die Bronze auch als Jagdgewaffen und dem Fischfang als Angelhaken. Diese Angeln aus den Pfahlbaufunden sind beinahe so zierlich und so fein, wie unsere heutigen aus bestem Stahl, mit denen der Angler die nach der Fliege steigende Forelle fängt. Sicherlich wußte der Mensch der Pfahlbauzeit seine Fischhaken durch Hämmern zu härten und zu schärfen. Neben solchen Waffen und Geräten gab Bronze dem Vorzeitmenschen schönen Schmuck. Rührend sorgfältig sind alle die Halsringe, Ringe, Fibeln (Nadeln zum Zusammenhalten von Kleidern), Armbänder hergestellt, mit Ornamenten verziert und, wenn zerbrochen, wieder zusammengeflickt.

Wie der kluge Hund der sich dem Menschen schon in der Steinzeit angeschlossen, begleitete das Kupfer treu den Menschen durch alle Zeitalter. Als Hieb- und Stoßwaffe vom Eisen verdrängt, bot es ihm vielfache andere Verwendungsmöglichkeiten. Ich will nicht die vielen Denkmale rühmen, nicht die kupferbeschlagenen Kuppeln der Kirchen und Paläste zählen und die Kanonen und Mörser. Letztere, wenn auch wohl von anderer Legierung als die antike

Bronze, taten heute noch gelegentlich bei den Franzosen Dienst und fielen uns als Siegesbeute in die Hände.

Ich will den Blick zur Stätte hinlenken, wo in den letzten Wochen aufgehäuft wurde, was ein paar Jahrhunderte dem Menschen an Geräten im Frieden schufen. Ein Durcheinander: Schöpfbecher, Leuchter nnd Auftragbleche, Seifenschüsseln, Trichter und große, bauchige Wasserständer, Waschkessel, kleinere Kessel, urgemütliche Kaffeekannen, Pfannen und Kochgeschirre, seltsam gebuckelte Backformen, die oft von hohem, ästhetischem Reiz. Was zwei, drei und mehr Geschlechtern durch die Hände gegangen, durch Dienst und Erinnerungen geheiligt. Das warm-rote Leuchten des Kupfers an den Wänden der Küche, der Diele und im Prunkschrank ist der Stolz und die Freude der Hausfrau gerade in Franken gewesen. Es zeigt sich hier nochmals alte, gediegene Kultur des deutschen Bürgertums der letzten Jahrhunderte, die vorteilhaft absticht von einigem darunter geratenen modernen Firlefanz.

Die alten Handwerksmeister, die sich stolz Kupferschmiede nannten, verstandten ihren Beruf. Genau so gut und unglaublich dauerhaft wie einen Leuchter im gefälligen Barok, der, zehn gegen eins zu wetten, von einem Würzburger oder doch fränkischem Kupferschmied herrührt, schmiedeten sie die großen Braupfannen, die wir überall in den kleinen Landstädten, den großen Dörfern und Klöstern, besonders in Bayern, noch antreffen. Kunstvoll wußten sie die langen Kupferröhren zu biegen, nachdem sie diese, damit Rohr und Querschnitt keinen Schaden litte, mit Pech gefüllt. Es muß manch gewaltiger Mann darunter gewesen sein; ich habe den Ehering eines Kupferschmiedes in Besitz gehabt, durch den gewöhnliche Sterbliche zwei Finger stecken konnten. Das alte, selbständige Handwerk der Kupferschmiede ist so gut wie ausgestorben, aber das Kupfer ist noch begehrter geworden, denn es hat in der Technik, besonders in der Elektrotechnik, unendlich viele neue Verwendungsformen gefunden.

Und als kleinste Münze — klein allerdings nur bei uns, denn andere Länder versteigen sich zu fast talergroßen Kupfermünzen, — schaltet es würdig neben seinen großen Verwandten, den Edelmetallen, in Handel und Verkehr. Noch schätzt es die Kunst! Schlechte Eigenschaften, wenigstens als Metall, hat es keine; wir wollen es ihm nicht übelnehmen, daß es sehr ungebärdig werden kann, wenn in seine glühende, geschmolzene Masse ein unvorsichtiger Wassertropfen spritzt.

Wo kam und kommt das Kupfer her? Unser deutsches Land, das an vielen Bodenschätzen so reich, ist sehr arm an Kupfererz-Vorkommen, die eine lohnende Gewinnung dieses Metalles ermöglichen. Wenn ich sage, daß heute in Deutschland ein rund 3 % reines kupferbringendes Gestein (dem Kupfer sind in diesem Falle allerdings Spuren von Silber beigemischt, das ausgeschieden, die Ausbeute gewinnbringender macht) noch abgebaut wird, daß dagegen z. B. in Nordamerika, das in diesen Zeiten England an Heimtücke und Hinterhältigkeit kaum etwas nachgibt, sich gewaltige Gänge von beinahe reinem Kupfererz finden, wird man das Wort „arm" verstehen. In uralten Zeiten ist es wohl auf dem Handelswege nach deutschen Landen gelangt, im Mittelalter und dann

im 18. und 19. Jahrhundert wurde bei uns in vielen Gegenden auf Kupfer geschürft und gegraben. Auch in Unterfranken, im Kahltal, sind Schurfe auf Kupfer in dem dort zutage tretenden Zechstein gemacht worden, leider brachten sie keinen greifbaren Erfolg. Rührig hatte sich in den vorigen Jahrhunderten der Schwarzwälder Bergbau beteiligt. Die Grube Prosper zu Rippoldsau lieferte 1700–1714 ganze 391 Ztr. die Grube Herrensegen in Wildschapach 1816 1836 2928 Ztr. dieses roten Metalls. Aber wehmütig konstatiert schon 1865 der gewissenhafte Chronist des Kinzigtaler Bergbaues, der uns diese Ziffern neben vielen anderen berichtet, daß alle diese Gruben neben anderen auf Kobalt, Eisen und Mangan „jetzt ebenfalls sämtlich schlafen gegangen sind". Außer einigen bescheidenen bergbaulichen Unternehmen, die Kupfer im Haupt- oder Nebenbetrieb fördern, ist in Deutschland nur ein einziges großes Werk, dessen Vorgeschichte bis ins 12. Jahrhundert hinabgeht, aorhanden: Die „Mansfeldische Kupferschiefer bauende Gewerkschaft". Ihr Sitz ist in Eisleben am Harz, dem Geburtsorte Luthers, dessen Vater schon auf Kupferschiefer als Bergmann hieb. Sie hat in guten und schlechten Zeiten mit echt deutscher Zähigkeit durchgehalten und heute wird wohl in ihren Betrieben, die sehr ansehnlich geworden, mit doppeltem Eifer gearbeitet werden. Glück auf! Daß aber auch noch einmal anderswo in deutschen Landen, ich meine Deutsch-Südwest, deutsches Kupfer gegraben werden wird, das erhoffe ich fest und zuversichtlich. — —

Nun geht das Kupfer wieder seinen alten Weg. Ob es fremder Erde Sohn oder der deutsche Bergmann förderte, ob es als Geräte getragen wurde von der Liebe und Sorgfalt verstorbener Menschenkinder, ob es sich als Kabel über Stadt, Feld und Wald spann, es ist wieder bereit, als Waffe und Wehr uns im großen Völkerringen zu dienen, zuverlässig und zäh, wie es seine Art. Zurückgekehrt ist es zu seiner uralten, ersten Bestimmung.

Damit schließt sich sein Lebensring.



Soldatengrab in Flandern.

Von August Gräf, zurzeit im Feld.

Irgendwo in Flandern am Straßenrain
Hebt sich ein Holzkreuz ganz allein,
Wettermorsch, aus zwei Ästen gefügt,
Drüber Wind und Wolke fliegt.
Namlos, der hier ruht. Keiner weiß wer,
Nur der Bach im Grunde rauscht schwer
Und die Kam'raden halten am Wege still,
Beten für den wohl, der da fiel.

Irgendwo in Flandern am Straßenrain
Grub man ein junges Leben ein.
Drüber goldet schon wieder das Korn
Rosen blüh'n am Heckendorn
Und in den Blättern schauert's so bang,
Klingt just wie ein Totensang.
Winde und Wolken jagen davon —
In der Heimat weint eine Mutter um ihren Sohn . . .



Die Holzschnitzerei in der bayerischen Rhön.

Von

F. Moser, Kgl. Professor, Würzburg.



Der Versuch, eine Hausindustrie künstlich ins Leben zu rufen, wird in den meisten Fällen mißlingen. In solchen Gegenden, in welchen bereits eine, wenn auch wenig entwickelte Hausindustrie aus natürlichen Verhältnissen herausgewachsen ist, können Bemühungen des Staates, der Verwaltungsstellen oder gemeinnütziger Vereine erfolgreich sein, wenn sie lediglich auf die Verbesserung der Qualität der Erzeugnisse oder auf Gewinnung neuer Absatzgebiete abzielen.

In der bayerischen Rhön wurde nachweislich schon anfangs des 19. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber noch früher die Herstellung gröberer Holzarbeiten, wie Haus- und Küchengeräte, Holzschuhe und dergleichen, als Hausindustrie betrieben. Die Gegenstände wurden auf dem Wege des Hausierhandels oft weit von ihrem Entstehungsort zu jämmerlich niederen Preisen verkauft. Trotzdem aber mißlangen die Versuche, durch Schaffung direkter Absatzquellen die Anfertigung solcher Arbeiten zu einem lohnenderen Erwerbszweige zu erheben, weil das Hausieren merkwürdigerweise von den meisten Holzschnitzern bevorzugt wurde, wie es auch bis heute eine beliebte Form des Handels mit Erzeugnissen der Hausindustrie geblieben ist.

Um die Herstellung feinerer Holzschnitzereien in der bayerischen Rhön einzubürgern, hatte der Polytechnische Verein in Würzburg im Jahre 1852 in Poppenhausen bei Weyhers, einem Dorfe, das damals noch zum Königreich Bayern gehörte, eine Schule eingerichtet und mit Unterstützung der Regierung ein Haus zur Unterbringung der Lehrlinge angekauft. Durch die Gründung dieser Schule sollte der armen Bevölkerung die Gelegenheit gegeben werden, zur Winterzeit die unfreiwillige Muße zur Anfertigung besserer Arbeiten zu verwenden. Die Schnitzarbeiten, hauptsächlich Tiere und Spielwaren, waren bald begehrte Artikel und wurden anfänglich an das sogenannte „Rhöndepot“ in Würzburg eingeliefert, von welchem es in den Handel gebracht und sogar teilweise nach Amerika verkauft wurde.

Die Holzschnitzschule wurde im Jahre 1862 nach Bischofsheim vor der Rhön verlegt; aus welchen Gründen, läßt sich aus den Akten nicht nach-

weisen. Vermutlich war der Umstand, daß Bischofsheim als eine kleine Stadt und als damals noch fast einziger Ausgangspunkt für die Besucher des Kreuzbergs größeren Verkehr hatte, für die Verlegung maßgebend.

Die Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hatte der Polytechnische Verein anfangs einem Privatunternehmer übertragen, mußte aber im Jahre 1871 auf Grund mißlicher Erfahrungen dieses Verhältnis ändern und übertrug den



Holzschnitzschule in Bischofsheim v. d. Rhön.

Verkauf der Holzschnitzereien dem damaligen Schnitzlehrer. Wenige Jahre später wurde die Schule, welche auch Kreisfondszuschüsse erhielt, vollständig reorganisiert und sollte nunmehr ihr Ziel nicht mehr in der Ausbildung von Spielwarenschnitzern sehen, sondern junge Leute für die Herstellung besserer Gegenstände aus Holz, bei denen ein mehr oder weniger reicher Dekor in Schnitzarbeit

angebracht werden sollte, in gründlicher Weise heranbilden. Mit Unterstützung des bayerischen Kultusministeriums konnte sodann im Jahre 1879 eine schmucke Ausstellungshalle erbaut werden, so daß es nunmehr möglich war, die in der Schule entstandenen Arbeiten den Besuchern und Käufern in angemessener Weise vorzuführen.

Was nun freilich die in dieser Zeit entstandenen Holzschnitzereien anbetrifft, so konnten sie in Bezug auf Erfindung und Formgestaltung wohl einen Vergleich mit den Erzeugnissen der Schweizer Holzschnitzer aushalten, nicht aber mit denen der Schnitzschulen in Partenkirchen und Berchtesgaden, die durch den schon damals bedeutenden Fremdenverkehr schon früher genötigt waren, den Wünschen der oft mit Kunstsinn begabten Käufer oder Besteller Rechnung zu tragen. Es entstanden auch manche jener stilwidrigen Gegenstände, die man heute der heranwachsenden Generation als abschreckende Beispiele vorführt, die aber merkwürdigerweise von Touristen gerne gekauft wurden, z. B. ein geschnitzter Hund, dessen obere Hälfte aufgeklappt werden kann und dessen untere Hälfte ein Tinten- und ein Streusandglas birgt, ein Jägerhut aus Holz von ähnlicher Konstruktion, ein kunstvoll mit allen Nägeln ausgeführter hölzerner Bergschuh als Knäuelbecher und dergleichen mehr. Die Ornamentik war fast durchwegs naturalistisch, d. h. sie zeigte Pflanzen- und Tierformen ohne Stilisierung, und wenn Versuche gemacht wurden, in anderer Richtung zu arbeiten, so mißlangen sie meistens mangels des nötigen Verständnisses der jungen Schnitzer und aus anderen Gründen. Es mußte deshalb bei einer neuerlichen Umarbeitung des Lehrplanes dem Unterricht im Zeichnen und Modellieren eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, und um die Holzschnitzer nicht zu einseitig auszubilden, auch Unterricht in Kalkulation und gewerblicher Buchführung eingeführt werden. Das Kgl. bayer. Staatsministerium des Innern erteilte auf Grund dieser Maßnahmen im Jahre 1902 der Schule die Berechtigung einer Lehrwerkstätte im Sinne des § 129 der Gewerbeordnung.

Daß die Holzschnitzschule ihren Zweck, der weniger bemittelten Rhönbevölkerung neue Erwerbsquellen zu eröffnen, wohl erfüllt, mag daraus hervorgehen, daß zahlreiche ehemalige Schüler sich in verschiedenen Rhönorten selbständig machten und durch Absatz ihrer Waren auskömmlichen Verdienst fanden. Nicht wenige in dieser Schule ausgebildete Zöglinge zogen es allerdings vor, in größeren Städten Bayerns, Deutschlands und sogar des Auslands als gut bezahlte Holzbildhauer, zum Teil auch in selbständiger Stellung, lohnenderen Erwerb anzustreben. Einzelne haben Ruhm und Ansehen erworben.

Als man in Bayern den gewerblichen Fachschulen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, zeigte es sich, daß auch die Holzschnitzschule in Bischofsheim einer Reform bedurfte. Da sie sich hauptsächlich auf die Herstellung von Andenken für die Rhönbesucher verlegte, erzielte sie zwar günstige finanzielle Erfolge, verfiel aber in eine gewisse Einseitigkeit hinsichtlich der Ausbildung der Schüler. Die Unterrichtsverwaltung regte deshalb im Jahre 1911 an, daß für das Holzschnitzen ein geordneter Lehrplan eingeführt und bei den Arbeiten nicht nur auf

die Verkaufsfähigkeit, sondern auch auf die geschmackvolle Ausführung gesehen werden solle. Für den Fall des Rückganges der Einnahmen für die Schule durch diese Maßnahme stellte das Kultusministerium entsprechende Staatszuschüsse in Aussicht. Die Anregung hatte den Erfolg, daß im gleichen Jahre noch ein neuer Lehrplan eingeführt wurde. Um seine zweckmäßige Durchführung zu erleichtern, wurde ein Vorarbeiter der Schule auf Staatskosten ein Jahr lang der Kunstgewerbeschule in Nürnberg und der Handwerkerfachschule in Fürth zur Ausbildung zugewiesen und dann als Werkmeister und Hilfslehrer angestellt. Entwürfe zu geschmackvollen Gegenständen, auch zu kleineren Möbeln, werden der Holzschnitzschule und auch einigen selbständigen Holzschnitzern in der bayerischen Rhön vom Zeichenbureau des Polytechnischen Zentralvereins in Würzburg seit mehreren Jahren kostenlos überwiesen und wiederholt übersandte auch das Kultusministerium der Schule einzelne besonders gelungene Arbeiten von Schülern der beiden bayerischen Kunstgewerbeschulen zum Zwecke der Nachbildung.

Durch alle diese Maßnahmen wurde die Leistungsfähigkeit der Schule und gleichzeitig der aus ihr hervorgegangenen Holzschnitzer bemerkenswert gehoben, so daß ihre gelegentlich der Bayerischen Gewerbeschau 1912 ausgestellten Arbeiten viel Lob und lebhaften Absatz fanden.

In den Jahren 1912 und 1913 wurden die unzureichenden Räumlichkeiten der Schnitzschule durch die Errichtung eines neuen Werkstättengebäudes erweitert, dessen Kosten in der Hauptsache aus Staatsmitteln bestritten wurden. Die Fürsorge der Staatsregierung betätigte sich außerdem wiederholt durch namhafte Zuschüsse und durch Überweisung von größeren Beträgen für Stipendien, während der unterfränkische Landrat schon seit vielen Jahren durch Bewilligung eines Betrages den Fortbestand der Anstalt ermöglichte.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß von den Schülern der Holzschnitzschule bisher nicht nur kein Schulgeld erhoben, sondern daß ihnen sogar, sobald sie einigermaßen das Schnitzmesser führen können, ein, wenn auch bescheidener Lohn ausbezahlt wird, sowie daß die Schüler, deren Wohnsitz sich in größerer Entfernung von Bischofsheim befindet, ohne Entgelt in einem freundlichen Schlafsaal des Schulgebäudes ein allen billigen Anforderungen entsprechendes Nachtquartier haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bemühungen des Polytechnischen Zentralvereins für Unterfranken sowie die kräftige Unterstützung des Staates und der Kreisgemeinde sehr viel zur Hebung der Holzschnitzerei in der bayerischen Rhön beigetragen haben. Arbeiten, wie sie in der Bischofsheimer Holzschnitzerei entstehen, können sich überall sehen lassen und werden gerne gekauft, umso lieber als die Verkaufspreise verhältnismäßig nieder sind. Wenn man beobachtet, wie viele wohlhabende Kurgäste der Bäder Kissingen und Brückenau große Beträge für Holzschnitzereien aus dem Schwarzwalde und der Schweiz aufwenden, für Gegenstände, die oft recht minderwertig sind, kann man nur wünschen, daß ein Bruchteil dieser Beträge den Holzschnitzern der Rhön zufließen möge. Leider werden noch recht viele schlechte Holzschnitzereien unter der Bezeichnung „Schnitzereien aus der Rhön" verkauft, die fern von der Rhön entstanden sind. —



Deutsche Literaturbriefe.

Von Dr. Walther Schotte.

I.

Lieber Freund!



Als wir noch zusammen am Strande der Ostsee lustwandelten, und Sommernächte beim Mosel in der Jasminlaube verplauderten, da ging unser Gespräch um tausend Dinge der Welt von den phantastischen Hoffnungen und Wünschen an das Leben zu den Seufzern über den Druck unserer persönlichen und der Weltlage, der nun so befreiend, wenn auch gewaltsam sich entladen hat, doch nur um neuem Druck und neuen Hoffnungen Platz zu machen. Denn immer ist nur in Spannungen alles Leben der Menschen gehalten. Stets aber wird mir unsere damals endlose Zwiesprache in verklärter Erinnerung bleiben, denn sie war nie halb, nicht mit lauem Herzen geführt und umfaßte den ganzen Menschen: das Sein und die Geschichte, Staat und Politik, Literatur und die Künste. Uns Beiden war wohl immer gegenwärtig, daß das politische und das künstlerische Leben in einem genauen Zusammenhang stehen, der begrifflich unter nationaler Kultur verstanden werden kann. Wir machten uns freilich nicht die Theorien neuerer Geschichtsschreiber zu eigen, wonach sich dieser Zusammenhang erweist in einer Parallelität der Entwicklungstendenzen in den verschiedenen Hälften des Lebens, der staatlichen und der künstlerischen. Wir wissen, daß auch das Hegel'sche System von Thesis und Antithesis diese Formen des Lebens beherrschen kann und die gefühlte Einheit als Synthesis erst im Lebenszusammenhange offenbart. Es ist hier nicht der Ort, über die Relationen der Lebensbetätigungen zu philosophieren und die Geschichtsphilosophie des Kulturbegriffes zu schreiben, nur war es mir darum zu tun, auf den engen Zusammenhang alles Künstlerischen und Politischen hinzuweisen, um in gegenwärtiger Zeit von der lebenden Literatur unseres Volkes mit politischem Gewissen sprechen zu dürfen.

Nie ersetzt ja ein Brief noch auch eine Folge von Briefen über das gleiche Thema, wie ich sie hier plane, die lebendige Zwiesprache. Eher vermag das fast die wissenschaftliche Leistung strengsten Stils, die unter ihren Bedingungen zu geben mir aber jetzt versagt bleiben muß als einem, der nur in den wenigen Mußestunden frei von militärischen Diensten schreiben darf und also sich weder der Disziplin der Methoden noch des Handwerkszeuges unserer Wissenschaft be-

dienen kann. So sei es mir vergönnt, dir und einem weiteren Kreise, dem du diese Blätter innerhalb deiner Zeitschrift bekannt geben willst, in loser Form Gedanken zu eröffnen, die ich längst gern in deinem Besitz wüßte und bekannt solchen Menschen, die wie die Leser dieser Zeitschrift ihr Verhältnis zur Literatur aus dem starken Erlebnis der Deutschheit gewinnen, das an den schönsten Quellen unseres Wesens, der fränkischen Muttererde, ihrer großen historischen und künstlerischen Vergangenheit genährt werden kann. Ich will in allen diesen Briefen über so viele Erscheinungen der jüngsten literarischen Gegenwart immer wieder fragen, bedeuten sie für unsere nationale Zukunft, besonders nach diesem Kriege, ein Versprechen; wird ihr Schaffen das Leben ungeheurer Taten, in Gesinnungen, Gedanken und Gesichten begleiten, die jener würdig sind. Werden ihre Werke zu dem Deutschen der Tat wieder den Deutschen des Gedankens stellen, der jenem die Hand reichen darf. Dürfen wir von den Dichtern und Denkern unseres Volkes hoffen, daß sie das Ihre beitragen, die Hemisphären der Welt gleich zu machen und ihr zerstörtes Bild in einer moralischen und geistigen, seelischen und sinnlichen Schönheit wiederherzustellen, die der Kraft und der Glut unserer handelnden Menschen und der Größe ihrer Taten entspricht. Das sind die sehr ernsten Fragen, die auch den bewegen sollen, der dem Gesetz mit freiem Willen gehorchend, jetzt aus den Kreisen seiner Arbeit und seines Lebens geschieden ist, um in endlosen Tagen und Nächten, in Wind und Regen, in Sonnenschein und unter gestirntem Himmel, in seinem Herzen auf sich allein gestellt, sich immer wieder bezwingend, mit seinen Brüdern kämpfen muß gegen unsere Feinde.

Es wäre töricht zu untersuchen, ob eine bestimmte Literaturrichtung der jüngsten Vergangenheit berechtigt war oder nicht, ob es richtig wäre in ihrer Bahn fortzuschreiten oder einer anderen zu folgen, ob der Naturalismus oder Impressionismus noch eine Zukunft haben darf. Ob die Literatur wie es der Schrei nationalistisch bornierter Tageszeitungen fordert an den alten deutschen Idealismus wieder anknüpfen soll, oder gar an die autochtone, mit dem Mittelalter geheimnisvoll verbundenen Entwicklung Göthes, die nach Mancher Meinung durch seine Hinwendung nach Italien, durch Iphigenie und Tasso unterbrochen wurde, an seinen Urfaust und die prometheischen Gedichte. Alle solche Fragen sind Unsinn und verkennen das Wesen der Dichtung und des Dichters. Die Natur des Künstlers läßt sich nicht abstrahieren in einen allgemein gültigen Typus. Es gibt den wesentlich sinnlich bewegten Menschen unter den Künstlern, der die ungeheure Welt der Erscheinungen um ihrer selbst willen fassen muß, sei es in Farben und Formen, in Bewegungen, Tempi und Rythmen. Und schon unter den rein sinnlichen Menschen scheiden sich die Künstler der harten Wirklichkeit und der ganz ungebundenen schöpferischen Phantasie. Dann aber muß man an die sentimentalen denken, dies Wort im eigentlichsten Sinne gebraucht, die gefühlsmäßig der Welt Gegenüberstehenden, sie mit ihren Gefühlen Ertränkenden, ihr Bild nach Sehnsucht und Wollen Wandelnden, muß bedenken, aus welchen Gründen des Lebens alle Sehnsucht, alle Gefühle, alles Wollen der Menschen kommt, um die Fülle der Möglichkeiten zu verstehen, in denen

sich der sentimentale und moralische Künstler zur Welt stellt, und 'wird dann begreifen, daß der Formen künstlerischen Schaffens viele sein können, und daß jene, die die Schlagwörter von Impressionismus und Idealismus andeuten, nebeneinander bestehen können und ihr eigenes Recht haben wollen. Und doch wird man in den Abfolgen, in denen zeitlich etwa Idealismus und Impressionismus zu herrschenden Formen werden, einen tieferen Sinn suchen dürfen, der mit dem vom Werden und Vergehen ganzer Kulturen zusammenstimmt.

So, glauben wir, ist es kein Zufall, wenn ein junger fränkischer Dichter gerade in diesen beiden letzten Jahren mit seinen ersten Werken eine stärkere Aufmerksamkeit erregt hat, weil in ihnen zweifellos ein leidenschaftliches Postulat an das Leben zu künstlerischem Ausdruck kommt, ja schon die Bedingung bildet, unter der der Mann zum Künstler geworden ist. Seine Forderung eröffnete ihm Seiten des Buches, das vom Leben und vom Menschen handelte, die noch nicht gelesen wurden oder so doch noch nicht verstanden wurden. Wir begreifen, daß da mit Schlagwörtern wie Idealismus und Impressionismus nichts mehr gesagt werden kann. Wenn das Lebensdetail der Natur nur abgelauscht werden kann von einem Horchenden, in dessen Seele eine Scham brennt, ein sittliches Wollen sich aufbäumt, was besagt da dieses Detail auch in seiner Wiedergabe als reine Perzeption oder Impression. Wir halten uns daran, ob das Postulat zu künstlerischem Ausdruck kommt, d. h. ob wir durch die Gewalt des Künstlers gezwungen sind, das von seinem Postulat bestimmte Weltbild anzuerkennen als wahr, in seine sittliche Forderung einzustimmen, mit seiner Sehnsucht zu klagen, mit seinem Zorn zu schelten.

Ich muß hier eine Einschaltung machen über die Verflachung der Kritik[1]). In den Besprechungen über Leonhard Franks Werke, auf die ich hier aufmerksam machen will, finde ich folgendes Potpourri von Einschachtelungen dieser Dichtungen in unsere literaturgeschichtliche Nomenklatur. Dr. Paul Schlenther spricht von Franks Naturalismus, der ihn und den Verleger Fischer, den Verleger Ibsens und Hauptmanns an ihre Jugendzeit erinnert. Bermann findet etwas von der Art unserer deutschen Romantiker darin, Eichendorffs, aber auch er bekennt andrerseits, dieser Roman „riecht nach dem wirklichsten Leben". Joachim Benn rühmt die zangenhafte Schärfe, in der jeder Sinneseindruck festgehalten wird. Alfred Bratt aber meint, nicht ein scharf konturiertes Bild, sondern der elementare Kern des Lebens würde hier erfaßt und wiedergegeben. Und so geht es fort. Ich stimme nur mit einem Wort des Kritikers der Berliner Volkszeitung Max Schach überein, allerdings anders als er es meinte, nicht mit Bezug auf den Kritisierten, sondern mehr auf seine Rezensenten: „Schreiben wollen das ist nicht so schwer, und es ist keine Tragik, wenn man es besser meint als trifft, schreiben müssen —."

---

[1]) Vgl. aber die feinsinnige, gerade auch das formale würdigende Kritik von Hugo Vogt in Heft 8 dieser Zeitschrift. Auf das etwas merkwürdige Charakteristikum: „naturalistisch im guten Sinne" dürfte Vogt bei seinen folgenden Ausführungen auch nicht zuviel Gewicht legen.

Als Schiller die Räuber schuf und Kabale und Liebe, da war es ein ungeheures soziales Leiden und Mitleiden, der individualistische Drang zum Leben nach eigenem Recht, Haß und Freiheitssehnsucht, die den jungen Künstler beflügelten und gegen eine Welt von Feinden aufstehen ließen und diese Welt erobern mit der impetuosen Gewalt seiner Künstlerschaft. Die bekämpften sozialen Ordnungen von damals haben anderem Platz gemacht, ob besseren oder schlechteren, das ist hier nicht die Frage; gewiß ist, daß es ein soziales Leiden, ein soziales Elend gibt, das an uns wieder Forderungen richtet, an die Glücklicheren zu helfen, an die Betroffenen zu innerer Selbstbefreiung. Wir haben vor dem Kriege nichts so sehr gefürchtet wie die kapitalistische Verelendung der Massen, die Gewaltherrschaft einer Plutokratie, die selbstgerechte Verohung aller besitzenden Bürgerlichkeit gegenüber der konstanten Not der Gedemütigten, der mit Händen, mit dem Kopfe um das tägliche Mittagessen Arbeitenden. Wir bangten um die geschändete Menschenseele der Einzelnen. Denn sie wissen es „materielle Not verursacht Seelennot, versaut die Seele", daher der Protest der Getroffenen „haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, weshalb ihre Existenz so großartig glatt ist? während Millionen von Menschen ihr Leben in Dreck und Elend verbringen müssen . . . . „es hat kein Mensch das Recht eine glatte Existenz zu haben". Gegen die Antwort der Bourgeoisie von der unvermeidlichen sozialen Rückwirkung des Kampfes ums Dasein dröhnt aber die Anklage: „Der Kampf ums Dasein ist eine von den Menschen erfundene Gaunerei" . . . . Da erlaubt sich eine kleine Minderheit den Verstand von Abermillionen so krank zu machen, daß sie in ihrem Elend am Ende schon glauben, das Elend müsse sein. Und für diese die Erde verdunkelnde Niedertracht nimmt die Minderheit den gesunden Menschenverstand in Anspruch." — „Der gesunde Menschenverstand — verteidigt sich der reiche Zimmernachbar gegen den verhungernden Dichter in Franks Novelle „Die Ursache" — sagte einem doch, daß es Unterdrückte und Unterdrücker geben muß, so ist das Leben". Gegen Menschen wie diese „kommen wir nicht auf" stammelt der Dichter und in das gemeine Drängen der Zimmervermieterin um Geld klingen traumverloren die Worte „und dabei könnten wir mit Königen verkehren". Dies „mit einem wunderbaren Lächeln auf dem Gesichte". Der Verhungernde geht zu einer Dirne, Geld zu leihen, das sie verdient, während, er durch Zufall im Nebenzimmer eingesperrt, warten muß, bis die Schändung der Menschheit vollendet ist. Zu einer Dirne, die ihn liebt, weil er in ihrer Not ihre Menschenseele erkannt hat, die Schwester seiner eigenen Verelendung gefunden hat[1]).

Dieser Mensch, das ist der Glaube Franks, ist zu den Demütigungen des Lebens verflucht, nachdem und weil schon seine Kinderseele einmal von ihnen gebrochen wurde. Alles Leben wird vorgezeichnet in den Tagen der Kindheit. Aus dieser Erkenntnis fließt eine ungeheure Forderung an die mitlebende Menschheit, sie bedeutet mit ihrer Forderung eine ungeheure Fülle von Lebenseinsichten und Problemen. Sie beleuchtet nie gesehene Dinge.

---

[1]) L. Frank: Die Ursache. s. u.

Es entsteht das große Problem der Wechselwirkungen von Veranlagtheit, Vererbheiten, Erziehung und Lebenserfahrungen im werdenden Menschen. Man nehme eine Hand voll Menschen, Kinder, die unter den gleichen oder doch ähnlichen Bedingungen aufwachsen und beobachte wie die gleichen Einwirkungen verschiedene Gegenwirkungen und Lösungen erfahren. Man schaue auf das wundersame Spiel des sich Entwirrens von Lebensfäden aus dem Knäuel verschlungener Lebenstage von Kindern. Das tut Franks Erstlingswerk, der mit dem „Fontanepreis" gekrönte Roman: „Die Räuberbande".[1]) Der gemeinsame Hintergrund aller Lebensschicksale ist hier Würzburg. Es ist gleich bemerkenswert, daß dieser Name nicht ein uns allen gleiches Bild auslöst. Denken wir Glücklicheren an Würzburg, so ist es die Stadt des Mittelalters und des festlichen Barocks Balthasar Neumanns, die Stadt einer wundersamen, geheimnisvollen, von einer mystischen Glut erfüllten Gotik und einer überquellenden, ganz fessellosen, schenkenden und beschenkten Lebensfreude. Die deutscheste Stadt Deutschlands, seine heilige Stadt. Für jene Proletarierkinder ist es die Stadt geistlicher und kleinbürgerlicher Bedrückung, die Stadt, der man im Freiheitsdrang der fünfzehn Jahre den Untergang schwört, die Stadt, deren Mauern, Türme nur dazu dienen, der „Räuber freies Leben" zu gewähren. Den kindlichen Spielen, in denen die Gestalten Karl Mayscher Romane, Winnetou, Oldshatterhand und all die anderen, Leben gewinnen, so stark, daß sie sogar in die nüchterne Wirklichkeit des späteren Lebens mit hinüber genommen werden, stehen die täglichen Leiden gegenüber, die Selbstgerechtigkeit und sadistische Schultyrannei des Lehrers Mager, die engherzige Strenge in der Not hartgewordener Eltern, die obscönen Zustände zerrütteter Familienverhältnisse, Prostitution, Ehebruch, Zuhältertum, kindlichen Seelen zu fügen. Für die meisten bedeuten die bunten Illusionen knabenhafte Spiele, eine Episode der Jahre; jener verroht zum Verbrecher, dieser wird zum gern aufgenommenen Mitglied des Pfahlbürgertums. Ein anderer behält sein knabenhaftes Draufgängertum, seine fröhlich renommistische zupackende Art, die die das Häßliche abschüttelt, er wird in der Fahrrinne des heiteren Selbstbetruges im Strom des Lebens schwimmen können. Zwei aber sind da, mit stärkerem Herzschlag, Winnetou, der zum entsagenden Dienen geborene, der glutstarke demütige Mönch und sein Widerspiel Oldshatterhand, der den Demütigungen des Lebens nicht Gewachsene. Das Buch müßte eigentlich Oldshatterhand heißen, ihm ist es gewidmet. Oldshatterhand ist Künstler, für ihn gibt es nicht den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Illusion. Die Träume der Räuberbande vom dem „wilden Westen", dem Kampf mit Indianern, der Eroberung der Welt waren ihm Wirklichkeit, eine Welt, die die häßlich Skepsis der den Kindesjahren entwachsenen Kameraden und die Erkenntnis eigener Schwäche einstürzen; Oldshatterhand's erstes großes Leid. Aber die Sehnsucht bleibt und das Träumen. Als er Arbeiter ist in einer Dresdener Fahrradfabrik, da kreisen seine Träume mit den Wellen der Räder und dem Singen der Transmissionen. „Er wollte etwas werden,

[1]) Bei G. Müller, München 1915.

nicht gerade Heerführer oder Minister, aber etwas was ihm die Achtnng der Menschen einbringen müßte." — Künstler.

Das Verlangen nach Achtung, nach freier, menschlicher Geltung unter den Mitlebenden, nach einer Position, die alles Untergeordnete, Demütigende ausschließt, ist ein typisches Lebensbegehren der Künstler. Je stärker der soziale Trieb nach glücklichem, gültigem Einbezogensein in das Leben bürgerlicher Gemeinschaft den Künstler erregt, um so größer pflegt die Individuation zu sein, um so unabwendbarer das Verhängnis der Einsamkeit. Um so mehr Pflicht ist es, die große Passion des Künstlertums zu tragen, den Weg zu gehen, auf dem niemand dem Märtyrer seiner schaffenden Kraft das Kreuz abnehmen will, jeder die nach Hilfe, nach Verstehen, nach Anerkenntnis sehnsüchtigen Augen mit Spott und Verachtung abweist. Wenn die Lebensschicksale großer Künstler von Hölderlin bis Nietzsche für diese harte Wahrheit, daß der Künstler einsam ist und bleiben muß und den heißen sozialen Drang seines Herzens überwinden muß, die lauteste Sprache führen, wenn die Brüder Mann diesen Fall unter dem Gesichtspunkt der lebendigen Antinomien des naiven Tatmenschen und des Wissenden, d. h. sehnsüchtigen oder sentimentalen Menschen, des Ästheten und Künstlers behandeln, so erweitert L. Frank das Problem zu einem allgemein menschlichen: Die anima candida, die sehnsüchtige Kinderseele, der träumende Mensch, ob er nun zum großen Künstler qualifiziert ist oder nicht, diese Menschen sind es, die das Schicksal bricht, wenn die Reinheit ihres frommen, kindlichen Verlangens zu sein mit und unter den Menschen, häßlich beschmutzt wird. „Wann auch immer Oldshatterhand einem gutgekleideten Menschen begegnete, der ruhig seines Weges ging und dessen Gesicht von Demütigungen nicht gezeichnet war, folgte er ihm, dachte er glühend sich in ihn hinein, bis er selbst zu dem vor ihm Gehenden wurde, worauf er seine Wunschphantasie klettern ließ." Und in den Krisen der Enttäuschungen schilt sich der junge Maler: „immer waren alle kräftiger und geachteter als ich, immer und überall war ich hinten dran, wie habe ich nur denken können, daß aus so einem schwächlichen, verachteten, verprügelten, durch und durch lächerlichen Kerl ein Künstler werden könnte".

Eine Bagatelle führt die Katastrophe herbei. Auch sie nur ein letztes Glied der „eisernen Ursachenkette" eines Lebens. Der Kind gebliebene, der ewige Illusionist läßt sich plump betrügen, gerät in den Verdacht eines Verbrechens, reinigt sich durch die Selbstverständlichkeit seiner Unschuld, aber die öffentliche Erklärung, die Wiederherstellung seiner sozialen Ehre kommt einen Tag zu spät. Der Not dieser Wochen des Ausgestoßenseins, des verachtet Angeblicktwerdens, der Verdächtigungen, überscharf empfunden, diesen Demütigungen ist sein Herz nicht gewachsen. „Manchmal weiß ich, daß ich der Gemeinste bin und der Niedrigste . . . manchmal weiß ich, daß ich der Größte bin, der Größte von der Welt". In der Angst dieser Stunden malt er sein Traumbild, sein Sehnsuchtsbild. In drei Nächten und drei Tagen. „Eine feuchte, dunkle Gasse; auf den Stufen vor den Häusern saßen Mädchen, Märchengestalten, die Arme um die Knie geschlagen, in rosa, blauen, violetten Hängekleidern, und manche in blutroter Seide.

Traurige Prinzessinnen, die auf den Erlöser warteten. Es war die Hurengasse von Frankfurt a. M. An den Eingang der Gasse hatte Oldshatterhand sich selbst gemalt — einen Prinzen im enganliegenden Wams, der auf den Zehenspitzen stand und die langen, gespreizten Finger ekstatisch in die Gasse streckte, halb abwehrend, halb zugreifend. Grauen und eine Süßigkeit war in dem Bild."

Oldshatterhand erschoß sich, er war nicht stark genug, er hatte nicht die Kraft, „die Verachtung der Menschen zu verachten" und einsam zu sein. Ohne die Achtung der Menschen konnte er nicht leben. „Die Gassen, in denen ich aufgewachsen bin, schämen sich meiner, flüstern mir ihre Verachtung zu. Die Gesichter in den Fenstern ziehen sich ins Dunkel zurück vor mir. — — Ein Kind deutet mit dem Finger auf mich, wo soll ich mich verstecken .... ihre Verachtung tötet mich", ... „meine Mutter unter ihnen weint".

Aber „es gibt nur Zweierlei: lügen wie die anderen = sein wie sie, oder ihre Verachtung verachten = einsam sein", denn „solange ein Mensch den Weg der Einsamkeit geht, um sich zu finden, stehen die Menschen zu beiden Seiten seines Weges und höhnen und verachten ihn". —

Es ist der unbezwingliche Glaube an die Güte im Menschen, der den Dichter mit dieser Erkenntnis nicht resignieren läßt, der ihn vielmehr mit der furchtbarsten Anklage aufstehen läßt, mit einer Forderung, daß es anders werde, besser, wie es gewaltiger lange nicht gesagt ist. Denn das geschieht in der ganz meisterhaften Novelle „die Ursache".[1] Hier spricht der Dichter, der zum Mörder geworden ist an dem Peiniger seiner Kindheit, dem Lehrer Mager, der ihm die erste, ins Herz sich fressende Demütigung antat, als er ihn ausschloß aus dem Kreise der anderen, für Jugendlust ihn lächerlich bestrafte, seine Armut ihn fühlen ließ. Hier spricht der infolge eines dem gesunden Menschenverstand sinnfälligen Indizienbeweises, wegen Raubmord unschuldig zum Tode Verurteilte, in seiner letzten Verteidigung, nicht von sich, sondern von den letzten Ursachen aller sozialen Verbrechen, und verfolgt die Ursachenkette eines Menschenlebens bis in die Erlebnisse der Kindheit. „Diese Erlebnisse erscheinen nur dem Erwachsenen klein, das Kind empfindet sie riesenhaft groß, wird furchtbar getroffen und erschüttert, denn sein ihm angeborener unbedingter Glaube an das Leben, seine Naivität bekommt die erste Wunde. Das macht das Kind unsicher und empfänglich für neue Verbrechensursachen, an denen es noch unverwundet vielleicht vorbeigegangen wäre".. „Alle bösen Erlebnisse leben, ohne daß es das Kind weiß in ihm weiter, werden mit ihm groß, bestimmen all seine Handlungen". Sie werden zu einer Ursachenkette, die eigen- und übermächtig dem Menschen wird; und stellen sich nicht dem Menschen Erlebnisse in den Weg, die die Kraft der Reinigung besitzen, so ist er zum Bösen verdammt, vor allem jene, die das Leben infolge iher Empfänglichkeit tiefer infiziert. „Da müssen sie nun für Handlungen einstehen, die sie garnicht selbst tun, denn der Mensch ist nur der Hammer, die Ursache aber die Faust, die den Hammer schwingt".

[1] Aprilheft der „Weißen Blätter", Leipzig 1915.

Eine fast wahnsinnige Anklage gegen die Menschheit brüllt aus dem Munde des dem Tode von ihr Überlieferten. In einem ungeheuren Vergleiche wird der soziale Zustand in seinem widersinnig harten materiellen Kampf begriffen, als ein verderbenbringender Wasserwirbel, trichterförmig riesengroß. „Oben fahren die Repräsentanten, die Stützen der Gesellschaft im großen Kreis geschützt und gleichmütig, langsam die Bahn ihres Lebens ab". „Aber unten wird der Trichter eng, immer enger, und das Wasser rast im Kreis! Unten werden die Menschen herumgewirbelt, gegeneinander geschleudert. Eine ungeheure Reibung findet statt — Der furchtbare Kampf ums nackte, nackte Leben! . . . Die falsche Moral, einem unaufhörlich quellenden, giftigen Nebel gleich, erfüllt den Trichter, verwirrt die Seelen, verdeckt die natürlichen Wege. Millionen zwingt man, die Armut da unten zu ertragen, im Elend zu verblöden und unterzugehen! Andere Millionen Unglücklicher drängen hinauf, wo die Kreise groß sind, wo das Leben ist. Aber die Oberen und der Rhythmus des furchtbaren Wirbels drücken nach unten. Und dieser Wunden schlagende Rhythmus ist nur durch Verbrechen zu unterbrechen. . . . Dann wird verurteilt und geköpft".

Ein Tendenzroman zur Abschaffung der Todesstrafe? wie lächerlich! die Dichtung unter diesem Gesichtspunkt zu begreifen. Ein ungeheures soziales Mitleiden, ein Einfühlen, gesteigert zu solcher Intensität, daß es die Wirklichkeiten des Lebens und die Träume identifiziert; ein innerstes Ergriffensein von der Wahrheit der Erkenntnis einer den freien Willen bindenden Ursachenkette unseres sozial geformten Lebens; ein tiefstes Erleben, vielmehr Umsetzen der Theorie von den „vergessenen Kindheitserlebnissen" in die Fülle des Lebens schuf hier ein Werk von so divinatorischer Folgerichtigkeit im Psylogischen, was reiner Intellektualismus niemals erreichen würde, von solcher Fülle der Anschauung bis zu den erschreckendsten Details, von solcher fressenden Glut, daß es trotz jugendlicher Unzulänglichkeiten im Einzelnen, trotz übrigens routinierter und skrupelloser Anwendung einiger billiger Effekte zu den größten und dauernden Erscheinungen unserer Zeit zu rechnen sein wird. Und mit dieser Charakteristik ist eigentlich auch gesagt, daß der Dichter zu denjenigen gehört, an die die neue Zeit eine Forderung zu stellen hat. Es ist kein Zweifel, daß das soziale Problem an sich sowohl wie in seiner besonderen Relation zu dem der deutschen Individuation die große Aufgabe unserer Zukunft bildet, daß sich hierin die deutsche Kultur erfüllen muß, daß sie von hier aus die Sittlichkeit und die moralische Kraft gewinnen muß, um die zerfallende europäische Welt wieder herzustellen. Nicht Intellektualität, sondern Blut und Schauen, die genialen Kräfte der Tiefe, die schöpferischen bauen die Welt auf; im Angriff, im Sturm, in den Offenbarungen standen seit jeher den Männern der Tat, den Staatsmännern, Parteimännern, den wohlwollenden Menschenfreunden die feurigen Kräfte der Dichter zur Seite. In der Glut der Dichtung sind die Ideale geboren worden, sind die Erkenntnisse zu leidenden schaffenden Erlebnissen geworden.

Die Spannung auf L. Franks nächstes Werk ist groß, größer die Forderung. Das Problem des Winnetoumenschen, das der Jugendroman nur wie einen

Mantel aufgerollt hat um die Lebensunruhe und zerflatternde Todesangst Oldshatterhands, das Buch von dem zum Dienen Geborenen, dem passiven und schönen Menschen, dem Kontrapunkt der singenden oder verzweifelnden Dichterseele wartet auf Frank. Wie er die Menschenschicksale in jenem Jugendroman neben- und miteinander aufgebaut hat, das größere Werk des Lebens andeutend, das einer tragischen Einbeziehung aller Individuation in den moralischen Haushalt der Natur, was zunächst für den Winnetoumenschen tiefer zu fassen noch ist als in jenem Roman, tut sich für den Dichter auf die Hölle und der Himmel einer Kosmogonie der Seelen an sich, der eingeborenen Menschenschicksale.

Alles Verstehen heißt alles Verzeihen, größer aber ist, tiefstes Verstehen und alles Fordern. Über den Relativismus erhebt sich die Sittlichkeit, die sich zur alten fordernden Klage verdichtet:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Der Schütze von Gommersdorf.

Von Karl Hofmann.

In Gommersdorf am Turme, da steht ein Bild aus Stein;
Man sagt, es soll ein Ritter von Burg Aschhausen sein.

Einst stand es in der Kirche wohl auf des Ritters Grab:
Seit aber dies zerfallen, man höhern Stand ihm gab.

Dort war es manche Jahre vom Volk mit Scheu geehrt,
Bis frech einst ein Franzose das Ritterbild versehrt.

Er kam mit Turennes Scharen ins deutsche Frankenland,
Den welschen Mut zu kühlen, wo er auch ging und stand.

Und wie er hoch am Turme das Ritterbildnis sieht,
Er rasch von seinem Rücken, die Steinmuskete zieht.

Er zielt, es blitzt die Flinte und tönt wie Donnerhall:
Weg ist des Ritters Nase; die Franzen lachen all.

Und weiter zieht die Rotte das Tal der Jagst entlang,
Bis endlich bei Herbsthausen der Mercy sie bezwang.

Wie leichte Spreu im Winde zerstob die welsche Macht;
Nur kleine Häuflein zogen durch's Jagsttal noch bei Nacht.

Zu Gommersdorf beim Turme todwund ein Franzmann sinkt,
Durchschossen Nas' und Wange, sein Blut die Erde trinkt.

Es ist der freche Schütze, den hier die Rache traf.
Nun schläft er an der Stelle dort seinen ew'gen Schlaf.



Von den Vereinen aus Württembergisch-Franken.

Von dessen beiden zuletzt von mir im 9. Heft des vorigen Jahrgangs besprochenen Hauptvereinen ist allerlei zu vermelden:

1. Der Heilbronner Altertumsverein, über den ich dort berichtet habe, hat in diesem Sommer einen Verlust schwerster Art erlitten, indem am 22. Juni d. Js. da im 66. Lebensjahre verschied der Hofrat Dr. med. Alfred Schliz, seit 16 Jahren leiteuder Vorstand und eigentliche Seele des auch von ihm ins Leben gerufenen Vereins, in den Kreisen der Anthropologen, deren 42. Jahresversammlung auch 1912 auf ihn zurückging, wie der Autoritäten auf dem Gebiet der prähistorischen Forschung, die sich vor allem an seine Endeckungen in Großgartach anschlossen, über die er auch eine eigene Monographie herausgegeben hat und die in dem historischen Museum in Heilbronn, seiner Schöpfung, eine vornehmste Stelle ausfüllen. Nur natürlich, daß der Hingang eines solchen Mannes für den Verein nicht weniger als eine neue Wandlung bedeutet, das kam denn auch in der Jahresversammlung am 16. Juli d. Js. deutlich zum Ausdruck, indem auf Antrage aus der Mitte der von Oberstudienrat Dr. Dürr geleiteten Versammlung Oberbürgermeister Dr. Göbel als Ausschußmitglied sich über die künftigen Aufgaben des Vereins näher verbreitete und diesen unter dem Beifall der Anwesenden vor allem das Ziel einer Vervollständigung unserer Sammlungen aus den letzten Jahrhunderten stellte, während die vorgeschichtliche Arbeit einen gewissen Kampf erfahren dürften, da in dieser Hinsicht doch niemand den Verstorbenen zu ersetzen im Stande wäre. In der anschließenden Ausschuß-Sitzung wurde dann als neuer Vorstand Dr. Moritz von Rauch gewählt, der als spezifisch Heilbronner Forscher schon durch die Herausgabe des Heilbronner Urkundenbuchs bekannt ist und dessen weiterer Tätigkeit wir mit den besten Wünschen entgegensehen. Vermögensstand günstig, nur daß dem Verein, wie auch jetzt wieder ausgesprochen wurde, eine Weiterentwicklung auf etwas breiterer Basis zu gönnen wäre.

2. Sodann der eigentliche Verein für Württembergisch-Franken, der früher auch dies ganze Gebiet umfaßte, nunmehr aber nach seinem Sitz meist als Haller Verein bezeichnet wird, hat in diesem Jahr mit Herausgabe einer vierten Folge von „Württ. Franken", der XI., das längst erwartete Lebenszeichen gegeben. Und zwar ist es eine Veröffentlichung, die sich sehen lassen kann mit ihren 174 Seiten, von denen allerdings 162 auf eine einzige Arbeit entfallen: eine Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall von dem Verlagsbuchhändler Wilh. German, der hier auf seinem eigensten Gebiet gearbeitet und damit auch ein seine sonstigen Arbeiten weit in den Hintergrund drängendes Werk, das sich als Frucht laugjahriger mühsamer Studien gibt, geschaffen hat, das neben dem Verfasser auch der Druckerei Schwend eiu rühmliches Zeugnis ausstellt. Den Rest der Publikation füllt die Wiedergabe eines Vortrags von Pfarrer Rentschler-Obersontheim über „das alabasterne Marienbild am Heerberg im Wechsel seiner Geschichte", das seiner Zeit von Justus Kerner entdeckt, auf einer Auktion um ein Bettelgeld erstanden und dann in überschwenglichen Tönen gefeiert worden ist, auch jetzt noch unter seiner Hinterlassenschaft im Kernerhaus in Weinsberg einen vornehmsten Platz einnimmt.

Von andern Nachrichten aus dem Leben des Vereins ist diesem XI. Heft sonst nichts mitgegeben, wie wir hören, weil der Schriftführer Ober-Präz. Zeller im Kriege abwesend ist ebenso wie der seit Jahren die Stelle ein Vereins-Vorstands einnehmende Salinen-Inspektor Müller-Hall. An dessen Stelle ist zur Zeit Rechtsnnwalt Ade getreten, den wir als einen der besten Kenner des

hällischen wie des weitern Vereinsgebiets seit Jahren kennen und der so wohl auch der gegebene Mann für die künftige eigentliche Vorstandschaft ist, für die wir den Wunsch aussprechen, daß durch sie neues Leben in den durch eine so rühmliche Tradition bekannten, in letzter Zeit aber etwas eingeschlafenen Verein kommen möge.

Letzlich ist hier noch der Tod eines Mannes zu erwähnen, der schon durch seinen Wohnort beiden genannten Vereinen nahe stand, wenn er auch bisher, wie er mir selbst seiner Zeit bedauernd gestand, noch nicht dazu gekommen war, nähere Fühlung zu nehmen: Das ist der in Würzburg, an dessen Generalversammlung vor zwei Jahren er teilgenommen hatte, im Julius-Spital am 6. Aug. d. Js. im 54. Jahr an einem Herzschlag verschiedene Reichsgraf Friedrich v. Zeppelin-Aschhausen, ein Vetter des bekannten Grafen Ferdinand v. Zeppelin, selbst aber als langjähriger Regierungspräsident von Lothringen in Metz und Kgl. wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, eine in der Politik der Reichslande oft genannte Persönlichkeit, seit 9 Jahren in den Ruhestand getreten und auf seinem Aschhausen, wo die durch den Kurfüst bezw. späteren König Friedrich von Württemberg ins Land gezogene und als Reichskammerherrn für Württemberg mit jener Herrschaft gegabte Familie ihren erblichen Sitz bekommen hat, wohnhaft. Schon wegen des regen Interesses, das er allen geschichtlichen Bestrebungen entgegenbrachte, nicht bloß für die genannten beiden Vereine, die sich von ihm noch mannigfache Förderung hätten versprechen dürfen, sondern auch für den weiteren Kreis der fränkischen Geschichtsvereine ein schmerzlicher Verlust. J. Gmelin.



Büchertisch.

I. Besprechungen.

Geschichte der Standesherrschaft Leuthen und ihrer Besitzer. Von Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar. Druck und Verlag Gebrüder Feyl, Berlin 1915.

Obwohl das hier anzuzeigende Werk keine Beziehung zur Landesgeschichte Frankens hat, ist es mir nicht nur Bedürfnis, das „Frankenland" auf eine große wissenschaftliche Arbeit ihres Redakteurs aufmerksam zu machen, sondern ich glaube auch über dieses Buch als paradigmatisch für entsprechende Studien zur fränkischen Geschichte sprechen zu können, hierzu anregen zu müssen. Seit einigen Jahren, nachdem auch von Seite der preuß. Archivverwaltung der Erhaltung großer Gutsarchive ein besonderes Interesse geschenkt wird, mehren sich die Versuche, aus diesem Material wissenschaftlich genaue Bilder der Wirtschafts- und Kulturgeschichte großer Güter und privater Herrschaften zu geben. Mit bestem Erfolg. Der Arbeit Karl Brinkmanns über Wustrau: Wirtschaftsgeschichte und Verfassungsgeschichte eines brandenburgischen Ritterguts — schließt sich nun die Dr. Walters über Leuthen in der Niederlausitz an, die im Auftrag des zeitigen Besitzers von Leuthen des freien Standesherrn v. Wülfing verfaßt wurde.

Walters Arbeit, auf exakten archivalischen und landesgeschichtlichen Studien beruhend, wird dank einer sehr gefälligen Darstellungsweise, der reichen Ausstattung mit kunstgeschichtlich wertvollem Bildermaterial und der lebendigen künstlerischen Einbeziehung sittengeschichtlicher, biographischer und kulturgeschichtlicher Partien auch einen größeren Leserkreis sehr interessieren. Wir erleben den Aufstieg und tragischen Niedergang, das Ende des Geschlechtes der Freiherrn Schenk v. Landsberg, die als Standesherren von Leuthen zu gewaltigem politischen Ansehen in der Lausitz gelangt

sind und die Vorstellung der Herrschaft begründet haben. Sittlich starke, glänzende Herrennaturen der Renaissance wechseln mit degenerierenden Vertretern des Geschlechtes, das sich mit Blutschuld und Bruderzwist belädt, an Verschwendung zu Grunde geht. Es folgten als Herren von Leuthen der sächsisch polnische Feldmarschall Graf von Flemming, diese prachtvollste Erscheinung eines großen Kavaliers und politischen Intriganten aus dem frühen 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Kongresse und politischen Ränkespiele; die Schulenburgs, darunter Graf Anton v. d. Schulenburg, König Friedrichs Minister und Oberjägermeister, eine von den seltsam bizarren Figuren aus dem Adel der Zeit. Graf Hordt, der große Philanthrop und Rationalist aus des Königs Schule; die Grafen Haeseler, Großvater und Oheim unseres Feldmarschalls, der Alte ein typischer Vertreter der Welt um die Jahrhundertwende, schön und kunstbegeistert ganz wie seine Gattin aus der alten sächsischen Familie der Grafen Beust. Nach ihnen, ein schneidender Gegensatz, der Amtmann Griebenow, ein aus Bauerngeschlecht stammender ehemaliger Büchsenmacher, der sich in den Kriegen 1806–15 ausgezeichnet hatte, und dann durch hervorragend geschickt geführte Grundstücksgeschäfte in Berlin reich und angesehen geworden war. Eine Erscheinung, in der alte Bauernschlauheit mit Genialität sich mischte. Bis dann wieder ein alter konservativer Landedelmann, Zeitgenosse Friedr. Wilhelm IV. und Wilhelm I., Herr Emil v. Gutzmerow, Leuthen besaß, wo er erst 1906 gestorben ist. Alle diese Menschenschicksale sind verwoben in große und stürmische Zeiten, die über die Lausitz als kleinen Rialto des Lebens hinweggegangen sind. Vom 30jährigen Krieg bis zu dem Hin- und Herfluten von Preußen, Russen, Franzosen der napoleonischen Kriege.

In der Kirchen- und Schulgeschichte Leuthens tut sich in der Germanisierung der dort ansässigen Wenden ein wichtiges Stück deutscher Kulturarbeit im Osten auf; ebenso wie in der Sozial- und Wirschaftsgeschichte: Der Entwicklung der herrschaftlichen und bäuerlichen Verfassung, der Verfolgung der einzelnen Wirtschaftsbetriebe, wie Ackerbau nnd Viehzucht, Fischwirtschaft und Weinbau, ein höchst lebendiges Bild deutscher Kolonisation des Ostens.

Es ist verständlich, daß die großen Herrschaften Ostelbiens bei ihrer Bedeutung für die Geschichte des preußischen Staates bis in die jüngste Gegenwart das wissenschaftliche Interesse zuerst gereizt haben. Andererseits aber würden Studien zur Geschichte süd- und westdeutscher Herrschaften und Güter mit älteren historischen Quellen rechnen dürfen und in ihren kulturhistorischen Ergebnissen in biographischer, familien- und kunstgeschichtlicher Beziehung überaus glücklich dastehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich vor allem die fränkischen Herren entschlössen, wissenschaftliche, wie die Dr. Walters durch Beigabe von Urkunden und Akten gestütze Untersuchungen und geschichtliche Darstellungen anzuregen und zu fördern.

Dr. Walter Schotte, Marburg Lahn.

2. Zeitschriften-Schau.

Heimatbilder aus Oberfranken. 3. Jahrgang 1915. München.

Heft 1. Gießberger Dr. Hans: Zur fränkischen Volkskunde. Hartig, Konrad: Die Stadt Seßlach im 30jährigen Krieg. Ade, Alfred: Die Tierwelt Oberfrankens.

Heft 2. Knoblach, Baltasar: Das Forchheimer Rathauspöppel, Die Forchheimer Hundsbrücke. Hartig, Konrad: Die Stadt Seßlach im 30jährigen Krieg. (Forts.) Gießberger Dr. Hans: Zur Existenzfrage des Schlosses Breitenstein auf dem Hetzlas. Kolb, Fritz: Das Observanzbuch des 17. Jahrhunderts. Münchberg Stadt. (Fortsetzung). Hühnermann, W.: Der Teufelsstich und die Teufelskirchweih bei Gräferberg. Dorner, Hans: Der Hopfenbau im Aischgrund. Durst: Das Pfarrersgrab in Nemmersdorf. Eber, Hans: Heimatarbeit in Oberfranken. Lenhardt, A. Fr.: Auf „der Stör"arbeiten.

Heimat und Welt. 5. Jahrgang. 1915.

Heft 8. O. Markwart: Der Krieg und die deutsche Sprache in Heer und Flotte.

Unser Egerland. 19. Jahrgang. 1915. Eger.

Heft 3–8. Johann Kirchberger: Beiträge zur Egerländer Wortforschung. (Fortsetzung).

Thüringer Monatsblätter. 23. Jahrgang. 1915.

Heft 1. Schilling: Denkmale und Ehrenhaine für unsere Vaterlandskämpfer. (Ein Aufruf zur Gründung von Arbeitsgemeinschaften für Heldenhaine). Gerbing: Erwiderung auf den Aufsatz

von Herrn Professor Dr. Kaspar Stuhl, Würzburg: Rosengarten – Roßgarten – Rennsteig.
Heft 6. Dr. R. Bürner: Sühnesteine. (Mit Abbildungen.)

Hessenland. 29. Jahrgang. 1915. Kassel.

Heft 4. Wenzel: Fahne und Uniform der Hanauer Freiwilligen Jäger 1814.
Heft 5. Schoof: Beiträge zur hessischen Ortsnamenkunde. (Fortsetzung in folgenden Heften).
Heft 14. Wenzel: Glockengießer im Regierungsbezirk Kassel vom 14. bis 20. Jahrhundert.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 63. Jahrgang. 1915.

Heft 1–6. Das bayerische Gemeindearchivwesen. Ergebnis der systematischen Feststellung der bayerischen Gemeindearchive, deren fachmännische Ordnung die bayerische Archivverwaltung begonnen hat. Von sämtlichen bayerischen Gemeinden besitzen 39 v. H. ein Archiv mit Archivalien vor 1820. Weit über dem Durchschnitt steht Unterfranken mit 85 v. H. Es sind von den 994 unterfränkischen Gemeinden 845 im Besitz eines Archivs, davon sind vier im Kreisarchiv hinterlegt, 82 besichtigt, 59 geordnet wordeu. Oberfranken und Mittelfranken haben in 40 und 39 v. H. ihrer Gemeinden Archive. Davon sind in Oberfranken 121, in Mittelfranken 37 in den zuständigen Kreisarchiven hinterlegt, in Oberfranken 101, in Mittelfranken 62 geordnet.
Heft 3/4. Rosenfeld: Urkundenbuch und Archivinventar.
Heft 5/6. Loewe: Einiges über die Bibliographien der Territorialgeschichte. Niedner: Sollen die älteren Kirchenbücher in den Staatsarchiven aufbewahrt werden?

Hannoverland. 9. Jahrgang. 1915.

Heft 4. Hermann Krußе: Etwas über Kriegsaberglauben.
Heft 6/7. Erinnerungsheft an die Schlacht bei Waterloo 18. Juni 1815.
Heft 8. Schubert: Hannover'sche Gebrauchs- und Kriegsgraphik. (Ein interessanter, schön illustrierter Aufsatz aus dem Gebiet des graphischen Kunstgewerbes).

Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. VI. Band. 1915. Dresden. Herausgegeben von Professor Dr. E. Mogk und Professor Dr. H. Stumme.

Heft 7/8. Mogk: Volkskunde und der Krieg. – Paatz: Himmelsbriefe als Schutzbriefe für unsere Soldaten. – Markgraf: Überbleibsel uralter Rechtsbräuche in der Gegenwart. – Lindner: Heilbräuche. – Hofmann: Mundartliches und altertümliches Sprachgut aus dem Vogtland.



Herausgeber: **Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M.** – Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 10, 1915



Illustrierte Monatsschrift ür alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M

Inhalt des 10. Heftes:

1915
2. Jahrg.

Oktober
Heft 10



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Der letzte Rabensteiner.

Ein Beitrag zur Geschichte der Burg Rabenstein in der Fränk. Schweiz.

Nach bisher ungedruckten Quellen bearbeitet von **August Sieghardt**, Kufstein.



Jenes reizende Miniatur-Gebirgsländchen zwischen Bayreuth, Nürnberg, Erlangen und Bamberg, die fränkische Schweiz, ist das Land der Burgen! Mehr als fünfzig solcher Bauten, teils noch stolz und gut erhalten, grüßen dort von schroffen Felsen ins Tal und geben der Landschaft einen überaus malerischen Charakter.

Eine der schönsten uud größten dieser Burgen ist die durch ihre reichhaltige Petrefaktensammlung berühmte Burg Rabenstein.[1]) Sie liegt am nördlichen Ausgang der fränkischen Schweiz, im sog. Ailsbach- oder Ahorntal, (Bezirksamt Pegnitz), nahe der berühmten Sophienhöhle. Auf 44 m hohen, zerklüfteten Felsen thronend, besteht sie zur Hälfte aus gewaltigen Ruinen, während die andere, der der Bergseite zugewande Teil noch bewohnt wird. Welches Geschlecht die Burg erbaute, ist nicht erwiesen; sehr wahrscheinlich aber waren es die benachbarten Reichsfreiherren von Waischenfeld. Urkundlich wird die Burg erstmals 1216 erwähnt. 1225 kam sie an die Reichsfreiherren von Schlüsselberg, 1347 an die Burggrafen von Nürnberg, später an verschiedene Adelige. Im Albrechtinischen Krieg 1552 wurde sie zerstört, aber bald wieder aufgebaut. 1557 gelangte die Burg wieder in den Besitz der Ritter von Rabenstein, die von nun an bis zu ihrem Aussterben, d. i. bis zum Jahre 1742, auf der alten Stammburg saßen. Nach dem Erlöschen ihres Geschlechtes im Jahre 1742 ging die Burg käuflich durch den Fürstbischof von Bamberg, Friedrich Karl Grafen von

[1]) S. „Das Bayerland", Jahrg. 1911, Heft 42: „Burg Rabenstein in der fränkischen Schweiz" von August Sieghardt.

Schönborn, an seinen Bruder über; die gräfl. Schönborn'sche Familie ist auch heute noch im Besitze des Schlosses. –

Der letzte Ritter von Rabenstein war Peter Johann Albrecht von Rabenstein, „Herr auf Rabenstein, Rabeneck, Kirchahorn, Weiher und Adlitz, Kaiserlicher Wirklicher Rat und Ritterhauptmann des Ortsgebirg". Er lebte meist auf dem nahen Schlosse in Weiher, wo er bedeutenden Feldbau trieb



Burg Rabenstein.

und Arzneien verkaufte, deren Erlös er der Kirche schenkte. Er war ein großer, edler Wohltäter, ließ die nahe Klaussteiner Kapelle (früher Rabensteiner Schloß-kapelle) wieder in Stand setzen, baute das Schulhaus in Kirchahorn völlig neu und größtenteils auch die Kirche daselbst, der er u. A. große Glocken und einen kostbaren Altarschmuck stiftete. Der Ritter hatte außer mehreren Töchtern zwei

Söhne im Alter von 21 und 14 Jahren, die ihm in die Stammreihe folgen sollten. Aber das Schicksal fügte es anders.

Kurz vor seinem Tode ließ Peter Johann Albrecht von Rabenstein alle seine Güter zu Mannlehen vertauschen, um dadurch seinen beiden blühenden Söhnen ein ausgiebiges Erbe zu hinterlassen. Eines Morgens, (es war kurz vor dieser Lehensveränderung) erzählte der ältere Sohn Karl Ludwig Gottfried von R. seinem Vater, daß er einen schrecklichen, nächtlichen Traum gehabt. Aus einem Fenster der Schloßkapelle habe ihm der Tod mit der Sense entgegengeschaut und dabei eine fürchterliche Grimasse gemacht. Als dies Traumbild verschwunden war, sah er sich selbst und hernach seinen Bruder als Leiche im Sarge liegen.

Der erschreckte Vater, von einer düsteren Ahnung erfaßt, versuchte vergeblich, seinem Sohn diese Auslegung des Traumes auszureden; aber nur zubald sollte er von der Wahrheit derselben überzeugt werden. Wenige Wochen darnach erkrankte der Älteste an Blattern uud verstarb, 6 Tage später verschied auch der Jüngere an der gleichen Krankheit. Der Schmerz des armen Vaters, der sich nun seiner Nachkommenschaft beraubt sah, war namenlos und von Gram gebeugt, starb er, 71jährig, am 19. Mai 1742 in seinen Schlosse zu Weiher.

Mit ihm war das ruhmreiche, 700 jähr. Geschlecht der Ritter von Rabenstein erloschen.

Die authentische Darstellung und Beleuchtung dieser Geschichte fand man bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem Gotteshause zu Kirchahorn bei Rabenstein, woselbst dieses Ereignis in vielen allegorischen Bildern mit entsprechenden Inschriften vergegenwärtigt war. Leider gingen diese höchst merkwürdigen Erinnerungszeichen bei dem großen Brande, von dem Kirchahorn im Jahre 1818 heimgesucht worden war, zu Grunde.

Nicht weniger interessant aber ist die Wiedergabe des Vorfalles, bezw. die Darlegung des Schmerzes des alten Rabensteiners, den dieser beim Hinscheiden seiner beiden Söhne empfand und der in Form eines elegischen Gedichtes im „geistlichen Gesangbuch der Rabenstein'schen Unterthanen" zum Ausdruck gebracht ist. Der Inhalt ist so rührend, daß ich das Gedicht nachstehend unsern geschätzten Lesern unterbreite.

Trauer- und Trostgedanken

des Reichs- Frei- Hochwohlgebornen Freiherrn Peter Johann Albrecht von und auf Rabenstein, Herrn auf Weiher, Kirchahorn, Rabeneck und Adlitz, über den höchst-schmerzlichen Verlust der frühzeitig erblaßten beiden Hoch-freiherrlichen Ritter-Stamm und Geschlechts-Erben, Herrn Karl Ludwig Gottfried von Rabenstein, geboren den 17. April 1713, † den 27. Mai 1734 und Jakob Maximilian Philipp von Rabenstein, geboren den 25. Mai 1720, † den 2. Juni 1734, beide gestorben an Blattern.

Verfaßt von Johann Christof Röser, ordinirter Diener Gottes.

Aus dem Hoch-freiherrlichen Rabensteinischen geistl. Gesangbuche für die Rabensteinischen Untertanen zu Kirchahorn, Weiher &c. 1741.

O Herzenssöhne zieht nicht fort!
O Donnerschlag! O hartes Wort!
Mein Herz zerbricht in tausend Stücke
Und alle Kräfte flieh'n zurücke.

Der Fall zerschmettert Felsenstein,
Der Fall zerschmettert Mark und Bein:
Zwei Söhne sind auf einmal Leichen,
Die einzigen zwei Söhn' erbleichen!

Wenn Seel' und Aug' im Blute schwimmt,
Der Schmerz mir fast den Odem nimmt,
Und die Gedanken sich zerkränken:
Wer kann mir dieses wohl verdenken?

Ein solch' geschärfter Unglücksstreich
Macht selbst die größten Helden weich;
Nur der die Menschheit ausgezogen
Bebt nicht bei solchen Wasserwogen.

Ich fühle was ein Vater heißt;
Wie beuget Ihr doch meinen Geist
Ihr Söhne, die Ihr von mir ziehet,
Und mich, den treuen Vater fliehet!

Ach das ist mir ein Todesstoß,
Ich lebe stamm- und erbenlos,
Ich seh' die letzten Äste sterben
Und so den ganzen Baum verderben.

Mein Herzenssohn! Dein Traumgesicht
Betrüget nunmehr leider nicht,
Wie Du Dich selbst im Traum gesehn
So ist's nun wirklich auch gescheh'n.

So fahr' ich, wie dort Jakob ruft,
Mit Leid hinunter in die Gruft,
Die Wehmut beugt die grauen Haare
Voll Kummer auf die Todenbahre.

Ach Josef! Ach mein Benjamin!
Ach alle Söhne sind dahin!
O weint mit mir, Ihr Herzensfreunde,
Erbarmt Euch selbst Ihr, meine Feinde!

Sagt, wenn Ihr Euch mit mir betrübet,
Sagt, wenn Ihr nur die Wahrheit liebet:
Ob wohl ein Schmerz sei wie der meine?
Sagt doch, ob ich nicht billig weine?

Du hast Dich, Gott, weil Dir's gefällt,
In einen grausamen verstellt,
Dein Antlitz bleibt für mich verstecket
Und hinter trüber Nacht bedecket.

Ja Du verbirgst Dich ganz vor mir
Und siehest nur durchs Gitter vür.
Du stäupest mich mit Deinem Grimme,
Ich scheu' wie Adam Deine Stimme.

Doch Gott, ich klage Dich nicht an,
Ich weiß, daß Du's, daß Du's getan;
Du bist der Herr; ich halte stille,
Dein Wort ist doch ein guter Wille.

Du bist ein Gott, der Kinder gibt
Und sie auch nimmt, wenn's ihm beliebt,
Du hast gegeben und genommen,
Ich lobe Dich mit allen Frommen.

Wohlan, mein Herze fasset sich
Und mein Vertrauen dringt in Dich;
Gott, stellest Du Dich noch so harte:
Du bist getreu; ich hoff' und warte.

Du prüfest, wenn Du nimmst und gibst,
Du züchtigst, wenn Du zärtlich liebst,
Und greifst Du auch nach scharfen Ruten,
So tut's Dein Rat uns doch zum Guten.

Ich schaue andre Beispiel an,
Betrachte ihre Glaubensbahn,
Und weil sie Dir getreu geblieben,
Ruf ich: „Auch ich will ewig lieben."

Wollt Abraham den Hoffnungssohn,
Den einz'gen Funken seiner Kron'
So willig opfern, würgen, schlachten,
Auch ich will nach Verleugnung trachten.

Sieht Hiob dorten auf einmal
Gar zehen Kinder an der Zahl
Erbärmlich von der Last erdrücket,
Blieb doch die Sehnsucht unersticket.

Er zeigt uns eine Heldenprob
Zu unserm Trost und seinem Lob.
Weil die Geduld recht feurig glimmet,
Ruft er gefaßt: „Gott gibt und nimmet!"

Gott, laß' mich diese Tritte geh'n
Und auch in solchem Glauben steh'n,
Je mehr mich die Geduld umschließet,
Je reicher sich Dein Trost ergießet.

Der Tod nahm David einen Sohn,
Doch schöpft' er neuen Mut davon;
Er spricht: das Kind bleibt mir genommen
Doch werd' ich wieder zu ihm kommen.

Ein Herzog sprach: Es ist zuviel
Als ihn ein hartes Todesspiel
Im Krieg zwei Prinzen schnell hinraffte,
Durch Thränen er sich Lind'rung schaffte.

Gab einst ein edler, deutscher Sinn,
Zwei Söhne dem Verhängnis hin,
Da sie in einem See ertranken —
Und zwang die kümmernden Gedanken.

Ja hat sein frommes Eh'gemahl
Ihm so erleichtert diese Qual,
Daß sie zum besten Ziel sich neigten
Und unter Gottes Ratschluß beugten.

Hat selbst ein Haid und Kriegesheld
Ganz unempfindlich sich gestellt,
Daß er von nichts, denn Großmut wußte
Als er zwei Söhn' verlieren mußte.

So wirst Du Gott mich noch viel mehr
Zu meinem Trost und Deiner Ehr'
Durch Glauben und Geduld erquicken
Und auf mein Herze liebreich blicken.

Den ich beseufze als ein Christ
Die Söhne, die ich eingebüßt
Und beuge mich in sanfter Stille,
Denn so erfordert es Dein Wille.

Wann sich die Wehmut um mich flicht
Und Wunden über Wunden sticht,
So bricht mein Geist durch diese Schmerzen
Und ruht in Gottes treuem Herzen.

Ich sage Gott Dir tiefen Dank,
Daß meine beiden Söhne krank
Auf ihrem Ruhebett gestorben,
Und an der Seele nicht verdorben.

Fällt es mir alten Vater schwer
Und kommen sie nun nicht mehr her,
So hab ich Hoffnung sie zu finden
Und mich mit ihnen zu verbinden.

Genug, sie sind in Gottes Hand
Und blüh'n im höchsten Ritterstand,
Sie haben in dem Himmel Schlösser
Und sind nunmehr bei Gott viel größer.

Die Todesblattern und das Leid
Kehrt sich in Schönheit, Stärk' und Freud',
Sie legen nur die Schwachheit nieder
Und kommen neugeboren wieder.

Soll das Geschlecht. von R a b e n s t e i n,
Mit mir bald ausgestorben sein,
Laßt immer Schild und Helm begraben,
Wenn wir nur Gottes Bild dort haben.

Erlischt mein grauer Ritterstamm –
Dort bei dem auserwählten Lamm
Werd' ich den neuen Namen finden,
Drum will ich gläubig überwinden.

Weil Menschenhilf scheint aus zu sein,
Wird Gottes Hilf sich stellen ein,
Der ist mir mehr als zehen Söhne,
Sein Trost ist herrlich, süß und schöne.

Hast Du, o Gott von Jugend auf,
Nach Wunsch geführet seinen Lauf,
So laß mein Alter auch nicht sinken,
Vielmehr Dein Licht mir heller blinken.

Nimm Dich der Meinen gnädig an
Und führe sie die rechte Bahn,
Bleib Du ihr Vater, Schild und Sonne,
Ihr Trost und Rat und beste Wonne.

Ja Abba, gib uns allen Kraft,
Daß wir des Glaubens Ritterschaft
Bei Christi Fahne rühmlich enden
Und seelig unsern Lauf vollenden.





Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

V.



Die Jugend und der Krieg. Es geht seit altersgrauen Tagen eine wundersame Sage durch die Welt; eine Sage, deren tiefer Sinn so ernst und voll ewig geltender Wahrheit ist, daß sie unvergessen und immer mit neuem Schauer vernommen blieb unter allen Völkern Europas bis auf den heutigen Tag: die Sage vom „heiligen Frühling". Sie kündet, daß die Latiner einst in furchtbarster Kriegsnot dem Kriegsgott Mars alle Gaben des Frühlings gelobt hätten. Aber als der Gott ihnen den Sieg verliehen, da forderte der Priester des Mars über die dargebrachten Güter der Erde hinaus auch den Menschenfrühling, die blühende Jugend eines ganzen Jahres; und auf dem heiligen Speere flammte, aus blauer Luft herabgezückt, ein Strahl, der des Gottes Willen selbst verkündete. Da mußte die ganze Jugend ausziehen und die traute Stätte der Heimat verlassen, da mußte Vater und Mutter das Herrlichste und Liebste geben und ein Stück blutendes Leben losreißen vom eigenen Herzen dem Gott zum Opfer. — Die heiligste und beste Kraft des ganzen Volkes muß dahingegeben werden, die Blüte der Jugend muß dargebracht werden, wenn Gottes Schutz dem Volke zur Seite stehn und der grauenhafte Brand der Vernichtung nicht die Stätte der Heimat verwüsten soll. Mit tief ergreifenden Worten entläßt in Uhlands berühmtem Gedicht der Priester die heilige, geweihte Jugendschar aus dem Tal der Heimat, indeß die Menge des Volkes im brünstigsten Gebet für die Geliebten auf den Knieen liegt:

„Ja, Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt.
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

In eurem Tempel haften wird sein Speer,
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wenn sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt:
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will!"

Für welche Zeit der Weltgeschichte träfen diese Worte besser zu, als für die heutige? Hat nicht auch unser Volk von neuem den Weihefrühling darbringen müssen? Sind nicht wieder die allerheiligsten und größten Opfer gefordert worden: Das Blut der Jünglinge und die Tränen der Eltern und Jungfrauen?

Wahrlich, niemals kommt dem Volke der Besitz des größten Gutes auf Erden, der heilige Wert der Söhne und Töchter in blühender Jugendkraft und Schönheit, so tief und innig zum Bewußtsein als in den Vernichtungsstürmen des Krieges! Niemals wird das Glück der leuchtenden Pfingstenzeit des Lebens glühender empfunden, als wenn das Wintergrauen der Trennung und des Herzeleids daneben liegt und die erbarmungslose Sense des Todesschnitters grauenhaft durch die sonnbeglänzten Blumenfelder der Jugend mäht! Der heilige Ernst und die hinreißende Schönheit des todgeweihten Heldentums ruhen heute wieder auf Deutschlands Jugend, und mehr als ein Theodor Körner stürzt, Liebe, Jugendlust und Vaterland im Herzen, jubelnd und singend dem flammenden Höllenrachen des Schlachtentodes entgegen! —

Wie viele Fragen tauchen heute wohl in abertausend Vater- und Mutterherzen auf, wenn sie ihre Söhne, an deren rechte Erziehung ihre ganze Liebe und Kraft verwandt ist, ins wilde Kriegsfeuer ziehen lassen müssen! Wohl ringt sich bei allen auch unter den ensetzlichsten Schmerzen des bittersten Verlustes die Erkenntnis durch, daß das Opfer unbedingt nötig war, daß das Vaterland alles fordern darf, wenn die Existenz des ganzen Volkes wirklich ernst bedroht ist. Und der Trost, den unser Dichter ihnen spendet, daß die Leiber der Gefallenen in den Heldengräbern die Anker sind, welche ungesehen die Schiffe der Staaten halten, gibt ihnen allen mit der Zeit die Ruhe des Herzens wieder und erfüllt sie mit gerechtem Stolze.

Aber wie wird es um die Überlebenden stehen? Wird der brausende Kriegssturm und das Leben draußen zwischen Grauen und Vernichtung sie nicht verwildern? Fürchtet nichts! Der Seelenkenner von Bayreuth weiß auch hier die rechte Antwort. Er hat bei den Erfahrungen seiner wildbewegten Zeit die eigenartige Beobachtung gemacht, die auch heute sich tausendfältig bestätigt hat: „So weich-liebend fand ich häufig den Krieger, der aus dem Schlachtfelde, wo er unter dem Orkane des Kampfes nicht einmal die eigene, geschweige die fremde Wunde fühlen kann, meistens eine viel mildere Brust ins ruhigere Leben mitbringt, als darin der Arzt, der Philosoph, der rührende Dichter unter ihren kalt und scharf ätzenden Scheidekünsten des Herzens behalten."

Herrliche Gedanken über die Jugend als die nimmer wiederkehrende Blütezeit des Menschenlebens, in der sich nach seiner Meinung die höchste Kraft und Fähigkeit der menschlichen Natur überhaupt offenbart, streut er in goldenem Überfluß in seinen Werken aus. Und gerade darum ist ihm die Jugend der

wahre Weihefrühling der Menschheit, der nicht nur zum Opfer für das Glück des Volkes bestimmt ist, in dem vielmehr allein der wahrhaft hohe Geist und die stürmende unbeugsame Kraft vorhanden ist, um die schwersten Proben menschlicher Stärke, die furchtbaren Entscheidungen des Völkerschicksals, zu bestehen. Gerade darum ist der Tod im Jünglingsalter so groß und schön, – gerade darum ist der Krieg die höchste und edelste Pflicht des Jünglings, – gerade darum ist er der gewaltigste Erzieher eines neuen, starken und guten Geschlechtes, das besser sein wird als das alte und auch die Aufgaben des Friedens einst höher und kraftvoller auffassen wird als die Väter!

„Wie voller glüht der Jüngling, die Jungfrau für große Herzen und große Opfer, wie heißer entbrennen er und sie wieder die Niedrigkeit, die kriecht, und wider den Eigennutz, der wühlt! Wie bauen nicht beide sich zu einem Sonnentempel strahlender Taten die kalte Gottesackerkirche der künftigen wirklichen Wirksamkeit aus! Der Jüngling wagt, der Mann erwägt nur, daß er einst gewagt, und ob er wieder wagen dürfe. Der Jüngling glaubt mitten in seiner seligen Gegenwart noch an eine seligere Zukunft der Erde und seiner; er glaubt, daß die Völker gleich und mit ihm reifen, und daß auf den Zinnen der Welt nur ein Gottessohn zu stehen braucht, damit ihn die Teufel anbeten; in seiner Brust sieht er die göttlichen Höhen, die Ideale, festgebaut stehen und unerschüttert. Hingegen der ältere Mann blickt diese nur noch im beweglichen Leben nachgebildet an: so wanken die festen, steilen Alpen auf dem Boden des wallenden Sees gespiegelt. – Die warme Sittlichkeit des Jünglings wird nur zu leicht von seiner Unbeholfenheit im Gutes-Tun verdeckt und dann von seinen Leidenschaften; am meisten wird sein heiliges Feuer von den Rauchsäulen der letzteren umzogen. Zorn, Ehrglut, Liebesglut sind brausende Dämpfe der Jugend, aber der Sittlichkeit doch näher verwandt als die eigennützigen Eigenschaften des Alters: die Furcht, der Geiz, die ruhige, selbstische Genußsucht. Denn nur ein Greis, nicht ein Jüngling genießt am liebsten einsam. Das Alter hat moosige Auswürfe der Schwäche, die Jugend hat die grünenden der Kraft. Wahrlich, ein großer Teil unserer älteren Sittlichkeit ernährt sich von den Träumen und Zwecken, welche die jugendliche hatte und verfolgte. – – – Der Jüngling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben für ihn und die Völker wie ein Schiffer durch das grünblaue Meer hindurch unten die Meergräser zu hohen Wäldern und die glänzenden Muscheln zu bunten Felsen vergrößert und genähert erblickt. – – Nicht aus Schwäche kann in dieser Kraftzeit das Sehnen zu sterben, das Lieben und Schmücken des Todes kommen, – denn der zu seinem eigenen Beinhause eingetrocknete Greis will immer noch lange draußen vor seinem tiefer ergrauenden Abendrote stehen bleiben und nur spät heimgeführt werden in die stille Nachthütte –, sondern die Dichtkraft der Jugend tut die Wunder, weil sie die Liebe zu groß macht für den engen Erdboden und ihr also einen Himmel durch den Tod einräumen muß. Als Dichtkunst und wie Dichtkunst verschönert sie jeden Schmerz, sie läßt alle Tränen glänzen und alle Dornen grünen. Wenn der alte Mann und Prosaist die Marterwerkzeuge des

Lebens in seinem Kopfe so scharf verkleinert und verknöchert bei sich führt, wie der Hecht in dem seinen die Passionsinstrumente Christi, so gleicht der jugendliche Kopf und der Dichter mehr der Passionsblume, welche zwar auch die Marterwerkzeuge nachbildet, aber wie lieblich, farbig und mild!"

Bei solchen Anschauungen über die heilige Kraft und Größe der Jugendzeit legt sich der Dichter selbst die Frage vor, welches Glück und welchen Wert die Jünglinge zur Zeit des Krieges für ihr Volk bedeuten. Und voll Begeisterung ruft er aus: wer nur einen Blick und ein Herz hat für diese heilige Pfingstenzeit des Lebens voll reiner Ideale, — für dieses goldene Alter der Kraft, wo der Mensch über die Taten großer Männer vor Freude weint und sich nach eigenen sehnt, wo er noch Wunder glaubt uud zu erleben begehrt, der sollte die Jünglinge beneiden, denen es vergönnt ist, in einer großen Zeit zu leben und mitzuhelfen an großen und unvergänglichen Werken! — Voll herzlicher Freude sieht er, wie sich seine hohe Meinung vom Werte der Jugend zur Zeit der Freiheitskriege bestätigt hat, wo sich in der deutschen Jugend viel tiefere, edlere und innerlichere Veränderungen vollzogen haben als bei den gereiften Männern, die bald nach den Stürmen des Krieges wieder zu den alten Geleisen ihrer Geschäfte und eigennützigen Bestrebungen zurückkehrten. Vor allem der tapferen Jugend der deutschen Hochschulen jubelt er auch nach dem Frieden begeistert zu und freut sich, wie das reine Feuer vaterländischer Begeisterung und das edle Ringen um's Recht der Freiheit, echte Religion und alte Sitte in diesen jugendlich edeln Kreisen gegen alle Unterdrückung von oben machtvoll weiterloderte. Die Jugend seiner Zeit erkannte und liebte auch in ihm einen ihrer großen geistigen Führer, und die Heidelberger Studenten bereiteten ihm eine begeisterte Huldigung.

Gerade den Hochschulen als den großen Quellgebieten aller nationalen Geistes- und Herzensbildung legt er eine ganz gewaltige Bedeutung bei für die Pflege und Weiterbildung des feurigen deutschen Jugendgeistes nach dem Sturm des Kampfes: „Wahrlich, jetzt ist der Lehrstuhl auf Hochschulen eine heilige Höhe, welche der Nachwelt durch kleine Quellen Ströme geben kann und von welcher, wie von den Alpen, ein fallendes Steinchen die Gewalt eines Felsens erhält. Denn vor so verschiedenen Lehrern auf einmal — den Lehrern der Religion, des Rechts, der Philosophie, der Dichtkunst, der Geschichte — stehen die jungen, für Gott und Deutschland glühenden Herzen aufgetan, in welche jeder Lehrer soviel Feuer gießen kann, als seiner Wissenschaft einwohnt. Revolutionen wurzeln in der Adamserde der Jünglinge am tiefsten und treiben, oft lange bedeckt, unter dem Boden weiter. Ein einzelner Jüngling kann wegblühen ohne Frucht; aber eine ganze junge Welt in Blüte setzt Früchte an und kann nicht erfrieren. „Wenn nun aber für diese Frühlingswelt noch die Lehrer treibende Sonnen würden, wenn sie recht vorhielten, wie die jetzige Aurora Deutschlands, — zu ähnlich der mythischen, deren Entführung man den Tod schöner Jünglinge zuschrieb, — uns einen Teil der begeisterten Jugend gekostet, und wie daher der andere, den sie übrig gelassen und der die Lorbeer-

und Ährenkränze der Toten geerbt, die gefallenen Waffenbrüder und Mitbrüder des Herzens zu ersetzen habe und zu belohnen durch Begeisterung und Aufopferung im Frieden; wenn sie später die nachgeblühte Jugend, welche über ihr Ausschließen von den heiligen Kämpfen trauert, zu den schweren und längeren im Frieden begeisterten; wenn Schriftsteller und Lehrer in diese offene, warme Zeit altdeutsche Aussaat mit einem Eifer würfen, als habe diese einem neuen Deutschmörder entgegenzuwachsen: würden dann, wenn dieses und anderes geschähe, nicht noch höhere Reformationsfeste gefeiert, als jetzt?" —

Auch heute hat ein gewaltiger Sturm wieder die akademische Jugend gepackt, und kaum ist wohl auf Deutschlands Hochschulen heute auch nur ein waffenfähiger Jüngling, der sich nicht dem Vaterlande zur Verfügung gestellt hätte. Möchten die Hochburgen deutscher Kultur in Jean Pauls Sinne die edelsten Pflegestätten wahrhaft deutscher Gesinnung bleiben und das reine Feuer, das die heutige Jugend durchglüht, weitertragen auf die kommenden Geschlechter!

Ein herrliches Beispiel aber, von welcher Art die deutsche Jugend war, die einst Deutschlands Freiheit erstritt, — und von welchem Geiste auch die heutige ist, die für Deutschlands Größe kämpft, findet sich in einer der schönsten Erzählungen unseres Dichters.

In dem weltverlorenen Dörfchen Heim leben drei Menschen in herzlichster Eintracht und genießen das reinste Glück, das die Erde geben kann. Es ist der alte Pfarrer Hartmann, für den sein trefflicher Sohn Gottreich das Amt verwaltet. Zwar ist er im hohen Alter noch von seltener Rüstigkeit, aber es ist ihm eine eigenartige Freude, sich an dem tiefreligiösen Sinn und feinen Geist des Sohnes zu erbauen. Die schönsten und reinsten Feste gegenseitigen Verständnisses werden nach mancher ergreifenden Predigt des Sohnes oft am stillen Sonntag, von außen ungesehen, im Pfarrhause gefeiert. Ihnen gesellt sich als dritte Glückliche eine junge Waise, Justa, zu, die trotz ihres großen Vermögens und ihrer städtischen Herkunft ins friedliche Landleben geflüchtet ist. Von Gottreichs edlem Wesen und herzgewinnenden Predigten gefesselt, hatte sich ihm ganz ihre Liebe geschenkt und enthielt ihm ihre Hand nur so lange noch vor, bis die unruhigen Zeiten durch einen dauernden Weltfrieden beendet waren. Das niedrige Pfarrhaus und der weite, fruchtbare Garten darum waren das Paradies, das diese drei Menschen vereinigte; und wie viele solche Stätten des Glückes mag es überall geben, die nie von außen gesehen und genannt werden, „weil die Freude ihre zartesten Blumen gern überlaubt und zudeckt". Dem jungen Pfarrer erscheint sein Glück so groß, daß er sich nichts Schöneres vorstellen kann. Er meint nun, gerade in den schönsten Tagen des Lebens sehe der Mensch die Dinge am richtigsten an; und er entschließt sich, die reinsten und tiefsten Erlebnisse seines Herzens schon jetzt aufzuzeichnen, damit einstmals in seinen letzten Stunden die Erinnerungen an die schönsten wie das goldene Morgenrot eines höheren Lebens hineinschimmern mögen.

Da flammten plötzlich im Vaterland überall die Feuerzeichen auf und riefen zur letzten, größten Entscheidung um Sein oder Nichtsein. Da ist Gottreich mit

einem Male völlig verwandelt. Er ist wie ein Zugvogel, der im warmen Käfig sitzt, aber sich gewaltig sehnt, durch Wind und Wetter mitzuziehen nach den unbekannten Ländern des Südens. War sein Leben bisher nur der Beschauung gewidmet, so drängten jetzt plötzlich alle tätigen Kräfte in ihm zum Handeln und Wirken. Er vertraut der geliebten Justa seinen glühenden Wunsch an, aber sie bittet ihn inständig, des Vaters wegen zu verzichten. Eine Weile harrt er aus, aber in seinen Predigten ruft er alles auf zum heiligen Kampf fürs Vaterland, iu dem der Fürst dem ärmsten Bauern sich gleich stellt, in den sogar Frauen hinausgezogen sind. Da entsteht ein seltsamer Entschluß in Justa's Seele, sie will verkleidet hinausziehen in den Kampf, um den Geliebten zu ersetzen, — nicht um seinetwillen, sondern um des alten Vaters willen. Aber der alte Pfarrer kann den allzukühnen Plan der Jungfrau nicht billigen, erlaubt aber seinem Sohn, hinauszuziehen in den Kampf; denn er weiß wohl, wie sehr er sich schon lange hinaussehnt und nur aus Schonung dem Vater sein Herz nicht entdecken will. Eine ernst-heilige Stunde des Abschieds vereint die drei Liebenden noch einmal, und jedes ist froh in dem Gefühl, das Seine redlich fürs Wohl des Ganzen geleistet zu haben.

Gottreich nimmt als gemeiner Krieger an allen kommenden Kämpfen Teil und findet oft gute Gelegenheit, auch als Prediger in den Schreckensszenen des Krieges zu wirken und zu walten. Alle Kräfte werden in ihm lebendig, und er sucht geradezu nach Schwierigkeiten und Gefahren. Wie gern hätte er eine Wunde getragen für das Vaterland, aber gesund und heil geht er aus allen Kämpfen hervor.

Als der Sieg und Friede errungen ist, wandert er in der herrlichsten Stimmung, voll reicher Hoffnung durch die Gaue des befreiten Vaterlandes unter der Maiensonne zum geliebten Heimattal. Am heiligen Abend vor dem Pfingstfeste will er eintreffeu, und die beste Kunde vom Wohlergehn im Vaterhause ist ihm von Justa zugekommen. Ein segenspendendes Gewitter zieht vor ihm her, und freudig begrüßt schon draußen auf dem Felde ein alter Bauer den heimkehrenden Pfarrer und den willkommenen Regen.

Endlich hat er das geliebte Pfarrhaus erreicht, — aber alles ist so seltsam still, niemand ist in den unteren Räumen zu finden, — nur oben hört er Bewegung. Er öffnet die Türe des vom lichten Abendglanz durchflossenen Zimmers, Justa sinkt an seine Brust, — der Vater sitzt halbaufgerichtet auf seinem Lager und flüstert ganz abgemattet: „Du kommst eben zur rechten Zeit", — zur rechten Zeit vor'm Ende! — Unter der Überlast der Arbeit war er zusammengebrochen, — auch ein Opfer für das Vaterland! Nichts kann er dem geliebten Vater mehr erzählen vom Feuer der Schlachten, vom Siege und von der Abendglut des Friedens. Der Greis ist fast ohne Empfindung für die Außenwelt, bis ein furchtbarer Blitz herniederfährt und der Regen laut aufrauscht. Da belebt sich noch einmal sein Geist, und er bittet den Sohn um eine letzte geistliche Erhebung und Erquickung, — aber keine Bußermahnungen, denn er ist mit seinem Gott im Reinen!

Da waltet der Sohn, vom Kriege heimgekehrt, der heiligsten Pflicht in seinem geistlichen Amte, da bereitet er den eigenen Vater zum letzten Gang hinüber in's unbekannte Land und vor das Antlitz Gottes vor. Eine seltene Würde und Hoheit geht von diesem Jüngling aus, der das Größte und Schrecklichste des Lebens gesehen und handelnd miterlebt hat, kein Widerspruch drängt sich auf, daß hier die blühende Jugend das reife Alter leitet, der einfache Soldat ist der würdigste Priester. Er spricht im Geiste jener Aufzeichnungen aus den schönsten Stunden des Glücks von allem Guten, Schönen und Großen, das dem Menschen im Leben erscheinen kann und erhebt so den Geist des Vaters, der sich leise vom Gefängnis des irdischen Leibes löst, zu den erhabensten Höhen der Menschheit, die als schimmernde Vorgebirge hinüberleiten zu den lichten Reichen der Gottheit. Vom Glanz des Weltalls spricht er, von der im ganzen Leben offenbarten Liebe des Unendlichen, von den großen Genien der Menschheit, die das Wahre des göttlichen Weltgeists so greifbar offenbaren, von der milden Gestalt des Erlösers, der wie das sanfte Mondlicht dem Glanze der Gottessonne vorausgeht, von der heimgegangenen Mutter, die dem Vater einst den schönsten Frühling des Lebens gab. Aber auch die Erlebnisse des Kampfes werden ihm eine Quelle des Trostes für den Scheidenden: „Kannst Du ängstlich Dein eigenes Scheiden ansehen, wenn die so kurz lebenden Menschen sich völkerweise in die offenen Gräber des Todes stürzen, und wenn die Streiter des Vaterlands das junge Herz, das zarte Auge, die weiße Stirne der glühenden Kugel und dem scharfen Eisen entgegentragen? Schaue das große Sterben des Kriegs in Deinem einsamen an und ziehe ermannt dem langen, großen Völker- und Heldenzuge willig nach zum eigenen heiligen Grabe . . . ."

Immer froher und seliger wird der Greis unter den Worten des Jünglings, immer verklärter und entzückter erscheint sein Antlitz den liebenden Kindern. Auf einmal erhebt er sich, breitet die Arme aus und ruft: „Dort stehen die drei schönen Regenbogen über der Abendsonne, ich muß der Sonne nach und auch mit hindurchgehen!"

Mit der Sonne sinkt sein Leben, und wirklich erschimmert auch draußen ein lichter, bunter Friedensbogen im Osten, und die weinend umschlungenen Kinder feiern im tiefsten Herzen eine doppelte wehmütig-schöne, heilige Friedensstunde!"

Wo eine solche Jugend aber nach Schlacht und Sieg unterm Bogen des Friedens wieder einzieht in die Täler der Heimat, da ist das Blut der Besten nicht umsonst geflossen!





Die Hungerjahre.

Von Friedrich Rückert[1]).

Bei Bamberg in Franken da ackert ein Bauer,
Er ackert und strenget die Kräfte,
Es wird ihm so schwer und es wird ihm so sauer,
Er stocket in seinem Geschäfte,
Er sucht in den Taschen ein Krümelein Brot,
Und sei es kein Pfund, so sei es ein Lot,
O drückende Not!
Und als sich kein Krümlein dem suchenden bot,
Da ackert er weiter den Acker,
Verackert den Hunger sich wacker.

Da denkt er beim Ackern: Wie lange wird's währen?
Nun bin ich Gottlob! doch beim Pflügen;
Und streu ich den Samen, so sprossen die Ähren,
Dann muß mir die Hoffnung genügen;
Und wenn sie kein Regen zerstört und kein Frost,
Kein Hagel, kein Reif, kein Brand nnd kein Rost,
So ernt' ich getrost;
Dann bring ich zu Müller und Bäcker die Kost,
Und wenn mich die zwei nicht betrügen,
So ess' ich, jetzt muß ich nur pflügen.

So pflügt er und ackert und hungert, da kollert
Ein Laib aus der Furch' ihm entgegen,
Ein Brotlaib, gebacken und fertig; er tollert
Begierig und hascht nach dem Segen.
Er greift nach dem Messer, und schneidet hinein;
Da springt aus dem Laibe, von Fleisch und von Bein
Ein Männlein so klein,
Den Bauer verwandelt das Staunen zu Stein;
Drei Münzen auch siehet er rollen,
Hervor aus dem Laibe gequollen.

---

[1]) Die Jahre 1816 und 1817 waren wie in fast ganz Deutschland so auch in Franken durch Mißwachs und Teuerung eine schlimme Zeit. Wie sich die Sage uud die Anekdote um solche Jahre rankt, zeigen anschaulich die drei Gedichte unseres fränkischen Dichters (vgl. Friedrich Rückerts gesammelte poetische Werke, Frankfurt 1868, 1. Band, S. 188 ff.) Obwohl wir heutzutage keineswegs Hunger leiden, wird sich die Anekdote sicherlich der Brotverteuerung und des staatlich geregelten Brotverkaufs annehmen; ich möchte die Leser von „Frankenland" darauf aufmerksam machen und die Aufzeichnung derartiger Geschichtchen anregen. Dr. Peter Schneider.

Die eine von Gold und von Silber die zweite,
So blank auf die Erde gefallen,
Die dritte, den glänzenden dunkler zur Seite,
Von Kupfer, die kleinste von allen.
Die silberne dünkt ihm von mittlerem Schlag,
Die goldne so groß, so schwer von Betrag,
Dergleichen er vermag
Nie haben gesehn bis zum heutigen Tag.
Das Männlein mit spitzigen Fingern
Berührt sie, und redet beim Klingern:

Ihr Leute, so teuer, so teuer ist's heuer,
Doch wird es noch teurer auf Erden.
Ein Laiblein so groß als wie dieses, so teuer
Bezahlet mit Gold wird es werden;
Dann wird man es geben, noch einmal so groß,
Nicht teuerer als um den Silberling bloß,
O glückliches Los!
Dann wirft man ums Kupfer den Laib in den Schoß.
Zwar wenige werden's erleben,
Die aber genießen es eben.

So redet das Männlein, und neigt sich und schweigt,
Und schlüpft in den Boden zurücke;
Der Bauer ist gar nicht zum Essen geneigt,
Doch nimmt er von Geld die drei Stücke,
Und trägt sie zur Stadt, und das Laiblein dabei,
Anzeigt er's, damit es kein Schaden ihm sei,
Der Stadtpolizei;
Die sieht es, da ist's mit dem Zauber vorbei:
Das Geld und das Brot ist verschwunden,
Schlimm lauten im Lande die Kunden.

2.

Zu Stuttgart im Jahr tausend achthundert siebenzehn
Hat man erzählt ein Wunder, wie keines je geschehn.
Zu Tübingen, wo blühet die Universität,
Hat es sich zugetragen, wie's hier geschrieben steht:

Ein Weib kam mit drei Kindern in Wochen auf einmal,
Die sprachen, wie geboren sie wurden, nach der Zahl,
Das erste: Bauet Scheuern! das zweite: Keller baut!
Das dritte: Bauet Särge! So furchtbar war der Laut.

So schön klingt: Bauet Scheuern! Das Jahr wird fruchtbar sein,
So schön auch: Bauet Keller! Zum Brot gerät der Wein.
Was hilft's, wenn „Bauet Särge!" so dumpf dazwischen klingt,
Den Doppelerntesegen ein großes Grab verschlingt?

Das war mein Freund, Herr Uhland, als er das Wort vernahm,
Es dünkt ihm so bedeutsam, er sprach in finsterm Gram:
„Und wenn das erst' und zweite nicht wird erfüllet sein,
So mag um desto sichrer das letzte treffen ein." –

Ich bitte Gott vom Himmel, daß er es anders kehrt,
Und besser seine Kinder auf ihn vertrauen lehrt:
Daß er uns lasse Scheuernund lasse Keller bau'n,
Und lasse vor den Särgen dahinter uns nicht grau'n.

Die Scheuern für die Körner, die Keller für den Wein,
Und soll der Sarg nicht fehlen, so soll ein Sarg es sein,
Darin der Mensch versarge den Unmut und den Wahn,
Daß Brot und Wein uns labe, dem Trauern abgetan.

3.

Man hat mir einem Schwank gesagt,
Ich sag' ihn euch, wenn's euch behagt.
Zwei Bauern in der Schenke saßen,
Und wuchrisch ihren Schatz vermaßen.
Die Körnerfrucht in ihrer Scheuer;
Wie wohl der Kern schon wäre teuer,
Müßt' er viel höher noch hinauf,
Bevor sie schritten zum Verkauf;
Da sprach der eine im Verlauf:
Nicht eh'r verkauf' ich meinen Trödel,
Bis einen Gulden kost't ein Knödel.
Das hat der Wirt mit angehört;
Ob ihn der Wucher hat empört,
Oder hat ihn bloß der Schalk gestochen,
Genug, er hat es brav gerochen.
Denn da sich eben die Gesellen
Täten ein Mittagsmahl bestellen,
Ließ er, sie wacker zu bedienen,
Kochen zwei Dutzend Knödel ihnen,
Die gar so wohl bereitet schienen,
Daß die zwei Bauern gar nicht stutzend
Von Knödeln jeder fraß ein Dutzend;
Drauf nach dem Mahl den Mund abputzend
Sie nach der Zehrung fragten den Wirt.
Der sprach: Zwei Dutzend Knödel wird
Grad vierundzwanzig Gulden machen.
Da wollten erst die Bauern lachen:
Ob denn ein Knödel ein Gulden kost't?
Sprach der Wirt aber gar getrost;
Ihr habet selber ja gesagt,
Daß es nicht anders euch behagt,
Eh'r zu verkaufen euren Trödel,
Bis einen Gulden kost't ein Knödel;
So möcht ihr nun verkaufen getrost,
Weil das Knödel einen Gulden kost't.
Da schnitten's grämliche Gesichter
Und appellierten an den Richter;
Der aber, zu gemeinem Frommen,
Verurteilt' auch sie zu der Summen,
Und zu den Kosten obendrein.
Da mußten sie, um quitt zu sein,
Weil sie nicht hatten bare Gulden,
Um zu tilgen die Knödelschulden,
Vom aufgesparten Körnerhaufen
Ein tüchtig Zahl und Maß verkaufen,
Soviel es eben kosten will.
Der Wirt strich ein die Gulden still
Und sprach: Ihr könnt in Frieden gehn,
Denn euer Will' ist heut geschehn;
Doch kehrt ihr künftig bei mir ein,
Werden die Knödel wohlfeiler sein.





Der Wanderer

Rothenburg im Kriegsjahr.

Von Martha Pniower.

Magdalena Reichmann an Frau Baronin Ina von Reckling auf Recklinghauſen.

Liebſte Ina!



Noch immer pilgert Deine alte Freundin in deutſchen Gauen umher. Nun iſt ſie als: „fahrende Scholarin", zwar nicht in: „Stab und Ordenskleid", ſondern im modernen Touriſtenkoſtüm in der deutſcheſten aller Städte, dem entzückenden, alten Rothenburg, angelangt. Wen ſollte es auch jetzt in der Zeit des mit Recht hochgeſpannten Patriotismus nicht locken, die Stätte aufzuſuchen, in der längſt vergangene Jahrhunderte hindurch, das Deutſchtum ſich gegen fremde Angriffe mit Kraft und Erfolg verteidigt und ſich rein erhalten hat in einer faſt unglaublichen Reinheit. Und zu ſehen, ob die uns alle in atemloſer Spannung haltenden kriegeriſchen Ereigniſſe auch dorthin ihre Schatten werfen, in die ſo abſeits von allem Weltgetümmel liegende, mittelalterliche Stadt. „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß geſetzt", ſagt der alte, ewig junge Homer, der ja ſo manche Lebensweisheit in eine ſchöne Formel geſetzt hat. Vor den Beſuch Rothenburg's Reiſekalamitäten verſchiedenſter Art. Von Wildbald, meinem, wie Du weißt, letzten Aufenthalte aus, Fahren im langſamſten Perſonenzugstempo, viermaliger Stationswechſel, kurz ein Sichbewegen in dem uralten Stil, in dem ſich jetzt ſeit Tagen mein Leben in dem Giebelneſt abſpielt. Das Dornröschen unter unſeres Vaterlandes Städten hat ſich mit der Hecke ſchwerer Erreichbarkeit umgeben, vielleicht in dem Gefühl, daß dadurch dem wahrhaft Schönheitsdurſtigen ſeine Beſitzergreifung einen um ſo größeren Reiz gewährt. Dazu die ſtrömenden Regenfluten dieſes böſen Monats und Überfüllungen der Züge durch unſere braven, in die Heimat oder wieder zur Front zurückreiſenden Truppen. — Doch was bedeuten dieſe kleinen Schwierigkeiten gegen den Gewinn, einen ſolchen

wahrhaft „Lebenseindruck", eine solche „Unvergeßlichkeit" davon getragen zu haben! Benommen, bezaubert von ihrer unerhörten Schönheit wandle ich durch die Stadt, die in diesem Jahre eine Fremdenstadt ist ohne Fremde, durch ihre engen Gassen, ihre festen, wuchtigen, in wunderbaren Harmonie aufsteigenden Tore, vorbei an dicken, eckigen Türmen mit roten Spitzhüten. Vorbei an kleinen, gelben, gieblichen Häusern, die umsponnen sind mit grünen Mauern von Epheu und echtem oder wildem Wein, vor deren tiefbraunen, schweren Eichentüren mit prachtvollen Bronzebeschlägen mächtige Oleanderbäume Wache halten. Vor den weißverhangenen Fenstern der Wohnstätten Blumenbretter mit roten Geranien und Fuchsien von berauschender Fülle und Farbenschönheit. Und dieser Schmuck in allen Straßen und Gäßchen, am vornehmen, durch historische Erinnerungen ausgezeichneten Patrizierhaus wie an der bescheidenen Bauernhütte. Eine wahrhaft rote Stadt, rot in ihren Blüten, ihren Dächern, ihrem beim Untergang in feuerroter Glut erstrahlenden Sonnenball. Ich trete in die prachtvollen Kirchen und bestaune die unvergänglichen Kunstwerke alter, hochberühmter Meister. Ich erfreue mich an dem edlen Renaissancebau des Rathauses, jenem ausdrucksvollem Denkmal stolzer Tatkraft eines selbstbewußten, mittelalterlichen Bürgertums. Ich gehe in die sich mir freundlich öffnenden Patrizierhäuser und bin begeistert von der reichen und doch anheimelnden Pracht: „uralten Hausrates", pietätvoll bewahrt und pietätvoll erhalten. Kostbare, antike Möbel, in dunklen und doch leuchtenden Tönen prangende Bilder von Ahnen und dahin gegangenen Größen des Gemeinwesens, prächtige Zinn- und Kupfergefäße, herrliche Porzellane, Geräte feinster und in geschmackvollster Weise geordneter Art. Und überall Blumen und Blätterhecken! Sie beleben die altertümliche Dunkelheit der Wohnräume, sie winden sich um die zierlichen Erker der steinernen Häuser, um die Mauern der trotzigen, noch die Löcher von Schießscharten zeigenden Wälle und Basteien. — Was aber hat das mörderische Kriegstreiben mit dieser Herrlichkeit verschollener Jahrhunderte zu tun? Sollte es vor solcher Würde und Abgeschlossenheit nicht ehrfurchtsvoll Halt machen? Nein, liebste Schloßherrin, auch hieher dringt der wilde Lärm unserer großen Zeit, doch glücklicherweise nur in seinem angenehmstem Wiederhall: Der Meldung und feierlichen Begehung der sich ja Schlag für Schlag folgenden Siege unserer bewundernswerten Truppen. Am Morgen des 20. August lang währendes Läuten der schön abgestimmten Kirchenglocken. Sieg, Sieg, „Nowo-Georgiewsk ist genommen, 82000 Gefangene gemacht, eine unermeßliche Kriegsbeute in unsere Hände gefallen!" Extrablätter verkünden es auf den Straßen, von den Hauswänden selbst der abgelegensten Gassen. Ein Wald von Flaggen weht farbenfreudig von den Masten herab. blau-weiß, gelb-schwarz, schwarz-weiß-rot. Nicht viel anders wie in unserer weltumfassenden Reichshauptstadt. Ich begebe mich auf den Marktplatz, auf dessen wahrhaft geschichtlichem Boden sich die denkwürdigsten Ereignisse abgespielt haben. Ereignisse bedeutungsvoller nud bedauernswerter Art, Verleihungen, Belehnungen, ja Hinrichtungen mit Strick und Henkerbeil. — Was sehe ich heut? Eine große Schar gefangener Franzosen schreitet über den Platz, geführt von Soldaten, mit geladenen Gewehren gar

grimmig bewaffnet. Es sind kräftige Gestalten, malerisch ausschauend in ihren roten Hosen und ebenso gefärbten Käppis, ihren weißen Blusen und blauen Mänteln, malerisch auch in der Unsauberkeit und wenig korrekten Art der südländischen Völker. Sie gehen keck und verwegen einher und zeigen nichts von der Niedergeschlagenheit einer bald dem völligen Zusammenbruche nahen Nation. Wie anders ihre Vorfahren, die im Jahre 1645 unter dem General Turenne hier als stolze Sieger ihren Einzug hielten! — Aber die Angehörigen der nur in ihren eigenen Berichten mit Ruhm kämpfenden „Grande Nation" bewähren sich als fleißige, intelligente Arbeiter, die mit der Anlage einer hier geplanten „Steig" beschäftigt werden. Der Volksmund hat sie schon die „Franzosensteige" getauft. — Einige Minuten später erdröhnt das Pflaster unter den schweren Schritten unserer jetzt so viel geliebten Feldgrauen. Es sind die im Lazarett untergebrachten Krieger, die hier von den schweren Strapazen und Verwundungen des galizischen Feldzuges Genesung finden sollen. Noch immer erscheinen sie als lachende Helden, die lieben ostpreußischen, märkischen und bayerischen Jungen. Sie sehen trotz beispielloser Anstrengungen und harter, überstandener Leiden munter und vergnügt aus, und mit unerschütterlichem Siegesbewußtsein vertrauen sie einer glücklichen Zukunft. —

Und plötzlich erscheint die Himmelsbotin, Phantasia, und zaubert mir ein Bild vor die Seele. Ich sehe den Platz bevölkert von den Reitertruppen der Vorzeit auf ihren reich gezäumten Rossen, in stählernen Rüstungen und blitzenden Lanzen. Mit geschlossenem Visier und zur Deckung vorgehaltenem Schild stürmen sie dem Feinde entgegen. Erstaunt betrachten sie unsere Grauröcke, die in schlichtem, unscheinbaren Gewande den hundertfältigen Tod bringenden Geschossen unserer grausamen Feinde furchtlos die unbeschützte Stirn bieten. — Noch weitere Gestalten beschwört sie herauf, durch Jahrhunderte getrennt, aber in die wechselvolle Geschichte der Reichsstadt verwoben. Ich sehe den allmächtigen Bürgermeister Toppler, der ob seiner Allgewalt wie so viele Große dem Haß und Neid der Kleinen zum Opfer fiel. Ich sehe als versöhnend-humoristische Gestalt seinen „großzügigen" Nachfolger, den alten Nusch, wie er, um die Stadt vor dem Einzug des bösen Tilly zu retten, den berühmten „Meistertrunk" tut und den „wilden Grafen", der kopfschüttelnd und staunend dieser gewaltigen Leistung zuschaut. Um sie geschart würdige Ratsherren in schwarzen Talaren und weißen Spitzenkrägen, kühne Ritter in Schlitzwams, Pluderhosen und Schlapphut. Zu ihnen gesellen sich stolze Patrizier und biedere Bürger mit ihren ehrsamen Frauen und blondzöpfigen Töchtern. In seitlich aufgerafftem Schleppgewande, mit gefältetem Brusttuch und Spitzenhaube, sehen sie mit züchtig gesenkten Augen vor sich hin. Aus den Fenstern der umliegenden Patriziergelasse aber blicken die hohen Herrscher, die in verschiedenen Jahrhunderten hier geweilt, Kaiser Friedrich III., Maximilian, Ferdinand und Karl V. Und alle schauen verwundert auf das militärische Schauspiel und die Festfeier, die nun ihren Anfang nimmt. Es ist die Feier, die Deine „Getreue" in den letzten Monaten erfreulicherweise ja oft in den verschiedensten Orten mitbegangen hat. Stets mit hoch erregten

Gefühlen, niemals aber auf einer solchen, durch einzige Erinnerung geweihten Stätte. Die Einwohner der Gemeinde, die in diesem Jahre natürlich nicht sehr zahlreichen Gäste, füllen den Raum, Schuljungen klettern auf die seitlichen Postamente des Rathauses, ein Bild à la „Meistersinger", feierliche Klänge eines Chorals, dann betritt das Stadtoberhaupt die Freitreppe. Mit leisem Anklang an den kraftvollen, süddeutschen Dialekt spricht er in trefflich gewählten Worten von der ungeheuren Bedeutung dieser Einnahme der stärksten aller russischen Festungen, von der Hoffnung auf baldige, endgültige Niederlage des rücksichtslosesten und eroberungsgierigsten aller Feinde. Er mahnt zu weiterem Ausharren und todesmutigem Ringen. Ein schallendes, dreimaliges Hurra, die Töne des immer wieder mit Begeisterung gesungen werdenden „Deutschland, Deutschland über Alles" aus hunderten von kräftigen Kriegerkehlen, in welche sich die den unsern entströmenden zart-ausgleichend mischen – und das wirkungsvollste aller Triumphfeste hat sein Ende erreicht. – Am Abend vereinigen sich die wunden Kämpfer zu einem Bierkommers in dem uralten Gasthof zum „Goldenen Löwen". Auch da feiert Deine so „rastlos und angenehm" im Dienste des Vaterlandes wirkende Freundin mit. Dringend aufgefordert, teile ich aus meinem Liederschatze kleine Gaben aus, alte, jetzt wieder zu Ehren gelangende Soldatengesänge, schöne Volksmelodien mit rührend-sentimalen Text, alles das deutsche Gemüt Ergreifende. Ein Unteroffizier begleitet mit dröhnendem Basse, und an den bekannten Stellen fällt die ganze Kompagnie ein. Es ist kein Parterre von Königen, vor dem ich mich vernehmen ließ, nur eines ihrer loyalen Untertanen, aber selten ward gesanglichen Leistungen rauschenderer Beifall zuteil. – Jetzt begrüßen mich meine neuen Freunde herzlichst mit einem breiten, ostpreußischen „Guten Tag" oder treuherzigen „Grüß Gott!" ich befrage sie teilnahmsvoll nach den Fortschritten ihrer Heilung, und der Traum allgemeiner Verbrüderung, in dem gemütlichen Süddeutschland ohnedies leichter zu verwirklichen, scheint seiner endlichen Erfüllung nahe. – –

Erfolgt also endlich der Schluß dieser furchtbarsten aller Welttragödien, opfern wir nicht mehr dem finstern Kriegsgotte, sondern wieder den heiteren Göttern der Kunst, dann, liebste Ina, ergreife auch du den Wanderstab und wallfahre nach dem tor- und turmreichen, dem unvergeßlichen Rothenburg. –

Deine stets getreue

Magdalena Reichmann.

Rothenburg, im August des eisernen Kriegsjahres 1915.





Sankt Sebald zu Nürnberg.

Von
Mela Escherich.



Aus dem Giebelgewimmel der in ihrem sanften Anstieg von Gasse zu Gasse bis zur Burg hinauf in immer tieferes Mittelalter uns traumhaft lockenden Stadt hebt sich ansehnlich zwischen dem ernsten Rathaus, der tief kauernden Stadtwage und dem winzigen trautheimlichen Bratwurstglöcklein der starke, stolze Bau von St. Sebald. Gleich auf's erste wird es offenbar, daß da zwischen zweien ein Kampf war. „Erdrücken kann ich dich!“ schrie der eine und preßte den andern in furchtbarer Umklammerung. „Das wirst du nicht tun!“ entgegnete der Bedrängte. „Du wirst mein Alter ehren, wie ich deine Jugend.“ Darauf versöhnten sich beide.

Hundert Jahre war der eine älter als der andere. Von nun an hielt der Jüngere die Arme um den Alten. — So stehen sie seit Jahrhunderten: der große Ostchor und der alte Westbau von St. Sebald.

Der Westbau ist aus der Zeit des Übergangsstiles, der Staufenherrschaft, der letzten Kreuzzüge, einer Zeit, die tief unter jener liegt, als deren Verkörperung uns das alte Nürnberg erscheint. Er hat das Mauerntrotzige und Steinkalte des hochmittelalterlichen Stiles, der wohl ein zögerndes Hervortreten strenger Gestalten aus dem Stein kannte, nicht aber steinerne Spitzenmuster, warmes Spiel von Licht und Schatten und alle Türme erkletterndes Laubwerk. Er ist eng und hoch. Von den hohen Wänden laufen, wie das zu seiner Entstehungszeit im Stile lag, gekuppelte Halbsäulen herab, die in der Höhe des untersten Simses in die Wand hineinkriechen. An diesen Stellen fügen sich kleine Baldachine unter die hier kapitälartig verkröpften Gesimse. Unter ihnen stehen ernste Statuen. Feierlich wirken sie in dem engen hohen Gebäu. Aber hoch, hoch oben tändelt einfallendes Licht um die weißen Busen des Gewölbes, um die schwach rosa und bläulich getönten Schlußsteine und Rippen. Etwas Weiches und Heiteres liegt in diesem in der Höhe sich abwickelnden Spiel des Lichtes, das dem feudalen Trotz der hochstrebenden Gewände einen Reiz verleiht, wie ein sanftes Lächeln einem ernsten Antlitz.

Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts fing die Gotik an, den Alten einzukreisen. Sie schmiegte sich in zwei niedrigen, schmalen Seitenschiffen zu seiner Rechten und Linken, so daß er wesentlich im Äußern ein neues Ansehen erhielt. Diese Seitenschiffe hatten Spitzbogenfenster und waren mit feinen, bedächtig zwischen Dreipaß und Vierpaß wechselndem Maßwerk übergittert. Zwischen den Fenstern sprangen — das Merkmal einer kühn individualisierenden Zeit — die Pfeiler aus der Wand heraus, setzten ihre Füße gewichtig in die Straße und stülpten sich kräftige Fialen auf die Köpfe. Und der alte Bau äugte mit seinen rundbogenen Oberwandfenstern auf die niedrigeren Dächer der neuen Seitenschiffe, über die die jungen, zierlichen Fialen heraufwuchsen, hinab und und dachte wohl manchmal: wie mag das noch werden?

Und dann kam Nürnbergs große Zeit. Um Markt erwuchs die, wie aus der Phantasie eines Goldschmieds entsprungene, ganz als ein Juwelenschrein ausgezierte Frauenkirche, weiter draußen, jenseits der Pegnitz erhob sich die prachtvolle Westfassade von St. Lorenz. Ein frischer Baugeist erwachte. Nürnberg rückte in die Reihe der schönsten Städte, die in deutschen und welschen Landen zu finden sein mochten. Die große Epoche Karl's IV., deren künstlerische Fluchtlinie Paris-Prag hieß und somit die ältere deutsche Kulturstraße, die am Rhein entlang ziehende „Pfaffengasse" überschritt, brachte die fränkischen Städte in Blüte. Ein Abglanz der reichen internationalen, vom deutschen Wesen geführten Kultur Prag's fiel auf Nürnberg.

Das war die Zeit, in der St. Sebald seinen Ostchor erhielt. An das alte, noch ganz romanisch empfundene, zwischen die gotischen Schiffe eingeklemmte Langhaus schob sich die mächtige, neue Anlage, ein Chorhausbau von großartigen Verhältnissen. Man sollte streng genommen nicht von einem Ostchor, sondern von einer Ostkirche reden; denn der Chor verlängert sich in ein dreischiffiges Langhaus. Chor und Langhaus sind ein Einraum ohne irgendwelche Scheidung. Die beiden äußeren Schiffe vereinigen sich an der Ostseite zu einem Umgang, mit dem sie den Mittelraum umkreisen. Eine einfache und neuartige Lösung eines alten Problems.

Die Morgensonne scheint durch die großen, hohen Fenster. Schlanke Bündelpfeiler schießen ohne Unterbrechung zu den Gewölben auf, ihre Dienste zerstrählen sich dort in hoch geschwungene Rippen. Der Chor ist durch keine Schranken von dem übrigen Kirchenraum abgetrennt. Ihn umstellen nur die Pfeiler, nach allen Seiten freien Durchgang lassend. Zwischen diesen Pfeilern des Chores und den nach außen gezogenen der Wand stützen sich infolge der Biegung des Umgangs die Gurten zu scharfen Spitzbogen. Man denkt an die ersten, frühen Stelzungen, aus denen der Spitzbogenstil entstand. . . .

Die Idee des Chorumgangs ist uralt. Sie ist eine der frühesten selbstständigen Äußerungen des christlichen Sakralbaues gegenüber dem antiken Bauschema. Ihr Anlaß war die Krypta. Durch die Anlage der nicht sehr tief gelegten Grufträume unter dem Altarraum bedingte sich für diesen eine Höherschiebung des Bodens, die wiederum eine Erhöhung der Decke, beziehungsweise

des nun sich entwickelnden Gewölbes zur Folge hatte. Setzte somit in dem aus der Antike übernommenen horizontalen Basilikenbau — gleichsam als Auftakt des christlichen Weltalters — die Höhentendenz ein, so ergab sich mit ihr parallel laufend noch eine andere Tendenz, nämlich diejenige des Aufsteigens des Altarraumes aus seiner Umgebung. Mehr und mehr sondert er sich als Bau im Bau ab, im Heiligtum ein Allerheiligstes. Mit starkeu Mauern baut sich bereits im 10. Jahrhundert der Hochchor auf. Und nun beginnt sich ein Umgang um ihn zu ziehen. Der Umgang kam aus dem karolingischen Zentralbau, wie eines der frühesten Beispiele, die Münsterkirche in Essen lehrt, wo, offenbar nach dem Vorbild des Aachener Münsters ein zweigeschossiger Umgang mit Treppentürmen den Chor umgibt. Im folgenden 11. Jahrhundert tauchen gleichzeitig am deutschen Niederrhein, in Frankreich und in England zahlreiche Chorumgänge auf. Die St. Johnskapelle im Tower zu London, das älteste Beispiel normannischer Gotik, bildet ein frühaufleuchtendes Vorzeichen für den Gang späterer Entwicklungen: ein Einraum, der in einen Hauptraum und den diesen hufeisenförmig umgebenden zweigeschossigen Umgang zerfällt. Der basilikale Charakter ist hier aufgegeben. Die englische Architektur sprang aber dann rasch von diesem Typus ab, wurde vielchörig und langschiffig. In einer sehr ausgeprägten Weise dagegen entwickelte sich der Chorumgang in Frankreich, besonders im Süden, wo, wie in Saint-Sernin zu Toulouse, Saint Nectaire in der Auvergne, Notre-Dame du Port in Clermont-Ferrand und vielen anderen Kirchen das auch äußerlich so reich wirkende System der vielen kleinen Apsiden, die den Umgang umreihen, entstand. Das Wesentliche des Aufrisses dieser Bauten liegt in ihrer terassenartigen Abstufung. Der Chor ist häufig niedriger wie das Hauptschiff, der Umgang niedriger wie der Chor, die Chorkapellen niedriger wie der Umgang — ein System, das besonders bei hochgelegenen Kirchen wie z. B. Saint-Nectaire eine großartige und prächtige Wirkung erzielt.

Dann beginnen die Umgänge zu steigen, und höher und höher zwischen ihnen, ihrer Umklammerung sich entwindend, die Chöre. Das 12. Jahrhundert bringt die Epoche des entfesselten Strebestiles. Die Strebebogen beginnen ihr großes Hilfswerk. Sie schwingen sich, einer auf des andern Rücken, vom Seitenschiff zum hohen Lichtgaden, vom Umgang zum hohen Chor. Sie drängen, sie schieben. Wunderbares Kampfspiel von Schub und Gegenschub!

Wie Anadyomene den Wellen, so entsteigt der große Chor von Saint-Denis dem ihn stützenden Bauwerk. Mit Herzklopfen blicken wir in die mystische Unendlichkeit der schlanken Raumleiber dieser Hochchöre hinauf. Wohin entführen uns diese Träume, die von den wie unablässig aufgischtendes Wasser emportreibenden Pfeilern in der dämmernden Höhe gleichsam getragen werden? Denn ganz verliert sich der klare Gedanke, daß die Pfeiler das Gewölbe zu tragen haben. Sie scheinen vielmehr die Träger etwas Unsichtbaren zu sein, Träger aufquellender Tränen, Seufzer, Bitten, Fragen, einsamer Gedanken, die auf Erden keine Ruhe finden.

Der phantastischen Wirkung tut die Kenntnis der technischen Entwicklung keinen Eintrag. Die hinreißenden Strebeformen entstanden — soweit Formen sich technisch begründen lassen — aus einfachen Zwangsergebnissen, die von Fall zu Fall bei neuen Versuchen eintraten. Durch die nahen Pfeilerstellungen der erst engen Chöre und noch engeren Umgänge entstanden den Gewölben Drängungen, die nicht nur plump und unschön wirkten, sondern auch, zu starkem Außenschub treibend, baugefährlich werden mußten. Die Not zwang zu einem einfachen Mittel: der Stelzung. Der gewölbte Bogen schwibbte in einer spitzen Linie nach dem Scheitelpunkt auf. Damit war eine neue Art der Kraftverteilung gefunden. Auf engem Raum konnte ungleich größere Last emporgetragen werden.

Die Gotik ist der Stil der religiösen Sehnsucht. Aber Sehnsucht ist Wille zum Werk, nicht Werk selbst. Bloß aus Gefühlen konnte sich der Stil so wenig bilden, wie aus der „Erfindung" des Achtecks, die Albertus Magnus gemacht und damit der Welt die Gotik geschenkt haben soll. Der Unterschied der Baustile besteht in der unterschiedlichen Kraftverteilung der Massen. In den Choranlagen entwickelte sich die neue Kraftverteilung, die den gotischen Stil bedingte.

In die französische Gotik, die rasch nach Deutschland überging, hier wieder zu eigenen Formen gelangend, drang bald ein neues ein: die Hallenkirche. Sie ist norddeutscher Herkunft. Sie kam aus Westfalen, wo wir sie schon im romanischen Stile finden. Dann nahm sie ihren Weg durch ganz Deutschland und kreuzte sich mit der französischen Art. Dem weitatmigen Raum der gleich hohen Schiffe gesellte sich der französische Chorschluß mit Umgang und Kapellenkranz. Dadurch ergab sich, daß der Umgang als Fortsetzung der dem Hauptschiff gleich hohen Seitenschiffe nun auch mit dem Chor gleiche Höhe halten mußte. Zahlreiche Varianten wucherten auf. Varianten über ein Thema, nicht selten von einem und demselben Meister ersonnen. Es entstand jener eigenartige Typus, der innerhalb der Gotik eine malerische Richtung bezeichnet und der sich mit einem der edelsten Namen der Baugeschichte deckt, mit dem Namen der Parler von Gmünd.

Die Parler, die ihren Namen werkgerecht aus ihrem Handwerk (Parler, Parlier) genommen hatten, sind eine weitverzweigte Architektenfamilie. Es scheint, daß sie von Köln stammten[1]). Von dort wurde 1333 Meister Heinrich, der Parlier, nach Gmünd zur Erbauung der Heiligkreuzkirche berufen. Ein Sohn oder jüngerer Bruder, Johann, übernahm 1372 den Bau und zwar fiel ihm die Erbauung des Chores zu. Dieser Johann von Gmünd ist sicherlich derselbe[2]), der 1343 den Chor der Zisterzienserkirche zu Zwettl in Niederösterreich, 1356 die neuen Gewölbe des Liebfrauenmünster zu Basel und 1359 den Chor des Münsters zu Freiburg in Baden baute, bezw. anlegte. Der berühmteste des Geschlechts wurde dann Heinrichs Sohn, Peter Parler, den Karl IV. nach Prag berief, wo er den Dom und die Teynskirche, die Karlsbrücke und den Altstädter Brückenturm

[1]) Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Kgr. Württemberg, Jagstkr. I. 1907.
[2]) J. J. Merlo, Kunst und Künstler in Köln. 2. Aufl. Köln 1895.

errichtete und noch bei manchem anderen Werk die Hand hatte. Neben ihm erscheinen seine Brüder: Michael, der in Goldenkron tätig war und auch in Prag ein Haus hatte, das er seinen Verwandten abtrat, und Heinrich, der unter Peter am Prager Dom arbeitete und wohl ebenso mit jenem Baumeister Heinrich des Grafen Jodok von Mähren, wie mit jenem Heinrichus da Gamundia, den wir 1391 am Mailänder Dombau finden, identisch ist! In ihrer Jugend lernten die Brüder wohl in der Kölner Dombauhütte das Handwerk, nahmen sich doch auch zwei von ihnen Kölner Steinmetztöchter zu Frauen.

Der Parlerstil, wie ihn besonders Peter Parler durchführte, ist vollentwickelte Hochgotik. Aus dem französischen Kathedralsystem ist die prächtige Choranlage mit dem Chorumgang und Kapellenkranz, ist das System der üppig aufschießenden Streben, ist der reiche Dekor des Stab-, Maß- und Fialenwerks übernommen. Aus ihm auch das Prinzip der horizontalen Gliederung, die gegenüber dem Strebesystem ein beruhigendes Gegengewicht hält. Den Prager Dom umgittert ähnlich wie die schlanken Chöre der Kathedralen von Beauvais, Bourges, Amiens, ein Wald von fialenstarrenden Freipfeilern mit doppelten Strebebögen. Phantastisch schwingen sich die hohen Wölbungen auf. Im Maßwerk erscheint neben den Drei-, Vier- und Fünfpässen die Fischblase.

Die Anlage des Kapellenkranzes um den Chor stammt bei dem Prager Dom von Parlers Vorgänger, Matthias von Arras. Parler selbst aber wandte diese Anlage ebenfalls mit Vorliebe an, wie seine Bartholomäuskirche in Kolin an der Elbe, seine Barbarakirche in Kuttenberg beweist. Der Koliner Bau bot Parler das interessante Problem seinen Chor einem schon vorhandenen Hallenlanghaus anzufügen. Er tat es, indem er den Umgang in gleicher Höhe mit den Schiffen fortführte, und den Chor darüber hinaus steigen ließ. So entstand ein Kompromiß zwischen der deutschen Hallenkirche und dem französischen Kathedralstil. Eine reinere Lösung aber gelang in der Heiligkreuzkirche zu Gmünd in Württemberg, wo sich der Hallenkirche auch ein Hallenchor anschließt. In wie weit dieser Bau das Werk Heinrich Parler d. ä., in wie weit es seinem Nachfolger Johann zufällt, ist nicht sicher zu entscheiden. Heinrich wurde 1333 zur Erbauung der Gmünder Kirche zum hl. Kreuz und unsrer lieben Frauen berufen. 1351 ward der Grundstein zum Chor gelegt. 1372 wird urkundlich „Meister Johannes unser frauen huses werkmeister" genannt. Nun fällt zwischen die beiden ersten Daten die Erbauung des Zwettler Chores (1343) durch einen Meister Johann und dieser Chor stimmt völlig mit dem Grundriß des Gmündner überein. Es scheint sich sonach in M e i s t e r J o h a n n eine bestimmte Persönlichkeit heraus zu krystallisieren, die schon wesentlich früher als 1372 in die Baugeschichte der Kreuzkirche eingriff und auf die vermutlich der Entwurf des Chores zurückgeht. Diese selbe Persönlichkeit sehen wir dann in den fünfziger Jahren in Basel und Freiburg und 1372, wahrscheinlich nach Heinrichs Tode, wiederum in Gmünd um den Bau weiter zu führen.

Der Chor ist sehr bedeutsam für die weitere Entwicklung der süddeutschen Gotik. Die Strebepfeiler sind nach innen gezogen und in die sich dadurch er-

gebenden Nischen sind Kapellen gelegt, die die halbe Höhe des Umgangs und des Chorhauses erreichen. Das innere System des Chors ist zweigeschossig. Die Fenster — die oberen vier-, die unteren sechsteilig — fallen durch ihre Breite auf. Aus dem französischen Stil ist nichts mehr übernommen als die Kapellen und diese eingedrückt in die Wand, zum Füllsel herabgesetzt, wirken hier nur mehr als schwaches Überbleibsel. Schon herrscht der Gedanke, Chor und Langhaus organisch als einen Einraum zu gestalten. Ein Gedanke, der sich unter schwierigen Umständen durchsetzen mußte; denn in den Schiffen an der Grenze von Chor- und Langhaus standen zur Zeit der Erbauung zwei Türme, die Reste eines älteren kleineren Gotteshauses, die wohl lediglich der Pietät halber, in in den Bauriß eingezogen wurden, um über ein Jahrhundert lang — 1497 stürzten sie ein — die bauliche Idee des neuen Werkes zu stören.

Wir kehren nach St. Sebald zurück. Der Ostbau ist 1361—77 offenbar unter dem Eindruck der Gmündner Heiligkreuzkirche entstanden, ebenso wie die Skulpturen und der architektonische Aufbau des „Schönen Brunnens" von Meister Heinrich, dem Parlier, in dem wir vielleicht auch ein Mitglied der weitverzweigten Familie Parler vermuten dürfen.

Der Gedanke, der in der Gmünder Kirche aufdämmert, kommt im Ostchor von St. Sebald zu voller Klarheit. Aber dabei ergibt sich bereits ein neues System. Dieses System bricht zunächst mit der Zweigeschossigkeit, dem letzten Zugeständnis an das in der französischen Gotik gewahrte Horizontalprinzip. Die Fenster laufen von dem niedrigen Kaffgesims bis zur Höhe des Gewölbes hinauf, ihre Wimperge überschneiden die Brüstung des Daches. Die Pfeiler sind nach außen gezogen, so daß innen kein Raum für Kapellen bleibt. Eine einheitliche großzügige Raumverteilung läßt vor dem überwältigenden Gefühl der Monumentalität jedes andere verstummen. Der Westbau mit seinen engaufstrebenden, in der Höhe von mildem Licht besonnten Formen, steigert im jähen Gegensatz den Eindruck. Der Greis neben dem Jüngling. Dort einer, der einst wild aufschrie in heißer Sehnsucht, steingewordene Qual; hier einer, der sich breit und gewaltsam reckte, steingewordene Kraft, steingewordene Mannhaftigkeit. Noch sind alle Formen Gotik; aber die Sprache des Raumes redet schon von Zeiten, in denen die Gotik überwunden sein wird. Über solchen Raumkompositionen mochten den Meistern die ersten Ideen neuer Möglichkeiten aufgedämmert sein, die zu Renaissance und Barock führten.

Die Sebalder Ostkirche bietet an Formen keine Bereicherung mehr, sondern bewußte Verarmung, erreicht durch *rücksichtslose Vereinfachung*. Sie weist durchaus nicht den Weg zu dem reichen Typus der Spätgotik, sondern vielmehr zu den strengen evangelischen Saalkirchen des 16.—18. Jahrhunderts.

Wir haben die Entwicklung ihres Baugedankens verfolgt von den karolingischen Gruftkirchen, aus denen sich der Umgang entwickelte, bis herauf in in die hohe, reiche Gotik. Es gewährt einen eignen Reiz, von einem Bauwerk ausgehend, vorwärts und rückwärts in die Zeiten hinein den Zusammenhängen

nachzufolgen, die gelösten Glieder gleichsam zu einer Kette zu verschlingen. Dann steigt, in seiner tiefern Bedeutung von uns erkannt, des einzelnen Meisters Werk in reicherer und froherer Schönheit vor unsern Augen auf.



Der Küfer von Waldenhausen.

Zu Waldenhausen mit emsigem Schlag
Da klopft der Küfer bei Nacht und bei Tag.

Schon quillt aus schwellender Traube der Wein;
Das Faß soll morgen vollendet schon sein.

Die Abendglocke durchtönt schon den Grund,
Da spricht der Küfer mit zornigen Mund:

„Was schert mich Sonntag! Was schert mich die Nacht!
Ich ruh den Tag, der mein Faß mir vollbracht!"

Mit Macht er Hammer und Meißel dann schwingt,
Daß durch die Gassen es schallend erklingt.

In Orten hell schon das Morgenrot glüht,
Der Küfer immer noch wacker sich müht.

Schon lädt die Glocke zum Kirchgang ihn ein:
„Erst muß das Faß noch vollendet mir sein."

Er hört nicht Glocke, Gebet und Gesang,
So laut der Hobel und Hammer ihm klang.

Wie sehr er hobelt und meißelt und schlägt,
Die Arbeit nicht von der Stelle sich regt.

Und sinnlos der Küfer nicht ißt und nicht trinkt,
Bis tot beim Faße zu Boden er sinkt. –

Zu Waldenhausen im Dorfe mit Macht
Klopft noch sein Geist jeden Samstag bei Nacht.

Er klopft noch fort in den Sonntag hinein,
Solang beim Dorfe gedeiht noch der Wein.

Wenn einst im Tale kein Rebstock mehr grünt,
Dann hat der Küfer den Frevel gesühnt.

Karl Hofmann.

Der Scheck.

Von Pfarrer **F. X. Buchner** in Sulzbürg (Oberpfalz).

Nicht von dem im modernen Geldverkehr üblichen Scheck soll hier die Rede sein, sondern von einer früher vielfach, jetzt nur mehr selten auftretenden Fastnachtsfigur, dem Scheck. Hier ist er noch regelmäßig alle Jahre zu sehen; in den Städten findet man ihn in Museen und Ausstellungen.

Das Kostüm des Schecks besteht aus ungebleichtem Tuch in einem Stück (Trikotanzug), auf welches würfel- oder rautenförmig Flecke oder Streifen in verschiedenen grellen Farben, gelb und rot, weiß und schwarz, gelb und blau, blau und grün, aufgenäht sind. Um den Hals und die Schultern wird ein ebensolcher Kragen gelegt, der ausgezackt oder mit Borten und Fransen verziert ist. Als Kopfbedeckung dient eine hohe, kegelförmige, grellfärbige Düte mit Glöckchen an der Spitze. Letztere finden sich auch um den Kragen. Dazu kommt eine aus Holz geschnittene, mit den Gesichtsfarben bemalte menschliche, doch nicht verzerrte Larve. In der Hand führt der Scheck eine Peitsche zum Knallen und Kinderverjagen, zum Spektakelmachen eine „Patsche" aus breiten Buchen- oder Birkenspänen, die gegeneinander geschlagen werden.

In früheren Zeiten ließen sich bis zu drei Schecken auf den Straßen sehen, die dann zur Unterscheidung nach den Besonderheiten ihrer Kleidung verschiedene Namen erhielten. Die eine Figur hieß man „Tag und Nacht", weil sie in schwarz und weiß „geschneckt" war, eine andere „Klamperl" nach dem Schellengehänge, eine dritte „Kälberschwanzl" wegen des leicht zu erratenden Anhanges. Wenn die Schecken der Nachbarschaft sich einstellten, gab es sogar einen Umzug von sechs und mehr Schecken. Ab und zu wurde einer zu Wagen mitgefahren, der auch noch Hörner hatte. Zur Zeit, da die Scheckkostüme meist an die Museen verkauft sind, tritt nur mehr einer auf, in der Umgebung sind sie unbekannt geworden.

Mein Gewährsmann, der für historische Sammlungen förmliche „Studienreisen" in die weitere Umgebung nach diesen eigenartigen Kostümen gemacht und bei 20 Stück an Museen abgeliefert hat, der sie auch als gelernter Schneider selbst fertigen konnte, berichtet, daß er sie von hier aus bis vor die Tore Eichstätts finden konnte, so in Berching, Plankstetten, Greding, Kipfenberg, Enkering, Haunstetten, Aschbuch, Pfahldorf.

In den Nachbarsorten Erasbach und Weidenwang hatte der Scheck keine menschliche, sonderu eine mehr tierische Larve, das Gesicht wurde blutrot bemalt und durchaus mit langherabhängenden oder abstehenden Haaren oder Borsten versehen, also eine Art Faun oder Waldmensch.

Bei den sonstigen Fastnachtsumzügen der Umgegend sind überall Tiervermummungen in Übung, Mitführen von Bären in Bärenfell oder Stroh gekleidet u. a. Den Scheck vertritt anderswo die „Huro", eine Figur in Frauenkleidern mit Larve, zur Verscheuchung der Kinder mit der Peitsche ausgerüstet. Als Geschenke werden aus den Häusern an den Scheck wie die Fastnachtsumzügler überhaupt gegeben Eier, Rauchfleisch, Würste, Zigarren, Geld, um den Tag mit einem Gelage beschließen zu können.

Über die Zusammenhänge dieser Fastnachtsfiguren mit den aus dem römischen, griechischen, asiatischen Altertum überlieferten ähnlichen Umzügen und verschiedene altgermanische Gewohnheiten wird uns vielleicht eine größere wissenschaftliche Arbeit, welche Dr. Fritz Brüggemann in Bonn über das Schembartlaufen in Nürnberg in Angriff genommen hat, bald nähere Auischlüsse geben.



Würzburg.

(Der viellieben Main- und Weinstadt zugeeignet).

Dämmernde Gassen, in Schlummer gebannt,
Rebenterassen in buntem Gewand,
Türen nnd Dächer, zephyrumkost,
Häuser und Mauern, wellenumtost,
Goldige Auen, sonnebeglüht,
Holdige Frauen, wonneerblüht,
Singende Zecher, sorgenentrückt,
Klingende Becher, reblaubgeschmückt,
Leben und Weben in weiter Rund –
Würzburg – ich grüß' dich aus Herzensgrund!

Aug. Gräf.



Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Im Historischen Verein „Alt Wertheim" sprach gestern Herr Pfarrer Dr. Gmelin aus Großgartach über ein Gebiet, welches mit der Geschichte unserer Heimat zwar in gar keiner Beziehung steht, aber doch höchst zeitgemäß ist, nämlich über die Völkerschaften, welche Deutschland und Österreich im Osten als Nachbarn und teilweise auch als Feinde gegenüberstehen. Was man in der Schule darüber lernt, ist seither recht dürftig gewesen; Herr Gmelin hob mit Recht hervor, daß die Umwälzungen, welche jetzt in der Weltgeschichte vor sich gehen, auch auf die Lehrpläne der Schulen ihren Einfluß haben werden. Es wird nicht mehr angängig sein, in der Volksschule die Jugend nur mit den Ländern biblischer Geschichte bekannt zu machen und in den Mittelschulen einmal die Geschichte der klassischen Völker, also Griechenland und Rom und dann die Geschichte Frankreichs und unserer englischen Vettern in den Vordergrund zu stellen. Unsere deutsche Geschichte wird mehr gepflegt werden müssen, dann wird aber auch die Bedeutung des Slaventums mit seiner Bevölkernng von 200 Millionen mehr zu berücksichtigen sein.

Die Slaven zerfallen in drei große Gruppen, im Osten in der Hauptsache die Russen, im Westen die Polen und im Süden die Balkanvölker, unter welchen uns heute am meisten die Bulgaren interessieren, welche nach ihrem Namen ursprünglich an der Wolga zu Hause waren und erst einige Jahrhunderte nach der Völkerwanderung zu der Balkanhalbinsel vordrangen. Dieser Umstand, daß dieses Volk von Hause aus eigentlich nicht zu den slavischen Stämmen gehört und erst im Laufe des letzten Jahrtausends slavische Sitten und Gebräuche angenommen und sich mit der Slavenwelt vermischt hat, wurde von Herrn Gmelin sehr richtig dahin ausgelegt, daß hier der eigentliche Grund zu den suchen ist, warum Bulgarien sich verhältnismäßig leicht mit ihm stammverwandten Türken und mit den Zentralmächten verständigen konnte. Ganz anders liegt die Sache bei den Serben, welche von Hause aus ein slavisches Volk sind. Als Großmacht unter den Westslaven schilderte dann Herr Gmelin das alte polnische Königreich, das zur Zeit seiner größten Entwicklung von der Ostsee bis an das schwarze Meer reichte, von Frankfurt a. d. Oder bis in

die Nähe von Moskau. Große Gebiete des heutigen preußischen Besitzes waren damals unter polnischer Herrschaft, vor allem Pommern, Posen, Schlesien.

Nach dem Niedergang des deutschen Ritterordens kam auch Ostpreußen und Litauen unter polnische Botmäßigkeit. Zur Beurteilung des Niederganges von Polen stellte Herr Gmelin 4 Richtlinien auf, die geographische Lage, die Religion, der Charakter des Volkes, die Feindschaft der Nachbarn.

Der jetzige Krieg wird jedermann die Wichtigkeit der geographischen Lage vor Augen geführt haben. In alten Zeiten waren namentlich die Flußläufe bestimmend auf die Entwicklung des Landes. Für Polen kamen hauptsächlich Oder, Weichsel und Memel in Betracht. Von Anfang an war es ein großer Fehler gewesen, daß die Polen zur Christianisierung der Ostpreußen eine deutsche Macht, den Ritterorden, rufen mußten, welcher sich bald die Ostseeküste von Preußen und Litauen zu eigen machte. Die Deutschen gründeten Handelsstädte, es entfaltete sich dort ein kraftvolles Bürgertum, während sich in Polen lediglich ein Schwertadel herauskristallisierte, welcher alle Macht an sich riß und das gewöhnliche Volk in Armut und Unwissenheit vegetieren ließ. Es kam soweit, daß man für „Polnische Wirtschaft" nur noch ein mitleidiges Lächeln übrig hatte.

Aus dem übrigen Inhalt des hochinteressanten Vortrags sei noch erwähnt, daß der Redner auch die Lichtseiten des polnischen Volkstums hervorzuheben bestrebt war. Vergegenwärtigen wir uns, daß das ehemals polnische Pommern heute ein gut deutsches Land ist, daß die Germanisierung auch in Posen und Schlesien fortgeschritten ist und tüchtige deutsche Staatsbürger herangebildet hat, so ist die Hoffnung begründet, daß der große Gebietszuwachs, welcher uns im Osten in Aussicht steht, beiden Beteiligten zum Segen gereichen wird. Polen hat in tausendjähriger Geschichte seine Unfähigkeit zur Selbständigkeit bewiesen, solche Ansprüche längst verwirkt. Schon im Mittelalter hätte Polen seinen Anschluß an deutsche Kultur suchen müssen.

In 14 Tagen will Herr Gmelin einen zweiten Vortrag als Fortsetzung seiner gestrigen Ausführungen halten, zu welchem sich dann sicherlich noch mehr aufmerksame Zuhörer einfinden werden. Ist die Erörterung über Kriegsziele aus Gründen, welche der Redner als richtig anerkannte, nicht gestattet, so ist es doch geboten, daß sich das deutsche Volk mit seinem östlichen Nachbarn etwas mehr beschäftigt, um später zu einem klaren Urteil fähig zu sein. Auch in diesem Sinne ist der Vortrag des Herrn Pfarrer Dr. Gmelin besonders beachtenswert und sei ihm auch an dieser Stelle für sein selbstloses Wirken der wärmste Dank ausgesprochen.





Büchertisch.

1. Besprechungen.

Die Ortsnamen des ehemaligen Hochstifts Bamberg. Von Adam Ziegelhöfer, Postsekretär (jetzt Postverwalter) in Bamberg, und Dr. Gustav Hey, Studienrat in Döbeln. Bamberg. Verlag des Historischen Vereins zu Bamberg. In Kommission bei Gustav Duckstein (Buchnersche Sortimentsbuchhandlung). 1911. VIII und 225 S. 8°.

Die Aufmerksamkeit der Leser von „Frankenland" auf dieses schon vor 4 Jahren erschienene Werk zu lenken ist Zweck dieser Zeilen; zugleich sollen einige grundsätzliche Bemerkungen über Ortsnamenforschung erfolgen.

Seit Förstemann seine bedeutungsvollen Werke über die altdeutschen Orts- und Personennamen geschrieben hat, ist die Namenforschung in Deutschland beliebt geworden; freilich ist sie auch bis auf den heutigen Tag für viele ein Freiland üppiger Phantasie geblieben. Es gibt Leute, die von den großen Meistern gerade das nicht lernen wollen, was für bleibende wissenschaftliche Leistungen unbedingt erforderlich ist, nämlich Methode. So sind die Leistungen auf diesem Gebiet immer noch von sehr ungleichem Wert. Was nun das Gebiet des bayerischen Oberfranken betrifft, so war für einen Teil desselben bis zum Erscheinen des vorliegenden Werkes nur die Schrift Christoph Becks, „Die Ortsnamen der Fränkischen Schweiz", 1907, als ernst zu nehmende Erscheinung vorhanden. In dem Werk von Ziegelhöfer-Hey liegt freilich jetzt für einen sehr großen Teil von Oberfranken eine Schrift vor, die, von wenigen Punkten abgesehen, als vorbildlich bezeichnet werden kann. Sie bespricht jeweils innerhalb der einzelnen Bezirksämter (Bamberg I und II, Ebermannstadt, Forchheim, Höchstadt a. A., Kronach, Lichtenfels, Stadtsteinach, Staffelstein, Teuschnitz) die Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge und bringt zum Schluß ein zusammenfassendes Namenverzeichnis, in welchem auch noch insofern eine rasche Übersicht ermöglicht wird, als die deutschen Namen mit deutscher, die vermutlich oder sicher slawischen mit lateinischer Schrift gedruckt sind. Die Erklärung der Namen erfolgt nach erprobten Grundsätzen: fürs erste Aufsuchen und kritikvolles Heranziehen der ältesten erreichbaren Namenformen, ohne welche die Namenforschung ein erfolgloses Unternehmen bleiben würde. Zweitens Berücksichtigung der mundartlichen Formen, die ja zuweilen den ursprünglichen Lautbestand viel besser erhalten haben als die offiziellen Formen. (Eine durchgehende Anführung der mundartlichen Formen wäre in der vorliegenden Schrift zu wünschen gewesen, nach dem Vorbild Becks a. a. O.) Auf Grund des so gewonnenen Materials drittens eine sorgsame Prüfung vom sprachgeschichtlichen Standpunkt, ohne Phantasterei, ohne Mißachtung der bis heute bekannten Sprachgesetze. Nächstdem auch die Heranziehung geschichtlicher Tatsachen; denn wie viele Ortsnamen erst ein Licht auf dunkle Gebiete der Geschichte werfen, so erhalten umgekehrt manche Ortsnamen erst die nötige Beleuchtung durch Vorkommnisse und Zustände, die uns die Geschichte bezeugt (vgl. Ortsnamen wie Sachsendorf u. a.) Endlich auch Prüfung der Beschaffenheit des Geländes, auf dem der betreffende Ort liegt, damit nicht beispielsweise, wie es so ähnlich öfters vorgekommen ist, uns ein Ort als „felsig" erklärt wird, der in Wirklichkeit in einer Sumpfgegend liegt.

Diese und andere Grundsätze der Namenforschung haben nun die Verfasser in ihrem Werk mit Umsicht und Erfolg angewendet, und zwar hat Ziegelhöfer die deutschen, Hey die slawischen Ortsnamen bearbeitet. Wir möchen freilich der Ansicht sein, daß die Frage, ob manche Ortsnamen jenem oder diesem Verfasser zuzuweisen waren, strittiger ist als man nach Heys herzhaftem Zugreifen oft denken sollte. Kein Zweifel: mit slawischen Namen ist in dem betreffenden Gebiet zu rechnen und wir folgen dem gelehrten Verfasser gerne, wenn er uns beispielsweise den Ortsnamen Remschlitz (1391 Remsnycz) von sl. remiznice = Buschort ableitet, oder Küps (1237 Cubz) als chobotec = Bodenzipfel, Landzipfel erklärt, oder Premeusel als fränkisches Przemysl vorführt. Aber zuweilen schütteln wir doch den Kopf und meinen, Ziegelhöfer hätte zugreifen und seinem Mitarbeiter freundschaftlich den betreffenden Namen sozusagen vor der Nase für sich wegnehmen sollen. Ein Beispiel: „Schorkendorf, 1291 Schurkendorf (Berichte über Bestand und Wirken des hist. Vereins zu Bamberg 22, 101) ist das „Dorf eines Wenden Skorek" (nicht eines Schurken). Wie der in Ludwig-Schorgast B.-A. Stadtsteinach gefundene P.-N. Skorogost stammen auch die P.-N. Skor, deminutiv Skorek . . . von asl. skoru, tsch. skory hurtig, schnell. Von Skorek 2 Skorkov Böhm., auch der Name des vorigen Bamberger Erzbischofs Schorck." (S. 200). – Ich bin der Meinung, daß wir es sehr wohl zunächst einmal mit einem „Schurkendorf" zu tun haben könnten. Schurke, ahd. (vir)scurgo, bedeutet ursprünglich einen „Verstoßenen" (ahd. scurgan, im nhd. „schurgen, schürgen" usw. erhalten, heißt „stoßend oder schiebend fortbewegen"); das Wort ist ein Gegenstück zu elilanti, „elend", das einen „Verbannten" bedeutet, und hatte wie dieses an und für sich keinen schlimmen Sinn. Aber es kommen auch noch andere deutsche Wortstämme in Betracht, so ahd. scûr, nhd. „Schauer" = Unwetter, Kampf, von denen zahlreiche P.-N. hergeleitet sind: Schure, Schür, Schauer, Schüring, Schurig, Schürch, Scheurich, Schurkens. Der Name Schurk, mit offenem Vokal „Schork" gesprochen, kann anstandslos als mit dem Verkleinerungssuffix k von scur gebildet erklärt werden. (Nur nebenbei sei auch das holländische schurk = Pfahl auf der Weide, an dem sich das Vieh reibt, erwähnt). Man sieht also: Die Möglichkeit, den Namen als deutsch zu erklären, ist sicherlich vorhanden, und gerade der Hinweis auf Erzbischof Schorck, der aus Kleinheubach, tief unten im Frankenland, gebürtig war, läßt das Bild des Wenden Skorek noch mehr verblassen. Und solcher Fälle gibt es in dem Buch noch verschiedene.

Aber dies möge besonders und mit Anerkennung hervorgehoben werden: wenn auch eine reinliche Scheidung zwischen deutschem und slawischem Sprachgut heute noch nicht in allen Fällen möglich ist (und in manchen Fällen wohl nie möglich sein wird), so bezeichnet das vorliegende Werk doch ein erfolgreiches, durch methodische Sicherheit erleichtertes Emporklimmen zu jener Höhe sprachgeschichtlicher Erkenntnis, von der aus künftige wissenschaftliche Generationen das weite Land der Namenwelt klar und deutlich werden zu ihren Füßen liegen sehen.

Speyer. Peter Schneider.

2. Zeitschriften-Schau.

Nordbayerische Verkehrs- und Touristenzeitung. 12. Jahrgang. Nürnberg.

Nr. 4. Hühnermann, W. Die Burgruine Falkenberg.
Nr. 7. Krauß, H. Intimes aus dem Frankenjura. Zur Ortsgeschichte von Muggendorf.
Nr. 11. Schulz, Nürnberg. Spessartwanderungen.

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Heinrich Jordan. XXI. Bd. Heft 4–6. Erlangen 1914 15.

L. Theobald, Der Religionsprozeß gegen Pankraz von Freiberg von 1561. III. (Schluß). L. Steinberger, Topographisches zur Geschichte des Hochstifts Eichstätt. K. Schornbaum, Aus den Matrikeln der Pfarrei St. Johannis zn Ansbach 1553–1589 II. Chr. Bürckstümmer, Die Beziehungen von Jakob Andrae zu Dinkelsbühl. K. Schornbaum, Aus deu Matrikeln der Pfarrei St. Johannis zu Ansbach 1553–1589 III. K. Schornbaum, Aus den Matrikeln der Pfarrei St. Johannis zu Ansbach 1553–1589 IV. H. Clauß, Weigelianer in Nürnberg.

Bayerischer Heimatschutz. 13. Jahrgang. 1915. München.

Heft 1/2. Votivbilder aus Kriegszeiten. Vierling. Müller. Heimatschutzfragen der Bauindustrie. Heimische Bauweise. Schödl. Seltsame Osterbräuche (Fränkische Schweiz).

Familiengeschichtliche Blätter. 13. Jahrgang. Leipzig 1915.

Heft 1–6. Freytag. Über Postmeisterfamilien (darin die Würzburger Familie Berberich). – Schöne Schweinfurter Abschiedsbriefe. 155 Stück aus der Zeit von 1574 bis 1604. Vorlage in einer Abschriftensammlung im Kreisarchiv zu Würzburg.

Das Land. 23. Jahrgang. Berlin 1915.

Nr. 10. Bödeker: Vom Kriegergrab zum Friedhof. (Sehr beherzenswerte Ausführungen gegen die Leichenüberführung im Felde Gefallener in die Heimat, sehr wohl solle aber auf dem Heimatfriedhof neben den Familiengräbern durch Anbringung von Kreuzen oder Tafeln der in Feindesland ruhenden Angehörigen gedacht werden.)

Nr. 17. v. Borries: Heimatbuch und Familienchronik. Die Kriegsjahre bieten für Gemeinde und Familien die beste Gelegenheit, mit der Niederschrift von Chroniken den Anfang zu machen.

Nr. 22. Die von uns schon mehrfach erwähnte Anregung unserer Gefallenen und der Ereignisse unserer großen Zeit durch Anpflanzung von Heldenhainen zu gedenken, hat im Landkreis Flensburg eine nachahmenswerte Lösung gefunden. Die 170 Gemeinden und Gutsbezirke des Kreises haben sich zur Anlage des Haines vereinigt und damit Bürgschaft gegeben, daß die Anlage nach jeder Richtung würdevoll und erhebend wirken wird, was kleinen Gemeinden naturgemäß schon in Platzwahl und künstlerischer Ausstattung nicht möglich sein würde.

Ein Merkblatt für sachgemäße Wahl der Formen für Kriegerehrungen hat der Landesverein Sächsischer Heimatschutz herausgegeben. Es ist zum Preise von 10 Pfg. von der Geschäftsstelle des Sächsischer Heimatschutz, Dresden A, Schießgasse 24, zu beziehen. – Dr. Curt Müller. Volkslieder aus dem Vogtlande.



Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** – Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.

2. Jahrgang

~~Heft 1, 1915~~

Heft 11/12, 1915



Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 11. Heftes:

Inhalt des 12. Heftes:



1915 November
2. Jahrg. Heft 11



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Ein Nürnberger Abenteurer des 16. Jahrh.[1]

Von

A. Gümbel, K. Kreisarchivar in Nürnberg.



n Begleitung des angesehenen Kaufmanns Christian Metzger erschien am 25. Juli des Jahres 1593 im Hause des jüngeren Nürnberger Bürgermeisters Balthasar Derrer ein etwa 45jähriger Mann von feiner Haltung und Aussehen, der sich Georg Windtholz nannte, und überreichte dem Bürgermeister ein Schreiben des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg an den Nürnberger Rat, in welchem dieser gebeten wurde, dem Überbringer zur Bestellung eines „Werkes" bei Nürnberger Handwerkern 1500 Dukaten vorzustrecken. Derrer nahm das Schreiben entgegen und bestellte den Fremden für den nächsten Tag auf das Rathaus. Dort wurde ihm aus dem Munde des älteren Bürgermeisters Jakob Imhoffs der Bescheid: ein ehrenwerter Rat der Stadt Nürnberg wolle dem Kurfürsten gerne gefällig sein, doch seien augenblicklich so viele Stücke ungarischer Dukaten nicht vorhanden; wenn ihm aber eine Bezahlung in feinem Gold oder anderer Münze gefällig sei, könnte er die Summe sogleich erhalten. Der kurfürstliche Abgesandte bat sich direkt mit dem städtischen Amtmann in der Schau (wo sich der Stadtwechsel befand) ins Vernehmen setzen zu dürfen. Das wurde ihm erlaubt und auf sein Drängen wurden ihm seitens der Schau 233 Dukaten, von privater Seite auf deren Anweisung 750 Dukaten, der Rest in Philippsthalern ausgehändigt. Im Laufe des nächsten Tages erfuhr man aber, daß der Fremde bei keinem Nürnberger Handswerksmann irgend eine Bestellung für das „Werk" gemacht, sondern sich heimlich aus der Stadt geschlichen habe und nach Regensburg „ver-

[1]) Als Quelle dienten die im K. Kreisarchive Nürnberg verwahrten sog. „Achtbücher", Mskr. 406, 1593 – 1596, Folio 1 – 31 und die Ratsverläße des Jahres 1593.

reist" sei. Nun schöpfte man Verdacht, prüfte Brief und Siegel des überreichten, brandenburgischen Bittschreibens noch einmal genauer und sah sich einer äußerst geschickt angelegten Fälschung gegenüber. Bald traten auch Leute auf, die in dem vornehmen Fremden ein Nürnberger Stadtkind, den Briefmalerssohn Gabriel Wolf, erkannt haben wollen. Sogleich erging an Kämmerer und Rat der Stadt Regensburg das dringend Ersuchen, den Ankömmling zu verhaften und vor allem das mitgeführte Geld mit Beschlag zu belegen. Beim ersten Verhör in Regensburg machte sich der Verhaftete durch falsche Namensangaben verdächtig und wurde schließlich durch einen aus Nürnberg nachgesandten „Walchen" identifiziert. Nun zögerte man nicht länger, den „brandenburgischen Spezialgesandten" gut verwahrt auf einen Wagen zu setzen und nach Nürnberg ins Lochgefängnis zu überführen. Zwei Schöffen wurden beauftragt, ihn zunächst „gütlich und umständlich" zu befragen, wohin er mit dem erschwindelten Geld habe reisen wollen und was es mit dem bei ihm gefundenen Fürerischen Wappenring — die Fürer waren eine alteingesessene Nürnberger Kaufmannsfamilie — und den bei seinen Papieren befindlichen Abschiedsbriefen verschiedener Potentaten und vornehmer Herren für eine Bewandnis habe. Der Gefangene gestand, daß er mit dem Geld nach Livland reisen und einen Kornhandel nach Italien habe anfangen wollen. Das Petschaft habe er in Konstantinopel von dem dort verstorbenen Jakob Fürer ererbt. Die Neugierde der Nürnberger Schöffen ging aber natürlich noch weiter und der Inquisit entrollte im Laufe der vierwöchentlichen Untersuchung nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit und Gaunerstolz — so wies er z. B. den Vorwurf, daß er sich jemals diebischer Weise in die Häuser eingeschlichen habe, weit von sich, auch entwarf er bereits im Gefängnis zu Regensburg ein „Memorial" über seine Taten — das Bild eines durch ganz Europa schweifenden, buntbewegten Abenteurerlebens, in welchem ganz besonders die Anfertigung falscher Empfehlungsschreiben und Schuldbriefe eine große Rolle spielten.

Gabriel Wolf alias Georg Windtholz war als der Sohn eines Nürnberger Briefmalers (Illuministen) Hans Wolf, genannt Glaser, geboren. Der Vater starb bald und seine Mutter verheiratete sich in 2. Ehe mit dem Briefmaler Wolf Drechsel. Ein Bruder des Inquisiten, Kaspar, ein Schüler des Jobst Amman, erlangte als Maler und Radierer einen Namen und starb in Köln. Der kleine Gabriel krümmte sich bald als böses Häckchen nach der schlimmen Seite. Der Gefangene berichtete selbst, daß er ein böser Bub' gewesen sei und den Eltern früh schon „ettliche Pfennig und dreyer, darfür er ihme Semmel und Wurst kaufen können, heimlich abgezwackt habe." Seinem Lehrherrn Stephan Prechtel unterschlug er 2 fl., die er mit anderen Knaben verspielte und vernaschte, worauf er weggejagt wurde. Sein Vater brachte den schlimmen Buben nun in der Kanzlei des Augsburger Stadtgerichtsprokurators Christof Prunnenmayer unter, dessen Substituten er, angeblich weil er ihn für viele Schreibereien nicht entschädigen wollte, ein paar Gulden abzwackte. Nach 2 Jahren kam er in die gräflich öttingische Kanzlei nach Harburg bezw. nach dem Tode des Grafen Ludwig von Öttingen nach Öttingen, wo ihn der gräfliche Rentmeister in seine

engeren Dienste nahm. Zum Dank entwendete er aus der gräflichen Güterkasse, zu welcher ihm ein Wachsabdruck der rentmeisterlichen Wohnungsschlüssel den Weg gebahnt hatte, in 1 1/2 Jahren c. 500 fl., die er zumeist für schöne Kleider (!) verwandte; neugierigen Fragern erwiderte er, er habe eine Tante in Kulmbach beerbt.

Von Öttingen, wo ihm vielleicht die Gräfinmutter, in deren Gunst er stand, einen leidlichen Abgang verschaffte, führte ihn sein Weg nach Regensburg und schließlich nach Italien; dort erkrankte er aber und mußte nach Deutschland zurückkehren. Eine Bedienung als Schreiber beim „Obersten von Costnitz" (Konstanz), Albrecht Schenk von Stauffenberg, gab ihm willkommene Gelegenheit, bei der Abrechnung mit den Holzbauern, bei einer Erbteilung und schließlich bei einer seinem Herrn aufgetragenen Kommission (Einsetzung der jungen Grafen von Montfort in ihr Erbland) und bei anderen Gelegenheiten seine diebischen Taschen zu füllen. Gleichwohl blieben seine Unterschlagungen unbemerkt und mit einem schönen Abschiedsbrief auf Pergament nahm er seine Weg von Costnitz weg, nicht ohne eine wertvolle Pistole aus seines Herrn Besitz mitgehen zu heißen. Mit dem „ersparten" Geld wollte er sich mit dem Grafen von Öttingen, wo man also doch hinter seine bösen Schliche gekommen zu sein scheint, „aussöhnen" (vermutlich durch Anbietung von Schadensersatz), die Verhandlungen zerschlugen sich aber und auf seinem Klepper trabte der Abenteurer nunmehr hinaus ins Bayerische. Dort will er nach seinen Angaben mit der adeligen Äbtissin des Klosters Seligenthal und deren Schwester in ein sehr vertrautes Verhältnis getreten sein, das sogar zur Ehe mit der Ersteren führen sollte; daraus wurde jedoch nichts und zum Schluß entführte der schlimme Liebhaber den vertrauensseligen Damen ein Ührchen und eine Anzahl Schmucksachen. Auch bei einem Krämer und einem Wirt zu Ingolstadt hinterließ er ein böses Andenken. Nun ging es donauabwärts nach Wien, wo er bei den kaiserlichen Hartschieren Dienste nahm. Inzwischen traf in Wien ein Doktor aus Ingolstadt ein und nun brannte unserem Helden der Boden wieder unter den Füßen. Angeblich zu einem Besuch in der Heimat nahm er Urlaub und verritt nach Böhmen und über Frankfurt a. M. nach Köln. Dort wählten die Studenten ihn am Ostertage zu ihrem „König" und gesellten ihm auch eine schöne „Königin" bei, welche er aber sehr unritterlicher Weise um Seidenzeug im Werte von einigen Gulden bestahl. Auch sonst hinterließ er in der Rheinstadt zahlreiche trauernde Gläubiger, als er sich nach Ostern 1578 wieder auf den Weg machte, der in durch die Schweiz nach Italien und Spanien führte. In Madrid trat er bei den königlichen Leibtrabanten ein und blieb dort bis zum Jahre 1581. Im August tauchte er in Schweden, dann in Lübeck und Danzig auf. Ein Schelmenstückchen ganz in Art des eingangs geschilderten, nämlich mit einem gefälschten Schreiben des Herzogs Karl von Schweden an den Danziger Rat um Vorstreckung von 8000 Thalern mißlang, dagegen erbrachte ein, natürlich gleichfalls gefälschter Wechselbrief eines Danziger Syndikus das Reisegeld nach Malta und Neapel.

Doch es ist unmöglich, diesen mittelalterlichen Casanova auf allen seinen Irrfahrten durch Italien, Polen, Deutschland[1]) und die Niederlande zu begleiten. Hier soll nur noch von seinem Aufenthalt in Konstantinopel die Rede sein, um ihm selbst Gelegenheit zu geben, zu Worte zu kommen. In der Gerichtssitzung vom 29. August 1593 berichtet er über seine Erlebnisse in der Sultansstadt, wo er durch Vermittlung Jakob Fürers aus einem bekannten Nürnberger Patriziergeschlecht in die Dienste des kaiserlichen Gesandten oder Orators Dr. Betz getreten war, laut des gerichtlichen Protokolls, folgendermaßen:

„Er were aber mit Ehrenbemeltem Herrn Fürer also in Kundschaft kommen: als er im Augusto (1586) dahin nach Constantinopel kommen und bei zwei deutschen Goldschmiden eingekehret seie, da habe ihne ein hiesiger Barbirers Sohn, Steffan von Haußen, von Landsmannschaft wegen besucht und alsdann dem Herrn Führer auch von ihme gesagt. Der hett ihn volgents auch besucht und als er die Königliche, Spanische und andere Paßporten bei ihme gesehen, habe er 1. ihme gefragt, ob er bei ihme zu bleiben lust hette; wo das were, so wollt er 2. ihme bei dem Herre Oratore, so stettigs viel Leut haben müßte, wol underbringen. Das wäre beschehen. Nachdem er nun den Herbst über in des Herrn oratoris Diensten sich also enthalten und die Kellerei zu versehen gehabt, darneben aber auch dem Herrn Führer, als der stettigs dem Herrn Oratori beiwohnen und an seiner tafel essen müssen, sonsten aber nichts zu versehen gehabt hätte, zur Notdurft servirt hette, da habe gleich 14 Tag vor Weyenachten an einem Sambstag in dem Haus die Pestis anfahen zu graßirn und in einer Nacht vier Personen, ein Leibbarbirer, ein Koch, ein Stallknecht und sonst ein altes Mennlein hinweg genommen, derowegen dann am folgenden Morgen der Herr Orator alles Gesind in die Tafelstuben zusammenberufen und ihnen fürhalten lassen: nachdem der allmechtige Gott das Haus also urplötzlich angriffen und in einer Nacht vier Personen mit dieser schreckligen Seug abgefordert hätte, so weren Ihre Gnaden bedacht, sich ein weil hinüber nach Gallata zu begeben, derowegen so möchte sich ein jeder in den Garten, so ihren Gnaden zustünde, ein weil verfügen und sich alda so lang exercirn und erlustigen, bis die Seug widerum zu regirn aufhöret.

Ob er nun wol neben den andern an berührten Ort sich begeben wollen, so were ihme doch wolgedachter Herr Führer bis unter die Thür herab nachgangen mit vermelden und bitten, er hette ihme fürgenommen aus dem Haus nicht zu kommen, es möchte ihme gleich darüber gehen, wie Gott wölle, und das

[1]) Einmal, im Herbst 1585, mischte er sich unter die Baseler Studenten und besuchte deren Lektionen; seine Wohnung hatte er bei dem Buchdrucker Hieronymus Gymusäus. Dort spürten ihn aber die Häscher eines vor 2 Jahren von ihm bestohlenen, niederländischen Herrn von Eppenberg auf. Diesen entging er, rechtzeitig gewarnt, durch eine abenteuerliche Flucht, indem er sich an einem Strick durch das auf der Rheinbrücke stehende „gemeine Privet" (Abort) nächtlicherweile herabließ. Zwar erlitt er infolge Zerreißens des Strickes einen schweren Sturz, doch gelang es ihm gleichwohl in ein Kloster in Freiburg im Breisgau und über den winterlichen Schwarzwald zu entkommen.

er derhalb bei ihme bleiben und zusetzen sollt, dergleichen wollte er, Führer, da Gott über ihne, Sagern, gebieten sollte, auch thuen; also hette er sich letzlich bewegen lassen. Nun hetten sie beede die Wochen über die Zeit mit allerlei Kurtzweil, als Musicieren und Brettspielen und er, Herr Führer, auch bisweilen auf dem Poßitif [1]) die weil vertrieben und er ihme die pelg gehebt; hette ihne, Sagern, aber doch stettigs geschwindelt, es würde die sache nicht recht mit ihme stehen, dann er seiner damals fürhabenden Weiß vorhin nicht an ihme gewohnet gewesen were und, ob er ihne nun wol zum öftern mal gebeten, das er auch in den Garten und aus dem Haus sich begeben sollte, so hette er ihne doch nit bereden können, sondern er hab ihme geantwort, da es ja Gottes will were, das er krank werden sollte, so wollt er lieber im Haus sein als im Garten, dann im Haus habe er alle notturft von essen und trinken, darzu den Doktor und anders, welches im Garten nicht were. Jedoch so seie er daneben stettigs mit forcht umgeben gewesen, dahero er am volgenden Sambstag und als er, reverenter zu melden, ohne Hosen also blos in dem Mente (!) im Haus umgangen were, nach der mittags Mahlzeit gegen ihme erstlich gesagt, wie ihme gleichsamb ein grauen über Disch und von dem fetten Fischingereuschich, so er gessen hette, ankehme, über ein weil aber vermeldt, wie er vielmals gehört, so man Öl und Essig zugleich trinke, das sich der Mensch übergeben müsse, welches aber, ob ers wol zum andernmahl gebraucht hette, bei ihme nichts würken wöllen, dabei er, sager, dann und weil Herr Führer auch den Hals under dem linken Kienpacken geclagt habe, wie er daselbsten Schmerzen empfinde, wol abnehmen können, wieviel es geschlagen habe. Am Abent aber so habe er über Disch keinem andern als ihme, Sagern, allein zugedrunken, daraus er hernacher auch spüren können, daß er es nur darumb gethan habe müßten, daß er ihme in seiner Schwachheit desto treulicher beistehen sollen; hette derhalben sein Ligerstatt zu ihme in die Cammer gemacht und also von derselben stund an bis in sein letzt end, welches er mit gueter vernunft genommen habe, bei ihme verharret und sich allein mit essig und terra siglata praeservirt.

Nachdem aber die Schwachheit je mehr und mehr überhandgenommen und weder medritat noch Terra sigilata, welches ihme der Herr Orator geschickt, bei ihme nichts schaffen, noch auch das plastrum, so er ihme über den schmerzlichen Ort am linken Teil des Hals aus Leer (d. h. nach Belehrung) des Mundkochs übergelegt, nicht hette öffnen wollen, sondern die Krankheit jetzt wie die Linsen an seinem ganzen Leib ausgebrochen und also alle mittel verloren gewesen weren, da habe er, Herr Führer seel., den ausgang an ihme selbsten empfunden und gesagt, er müße es doch mit dem Haupt bezahlen. Wiewol nun der Doctor hernacher seinen Vrinam besehen, so hett er doch aus forcht das glas nicht allein nit anrühren dörffen, sondern dasselbe wohl zweien schritt weit von ihme in die Höch gehalten werden müssen, dahero er auch die Krankheit nicht sehen oder curirn können; ob ihme auch wol durch einen Turggischen Barbierer die median

[1]) Eine Art Harmonium.

Ader am rechten Arm geöffnet worden, darzu er ihne mit großer Noth bereden müssen, angesehen das er nicht daran gewöllt und gesagt hette, wie er sein lebtag nie kein Ader hette öffnen lassen und wollte es auch noch nicht thun, so weren doch auch über drei Dropfen kohlschwarzes Bluets nicht von ihme kommen und die Krankheit albereit am ganzen Leib ausgebrochen gewest.

Nach solchem und wie Herr Führer im Pett gelegen wer, hette er begert, daß er sich zu ihm aus Fenster setzen und Federn, Dinten und Papier nemen sollte und ihm darauf ein Brieflein mit wenig Worten an seinen Herrn Brudern hiehero nach Nürnberg dictirt, dieses ungefehrlichen Inhalts:

Freundtlicher, Lieber Herr Bruder! Nachdem mich Gott der Allmechtig nach seinem Göttlichem willen mit tötlicher Krankheit angegriffen und sonders zweifels alhie in der Haidenschaft mit Tod abfordern wird, hab ich dir noch bei meinem Leben und gueter vernunft, weil ich sonst keinen andern Erben als dich und deine zwei Söhnlein weiß oder hab, dasjenig, was ich hinder mir verlassen, als ein verguldtes schlaguhrlein, ein silbern verguldt dopelt und gulden Kettlein sambt meinen besten Kleidern als einem rot damasteten und rotatlaßen Dollaman oder Rock, sambt einem weißen, türggischen Deppich, Perlemuttern muschel, benebenst meinen Büchern zu einem freundlichem angedenken verschaffen und bei zaigern, dem ich mein übrige alte Kleider und Parschaft als 60 oder 70 Daler, die weil er allein in meiner Krankheit das Beste getan hat, (vermacht habe), überschicken wollen und ihn gebeten, das er solches also auf sich nemen und und verrichten sollte, wie er dann darauf solches brieflein und letzten Willen zugemacht und es ihme zugestellt, volgents mit Christlichen Psalirn und Beten seeliglich in Gott seinen Geist und vor seinem letzten geber (!), als er ihme tröstlich zugesprochen habe, noch mit dem Arm, den er empor gehoben, ein Zeichen seines Christlichen abschieds gegeben hette.

Nach solchem hab er den toden Leichnam in zwei Leylacher eingewunden, ime einen hülzenen Sarch zurichten lassen, den Körper dareingelegt und ein rothwüllen Hemd angezogen, der were fürbaß an den gewöhnlichen Ort hinausgetragen und begraben worden, aber kein Mensch were mitgegangen, so were ime auch keine Epitaphium ufgerichtet worden, dann man es der orten nicht im brauch habe. So habe der Herr Orator sein Zimmer alsbalden verschließen und verpetschiern und ihne auch aus dem Haus schaffen lassen.

Demnach nun die Pestis ufgehöret, so habe er bei dem Orator um öffnung der Cammer und Zustellung seiner des Herrn Fürers sel., verlassenschaft angehalten und sich uff seinen bei Handen habenden letzten willen und bevelch gezogen und daneben vermeldet, das er es gegen dem Herrn Führer alhie wol zu verantworten getraute; darauf were ihme solches alles zugestellt worden, aber weil er nicht lenger bei dem Orator bleiben wollen, sondern bei ehrengedachten Herrn Führer alhie, da er seiner Herrlichkeit solche Erbschaft liferte, ein sondere bare favor zu erlangen verhofft hette so habe ihme derselbe (d. h. der Orator) keinen abschied oder Patent zustellen wollen und habe er das Uhrlein und Pocal alda zu Constantinopel verkauft und aus dem Uhrlein 14 oder 15 Kronen, aus

dem Pocal (welches der Herr Führer, da er nach Jerusalem verreist were, dem Herrn Oratori verehren wöllen) 34 oder 35 Daler gelöset. Und solches darumben, damit er das Geld füglicher fortbringen und desto sicherer reisen mögen. Die Klaider und Bücher aber habe er in ein Truhen zusammen gethan, sich damit auf ein Ragusianische Galernen begeben und damit nach Venedig zu fahren vermaint, welche ihm aber, als sie uff dem Meer durch ein Spanische Gallern angegriffen und gen Massana in Sycillia gefänglich geführt, durch die Spanier geöffnet und geplündert worden were. Und dieweil sie unter den Büchern etliche ihnen verdechtige Evangelische Bücher gefunden, so haben sie ihne in die Inquisition geben wollen; er were aber alda zu Messana durch einen alten bekannten freund, so Hanns Heinrich Wurster heiße, von Thübingen pürtig, ein Paretleinmacher, so daselbsten wohnhaft seye wunderbarlicher Weiß aus dem Schiff, darinnen er gefangen gelegen were, erledigt und durch etliche Maltheserritter wider davon gebracht worden. Da man ihme nun hierinnen nicht glauben geben wollte, so möchte man diesem Wurster schreiben und sich erkundigen, so so wurde mans anderst nicht erfahren. Nachmals und wie er wieder ins Teutschlandt gehn Passaw kommen seye, so habe er dem Herrn Furer alhie zugeschrieben und ihme ainsen und deß andern halben berichtet, ihme auch seines verstorbenen Bruders Petschafftring von Regensburg auß hernacher hiehero gesandt, den Abdruck aber oder das eyßerne Stöcklein, welches er auch von seinem Brudern empfangen, das habe er bis uff diese Zeit bey sich behalten."

Doch war die Odyssee unseres Helden nicht beendet. Wien war der nächste Schauplautz seiner „Tätigkeit". Ein gefälschtes Brieflein mit aufgedrucktem Maltheserritter-Siegel und einer Reihe pomphafter Namensunterschriften verschaffte ihm einen neuen Dienst bei dem als besonders reich gerühmten Helmhardt Jörgen, auf dessen Namen er in Prag 1000 Thaler erhob, die er sodann in England mit gefälligen Frauen verpraßte. Als das Geld und damit das lustige Leben in England zu Ende ging, wußte er sich, nach Deutschland zurückgekehrt, beim Abt des bayerischen Klosters Niederaltaich durch Schenkung zweier Affen das Kastenschreiberamt zu verschaffen, fühlte sich aber dort nicht recht sicher. Den Rektor der bischöflich augsburgischen Universität Dillingen, Andreas Sylvius hatte er zu seinem nächsten Opfer auserkoren. Von diesem erschlich er sich Empfehlungsbriefe an mehrere schwäbische Prälaten, von welchen der Probst vom Kloster Wettenhausen ihn wirklich in seine Dienste nahm. Doch litt es ihn auch dort nicht lange. Nachdem ein Versuch, bei der bischöflich augsburgischen Kanzlei unterzukommen, mißlungen war, führte das Schicksal den offenbar nicht unbegabten und persönlich einnehmenden, aber sittlich ganz haltlosen Mann nach Holland, Dänemark und wieder zurück ins Elsaß. Dort nahm ihn Dr. Johann Conrad Breuning in Ensisheim in seine Dienste. Dieser mußte sein Vertrauen mit dem Verlust eines Pferdes, eines silbernen Dolches, eines wertvollen Bechers und anderer Kleinodien büßen; vom Ertrag der Diebesbeute führte Wolf einige Zeit lang in Prag ein ausschweifendes Leben.

Aber „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch"; in Sachsen, wohin er von Böhmen aus gezogen war, überfiel ihn die Reue über sein bisheriges, verlorenes und elendes Leben mit aller Macht; „er habe", sagt er vor seinen Nürnberger Richtern aus, „vor Angst und Qual über die vorigen begangenen Übeltaten nicht gewußt, wie er es anfangen solle, damit er hie auf Erden zeitlich seine Strafe erleiden und sich mit Gott und den Menschen versöhnen könne; die ganze Welt habe ihm schier zu eng werden wollen." In Weimar vertraute er sich einem alten Freunde, dem sächsischen Sekretär, Ludwig Wilhelm Moser, dessen Vater Jakob Moser Öttingischer Kanzler gewesen war, an. Dieser riet ihm, sich im Harz eine Zeit lang in Diensten aufzuhalten und sich nicht selbst zur Strafe zu stellen, „dieweil das Leben edel wäre"; im übrigen solle er von seinem bösen Leben lassen und auf Gottes Gnade vertrauen. Dem Gauner scheint aber ein Aufenthalt im Harz wenig verlockend gewesen zu sein; er erbat und erlangte von seinem Beichtvater die Adressen einiger Berliner vornehmer Herren, bei welchen er sich mit einem auf den Namen eines Klosters Altaicher Propstrichters lautenden, natürlich gefälschten Empfehlungsschreiben einführte. Doch war zur Zeit kein Dienst frei, so zog er denn dem Kurfürsten der sich auf der Jagd in Pitzental aufhielt, nach; in dessen Umgebung fand er Gelegenheit die kurfürstliche Unterschrift und Siegel kennen zu lernen. „Der böse Feind", wie er sagt, „blies ihm nun zu", das Stückchen mit der angeblichen, brandenburgischen Bestellung in Nürnberg zu wagen. Dabei ereilte ihn endlich sein Geschick, wie wir eingangs gesehen haben.

Das Urteil des Nürnberger Gerichtes lautete dahin, daß Gabriel Wolf als ein geständiger, „wissentlicher falsarius, Landtsbetrieger vnd Dieb" hinaus auf die gewöhnliche Richtstatt geführt und aus Gnaden und um seiner betagten Mutter und seiner Verwandtschaft willen durch das Schwert (nicht durch das Feuer — die übliche Strafe des Fälschers —) vom Leben zum Tod gebracht werden solle, darnach sollte sein Körper verbrannt werden „anderen zu einem billichen Exempel, damit sich meniglich vor dergleichen mißhandlungen desto stattlicher wissen zu verhüten.

Das Urteil wurde am 11. Oktober 1593 gefällt und acht Tage später vollzogen.

Gleichzeitige Nürnberger Chronisten wissen zu berichten, daß der Verurteilte seinen letzten Gang gefaßten Mutes angetreten und die umstehende Volksmenge selbst noch ermahnt habe, sich an seinem Unglück ein Beispiel zu nehmen.





Wandern im Spessart.

Lyrische Skizzen. Meinem Freunde Toni Haßmüller zugeeignet.

Am Ende des Dorfes

Sonnenschein liegt auf der Halde,
wo die jungen Entlein watscheln.
Von den grünen Hängen kommen
just die ersten Schmetterlinge:
Rüsterfalter, Pfauenaugen.
Eine Lerche hebt sich singend
in den lachend blauen Himmel.

Traumverloren lauscht ein Mägdlein
auf des alten Röhrenbrunnens
heimlich Raunen und Gemurmel;
von dem nächsten Kirschenbaume
pfeift dazu ein schwarzer Starmatz
aus der weißen Blütenwolke
eine helle Melodei.

Und ich schwing' den Hut: Juheisa,
jetzo soll's ein Wandern werden,
unbekümmert, freudig, fröhlich.

Beinah hätt' der Hirschenwirt
mich durch Regenprofezeihung
(Als sich eine kleine Wolke,
einsam, vor die Sonne schob)
festgehalten und sein herber
Frankenwein das Sitzenbleiben
mir erleichtert, – doch zu mächtig
locken Berge, winken Wälder.

Doppelt froh schwing' ich den Hut:
Hei, ein fröhlich-freies Wandern
ist das Beste wohl, das Schönste
und das Klügste obendrein.

Abend

Purpurn schien der Sonnenstrahl
durch die weißen Blüten,
daß am nahen Försterhaus
alle Scheiben glühten.

Singen trug fernher der Wind
auf der Wiesen Wogen;
ein paar Schwalben, glänzend blau,
heim, zum Neste, zogen.

Ginster

Dunkelgrüne Ginsterbüsche
tragen tausend gelbe Blüten,
gleichen frohen Frühlingsflammen,
die aus Felsengründen brechen.

Gut versteckt bin ich in ihnen
und der Sonnenstrahlen Gluten
tropfen durch die schwanken Ruten
zitternd in die goldnen Blumen.

Fern im Walde Taubengurren –
Heilend brennen aus dem Herzen
mir des Frühlings Freudenfeuer
Winterweh und Bitterkeiten.

Zur Nacht

Der Ostwind regt die Schwingen,
vertreibt das Wolkenmeer,
das schwarz verhing den Himmel –
der Mond kommt hell daher.

Und manches kleine Sternlein
wacht auf und leuchtet klar,
daß nun um Berg und Tale
weiß schimmernd Glänzen war.

Spessartdorf

Langsam steige ich auf engen
Pfaden zu dem Dorf hinunter,
das sich traulich eingenistet
zwischen hohen Spessartbergen.

Wenig Hütten zählt es nur;
tief und rissig sind die Wege
vom Wildwasser ausgewaschen;
auch die Unterkunft ist ärmlich.

Doch wenn drunten ich bei Jägern
am gewohnten Tische sitze,
während in dem Kachelofen
träumerisch die Flamme knistert,

überkommt mich in der Seele
ein Behagen und ich glaube
dann, daß dieses weltenferne
Dorf die beste Heimat sei.

Hochsommernacht

Wie ist die Nacht so seltsam warm!
Fern in dem Dorfe glüht der Schein
der Fenster und ein Lachen klingt
zum schwarzen Kiefernwald hinein,
tief in der Nacht, tief in der Nacht.

Auf meinem engen Steig allein
der Tritt der Nagelschuhe klirrt;
zu Duft und Blumenfeldern hin,
zickzack vorbei, ein Schwärmer schwirrt.
Tief in der Nacht, der Sommernacht.

Wie ist die Nacht verlockend weich!
Da kommt ein Sang durch das Revier –
der Heidelerche lullend Lied –
Und ich, ich bin, bin nicht bei dir,
tief in der Nacht, tief in der Nacht –

Ob Berg und Feld im Sternenlicht
mein Flehn und Sehnen zu dir zieht,
wie jubelnd weit durch das Revier
der Heidelerche silbern Lied,
tief in der Nacht, der Sommernacht.

Köhlerhütte

Einsam steht die längst verlassne
Köhlerhütte zwischen dunkeln
Fichten, deren braune Rinden
in der Mittagssonne funkeln.

Ruhevoll und lieb umspinnt mich
dort ein reiner, tiefer Friede,
wenn von fernher froh ertönen
Strophen aus dem Drosselliede,
wenn im lauen, leisen Winde
Fichten mit den Wipfeln winken
und bei müdem Meisenzirpen
alles will in Schlaf versinken.

Sommerende

Wo nur immer Heidekraut,
wird es bald sich röten:
Wegelängs, am Waldessaum,
auf den Wiesen und Öden.

Langsam stirbt der Sommer hin
mit den Schmetterlingen.
In der blauen Fern verhallt
leise sonniges Klingen.

Herbstheimweh

In meiner Heimat stillen Bergen
gab ich so vielen dunklen Särgen
Geleite auf der letzen Fahrt.

Die Berge will ich wiedersehn
und wieder an den Gräbern stehn,
wenn kleine Lichter brennen.

Ich geh', zu suchen eine Tür',
wohl fremdes Volk tritt da herfür,
obgleich die Tür' die alte.

Dort will ich später Wandersmann
für Herz und müde Füße dann
mir eine Ruhstatt heischen.

Zum Schluß

Leise fällt der Regen nieder,
graue Nebel hüllen sacht
Weg und Steg in lose Schleier –
: aus den Wäldern kommt die Nacht – :

Langsam zieh' ich meine Straße,
einsam hin, durch Nacht und Tag;
mit mir geht der Wind im Grase
:| und ein Lichtlein winkt mir nach. :

Hugo Vogt





Eine Geisterstimme zum Weltkrieg.

Das Vermächtnis eines vergessenen Dichters.

Von Dr. Wilhelm Greiner.

VI.



ie Feinde und die deutsche Volkskraft. Zu unseres Dichters Zeiten war die politische Lage in Europa eine ganz andere als heutzutage, und Freunde und Feinde verteilten sich völlig anders als jetzt; nur die Franzosen waren auch damals schon Deutschlands Feinde. Gegen sie aber stand wie heute gegen uns die ganze europäische Welt in Waffen; England und Rußland vor allem waren noch unsere hochgeschätzten Bundesgenossen, und auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance wurde der Bund deutscher und englischer Waffenehre scheinbar für alle Zeiten befestigt.

Umso mehr überraschen bei dieser Lage der Verhältnisse die eigenartigen Urteile Jean Pauls über die großen europäischen Nationen, die von einem ganz modernen Schriftsteller geschrieben sein könnten und wie Prophetensprüche für die Zukunft wirken. Sein klarer Blick für die wahren Eigenschaften der Völker und für die wirkliche Bedeutung ihrer Leistungen läßt ihm unter dem dichten Schleier der augenblicklichen politischen Lage die grundlegende Richtung ihres Wirkens erkennen, die früher oder später auch in der äußeren Lage zum Durchbruch kommen mußte.

Trotz des viel größeren Hasses, der damals in ganz Deutschland gegen die Franzosen glühte, die im stolzen Siegeslaufe ganz Deutschland durchschritten hatten und oft mit furchtbaren Erpressungen das Volk bedrückten, kommen sie im Urteil des Dichters viel besser weg als die uns damals verbündeten Engländer, die einem Blücher die begeistertsten Huldigungen bereiteten. Er spricht den Franzosen die Fähigkeit zu echter Vaterlandsliebe in hohem Maße zu und meint, daß die Deutschen (seiner Zeit!) nur darin von ihnen lernen könnten. Gerechterweise betont er auch sehr entschieden, daß man, wenn man von Franzosen redet, nicht nur an die Pariser denken solle, deren schlechte Eigenschaften sich durchaus nicht ohne Weiteres auf alle ihre Landsleute übertragen ließen. Vor allem aber solle niemand seine Meinung über den fränkischen Nachbarn sich nach den

Charakteren und Taten der Pariser Zeitungsschreiber bilden. So sieht er schon damals klar die Verderbtheit und Verlogenheit der Pariser Preßhetzer, die uns heute soviel mehr mit Ekel und Abscheu als mit Ingrimm erfüllt. Genau kennt er auch die Schwächen des französischen Nationalcharakters. Er nennt ihren Gott einen Gott des Augenblickes und des Augenscheins, er sieht, daß sie für Nebensachen mehr Sinn haben als für das Wesentliche, daß sie die Teile mehr im Auge haben als das Ganze, daß sie eine liebenswürdige und anmutige Form dem gediegenen Inhalte vorziehen und die Schale höher schätzen als den Kern. Bei aller leicht entflammten Begeisterung sieht er die Flüchtigkeit französischen Feuers und zieht die deutsche Wärme der französischen Flamme vor. Trotz all' der schlimmen Erfahrungen der Franzosenzeit in Deutschland empfindet er Mitleid mit dem Zustande Frankreichs nach dem Sturze Napoleons. All die glänzenden Erfolge des großen Kaisers haben ihn nicht so geblendet, daß er nicht das wahre historische Schicksal dieses seltsam gearteten Volkes erkannt hätte; nnd auch hierin klingt seine Stimme wie eine Offenbarung oder ein Seherspruch in die Gegenwart herüber: „Unglückliches Land! — Ein Schiff, vom Wasser angefüllt und umgelegt, richtet, gerade wenn es untersinkt, noch einmal seine Masten empor. So hast du die Deinigen, unglückliches, nur durch Szepterstiche leckes Land, zweimal aufgerichtet: Das erste Mal im Sturm der Bastille, das zweite auf den unnützen Schlachtfeldern Napoleons. Wer kann dich emporheben? Ein Mensch schwerlich, eine Zeit vielleicht."

Nun, weder der Mann noch die Zeit scheinen dem unglücklichen Volke gekommen zu sein!

Auch den heute eingetretenen Fall, daß Frankreich einen Bund mit Rußland schließen könnte, um wie zwei Halbkugeln von West und Ost auf Deutschland zu pressen und es zu erdrücken, hat er vorausgesehen und besprochen; denn schon einmal drohte zur Zeit des napoleonischen Liebeswerbens um die Freundschaft des Zaren Alexander eine solch' gefährliche Vereinigung. So schlimm die Sache von außen aussieht, der Dichter erblickt auch darin nicht das Schlimmste für Deutschlands Zukunft; denn bald wird der Geist und die naturgegebene kriegerische Anlage der Deutschen alle Vorteile der französischen Kriegskunst sich angeeignet haben; und Rußland gegenüber braucht Deutschland keineswegs an der gewaltigen zahlenmäßigen Übermacht zu erschrecken, denn ein so bedeutender französischer Geist wie Montesquieu habe schon bewiesen, daß gerade die großen Siege der Weltgeschichte zu Lande und zu Wasser gegen die Übermacht erstritten worden seien; und halb scherzhaft führt er als originelle Beispiele an, daß 30000 Macedonier Persien, 40000 Mongolen Indien und 50000 Tataren China erobert hätten.

Aber zu den Engländern! — Welche Freude erfüllt den Freund des Dichters heutzutage, wenn er auf eine ganz beträchtliche Anzahl herzerquickender Aussprüche des Hasses und der beißenden Ironie gegen den niedrigen Geschäftsgeist dieses Volkes stößt, an dessen freundschaftliche Gesinnung Deutschland zu seinem Unheil so lange glaubte. Wie sehr war man gar noch zu Jean Pauls

Zeiten von dem hohen Wert des britischen Vetters überzeugt, und wie selten erkannte man, daß Napoleon durch die handelspolitische Absperrung des ganzen Kontinents gegen die englischen Waren auch dem deutschen Handel, der Industrie und dem Gewerbe einen unschätzbaren Dienst geleistet hatte.

Ganz anders Jean Paul! Voll innerster Verachtung ruft er aus: „Die Tapferkeit der Rache, des Raubes, des Soldes geht schmutzig unter in der Geschichte; nur die Tapferkeit der Treue, der Vaterlandsliebe, der Freiheit steigt als ein ewiges Sternbild in den Himmel der Zukunft; denn nur an dem reinen Golde der Sittlichkeit nagt der Zeitrost nicht." — Er hielt schon zu seiner Zeit die Engländer für vielgefährlichere Feinde Deutschlands als die Franzosen und meint, es habe kein Erdbeben so furchtbare, verwüstende Wirkungen für Deutschland hervorgebracht als jenes, das in ältester Zeit den Kanal aufriß und die Küsten Englands vom Kontinente trennte. Denn der Kanal sei eine wahre Fallgrube für Deutschland geworden. Auch in späterer Zeit habe Deutschland den Engländern zwei Geschenke gebracht, die sie sehr zu unserem Nachteile ausnützen: den Handel, den sie von den deutschen Hanseaten lernten, und die freiheitliche Verfassung, deren Muster sie bei den freien Volksgemeinden der Germanen fanden. Klug wäre es, wenn wir ihnen beide Geschenke recht bald wieder abnähmen! Denn gerade in dem unerträglichen handelspolitischen Druck sieht schon Jean Paul mit verblüffender Klarheit den schlimmsten Feind der nationalen Entwicklung in Deutschland. „England legte uns bisher die hundertjährige eiserne Kontribution — in jährlich drei Messen zahlbar — auf, Frankreich die episodische. Der englische Leopard leckte unsere Lazaruswunden unermüdet mit seiner Vampyrzunge sogar in unserem Schlafe; der französische Hahn hackte einigemale stark nach uns und weckte uns auf. Lieber drei Bisse als ewiges Totlecken! Nichts ist unheilbarer als ein Landesübel, das langsam frißt und wie der Nervenwurm sich eingräbt und zerrissen noch tiefer bohrt. Denn die Schmeicheleien des Zufalls, die Begünstigungen des Augenblickes verhüllen das Wachstum des Feindes und entkräften das Ungestüm des Widerstandes. Daher machten wir es mit den Engländern so wie die Raupen mit solchen Insekten, die ihre tödlichen Eier in sie legen, indem sie, obwohl selber daran untergehend doch diese gerade so vorsorgend mit einspinnen wie sich."

Wieviel wäre Deutschland erspart geblieben, wenn die Meinung dieses weltfremden und heute vergessenen Dichters die allgemeine Ansicht des deutschen Volkes und der deutschen Fürsten vor Jahrzehnten schon gewesen wäre!

Er meint, daß es sich der Mühe lohnen würde, einmal genau festzustellen, um wieviel der dauernd fließende Geldstrom, der nach England abflösse, alle Kontributionssummen überträfe, die uns Frankreich auferlegt hätte. Ihm scheint es, als ob die Engländer, wenn man nicht beizeiten die fortgesetzten Erpressungen Albions erkennte und abstellte, allmählich ganz Europa zum Bankrott treiben würden, und daß wir Deutschen wie einst unsere germanischen Vorväter beim Spiele nichts mehr einzusetzen hätten als unsere Person selbst. Dann könnten wir in Schiffsladungen voll Menschen nach ihren Kolonien verschickt werden,

um dort ihre Arbeit zu tun, die Gefahren ihnen abzunehmen und ihre Geschäftskriege zu führen. Aber die Hoffnung verliert er keineswegs, denn nach den größten Aderlässen pflegt sich der Mensch am besten zu erholen. Und auch England sitzt nicht so tief im Golde, daß es nicht seine Staatsflügel, wie ein damaliger Erfinder die Flügel seiner Flugmaschine, mit „Papierchen" zusammenleimen müßte. Und was wäre England, wenn es nicht vom Auslande, nämlich seinen großen Kolonien genährt urd unterhalten würde? Dies hält er für einen großen Mangel, denn bei Staaten ist das Selbststillen nach seiner Meinung wichtiger noch als bei Müttern und es ist ein trauriges Zeichen englischer Schwäche, daß ungebildete und vergiftete Kolonien die Ammen des Staates sein müssen. Gerade die Geschichte der kolonialen Eroberungen Englands erfüllt ihn mit dem höchsten Haß gegen dieses rücksichtslose Krämervolk. Er kennt die entsetzlichen Greuel, die zum Beispiel die Unterjochung Indiens begleiteten, und klagt die Briten an, daß die anfangs heimlichen und stummen Sünden ihrer Kriege schließlich zum Himmel geschrieen und ihren Ruhm zur See so verdunkelt hätten, daß er sich auf dem festen Lande verlor wie die Seekrankheit. Kanonenfeuer schlugen sie aus dem Wasser wie aus Kieseln gegen schuldlose, ungeschützte Städte; wie Fische schwammen sie an die Küsten, um zu laichen, aber sie legten nur Kanonenrogen ab und nahmen in den Häfen nur Tränenwasser ein. Die seltsamen englischen Rechtsbegriffe, die auch heute wieder mit so seltener Deutlichkeit zu Tage treten, hat auch Jean Paul schon erkannt und zeigt, wie sie das Strandrecht umgekehrt haben und jedes scheiternde Land als ihnen, den Herren der Meere, verfallen betrachteten. Zum Scheitern aber bringen sie selbst erst die Länder, indem sie sie aussaugen und wirtschaftlich ruinieren. Er weiß auch, daß England sich nicht aus eigener Kraft ernähren könnte, und eine flammende Wut erfaßt ihn, daß Deutschland Albion mit Nahrung und Soldaten versorgen und ihm dienen muß wie ein englischer Lakai dem Könige, nämlich knieend!

Wie würde unser Dichter gejubelt haben, wenn er unsere Zeiten miterlebt und die furchbare Abrechnung für Jahrhunderte lange Schädigungen mit angesehen hätte!

Sind schon diese klaren Urteile über unsere Feinde verblüffend und voll tiefer Wahrheit für die Zukunft, — was soll man sagen, wenn man liest, daß er vor hundert Jahren schon ein Bündnis mit den Türken vorgeschlagen hat! Er hält diese sogenannten Ungläubigen für viel gläubiger als manchen Christen und meint, daß sie das heilige Grab weit besser durch Jahrhunderte hindurch bewacht hätten als früher die Christen, — so treu, als wäre es das ihres Propheten. Sie waren damals schon dauernd beunruhigt durch die stets unzufriedenen Inselgriechern des ägäischen Meeres, und der Dichter schlägt vor, eine neue Art von Türkensteuer zu erheben, die man den geldarmen Orientalen zur Hilfe gegen ihre unruhigen Untertanen zustellen könnte, oder man sollte ihnen dafür einige Schiffe ausrüsten und bemannen zur Wacht an der für ganz Europas Ruhe so ungeheuer wichtigen Schicksalsstraße der Dardanellen! Mit Schmerz erkennt er, daß noch kein Staat Europas diesen wichtigen politischen

Gedanken erfaßt habe, voll bitterer Ironie nur zeigt er, wie wieder England sich zum großmütigen Protektor der griechischen Inselwelt und des griechischen Festlands aufwirft, um es in demselben edlen Sinne zu seinen Zwecken zu benutzen wie Irland und Ostindien!

Ist damit nicht auch die Situation der jüngsten Zeit mit seltener Klarheit gezeichnet und klingt auch dies nicht wieder wie ein Prophetenspruch? — Mit beißender Ironie spricht er einmal davon, daß in Deutschland im Jahre 1529 eine tötliche Seuche, der englische Schweiß genannt, gewütet habe, deren furchtbaren Wirkungen man nur entgehen konnte, wenn man den Gang zum Schlafe überwand. Diese englische Krankheit sieht er noch immer über ganz Deutschland verbreitet, und voll Ingrimm ruft er aus: Deutschland werde sich noch an ihr zu Tode schwitzen, wenn Fürsten und Völker nicht bald aus dem Schlafe aufwachten und allen englischen Einschläferungsversuchen kraftvoll widerständen!

Aber freilich, — Jean Paul blickt noch viel tiefer. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann wachen die Völker schon von selber auf: — wenn der Mantel Gottes durch die Weltgeschichte rauscht, dann werden die Menschen hellhörig, dann läuten die Sturmglocken von selbst wie beim Erdbeben, und die Flinten gehen allein los. Alle großen Wendezeiten der politischen Weltlage kommen nach seiner Ansicht von einem „höheren Oben" als den irdischen Oberhäuptern, ein weiser Plan geht durch die Geschichte; und jedes Geschlecht, das Gott in solchen Zeiten leben läßt, soll sie heilig halten, wie sie sind, und das Beste darin tun, was es vermag. Für Griechenland kam eine solche Zeit, als die Völker Asiens unter Xerxes durch die Tapferkeit eines einzigen Stammes zurückgeschlagen wurden, und unter ihrem sonnenwarmen Himmel sprangen alle alten Blüten und reiften alle jungen Früchte. Für Deutschland kam ihr erster Lenzsturm in der Zeit der Freiheitskriege, und ihre große Sommersonnenwende steht heute mit gewaltigen Zeichen am Himmel des Vaterlandes. Länder und Jahrhunderte werden in solchen Zeiten mit Kanonenrädern untergeackert, aber über den rauchenden Trümmern der Städte und Dörfer wird bald das Wintergrün neuer Hoffnung und schönerer Zukunft sprossen. Wozu aber Europa reif ist, zu welchem Ende alle Verwickelungen führen, das weiß allein der Unendliche und schickt den rechten Sämann zur rechten Stunde den Völkern, denen er bestimmt ist. — Wer hat in unseren Tagen nicht diese hohe und seltene Empfindung in seinem Innern erlebt, als der große Befreier unserer Ostmark wie ein Blitz aus dem Dunkel emporfuhr und leuchtend stehen blieb?

In solchen Zeiten sind Kriege nur eine furchtbare und unabwendbare Naturnotwendigkeit, denn wie die Geburt des Einzelmenschen voll Schmerzen, Not und Gefahr ist, so ist auch die Geburtsstunde einer neuen Daseinsform im Volksleben voll Schrecken und Leiden. Jean Paul ist der abgesagte Feind jedes Krieges, der nicht mit zwingender Notwendigkeit aus den Bedürfnissen der Zeit hervorgeht und hat eine „Kriegserklärung gegen den Krieg" voll bitterer Ironie geschrieben. Er meint auch durchaus nicht, daß langes Friedensleben die Völker erschlaffe, — der Kampf um's Dasein sorgt auch in politisch ruhiger Zeit ge-

nügend für die Anspannung aller Kräfte; — aber den wahren Volkskrieg und den aufgezwungenen Verteidigungskrieg hält er für das unbedingte Erfordernis großer Zeiten und nennt ihn den Kaiserschnitt der Staaten und die Eisenkur der Menschheit, die unter allen Umständen eine günstige Wirkung auf das gesamte Volksleben ausübt. — Auch wo kein sofortiger Erfolg erstritten werden kann, bleibt die günstige Wirkung nicht aus. „Wann wurde je ein ungeheures Heer so sehr von den friedlichen Bürgern gesegnet? — Wahrlich die Freudenträne über die Zeit ist ein Tautropfen im Sonnenlicht, welcher sich immer, so wie man sich bewegt, in einen anderen, farbigen Edelstein verwandelt. — Ginge freilich die jetzige Sonne unter, — was der Allgenius abwende! — so käme allerdings eine grimmige Nacht; aber die Sonne hätte doch die Blüten getrieben, und am nächsten Morgen triebe sie diese noch weiter heraus. Eine Völkerauferstehung, wie die jetzige, bliebe, wenn ihr auch die Beglückung der nächsten Zukunft fehlschlüge, für die ferne durch Beispiel ein fortwirkendes Heil. — — In den marathonischen Feldern um Lützen wurde mehrmals Eichensamen gesät; er ging aber immer auf, war es auch nach sechzehn Jahren oder nach ebensoviel Wochen, und es kann noch Same darin eingegraben sein, der erst nach Jahrhunderten zu Eichenwipfeln aufschießt."

Den Freiheitskriegen war ein voller Siegeskranz über den gewaltigsten Schlachtenkaiser aller Zeiten bestimmt; warum soll nicht auch unseren Tagen der volle Sieg über die größte Völkerkombination aller Zeiten bestimmt sein? Sicher aber werden über die augenblicklichen Erfolge hinaus auch die spät erst sichtbaren großen Wirkungen nicht ausbleiben; — denn rauschen jetzt nicht die Eichenwipfel, deren Same vor hundert Jahren im Freiheitskampf gestreut wurde?

Welche wesentlichen Wirkungen bringt nun der Krieg unter allen Umständen im Volksleben hervor?

Er erzieht zur Religion und weckt so die besten Kräfte des Volkes zu neuem, segenschaffendem Leben! Wir haben es alle in diesen Zeiten erlebt, und oft haben die Kirchenglocken und die Kanonen zusammen geklungen. Seltsam und doch ohne inneren Widerspruch! Jean Paul kennt die Tiefe dieser Wirkung und ruft: „Der Tod der Märtyrer verwandelt sich in Auferstehung der Religon!"

Der Krieg erweckt Geister, wenn er Körper vernichtet, — aus dem sinkenden Leibe eines jeden Gefallenen scheint ein Geist emporzusteigen, der ins Unterland zurückkehrt und neue Kämpfer aufruft zum Kampf und zur Rache. Jean Paul ruft: „Seit viele deutsche Körper abgemäht worden vom Kriege, verspür' ich mehr deutsche Geister, und mir ist so, als wenn ich abends in Wiesen spaziere, welche in der Blüte nicht halb so köstlich voll Riechgeister duften als in der Nacht!"

Der Krieg facht erst die Vaterlandsliebe zu heiligster Flamme an und läßt sie gewaltig durch alle Schichten, Parteien und Stände lodern, vereinigt die widerstrebendsten Geister und begräbt allen kleinlichen Hader und Groll. Jean Paul hat es in großer Zeit erlebt und verkündet es für alle Zeiten: „Das Kriegsfeuer hat gewiß etwas Besseres entzündet als Häuser, nämlich

Herzen für Deutschland. Jetzt hat sich Vaterlandsliebe und Deutschlandsliebe durch einerlei Leiden mehr zu einer Liebe verschmolzen, eine Ausbeute, wie die des durch einen Brand aus mehreren Metallen ausgeschiedenen korinthischen Erzes. Es finden deutscher Norden und deutscher Süden — — sich einander jetzt verwandter, zusammentreffend auf demselben Dornensteig von Leiden und auf der Wett- und Rennbahn ähnlicher Selbstverbesserung. Ein herrlicher Auferstehungsgeist arbeitet und glüht jetzt — und beseelt Scheintote und beleibt Gerippe. Einerlei Ziel löscht den Unterschied unter deutschen Staaten immer mehr aus!"

Was wollen all die äußeren Schädigungen, die der Krieg hervorbringt gegen die günstigen inneren Wirkungen sagen? Wohl es ist nach des Dichters Meinung unbedingte Pflicht eines jeden Bürgers, alles Metall im Kriege von sich zu legen wie der Freimaurer, der den Prüfungen seiner Aufnahme entgegen geht; -- aber wer in solcher Zeit über Geldmangel klagen wollte, der bewiese damit nur seinen Sittlichkeitsmangel, denn der Krieg läßt uns den Boden, die Sonne, die Köpfe, die Herzen; und kaum soviel braucht ein armer Älpler in einem weltverlorenen Schweizertale zum seligsten Leben; — also sind wir nur um unseren Luxus ärmer geworden, und damit ist nur der reichere Teil des Volkes verarmt, was durchaus nicht zu bedauern ist. Ein Land mit solchen natürlichen Quellen wie Deutschland wird immer zu beißen und zu brocken haben, und goldene Zähne brauchen wir nicht, wenn das Gebiß hie und da Lücken bekommt. Man soll nur neue Wege aufsuchen und endlich anfangen, die immer steigende Einfuhr fremder Erzeugnisse aufzugeben und alles Notwendige und Begehrte durch die Veredelung der inländischen Waren ersetzen. — Klar sieht er hier die letzten Grundsätze der großzügigen wirtschaftlichen Organisation unserer Tage voraus, die uns in allen wirklichen Lebensbedürfnissen selbstständig und die wilden Pläne unserer Feinde zu nichte gemacht hat. Mit beißendem Spott wünscht er die erbärmlichen Seelen zum Teufel, die der Produktionskraft des eigenen Landes nichts zutrauen und der wirtschaftlichen Ausbeutung Deutschlands durch das Ausland gar zu willfährig entgegenkommen.

Deutschland ist reich und groß genug, um auf sich selbst bestehen zu können; — und die deutsche Volkskraft ist so stark und urwüchsig und unerschöpflich, daß sie unbesiegbar ist. Wie die ungeheuren Machtmittel des römischen Weltreiches von Metellus bis Trajan in 210 Jahren nicht im Stande waren, einen endgültigen Sieg über unsere Urväter davonzutragen, so werden auch jetzt die Kampfeswogen der Völker an den Heldenmauern unserer Heere zerschellen. Diese Überzeugung steht unerschütterlich fest im Herzen unseres Dichters, und er sieht drei hohe Sterne am Himmel des deutschen Volkes leuchten, auf die sich diese stolze Gewißheit gründet: deutsche Gründlichkeit, deutsche Rechtlichkeit, deutsche Sittlichkeit!

Deutsche Gründlichkeit! So oft verspottet und doch von so großer Bedeutung für alle Erfolge des deutschen Volkes in der Welt! Unser Dichter kennt ihren Wert und zeigt, wie schon Johannes von Müller aus der deutschen Geschichte die wichtige Beobachtung gezogen habe, daß die Deutschen fast immer die An-

regung zu großen Neuerungen auf allen Gebieten vom Auslande genommen, aber die Sache selbst dann viel tiefgründiger verfolgt und ausgebaut haben als die Entdecker selbst. Wie glänzend hat sich diese Tatsache in unserer Zeit wieder bewährt; ja die besten Hilfsmittel des Kampfes und die gewaltigsten Instrumente des erhofften Sieges verdanken wir wohl dieser deutschen Tugend! Von Montgolfier bis zu Zeppelin — welch' ein Weg für die Beherrschung der Luft! Wohl hat auch Montgolfier's Vaterland versucht, vorwärts zu kommen auf dem Weg zum Ziel; schöne und staunenswerte Leistungen haben seine waghalsigen Piloten vollbracht, — aber der deutsche Graf mit seiner tieferen Wissenschaft, seinem unbeugsamen Heldentum und seiner rastlosen Arbeitskraft hat ihnen die Palme aus der Hand gerungen. Wohl hat Falton schon vor hundert Jahren die Augen des großen Napoleon durch die verblüffenden Leistungen der ersten Tauchboote auf sich gelenkt, — aber Deutschland hat die fremde Idee so kraftvoll aufgenommen und so großartig und unnachahmlich ausgearbeitet, daß es mit dieser neuesten und furchtbarsten Waffe zur See die Welt- und Meeresherrschaft Albions zu erschüttern vermag! Wohl haben die großen Artilleristen Ludwigs XIV. und später der große Schlachtenkaiser die Völker Europas vor den Schlünden der französischen Kanonen im Schach gehalten, — aber die Welt erzitterte, als die Kunde von den furchtbaren Wirkungen der deutschen Mörser vor den modernen Festungsbauten Belgiens in alle Weltteile drang! — Das sind die Früchte deutscher Gründlichkeit, und wie viel ließe sich dem noch beifügen! Die Erkenntnis dieser Seite deutscher Geistesart ist es, die jenem großen und klugen Lord im englischen Oberhause jenes Wort erschrockener Bewunderung auf die Lippen drängte: die Menschheit habe erstaunt gesehen, wie die Deutschen die „wundervollsten Kriegsmaschinen der Welt" in diesen Entscheidungstagen in den Kampf geführt hätten!

Aber ist diese Überlegenheit beutelustiger Eroberungssucht dienstbar gemacht worden? Keineswegs! Erst als die Bedrohung aufs äußerste gestiegen war, wurden diese Waffen gebraucht! Der Stern deutscher Rechtlichkeit steht auch heute noch über diesem furchbarsten aller Kriege! Und noch immer gelten in ihrem vollem Klang die Worte unseres Dichters: „Wir sind nicht im Stande, unsern Blick so zu beschränken, wie unsere Macht; sondern wir vermögen nur, mit Verzicht auf Massen-Schimmer für das alte in Poesie und Leben durch alle Länder und Jahrhunderte hindurchgehende deutsche Attribut der Rechtlichkeit und Redlichkeit zu leben, zu eifern und zu streben. Denn nur der ruhigen, wellenlosen Seele offenbart sich das Recht am reinsten wie eine nachgespiegelte Sonne. Unsere Freiheitsliebe ist nur Rechtlichkeitsliebe, nicht Glanz- und Raubsucht. Und solange dieser Sinn in uns nicht zu ermorden ist, werden wir Knechtschaft hassen und Vaterland lieben. Rechtlichkeit verknüpft die Deutschen — eigentlich die Menschen — und wehe dem, der das Band durchschneidet woran die Welt hängt und er selber! — Und Heil dem Fürsten, dem die Geschichte den neuen Beinamen „der Rechtliche" gewähren kann!"

Kennen wir heute nicht die, denen des Dichters „Wehe!“ gilt, uud kennen wir nicht den Fürsten, der diesen hohen Ehrennamen führen dürfte?

Auf dem Grunde der Rechtlichkeit erhebt sich aber die deutsche Sittlichkeit. Wie Deutschland in der geographischen Mitte Europas liegt, so hält es auch die sittliche Mitte inne und ist oft genug als das Herz der Jungfrau Europa bezeichnet worden. Und noch immer schlägt dieses ehrliche Herz, das die Kanonen aller europäischen Kriege durchbohrt haben, für die höchsten und reinsten Ideale der Menschheit. Noch immer wankt dieses Herz nicht, wenn die Kanonen die Stunden schlagen und die Schwerter sie zeigen! Es wankt und zweifelt nicht, weil es die sichere Überzeugung in sich trägt, worin im letzten Grunde die sicherste Gewähr des Sieges beruht: auf der reinen, unerschütterlichen moralischen Kraft eines großen, zum Wahren und Guten strebenden Volkes! — Die stärkenden Wirkungen des Krieges kommen auch den Feinden zu gute, darum muß die Siegeshoffnung auf etwas anderes sich gründen: im Frieden vor dem Kriege wird der Lorbeerkeim gelegt, aus dem allein der Kranz des Sieges ersprießt. Dieser Keim aber ist die getreue und heilig gehaltene Erziehung des Volkes zu den reinsten sittlichen Idealen! Immer wird die Idee am Ende siegen in der Welt: die Idee, die nicht von Kanonen zerschossen und von Gewehrkolben totgeschlagen werden kann. Wie die scheue, schwache Mutter durch die Liebe zur Löwin wird, so reißt die Idee die Millionen hin, sei's Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Ehre, Religionseifer oder Anhänglichkeit an einen großen Mann, der die Freiheit des Vaterlandes personifiziert. Jene große Erziehung des Volkes zum Siege kann aber nur fruchtbar werden, wenn sie zu sittlichen Zwecken hinführt und nicht zu Macht, Ruhm, Glanz und Eroberungssucht!

Hierauf allein gründet sich die innere Gewißheit auf Unbesiegbarkeit und die wahre Hoffnung auf eine goldene Zukunft des Friedens.

Im Bewußtsein dieser weltüberwindenden moralischen Kraft steigt das Gebet des Dichters auch heute zum Himmel:

„So brich denn rosenfarben an, du Morgen der neuen Zeit, und wie am andern Morgen richte sich hinter der versiechenden Sündflut der Regenbogen des Friedens auf! Und der liebliche Stern der Liebe gehe nicht als Hesperus nieder, der die Nacht ansagt, sondern als Morgenstern herauf, welcher Tag verkündet und den nur die Morgenröte verdunkelt; und die Liebe werde die Fürstin der Zeit!

Sollen Völker vergeblich geweint haben? Sollen wir, wie Sterbende, noch Flocken lesen und nach Mücken greifen? Laß uns aufstehen und die Augen abwischen! Laß uns, wie die Erde, nach Donnermonaten des Kriegs endlich Reife und Früchte zeitigen! Und auf die Gräber der Schlachtfelder laß uns lebendige Ehrenbildnisse stellen: heilig- und deutscherzogene Kinder!“

VII.



Deutsche Fürsten. Wer in ernster, stiller Stunde sich in die große Poesie unserer Zeit versenkt, der wird sich dabei wohl auch angeregt fühlen, sich einmal in die Seele eines deutschen Fürsten dieser großen Tage zu versetzen. Welche Fülle von Gedanken und Empfindungen strömt dann aus den Tiefen unseres Herzens empor! Sicher steht ein Fürst dem Herzen seines Volkes niemals näher, als im Kriege; sicher fühlt der Fürst niemals tiefer und ernster, wie die Erhabenheit und Macht seines Thrones gegründet ist auf die hingebende Treue eines liebenden Volkes. Wenn die Erde bebt, ist's in den Hütten der Armen sicherer als in den Palästen der Reichen; wenn die Waffen klirren, ruht der beste Schutz des Fürsten auf den kampfesfrohen Männerreihen seiner Heere.

Größeres und Schwereres als von jedem Mann im Volke wird dem Fürsten auferlegt, wenn die finstere Wolke, von den Donnerkeilen der Schlachten schwanger, heranzieht, wenn die Entscheidung unabweisbar an ihn herantritt und kein ehrenvoller Weg friedlicher Lösung sich zeigen will. Wer vermag die Empfindungen eines königlichen Herzens in ihrer ganzen Tiefe nachzufühlen, wenn mit einem Federstrich die Wut der Elemente und der Leidenschaften und alle Dämonen des Hasses und der Vernichtung entfesselt werden müssen, wenn das Schicksal eines ganzen geliebten Volkes und die Ehre und Macht des eigenen Hauses auf die Schneide des Schwertes gestellt wird, wenn Strömen des Blutes und der Tränen die Bahn geöffnet und das friedliche Glück von Millionen guter Menschen zerstört werden muß. Keinen schwereren Entschluß für ein Menschenherz mag wohl das Leben kennen; und wenn ihn im Geiste schon die offenstehenden Augen der Abertausende anstarren, die keine Menschenliebe auf dem Schlachtfelde zudrückt, dann wird auch ein großer König nur in dem heiligen Bewußtsein, einen göttlichen Willen zu erfüllen, die übermenschliche Wucht einer solchen Verantwortung tragen können.

Erkennt aber ein Volk, wie in unseren Tagen, die innere Notwendigkeit einer solch furchtbaren Entladung und Umwälzung des Bestehenden, dann vermag kein kommendes Leiden die freudige Zustimmung wankend zu machen, und glühende Liebe zum angestammten König flammt in allen Herzen auf, wie sie niemals heiliger und ernster sein kann, auch in den glücklichsten Tagen des Friedens. Das alte, vielgepriesene Heldenbündnis zwischen Fürst und Volk, das in den rauschenden Eichenwäldern der Germanen schon den „Herzog" und seine Mannen unauflöslich umschlang und in allen großen Zeiten deutscher Geschichte neue Weihen empfing, wird wieder fest und innig geschlossen. Die Treue wird wieder die Königin der Zeit; die Treue, die ihren heiligsten Tempel in Deutschland aufgeschlagen hat in alten und in jungen Tagen! Aller Hader und Zwist ist verweht wie der Nebel vor der Sonne; und wir alle, die diese Zeit erleben durften, werden die Erinnerung an die Stunde im tiefsten Herzen bewahren, die uns

die nie erwartete Gewißheit brachte, daß es im Vaterlande keine Parteien mehr, sondern nur Deutsche gab.

Welche Beispiele altdeutscher Heldentreue haben wir seit dieser Stunde erlebt! — Als an jenem sonnenhellen Junisonntage der letzte deutsche Reichsfürst, der im Spiegelsaale zu Versailles als begeisterter Mitbegründer des Reichs neben dem alten Heldenkaiser gestanden hatte, am lieblichen Hügel vor seiner Harfenstadt Meiningen zur letzten Ruhe gebettet wrrde, da wurde es voll Wehmut ausgesprochen, daß uns von diesem Sarge zum letzten Male das Heldenzeitalter des neuen Deutschland grüße. Der letzte Herzog, dessen Treubündnis mit seinem Volke im Feuer des Kampfes erhärtet war, war dahin gegangen; und sein letzter Wunsch wurde getreu erfüllt, daß er nicht in der Gruft seiner Ahnen, sondern zwischen den Gräbern seiner geliebten Bürger ruhen wolle. — Genau zu derselben Stunde, da jene Worte an seinem Sarge den Empfindungen des tiefergriffenen Volkes den reinsten Ausdruck gaben, fielen in Sarajewo jene verhängnisvollen Schüsse, die die ersten Sturmvögel des Weltbrandes wurden. Wenige Wochen aber nach diesem Schicksalstage wurden in Meiningen die sterblichen Reste des edlen Sohnes zur Erde bestattet, der an jenem Sonntage tiefbewegt am Grabe des verehrten fürstlichen Vaters gestanden hatte; — vor den Mauern Namurs hatte ihn der Heldentod mitten in den Reihen der Kameraden getroffen! Und wiederum nach wenig Tagen blutete im blühenden Jünglingsalter der Sohn dieses Heldenprinzen auf dem Felde der deutschen Ehre, und das Kriegsgeschick verschlug den Todeswunden in die Gefangenschaft der Feinde, wo er unter dem Donner der deutschen Granaten in der zusammenbrechenden Festung des Feindes sein junges Leben aushauchte. Ehe er aber dahinging, schrieb er mit zitternder Hand als seinen letzen Willen, daß er nicht in seiner Fürstengruft, sondern draußen auf den Feldern des Todes in den Reihen der hingesunkenen Kämpfer ruhen wolle. Der Feind selbst ehrte solche Gesinnung; und als die siegreichen Kameraden einzogen in die niedergebrochene Festung, da grüßte sie unter flatternden Siegesfahnen das frische Grab unvergeßlicher deutscher Fürstentreue!

So ward im selben Stamme altes und neues deutsches Heldentum in wenig Wochen wieder geweiht und altgermanische Treue zwischen Herzog und Mannen mit Blut und Eisen neu gehärtet!

Unser Dichter kennt die ganze Tiefe dieses uralten und immer jungen Treuverhältnisses zwischen Fürst und Volk und sieht in ihm einen unerschöpflichen Quell der Kraft und des Segens für die ganze deutsche Geschichte in Vergangenheit und Zukunft! Er hebt hervor, daß schon Tacitus in diesem rein deutschen Charakterzuge, der den ebenso tapferen Römern, Galliern und Helvetiern fehlte, die einzig mögliche Erklärung dafür fand, daß es den Römern in zwei Jahrhunderten nicht gelang, die Germanen wirklich zu besiegen; — und ebenso sieht er für alle kommende Zeit in dieser Fürstenliebe und Völkertreue die unerschütterliche Bürgschaft der Unüberwindlichkeit. — So wird er zum begeisterten Lobredner der Monarchie. Denn wenn man auch in republikanisch und freiheitlich organisierten Körperschaften oft staunend beobachten kann, wieviel äußere Opfer

gebracht werden können, um eine gemeinsame Idee durchzuführen oder einen für alle wichtigen Zweck zu erreichen, so wird man doch stets erkennen, daß alle Opfer nur des persönlichen Vorteils willen getragen werden, daß das Herz und die aufopfernde Begeisterung dagegen dabei gar nicht mitsprechen. Darum meint er auch, daß in einem Staate ohne ein angestammtes Oberhaupt die Selbstsucht einziehen werde und Glied von Glied und Nerve von Nerve sich trennen müsse. Auch der Staat braucht ein Herz, in dem sein wärmstes Blut pulsiert, und von dem aus stets frische Lebenskraft in alle Adern strömt. Wenn dieses Herz fühlbar und kräftig schlägt, dann wird auch der Gemeingeist des ganzen Volkes nicht vom reinen äußerlichen Nützlichkeitsstandpunkt beherrscht werden, sondern wahre Begeisterung und selbstopfernde Liebe werden die besten Kräfte der Nation bewegen.

„Wer kann nun den Gemeingeist in einer Monarchie wecken und stählen und befestigen? Nur Einer, welcher, soweit auch seine physische Vielmacht reiche, doch auch über eine größere moralische gebietet, der Fürst selber. Wie sich vor dem Jüngling Tugend und Weisheit in einem Tugend- und Weisheitslehrer verkörpern, — wie ihm dadurch das Göttliche zu einem persönlichen Gotte wird, so verdichtet und verkörpert sich vor dem Volke das Vaterland oder die Idee, welche begeistert, in seinem Fürsten, wenn dieser den heiligen Vorzug, daß Wohlwollen, Einsicht, Kraft, Tapferkeit auf der magischen Thronhöhe mit einem verdoppelten allmächtigen Glanz herunterwirken und mit Sonnenfeuer ganze Frühlinge befruchten, nach Gewissen und Vermögen anwendet. Es ist rührend und menschheitrühmlich, wie ganze Völker freudig schön für einen Helden sterben und noch lieber für einen kriegerischen und moralischen Heldenfürsten zugleich. Von dieser Seite angesehen zeugt und zeigt der Krieg in kurzer Zeit mehr Gemeinliebe als der Friede in langer, und mancher Fürst bedarf äußere Feinde, um zu erfahren, daß er keine inneren habe, sondern gerade Freunde nur in der Not.

Eines Fürsten echte und gute Handlung führt selber für den Weltweisen, den keine Gold- und Silberblicke des Thrones blenden, ja, für den Ausländer eine ungewöhnliche Süßigkeit bei sich, so wie etwa der Honig, der von Gebirgen kommt, der süßeste ist."

Diese Vorstellung von der tiefen Bedeutung der königlichen Macht, von der innersten Verflechtung des gottgegründeten Fürstenamtes in den Organismus des gesamten Volkstums ist den Deutschen eingeboren. Niemals ist ein wirklich ernstlicher Versuch unternommen worden, die Monarchie zu beseitigen! Wie viel Leiden sind dagegen schon für Fürsten getragen worden, und wie oft sind die Flammen der Begeisterung und Hingabe unbesiegbar den Heeren deutscher Fürsten vorangeweht! Wohl weiß das Volk, daß die Heldengröße eines einzigen Fürsten dem ganzen Volke unverwelklichen Ruhm und dauernde Macht bringen kann; — so sichert die Gestalt Friedrichs des Großen allein schon dem Geiste des Altpreußentums einen vollen Ehrenkranz in aller Weltgeschichte. Zugleich

erheben sich aber für den Fürsten auch die ernstesten Pflichten aus dieser Priesterstellung am vestalischen Feuer der edelsten Vaterlandsliebe.

„Und welche wäre die erste unter so wichtigen Pflichten? — Ihren deutschen Völkern zu vertrauen! Was andere Völker erst für ihre republikanische Verfassung ausgestanden und dargebracht, dieses Blut und dieses Geld haben Deutsche im dreißigjährigen Kriege schon für die Hoheitsrechte ihrer Fürsten geopfert, und wer kann das liebende Opferfeuer der Altbaiern, Tiroler, Hessen, Brandenburger, Ostpreußen, Pommern, Sachsen für ihre Stammesfürsten auch auf entgegengesetzten Standhöhen anders anschauen als erhebend? — —

Und was hat denn dieses Aufflammen und Wiederflammen, dieses Ballen sogar der Schreibhand zur Kriegsfaust, dieses Überspringen aus der Bücherstube des Friedens in die Lager der Gewalt und das Einüben und Gewöhnen darin, dieses Stärken und Berauschen der Jünglingsherzen gegen den Feind, — — was hat denn alles dies in neueren tapfern und warmen Bürgern hervorgebracht oder doch vermehrt? Nichts als die Achtung für Recht und Euch! Das sittliche Gefühl, das nach außen in rächender Gestalt erschien, nahm nach innen eine gehorchende an. — Welche erquickenden Erscheinungen dieser Art wären hier anzuführen. Die hessischen und württembergischen Landstände, die Bauern am Diemel, sogar die Musensöhne verschiedener Hochschulen. Und warum soll man nicht auch kleinere Fürsten, insofern sie deutsche sind, in diese glänzende Reihe aufnehmen, wie zuerst die von Weimar, Koburg, Hildburghausen, Nassau! —

Bedenkt Fürsten, damit ihr vertrauet, — — daß die Deutschen, so gern gesetzmäßig verbunden zu Eidgenossenschaften, Hansabünden, zu Brüderschaften, zu Gilden, zu wissenschaftlichen Gesellschaften aller Art, sich doch zu nichts seltener verknüpfen als zu einem Aufruhr, zu einer sizilischen Vesper — nicht einmal gegen Fremde; um so viel weniger nach innen! Für Thronen gilt wohl, was für die Berge gilt, daß die auf ihnen wohnenden Wetterwolken immer ins Tal des Volkes einschlagen; hingegen die gewitterhaften Täler und Ebenen blitzen selten hinaufwärts.

Bedenkt, um zu vertrauen, wie sie Euch vertrauen und ihre Hoffnungen ruhig der höheren Wahl und Krönung in der Bundesstadt aufheben! — —

Wenn ihr nun, ihr Fürsten dieses harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, diesen Schatz von Landeskindern, von welchen Ihr Euch sicherer bewachen laßt als der scheue Tyrann Dionys von Kindern, — wenn Ihr den seit Tazitus' Zeiten bestehenden Tugendbund eines zu keinem Lasterbunde fähigen Volkes anerkennt, aus welchem das Zwillingsgestirn eines Fürstenbundes und später einer Völkerschlacht aufgegangen: wem werdet Ihr dann mehr vertrauen?

Ruhig können daher Deutschlands Fürsten einem solchen reifen Volke volle Freiheit des Denkens und Handelns lassen. „Fürsten, laßt es Euch täglich aus der neuesten Kriegsgeschichte wiederholen, daß Einsichten des Volks Kräfte verleihen und Licht Feuer gibt! In der Geschichte hat, wie in der Göttergeschichte, Minerva am meisten die Götter gegen die Giganten beschirmt. —

Nicht die feurigen, sondern die lichten Völker überwinden zuletzt und dauern am längsten aus! Welches Sklavenvolk hat nicht seine Leidenschaften und seine Glut und folglich seinen Mut — von den Mongolen an bis zu den Algierern? — Einsichten hingegen, durch alle Klassen verbreitet, wirken in allen Verhältnissen und nach allen Richtungen hin und begaben mit einer festeren Ausdauer langwieriger Lasten als alles flüchtige Feuer des Eifers. Kraft und Freiheit des Denkens sind die Sonnenstrahlen des Staats, an welchen alles Herbe sich versüßt; so wie die Pflanzen bei aller Wärme und Luft und Nässe kraft- und farblos bleiben, wenn sie keine Sonne beseelt!"

So wird nach den Stürmen des Krieges, in denen sich die gewaltigsten Kräfte des Volkstums und der Fürstenliebe entfaltet haben, als herrlichster Siegeskranz die Fürsten ein machtvoll aufgerichtetes Volk umgeben. Und dieses wird sie noch herrlicher erheben in der Geschichte als die schimmernden Siege vom Schwerte ihrer Feldherren und die reichen Ländergewinnste von der Feder ihrer Diplomaten. Denn nicht gewaltige Größe verleiht einem sonnbeglänzten See seine Schönheit, sondern der liebliche Kranz prangender Städte, Dörfer, Fluren und Weinberge an den Ufern, der in seiner ruhigen, blauenden Fläche sich spiegelt. —

Ein edler Fürst weiß die gewaltigen Opfer zu würdigen, die auf den Feldern der Ehre und in den Tälern der Heimat gebracht wurden. Die offenen, todesstarren Augen der hingesunkenen Jünglinge auf den Schlachtfeldern mahnen Fürsten und Volksgenossen daheim, daß sie ihre lebendigen Augen niemals von fremder Willkür zudrücken lassen sollen. Die abertausend Blütenblätter, die vom lebentreibenden Baum der Volkskraft abfallen mußten, bedeuten nur, daß die Früchte des Sommers zu reifen beginnen. Nicht auf den Greisen, — auf den Jünglingen ruht und wächst die Welt. Die frische Jugend führt auch im Tode dem Leben neue, unbefleckte Kräfte und der Zeit einen reinen Geistermorgen zu. Und auf dem alten, vom Schicksal schiefgebogenen Baume wächst der neue Zweig gerade und aufrecht dem Himmel zu!

All die herrlichen Jugendkräfte aber, die wieder heimkehren aus dem Feuer des Kampfes, stehen dem Fürsten zum mächtigsten, heiligsten Einwirken auf das neue Glück des ganzen Volkes zu Gebote, und sie werden den Fahnenschwur, sich freudig für Fürst und Vaterland zu opfern, auch im Frieden halten und ebenso willig für ihre Mitbürger wirken als vorher für Fürst und Volk kämpfen!

Und von welch' reichem und edeln Kreise anderer mächtiger Helfer werden die Fürsten umgeben sein, wenn sie nach den Entscheidungen des Kampfes die gewaltigen Werke des Friedens aufrichten wollen! „Den Fürsten stehen außer den Feuergeistern der Jugend noch die Lichtgeister der Zeit zur Seite, eine Cicunnatusgesellschaft hochgesinnter Schriftsteller in allen deutschen Kreisen und in allen wissenschaftlichen Fächern; und vor diesen, an welche sich noch große Heerführer, Geschäfts-, Staats- und Weltmänner reihen, — gleichsam Uhren in einer großen Stadt, welche, alle in einander schlagend, zwar das Zählen erschweren, aber doch alle eine Stunde ansagen, — vor diesen können Fürsten mit keinem

Mangel an treuen warmen Gehülfen oder an fremder Vorbearbeitung sich entschuldigen, ja nicht einmal mit einem Mangel an fürstlichen Mustern und Vorgängern selber, wenn sie im Besitze solcher Hände, Herzen und Köpfe den ewigen Ruhm versäumen, ein schöneres Deutschland zu pflanzen, — ein frisches Deutschland, das künftig noch stärker bewaffnete und schneidende Kriegs- und Sichelwagen aufhält, abgespannt und zerbricht, als die sind, die das alte bedroht haben.

Bedenkt, Ihr gekrönten und besternten Machthaber aller Art: Ihr tragt in der Zukunft entweder alle Schuld oder allen Glanz! Tausend Sterne oder Sonnen steigen und sinken am Tage; niemand sieht sie und ihr Gehen; nur die Sonne allein geht auf. So siegen und sterben auf dem Schlachtfelde Tausende unbemerkt, und nur der siegende und fallende Held wird mit seinen Strahlen gesehen und genannt; und ebenso durchlaufen im Bürgerleben hundert leuchtende Geister ihren Abend und Morgen unsichtbar. Und so ist Euer Vorglück zu beneiden, ihr Hohen, wenn sich in dasselbe das allgemeine verbirgt. — Doch wie die kleinen Sterne unsern Tag unscheinbar verlassen, aber in der Nacht der neuen Welt zum Schimmer aufgehen, so zeigen auch die unbemerkten Geistersterne einstens in der anderen Welt ihre Strahlen und stehen unter den Sonnen". — —

Die herrlichsten Worte aber, die unser Dichter den deutschen Fürsten und ihren Völkern zu sagen hat, legt er einer seltsam ergreifenden Geistererscheinung in den Mund. Sie stehen wiederum in einer Neujahrsbetrachtung und zwar in dem Sylvesternachtstraum, der den Dichter am Ende des großen Befreiungsjahres 1813 ergreift. Er schildert hier eine seltsame Maskengesellschaft, die sich in der Wendenacht des Jahres in hell erleuchteten Sälen versammelt hat, um einem feierlichen Vorgang beizuwohnen. Mars, der Kriegsgott, der das abgelaufene Jahr 1813 beherrscht hat, übergibt Thron und Regentschaft an Phöbus, den Sonnengott, der als glückverheißendes Gestirn, als prangender Sieges-, Himmels- und Friedenskönig die Erde im neuen Jahr mit seinen wärmenden, lebenschaffenden Strahlen beglücken soll. So wird seine astronomische Herrschaft ein leuchtendes Symbol des neuen deutschen Völkerfrühlings, der nach den Winterstürmen des Kampfes im Vaterlande aufsprießen soll; so wie auch wir mit unerschütterlicher Zuversicht die herrlichen Hoffnungsstrahlen der deutschen Friedenssonne heut schon grüßen, da die Wettergewölke des Krieges sie noch bedecken. — Mit dem zwölften Glockenschlag erscheint plötzlich mitten im Gewühle der Masken über den Thronen der beiden Jahresregenten Mars und Phöbus eine weiße Zauberwolke, die sich langsam nach einem Seitenzimmer zieht, während die Lichter im Saale verlöschen und alle Masken wie gebannt nach der seltsamen Erscheinung blicken. Da leuchten plötzlich wie durch die Künste einer Phantasmagorie die Bilder deutscher Helden und Weisen auf: Arminius, Luther, Friedrich der Große; — und zuletzt steht in wunderbarer Erhabenheit das Bild einer verschleierten Königin in den wogenden Nebeln der Wolke. Bald scheint auch sie zu schwinden, aber eine edle Stimme tönt aus der dichter werdenden Wolke; und den atemlos Lauschenden im Saale ist es zu Mute, als spräche die verschleierte Königin selbst

aus ihrem Himmel kühn wie eine verklärte Heldin herab zu den Irdischen. Unschwer ist unter diesem Zauberbilde Preußens edle Königin Luise zu erkennen, die auch unser Dichter mit der ganzen Inbrunst seines Herzens liebte. Noch blutete damals im Herzen jedes rechten Deutschen die Wunde um ihren allzufrühen Heimgang, und Worte von ergreifender Innigkeit und Sehnsucht hat Jean Paul nach ihrem Tode geschrieben. Noch heute aber erscheint sie unserem Volke als das heiligste und reinste Symbol deutschen Leides und deutscher Liebe; auch heute noch schwebt ihr verklärter Geist über allem Kampf, aller Not und allen Hoffnungen unserer Tage.

Darum soll des Dichters letzter Spruch aus ihrem Munde wie eine heilige deutsche Siegesbotschaft uns vom Himmel herunterklingen auf diese sturmgepeitschte Erde:

„Heil, dir, neues Jahr! Heil Euch neuen Völkern und Eurem hohen Kriege!

Heil Euch, Jünglingen! Ihr erringt die ewige Jugend durch das Opfern der sterblichen!

Heil Euch Vätern, die Ihr Euren Söhnen gern nachsterbt für die Freiheit einer Erde, die Ihr bald vertauschet gegen den freieren Aether des Himmels, und worauf Ihr nur für Enkel mit Euren Blutstropfen ein freies Eden säet!

Heil dem großen Fürsten- und Völkerbunde! Glänze fort in der Zukunft, erster aller Kriege! Es bleibe Dir, mein Volk, wie bisher, nur der Sieg ohne Siegestrunkenheit, — und neben Deiner Kraft auf dem donnernden Schlachtfelde Deine Milde auf dem blutenden, — es bleibe Dir Deine Anbetung des alten Rechts im Jahrhunderte der Willkür und Deine Mäßigung gegen die Unmäßigkeit, — und Deine Umsicht des Vordringens in Deiner Kühnheit des Abschlagens, — das Medusenhaupt der Tyrannei hat nicht das Blut und Herz versteinert, nur die Waffe und die Hand gehärtet.

Und Heil Euch, Ihr Fürsten, um welche die Zukunft die Schlachtenfeuer wie Heiligenscheine wird schweben sehen! Erhaltet Euch nur unentblättert den Lorbeerkranz, den die Geschichte Euch flicht und weiht. — Die Feuerräder der Vergeltung gehen und rauschen, getrieben von den Blut- und Tränenströmen Europas, — die Abendwolken der Zeit sind blutrot, und die Röte verkündigt einen blauen Morgen; — also krönt mit dem Schwersten das Schwere, mit dem letzten Siege den ersten, mit dem Frieden den Krieg, — und nach der gewaltigen, alle Thronhöhen überwogenden Blutsündflut des Jahrhunderts wölbet über Europa einen Regenbogen des Friedens, welcher, ein göttliches Bundeszeichen, die Ruhe der Welt beschwört!

Auch Ihr um mich und die, an welche ich denke, — werdet Ihr alle glücklich im großen neuen Jahre! Aber fraget nicht, welche Stimme aus dem Nebel spricht! Es ist ja Eure in der Brust!"



Lied eines Landwehrmanns.

Wir haben uns recht und schlecht vertragen
Mein Weib! Nun laß das Klagen
Und blicke frei der Zukunft entgegen.
Bleib treu
Im Entsagen. Sei stolz
Daß du einen Mann aus deutschem Holz,
Ders Vaterland retten helfen kann,
Dein eigen nennst! Einen deutschen Mann!
Die Hand ist Stahl, das Herz ist Erz,
Laß klingen das Herz in heiligem Schmerz
Und flammender Vaterlandsliebe!

Nicht viel war ich nutze noch dieser Welt!
Nun hab ich ein Ziel!
Ein heilig Ziel draus im Feld!
Nun ward ich ein Mann, ein Mann über Nacht,
Dem das Schicksal tausend Kräfte gebracht,
Dem das Aug aufflammt, dem das Herz erglüht
Wenn die Kriegsfurie über den Erdkreis zieht.
Die Hand ward Stahl, das Herz ward Erz,
Nun klingt das Herz in heiligem Schmerz
Und flammender Vaterlandsliebe!

Nun bete, Grete, für mich und dein Kind,
Daß alles sich wieder zusammenfind'.
Und fall ich, von Feindshand niedergestreckt,
Mit Feindslandserde zugedeckt,
Dann sage und klage und frage nicht viel;
Sei stolz
Daß du einen Mann aus deutschem Holz
Dein eigen genannt!
Die Hand war Stahl, das Herz war Erz —
Dann kinge dein Herz in heiligem Schmerz
Und flammender Vaterlandsliebe!

Heinrich Weigl.





Höchheim-Mendhausen.

Von
Ernst Koch, Meiningen.



Am 25. März 783 schenkte die Äbtissin Emhilt dem von ihr gegründeten Benediktinerinnenkloster zu Milz ihre Besitzungen zu Milz, Hendungen, in den damaligen drei Höchheim (in tribus Hoheimis), zu Sülzdorf, in den damaligen drei Jüchsen, zu Wielantesheim, Hellingen und in anderen Orten, deren Namen die betreffende Urkunde [1]) nicht besonders anführt.

Dieselbe Äbtissin übertrug mit ihren Nonnen am 3. Februar 800 das Kloster Milz dem Kloster Fulda und schenkte diesem auch die von ihren Eltern geerbten Güter zu Milz, Hendungen, in den drei Höchheim (in tribus Hohheimis), zu Sülzdorf, in den drei Jüchsen, in den drei Berkach, zu Wielantesheim, Hellingen, Behrungen, Römhild, Hindfeld, Duristodla, Widarogeltesstat, Themar, Beinerstadt, Trostadt, Dingsleben, Streufdorf, Norddorf, Seidingstadt, Greifesdorf, in den beiden Eßfeld, Eyershausen, Gerwicheshus, Wigfrideshus, Wullinastat, Grimdeostat [2]).

Etliche der hier genannten Ortschaften lassen sich nicht, oder wenigstens nicht mit Sicherheit bestimmen, und von den drei Höchheim, drei Jüchsen und drei Berkach ist jetzt nur je ein Dorf desselben Namens vorhanden: Höchheim an der Milz im bayerischen, Jüchsen und Berkach im sachsen-meiningischen Teil des Grabfeldes. Aber die Kenner der heimischen Geschichte wissen auch, daß der jetzt so genannte Mönchshof bei Römhild früher, und zwar noch bis ins 17. Jahrhundert hinein, den Namen Klein Höchheim führte, sodaß man mit Recht annehmen darf, dieser Hof sei eins der drei Höchheim gewesen, die in den Urkunden von 783 und 800 vorkommen. Wo das dritte Höchheim gelegen habe, blieb bis jetzt ein Rätsel. Im Folgenden soll es gelöst werden.

Unter den Dörfern, die in der Urkunde vom 3. Februar 800 aufgezählt sind, fehlt Mendhausen. Wenn auch keine zwingenden Gründe vorliegen, daß

---

[1]) Vergl. Dobenecker, Regesta historiae Thuringiae, I Nr. 48.

[2]) Vergl. ebenda, Nr. 66.

Emhilt dort ebenfalls Güter besessen habe, so erscheint es doch seltsam, daß sie, die in Höchheim, Irmelshausen, Milz, Römhild, Hindfeld, Sülzdorf usw. begütert war, gerade in dem benachbarten Mendhausen nichts zu eigen gehabt hätte. Gehört doch Mendhausen zu denjenigen Dörfern, die über eine bedeutende Flur verfügen (770 Hektar; Sülzdorf hat nur 346, Hindfeld 309 Hektar).

Mendhausen wird zuerst in einer Urkunde aus dem Jahre 1156 erwähnt, wonach Bischof Gebhard von Würzburg berichtete, daß Poppo von Irmelshausen von Pfalzgraf Hermann bei Rhein das Schloß Habesberg um 400 Mark gekauft und, um die Kaufsumme völlig bezahlen zu können, vom Kloster Wechterswinkel 120 Mark geliehen habe, wofür er demselben zwei Zehnten zu Irmelshausen, Groß Höchheim (in maiori Hocheim) und Mendhausen (Mentehusen) nebst drei Hufen, ferner noch Zehnten von seinem Gut zu Irmelshausen überließ und für den Fall, daß seine Söhne diese Verfügung umstoßen würden, die Bestimmung traf, daß sein Gut zu Klein Höchheim (in minori Hocheim) dem Kloster gehören sollte [1]). Demnach erscheint in dieser Urkunde Mendhausen in Verbindung mit Irmelshausen, Groß Höchheim und Klein Höchheim; und aus den Namen dieser beiden Höchheim ersieht man, daß es schon damals in dortiger Gegend nur zwei Höchheim gab: Groß Höchheim, worunter das heutige Höchheim an der Milz zu verstehen ist, und Klein Höchheim, d. i. der jetzige Mönchshof bei Römhild. Denn die unterscheidenden Bezeichnungen „groß" und „klein" sind ein Beweis dafür, daß ein drittes Höchheim damals nicht vorhanden war.

Die jetzigen Ortschaften Höchheim, Mönchshof und Mendhausen liegen fast in einer geraden Linie: am südlichsten liegt Höchheim, nordöstlich davon Mendhausen, nordöstlich darüber hinaus der Mönchshof, das ehemalige Klein Höchheim. Dabei ist die Entfernung zwischen dem Mönchshof und Mendhausen eine viel kleinere, als die zwischen Mendhausen und Höchheim, sodaß sich die Frage aufdrängt, weshalb denn eigentlich der Mönchshof einst Klein Höchheim hieß und nicht nach seinem Nachbarort Mendhausen den Namen Klein Mendhausen erhalten hatte.

Das Widerspruchsvolle der bestehenden Namengebung tritt noch viel mehr zutage, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Fluren von Mendhausen und dem Mönchshof an einander grenzen. Das nebenbefindliche Kärtchen [2]) veranschaulicht die betreffenden Verhältnisse. Die mit wagerechten Strichen durchzogenen Teile entsprechen der Flur Mendhausen, die mit senkrechten Strichen entsprechen der Flur des Mönchshofes, wie sie im Jahre 1879 gestaltet war [3]),

[1]) Vergl. Dobenecker a. a. O., II No. 121.

[2]) Angefertigt nach der amtlichen „Übersichtskarte von dem Bezirke des Amtsgerichts Römhild im Kreise Hildburghausen, 1879".

[3]) Damals gehörte der Mönchshof zum sachsen-meiningischen Domänenbesitz. Seit dem später erfolgten Verkauf dieses Gutes ist der zwischen dem Mönchsholz und der Flur Sülzdorf befindliche schmale Streifen Landes ein Zubehör des Mönchsholzes. Letzteres, sowie der Forstort Weipold wurden bei Verpachtung und dem schließlichen Verkauf des Mönchshofes ausgeschlossen und blieben stets unmittelbares Domänengut.

die mit senkrechten unterbrochenen Strichelchen entsprechen den zwei Domänenwaldungen „Weipold" und „Mönchsholz", die einst zum Mönchshof gehörten.

Es zeigt sich, daß die Flur des Mönchshofes auf drei Seiten, und zwar im Westen und Süden ganz, im Osten auf einer großen Strecke hin von der Mendhäuser Flur umschlossen ist und nur im Norden an die Flur Sülzdorf, im Osten zu einem kleinen Teil an die Fluren Sülzdorf und Römhild stößt. Sie wird also von der Mendhäuser Flur förmlich umklammert, und gerade dieser Umstand würde zwar den Namen „Klein Mendhausen" rechtfertigen, verträgt sich aber nicht mit dem einstigen Namen „Klein Höchheim".



Vergleicht man nun das eigentümlich zerrissene, von den Formen der umliegenden Dorffluren völlig abweichende Bild der Mendhäuser Flur mit den benachbarten Fluren, so gelangt man notwendig zu der Überzeugung, daß die ursprüngliche Gemarkung von Mendhausen auch die ganze Gemarkung von Klein Höchheim (Mönchshof) in sich begriffen, dagegen wahrscheinlich das südlich von der Südspitze der Mönchshof-Flur gelegene Stück nicht besessen habe. Denn unter diesen beiden Voraussetzungen ergibt sich eine Fluranlage, die im allgemeinen den Fluren der benachbarten Ortschaften gleicht.

Demnach darf als sicher angenommen werden, daß Klein Höchheim (Mönchshof) einst ein Bestandteil der Flur Mendhausen war, d. h. erst durch Vermin-

derung der letzteren zustande kam und gewissermaßen aus ihr herausgeschnitten wurde, um eine Ortschaft für sich zu bilden. Daraus folgt aber, daß dieser als besondere Gemarkung abgetrennte Teil der Flur Mendhausen entweder einen ganz neuen Namen, oder doch den Namen „Klein Mendhausen" hätte bekommen müssen, wenn Mendhausen damals den Namen „Mendhausen" gehabt hätte. Denn es würde doch ganz widersinnig sein, wenn das von der Gemarkung Mendhausen abgelöste Stück nicht nach dieser, sondern nach einem jenseits Mendhausen gelegenen Ort benannt worden wäre. Und so ergibt sich von selbst die Schlußfolgerung, daß zu der Zeit, als die Lostrennung erfolgte, das jetzige Mendhausen nicht „Mendhausen", sondern H ö ch h e i m hieß.

Unter dieser Voraussetzung braucht es nicht mehr wunderzunehmen, daß Mendhausen nicht unter den Ortschaften angeführt ist, aus denen die Äbtissin Emhilt Güter an das Kloster Milz schenkte. Es konnte nicht mit angeführt sein, weil es damals noch nicht seinen jetzigen Namen trug. Denn es gehörte zu den drei Höchheim der bewußten Urkunden vom 25. März 783 und 3. Februar 800. Das Dorf zählt also mit zu den ältesten Orten der Gegend und ist noch älter als Kleinhöchheim (Mönchshof), dessen Gründung doch schon in sehr alter Zeit, vor dem 25. März 783 erfolgte, weil an letzterem Tage bereits drei Orte des Namens Höchheim vorhanden waren. Ursprünglich aber gab es wohl überhaupt nur ein einziges Höchheim, aus dem sich im Laufe der Zeit durch Teilung zunächst zwei Ortschaften dieses Namens, das noch jetzt so genannte Höchheim und das jetzige Mendhausen mit seiner anfänglichen, auch den jetzigen Mönchshof und die Domänenwaldungen „Mönchsholz" und „Weipold" umfassenden Flur entwickelten.

Seinen jetzigen Namen muß Mendhausen in der Zeit zwischen 800 und 1156 erhalten haben, weil derselbe in der oben angezogenen Urkunde aus dem Jahre 1156 zum erstenmale auftaucht. Vermutlich hatte es sich als wünschenswert herausgestellt, die drei Höchheim bei ihrer Benennung genau zu unterscheiden. Aus welchem Grunde das mittlere Höchheim gerade den Namen Mendhausen erhielt, läßt sich nicht sagen. In seinem Buche „Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen" (Hildburghausen, 1894) leitet G. Jacob den Namen Mendhausen von dem altdeutschen männlichen Personennamen Manto ab. Vielleicht hat er damit recht; aber unbedingt sicher ist diese Deutung nicht, und dafür, weshalb die Wahl des Namens so getroffen wurde, bietet sie im vorliegenden Falle überhaupt keinen Anhalt.

Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

1915
2. Jahrg.

Dezember
Heft 12



Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Der Geharnischten Sonette 23.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte!

Friedrich Rückert. 1814.



Friedrich Rückert und das Frankenland.

Von **Dr. Peter Schneider**, Speyer.



In Deutschlands Mitte liegt ein Erdstrich, heißt Franken. Dieses Land ist umgürtet von breitgelagerten Rumpfgebirgen der Urwelt, von schwermütig schönen Bergen des Buntsandsteins, von einem breiten Wall weißer Jurahöhen, in deren Tiefen versteinerte Ungeheuer der Vorzeit schlafen. Die Erdscholle, die dieser Gürtel umfaßt, ist weder ganz flach noch durchaus bergig; aus sanftgewelltem oder hügeligem Gelände erhebt sich in weichen Linien manches niedrige Gebirge aus Kalk- und Sandstein, in dessen Tälern Hirsch und Eber hausen. In weit ausholenden Schlangenwindungen durchzieht dieses Land der Mainstrom, der sein und seiner Brüder Gewässer dem König der deutschen Ströme zuführt. Entlang diesen Rinnsalen allen rauschen Laub- oder Nadelwälder, duften blumige Wiesen, schwanken ährenbeladene Halme; Schlösser schauen auf sie herab aus blitzenden oder aus hohlen Augen, Kapellen lugen aus dem Frieden hoher Bäume hervor; Dörfer, eng zusammengedrängt um ihren hohen Kirchturm, Städtlein mit lustigen alten Türmen, Städte mit ragenden Domen spiegeln sich in ihrer Flut. Glockengeläute wallt über Berg und Tal, und über die milde, gebefreudige Erde schreitet ein frohes und freies Geschlecht.

Glücklich der Mann, der als ein Sohn dieses Landes dessen Fülle und Schönheit während seines Lebens ganz ausschöpfen darf, der wohl auch fremder Menschen Städte und Sitten kennen lernt, aber nach mancher Wanderfahrt heimkehrt, um in einem grünen fränkischen Tal zu leben und endlich in dem mütterlichen Grund sich zu betten, wo seit vielen Jahrhunderten die Stammesgenossen ruhen! –

Friedrich Rückerts Ahnen vom Vater wie von der Mutter her waren Kinder des Frankenvolkes. Sein Großvater mütterlicherseits, Johann Friedrich Schoppach, reichsstädtischer Advokat in Schweinfurt, hatte die Schweinfurter Bürgermeisterstochter Sabina Barbara Stör zur Frau; ihre einzige Tochter,

Maria Barbara, des Dichters Mutter, war zu Oberndorf bei Schweinfurt geboren.[1] Die Vorfahren väterlicherseits waren, einer Familientradition zufolge, aus Windsheim in Franken nach Sachsen-Hildburghausen eingewandert. Der Großvater, Johann Michael Rückert, adelig Marschalkischer Verwalter, zuletzt Waisenhausinspektor zu Hildburghausen, stammte aus Westhausen bei Heldburg, und sein Sohn Johann Adam Rückert, des Dichters Vater, war zu Schwarzbach im Amte Eisfeld geboren. Er zog 1787 nach Schweinfurt und heiratete noch im gleichen Jahre Maria Barbara Schoppach. Als ihrer beider Sohn ward Friedrich Rückert am 16. Mai 1788 in Schweinfurt, im Eckzimmer vom dritten Stock des Hauses Nr. 2 (vordem 376, dann 384) am Markt, geboren. Friedrich hatte noch sieben Geschwister, die er, der älteste, alle überlebte; sie starben zum Teil im zarten Kindesalter.

War nun auch „die liebe Stadt mit dem garstigen Namen" des Knaben Geburtsort und stand auch sein Vaterhaus so recht im Herzen der alten Reichsstadt, in unmittelbarer Nähe eines der schönsten Rathäuser des 16. Jahrhunderts, so konnte die Stadt ihm doch zunächst nicht viele bleibende Eindrücke vermitteln; denn als er erst vier Jahre alt war, verließen seine Eltern Schweinfurt und der junge Friedrich kam zunächst nur gelegentlich, zum Besuch seiner Großeltern, dorthin zurück. Eines aber hat schon in früher Kindheit mächtigen Eindruck auf ihn gemacht und ist ihm zeitlebens als sonnigste Erinnerung an Schweinfurt im Gedächtnis geblieben: der Weinbau der Stadt an den schroffen Talhängen um Schloß Mainberg. Nach der Rebe, so meinte er, hätte man seine Vaterstadt eigentlich nennen sollen:

„Daß du scheinest von des Frühlings
Mutter zubenannt, mein Schweinfurt,
Ist die Schuld des falschen Züchlings,
Ohne den du hießest Weinfurt." [2]

Launig schildert er, wie er einmal als Mann mit seinen Kindern eine Wagenfahrt nach Schweinfurt unternahm und die jungen Rückerte allmählich von ferne schon das Land witterten, wo man aus Kannen süßen Most trinkt.

„Da erkannt' ich erst mit Stolz
Mich in meinen Söhnen wieder;
Auch bei mir wog jedes Holz
Schon als Kind der Rebstock nieder." (II 42).

Ja, darin war unser Rückert ein echter Sohn seiner Heimat: mit den Verächtern des edelsten Gewächses auf Erden wollte er nichts gemein haben;

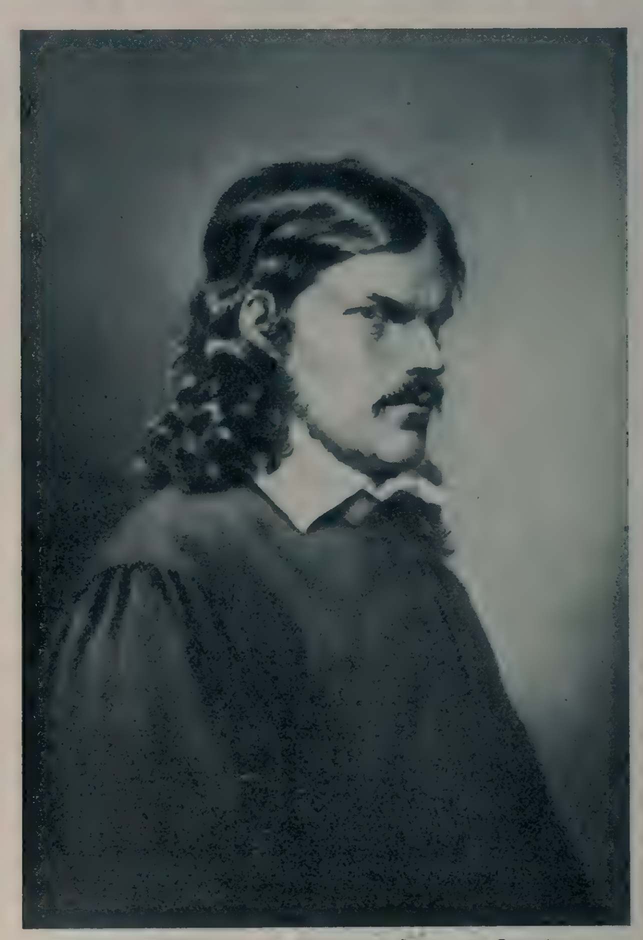
---

[1] Die Einzelheiten über Rückerts Lebenslauf sind in der Hauptsache den grundlegenden Arbeiten von C. Beyer (Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1868 – Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert, und kritische Gänge und Studien. 2 Teile. Leipzig, Frohberg, 1873) entnommen. Manches konnte der Verfasser aus eigener Forschung und Anschauung berichtigen oder ergänzen, so besonders Angaben über Örtlichkeiten, die in des Dichters Leben eine Rolle spielten.

[2] Friedrich Rückert's Gesammelte Poetische Werke. Frankfurt a. M. 1868. J. D. Sauerländer's Verlag Bd. II, S. 44. Auf diese Ausgabe beziehen sich die bei jedem Citat angegebenen Band- und Seitenzahlen.

den Wein der Franken und andere Weine hat er besungen und mit dem Behagen des maßvollen Genießers genossen sein Leben lang und gar oft entstieg auch ihm aus dem lichtdurchzitterten Kelchglas ein goldener Dichtertraum. –

Mit dem Jahre 1792 begann die Zeit, die der junge Friedrich mit seinen Eltern und Geschwistern zu Oberlauringen verlebte. Der Ort war ritterschaftlich, Rückerts Vater wurde als Amtmann des Freiherrn Karl August Truchseß von Wetzhausen dorthin berufen. Von allen Lebensjahren des



Bildnis Rückerts im Körnermuseum zu Dresden.

Dichters haben die Oberlauringer Jahre sichtlich den nachhaltigsten Einfluß auf seine Entwickelung ausgeübt.

Wer von der sonnbestrahlten, feinstaubigen Muschelkalkgegend um Würzburg über Schweinfurt nach Nordosten wandert, dem verändert sich, sowie er die Keuperlandschaft betritt, deutlich merkbar auch das Landschaftsbild. Hügeliger wird das Gelände, röter färbt sich der Ackerlehm, frischer grünen die Wiesen, kraftvoller wird des Waldes Wuchs, reiner die Luft. Saftige Wiesentäler, wie

das der Lauer, führen hin zu dem langgestreckten Kamm der Haßberge, aus deren prachtvollen Wäldern zur Brunftzeit noch des Edelhirsches Brüllen zu dem flacheren Gelände herabtönt. Am Fuß dieses Bergwalds, nahe der steingefaßten Quelle der Lauer, liegt Oberlauringen im frischen Talgrund [1]); friedlich scharen sich seine Häuser um den mauerbewehrten Hügel, den die Kirche mit ihrem alten, dicken Turm überragt. Wenige Schritte davon entfernt stand das Amtshaus, Rückerts Wohnung; heute ist nichts mehr von diesem Gebäude erhalten außer dem steinernen Barockrahmen der Türe und sehr bescheidenen Mauerresten. — In dieser Gegend voll Erdgeruch und Wiesenduft, auf die der frische Odem des Bergwalds herabhauchte, verlebte Jung-Rückert die glücklichen Jahre, die er in den Erinnerungsbildern „Des Dorfamtmannsohns Kinderjahre" so warm geschildert hat. Es war eine Jugend, wie sie ein Bauernbub verlebt, aber ohne die harte Arbeit, die Kindern von Landleuten oft schon im zarten Alter das Kindliche nimmt, und gehoben durch die geistige Förderung, die seine gebildeten Eltern ihm angedeihen ließen. Kein Rabennest im Walde war Friedrich und seinem Bruder Heinrich zu hoch, sie holten es herunter; die Obstbäume der Bauern kannten sie alle, mehr, als den Besitzern lieb war; Schnecken und Schmetterlinge, Käfer und Grillen, Rotkehlchen und Kibitze bevölkerten abwechselnd das Rückerthaus und die Mutter mochte schauen, wie sie auf gute Art des Getiers wieder los wurde.

Vielleicht noch tiefer als Feld und Wald, Pflanzen und Tiere haben sich in Rückerts Erinnerung die Menschen der Gegend eingegraben. Der geweckte Geist des Knaben erkannte mit scharfem Blick ihre Vorzüge und Schwächen. Er hat sie uns alle geschildert, die ländlichen Originale: den Gevatter Schneider, der sich die Abfälle der Kleiderstoffe aneignet und sie zu Anzügen für seine eigenen Söhne zusammenstoppelt — und den Krautschneider Graumann, der sich die Fingerkoppen mit ins Kraut schneidet — und den alten, gutmütigen Pfarrer Stapf, der dem jungen Rückert im Winter Unterricht in den alten Sprachen erteilt — und die Pfarrfräulein, die vor lauter Arbeit, ach, so klein geblieben sind:

„Im selbstgemachten Schöpfchen,
Im Lätzchen selbstgestrickt,
Im selbstgeflochtenen Zöpfchen,
Im Strümpfchen selbstgestrickt,
Im selbstgebleichten Schürzchen
Sie heben rußige Stürzchen
Und rühren um im Töpfchen
Den Kohl, vom Gärtchen selbstbeschickt." (II 219).

Aber auch den Herrn Baron, den Knauser, der die Juden ins Dorf zieht, um sie im Kartenspiel zu überlisten — und die Gnädige Frau, deren Nadelgeld leider allzuknapp ist. Wenn einmal ihr einziger Floh zum Fenster hinausspringt und sich ein Bein verstaucht, wie will sie dem Bader die Kosten für die Heilung bezahlen?

[1]) Wenn Kühner in seinem Buch „Dichter, Patriarch und Ritter", Frankfurt 1869, das Dorf Oberlauringen auf eine „kahle Höhe" verlegt und die Gegend „arm und einförmig" nennt, so ist das natürlich Unsinn, den schon Beyer (Neue Mitteilungen II, S. 28) zurückwies. Ebenso wenig liegt Oberlauringen nördlich von Ebern — aber auch nicht westlich, wie Beyer will, sondern westnordwestlich. O, diese Geographie!

Regten so die Menschen von Oberlauringen und von Wetzhausen, von Leinach und anderen Nachbarorten zum Teil die Spottlust, die unserem jungen Rückert nicht wesensfremd war, so hat er doch auch von mehreren seiner ländlichen Bekannten viel geistige Anregung empfangen. Da hat er die alten Legenden gehört, vom Dornbusch, der die Mutter Gottes beim Gehen aufhielt, von der Espe, die ob ihres Hochmutes für immer zittern muß, von den Kreuzschnäbeln, die Christi Nägel herausziehen wollten — und hat sie später in dichterische Form gegossen. Eindrücke aber, die zu Wegweisern für ihn geworden sind, hat er im katholischen Pfarrhause zu Großbarrdorf, eine Stunde nördlich von Oberlaurigen, empfangen. Der alte Pfarrer Neurer, begeistert für Dichtkunst und Malerei, wies den Knaben hin auf die besten der alten und neuen Dichter und las mit ihm die römischen Lyriker Katull, Tibull und Properz.

„Warf er den ersten Funken
Vielleicht mir ins Gemüt?
Vom Wein den er getrunken,
Hat mich ein Hauch durchglüht;
Ich sah von Sternenschleier
Umwoben eine Leier
Von oben, unten her von Ros' umblüht." (II 253).

Und sein Kaplan erzählte dazu mit Meisterschaft von fremden Ländern und Menschen und den jungen Rückert durchbebte die erste geheime Sehnsucht nach dem Morgenland, in dessen blütenreichen Dichtergärten er später ein so vertrauter Gast werden sollte. —

So hatte der Knabe im Herzen Deutschlands, im Haßgau fränkischen Erdgeruch als fortwirkendes Elixier für Leib und Seele in sich aufgesogen: nun atmete der Jüngling die Luft der höheren Bildungsstätten des Frankenlandes. Von 1802 bis 1805 besuchte er das Gymnasium in seiner Geburtsstadt, von 1805 bis 1809 aber die Universität Würzburg. Der Geist dieser beiden Schulen war in einer bestimmten Hinsicht sehr verschieden. Als der junge Rückert zum ersten Mal dort am stillen Platz hinter der ehrwürdigen Stadtkirche Schweinfurts über die Schwelle des bescheidenen Renaissancebaues aus dem Jahre 1582 schritt, da betrat er eine Schule, die protestantisch-reichsstädtisches Selbstbewußtsein begründet hatte und die mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges von keinem anderen als von dem Schwedenkönig Gustav Adolf von neuem ins Leben gerufen worden war. In den Räumen der Universität Würzburg dagegen wehte immer noch mächtig der Geist ihres Stifters, Julius Echters von Mespelbrunn, eines der Hauptführer der katholischen Gegenreformation in Deutschland. In einem Punkte aber waren diese Schulen wie alle höheren Bildungsanstalten Frankens einig: in dem gewaltigen religiösen und wissenschaftlichen Ernst, aus dem heraus sie geschaffen worden waren. Über der Tür des alten Schweinfurter Gymnasiums steht die Mahnung: Compara tibi doctrinam senectutis viaticum; und darunter liest man: Initium sapientiae timor dei. Wenn Franken berühmte Gelehrte wie einen Regiomontanus, einen Christoph Clavius, einen Joachim Camerarius, einen Kaspar Zeuß, einen Lukas Schönlein hervorgebracht hat, so

lasse man sich sagen, daß dies nicht allein durch die geistige Begabung des fränkischen Stammes möglich wurde: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.“ Es erübrigt sich, zu sagen, daß unser Rückert mit diesem Frankenernst seinen Studien oblag. Freilich merkte er in Würzburg bald, daß er für das juristische Studium nicht geschaffen sei, und mählich, aber mit immer größerer Bestimmtheit, fand er in philosophischen und schließlich in sprachwissenschaftlichen Studien seine Befriedigung; als Philologe verließ er die Musenstadt.

Für die geistige, seelische und künstlerische Bildung des reifenden Jünglings hatte Würzburg, von den eigentlichen Studien abgesehen, in mehr als einer Hinsicht Bedeutung. Ein Fremder kennt Franken nicht, ein Franke selbst erfaßt sein eigenes Stammesleben nicht ganz, wenn er Würzburg nicht gesehen hat.



Denkmal Rückerts in Schweinfurt.
(Von Thiersch und Rüemann), enthüllt 19. Okt. 1890.

Nach den Jahren, die Rückert auf dem Lande und in einer kleinen Reichsstadt verlebt hatte, bot ihm das Leben in der ehrwürdigen Stadt, deren Straßen ebenso fürstlichen Kunstsinn wie bürgerliche Behaglichkeit atmeten, jegliches, was eine fränkische Großstadt des älteren Stils bieten konnte, verstärkt durch den eigenartigen, nirgends in Deutschland stärker fühlbaren Zauber, den jene kunstschöpferischen Fürsten-Bischöfe um ihre Länder gewoben haben. Noch fielen Rückerts Studentenjahre in eine Zeit, wo man dies zu fühlen vermochte, wenn auch damals schon die Romantik, sonst so verdienstvoll, das Gefühl für die künstlerische Bedeutung der Barockzeit zu zerstören begann und auch in Franken die Gotik noch einmal zu einem Scheinleben erweckte.

Noch ein zweites erwärmte in Würzburg Rückerts Seele. Sein Herz, alle Zeit für Freundschaft empfänglich, fand damals zum ersten Mal einen treuen Gefährten an dem um ein Jahr älteren Christian Stockmar, demselben,

der später als weithin angesehener koburgischer Staatsmann die Wahl des Prinzen Leopold zum König der Belgier beförderte und auf dem Frankfurter Bundestag für Deutschlands Einigung unter preußischer Führung tätig war. In diesem letzteren Punkt stimmte auch Rückert mit ihm überein: im Gegensatz zu vielen seiner dichtenden Zeitgenossen erwartete er Deutschlands Einheit nicht vom doppelköpfigen, sondern vom einköpfigen Adler. Im übrigen hat unser Dichter noch manchen Herzensgenossen im Laufe der Jahre gewonnen; der Zahl wie der Bedeutung nach standen unter seinen Freunden die Stammesgenossen mit obenan.[1])

Und wie hätte endlich zu Würzburg die Natur ihre Wirkung auf einen Jüngling verfehlen können, der von Kindheit an all ihre Wonnen begierig in sich getrunken hatte! Zwar fehlt den Höhen des Würzburger Talkessels das frische Grün des Waldes; aber wir wissen ja, daß für Rückert die Rebengehänge des Stein- und Leistenberges ein voller Ersatz sein konnten. Und in den Gärten und Hecken vor der Stadt und vor allem im herrlichen Schloßgarten, wo die Springbrunnen plätscherten, da duftete ja auf grünem Rasen die Königin der Blumen, da schluchzte ja im Gebüsch die lieblichste der Sängerinnen — da ward Rückert zum Dichter der Reben, der Rosen und der Nachtigallen. —

Noch während der angehende Gelehrte in Würzburg studierte, wurde sein Vater als Teritorialkommissär des neuen Großherzogtums Würzburg, das der Friede von Preßburg geschaffen hatte, im Jahre 1807 nach Rügheim[2]) bei Hofheim und 1807 nach Seßlach versetzt. Noch heute entzückt uns dieses letztere Städtchen durch sein mittelalterliches Gesamtbild; in einem der hohen Giebelhäuser, die der Stadt mehr noch als ihre Mauertürme ein charaktervolles Gepräge verleihen, im sog. Landgerichtsschlößchen, wohnte die Familie Rückert. Schon im Jahre 1809 kam aber der Vater als Rentamtmann nach Ebern und wirkte in diesem nicht minder schönen, altertümlichen Städtchen bis zum Jahre 1825.[3])

So lebte denn auch der Sohn während der Jahre, die man als die schönsten des Lebens bezeichnet, in jenem Teil des alten Grabfeldgaues, der sich um die

[1]) Zu diesen, ja zu Rückerts engsten Landsleuten gehörte u. a. Johann Heinrich Stepf, Sohn des aus Schweinfurt gebürtigen Regierungsrates Joh. Elias Stepf, der später in Bamberg, Würzburg und Kitzingen lebte. Heinrich Stepf, mit dem Rückert seit seinem Jenaer Aufenthalt lange Zeit in Verkehr blieb, hat sich als Literat in Würzburg aufgehalten und ist dort als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften tätig gewesen; er lieferte u. a. 1823 und 1824 Gedichte für das von Rückert redigierte Frauentaschenbuch, wie C. Beyer (Neue Mitteilungen S. 29 30) nachweist. Er starb 1825. Stepf war also durchaus nicht, wie Goedeke vermutet hatte, nur ein Deckname für Rückert selbst.

[2]) Eine kleine Unrichtigkeit bei Beyer, Neue Mitteilungen II, S. 36 sei hier berichtigt: Rügheim liegt nicht „in unmittelbarster Nähe etwa ½ Stunde von der Bettenburg", sondern schon in Luftlinie 6 km davon entfernt, südlich von Hofheim im Tale der Nassach.

[3]) Er wohnte zu Ebern im Rentamtsgebäude. Gestorben ist Rückerts Vater im August des Jahres 1831 zu Schweinfurt; seine Gattin folgte ihm ebendort vier Jahre später, am 30. Dez. 1835. — In einem etwas burschikos gefärbten Brief an Friedrich Schubart vom 20. Dez. 1814 schildert Rückert das Leben in einem kleinen Landstädtchen der guten alten Zeit, wie es Ebern war, kurz und humorvoll mit den Worten: „Hier ist keine Seele, außer einige Tabaksraucher, Biertrinker, Kegelschieber und Mädchenjäger."

Täler der Baunach, der Itz und ihrer Nebenbäche ausbreitet, in einer Gegend, gleich ausgezeichnet durch Schönheit der Natur wie durch Reichtum geschichtlicher Erinnerungen. Zwischen waldgekrönten Höhenzügen fließen Itz und Baunach in Tälern dahin, die zu den schönsten Wiesengründen Deutschlands gehören. Breite, glatte, grüne Ströme sind diese Täler, nur daß in ihnen statt der Wasserwellen Millionen von Grashalmen wogen. Manch gewaltiges Schloß ruht breitgelagert auf den Bergrücken oder auch im Tal, und wer eine freie Höhe erstiegen hat, den grüßen aus der Ferne von Ost, Süd und Nord bedeutsame Stätten: die Heldburg und die Feste Koburg lugen von Norden in die Täler herein; von Osten herüber blitzt im Sonnenschein das alte Benediktinerkloster Banz, schauen seltsam die sagenumwobenen Juraberge Kordigast und Staffelberg; im Süden aber steht vor dem Horizont wie ein feines, zartes Bildchen die Altenburg bei Bamberg. Auf solchen Höhen möchte man mit Rückert jubeln:

„Flügel! Flügel! Um zu fliegen
Über Berg und Tal.
Flügel! Um mein Herz zu wiegen
Auf des Morgens Strahl.
Flügel, übers Meer zu schweben
Mit dem Morgenrot.
Flügel, Flügel übers Leben,
Über Grab und Tod." (I 294).

Aber in solchen Talgründen wiederum möchte man mit ihm in seliger Befriedigung sprechen:

„Hier lockt den ruhig eingewiegten Blick
Mir keiner blauen Berge Hoffnungsgipfel
Auf Sehnsuchtsflügeln in die Ferne hin;
Ihn hält die stille Gegenwart zurück,
Ich schaue ruhig in die nahen Wipfel,
Und freue mich, und fühle, daß ich bin." (II 393).

Noch ein besonderer Zauber dieser Gegend verfehlte seines Eindrucks auf unseren Friedrich nicht. Hier hatte in jenen Zeiten, von denen kein geschriebenes Blatt Kunde gibt, ein Urvolk gehaust, Ringwälle und Fliehburgen angelegt; als für diese Täler das Morgenrot der Geschichte leuchtete, saßen hochgemute Hermunduren an Itz und Baunach; dann drängten sich von Osten vereinzelte Schwärme Slaven keck heran, schließlich ward das Gebiet durch fränkische Neubesiedlung ein Stück Frankenland. Mächtige Rittergeschlechter, die von Altenstein und von Lichtenstein, von Raueneck und von Rotenhan errichteten in der Feudalzeit ihre mächtigen Burgen, Riesenbauten für die Bäuerlein unten im Tal. Aus all dem erwuchs eine reiche, merkwürdige Sagenbildung. Hier tauchen aus dem Waldesgrund die drei Jungfrauen auf, setzen sich auf einen Stein und singen so wunderlieblich; hier reitet auf schwarzem Pferd der Hehu neben dem zum Tod erschrockenen Wanderer einher; hier ermordet das kecke Schneiderlein nacheinander alle die Knappen auf Burg Lichtenstein; hier zieht, im Tode aufgebahrt, der selige Überkomm von seinen blindgewordenen Rossen gezogen durch den Gau, bis sie mit neuerwachter Kraft das Gefährt zu dem Hügel hinaufreißen,

wo er sein Grab finden soll. Dieser Reichtum der Gegend an lieblichen wie an unheimlichen Sagen wirkte auf Rückerts Dichtergemüt und mehr als eine Sage hat er in volkstümlicher Dichtweise meisterlich dargestellt: vom Irrglöcklein in Seßlach — und von der Waldkapelle Maria Siegreich — und vom fehlenden Schöppen zu Ebern — und von den beiden Fuhrleuten, die gegenseitigen Brudermord begehen. Am schönsten wohl erzählt er von der versunkenen Ortschaft Abermannsdorf bei Leuzendorf unfern Ebern. Sie ist ob begangener Missetaten verschlungen worden in den Erdboden hinein, mit Alten und Jungen, mit Mann, Maus und Stein . . . Der Dichter selbst hat noch als Knab' einen Strunk von der Dorflinde gesehen, aber auch den hat es wie mit Armen in den Sumpf hinabgezogen, und wenn man's Ohr auf den Boden legt, so hört man, wie drunten die heimlichen Wasser wühlen und fressen. Mit einem unnachahmlich schönen Schlusse erhebt der Dichter die einfache Ortssage zu allgemein menschlichem Interesse:

„Wohl hat es auf der Erde
Das Böse weit gebracht.
Wenn sie wollt' alle Schande
Verschlingen, wer im Lande
Wär' sicher bis Mitternacht?" —

Die Träger der Volkssage sind Leute aus dem Volke. In jener Zeit war man noch nicht soweit, daß die alten Sagen und Geschichten in schönen Lesebüchern den Schulkindern geboten wurden. Wenn Rückert den Sagenschatz der Gegend kannte, so mußte er ihn aus unmittelbarem Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung kennen gelernt haben. Daß Rückert diesen Verkehr nicht scheute, wissen wir schon von seinen Oberlauriger Jahren her. In der Eberner Zeit hatte aber der junge Sprachgelehrte noch einen besonderen Grund mit dem Volk seiner Heimat in enger Fühlung zu bleiben: er hatte die Bedeutung der Volksmundarten für die Sprachforschung wohl erkannt. „Das Beste ist", so schreibt er einmal an Schubart, „daß ich viel Gelegenheit gehabt und sie ziemlich benutzt habe, das Landvolk und seinen Dialekt zu studieren, vor dem ich immer mehr Respekt kriege. Wie wünschte ich dem vortrefflichen Fouqué etwas von einer lebendig quellenden Volksmundart statt seiner selbstgemachten hölzernen Altdeutschheit!" So ist es ja wohl nur Scherz, wenn Rückert in einem reizenden Gedicht sich als einen Liebhaber hinstellt, den sein fränkisches Mädchen ob seiner hochdeutschen Sprache nicht verstehen will:

„O wenn ich doch nur rede könnt'
Gut fränkisch wie mei Mädle,
Daß sie besser mich verständ
Des Nachts am Fensterlädle . . .

O du hochdeutsches Vaterland,
Wie bringst du Sorgen mir leider,
Weil ich hab' hochdeutschen Verstand,
Hochdeutsche Sprach' und Kleider!" (I 531).

Ja, es ist wirklich nur Scherz, wenn er sich keine Kenntnis der heimischen Mundart zuspricht; sind ja doch mundartliche Anklänge und Ausdrücke, wie sich leicht beweisen ließe, in seinen Gedichten zahlreich zu finden, ja der Franke wird

oft im Bau ganzer Sätze Rückerts den heimischen Volksmund sprechen hören. Auf Rückert selber übte der Verkehr mit dem Volk der Heimat die Wirkung aus, daß er immer mehr die Zusammengehörigkeit mit ihm fühlte; dafür ist ein schönes Zeugnis, was er von der Bettenburg aus in einem Brief an Schubart am 2. Mai 1815 schreibt: „Das Freiwilligenwesen ist mir verhaßt; das Lützowsche Freikorps war doch nur eine verunglückte Burschikosität. Möge Ihnen Gott angeben, was Sie zu tun, und wohin Sie sich zu wenden haben; zu den Preußen wende ich mich nicht, so sehr ich ihre Anstrengungen achte. Ich gehöre nur zu den Franken."

Daß Rückert Land und Leute noch viel tiefer erlebte, dafür sorgte ein bestimmter Umstand. Was läßt dem jungen Mann, der die „verschlossenen, trutzigen" Jahre des Knabenalters, die „anmaßlichen, stutzigen" des unreifen Jünglings hinter sich hat, was läßt ihm Gottes Sonne doppelt hell scheinen, das Gras fröhlicher grünen, die Bäume ahnungsvoller rauschen? Warum denn meint er, daß er an den Busen der Natur sich werfen, voll Inbrunst um Büsche und Bäume, um Berge und Täler und um die ganze Menschheit die Arme schlingen müsse? —

Es waren Jahre der Liebe, die Friedrich Rückert in dieser schönen Gegend verlebte.

Eine zarte, knospenhafte Liebe keimte zuerst in ihm auf, als er zu Rentweinsdorf, ein Stündchen südlich von Ebern, Agnes Müller, das Töchterlein des dortigen Justizamtmanns Friedrich Wilhelm Müller, kennen lernte. Sie war an Jahren und an Wesen einem jungen Reh vergleichbar; noch ahnte sie kaum etwas von dem Feuerbrand der Liebe; die zarte Neigung Rückerts wußte sie in ihrer Tiefe noch nicht zu erfassen, so gern sie sich auch von ihm in den prächtigen Anlagen, die Herr von Greiffenklau bei Gereuth (halbwegs zwischen Ebern und Untermerzbach) geschaffen hatte, bei geselligen Festen im Tanze schwingen ließ. Ihr gilt ein reizendes Gedicht, daß ebenso Rückerts Liebe zu ihr wie zu seinem Heimatlande bezeugt:

„Deutschland in Europas Mitte,
Und in Deutschlands Mitte Franken;
In des schönen Frankenlandes
Mitte liegt ein schöner Grund.[1])

In des schönen Grundes Mitte
Liegt ein schöner, schöner Garten;
In des schönen Gartens Mitte
Liegt der Allerschönsten Haus.

Fragt ihr noch, warum ich immer
Mich um dieses Häuschen drehe,
Als um meines Vaterlandes
Allerschönsten Mittelpunkt?" (I 512).

Aber mitten aus fröhlicher Lust riß der Tod dieses zarte Wesen, als es kaum siebzehn Jahre zählte. Rückert, der wohl schon von dem Glück geträumt hatte, die vollerschlossene Knospe dereinst zu besitzen, wand der Entschlafenen

[1]) Andere Lesart: „der Baunachsgrund."

einen Kranz von 41 Sonetten und schrieb darüber „Agnes' Totenfeier." Und wenn man sehen will, wie ein junger, aber gottbegnadeter Dichter seinen Schmerz verklärt, so lese man das 34. dieser Sonette und fühle den Abgrund, der da klafft zwischen markloser, gedankenarmer Sentimentalität und jugendlich-männlicher, gedankenreicher Resignation.

„Es träumte mir, ich steh' als eine Rebe
In eines Grabes Boden eingesenket,
Die Wurzel sei dem Grunde zugelenket,
Indes die Krone nach dem Himmel strebe.

Und aus dem Grabe durch die Wurzel hebe
Der Lebenssaft sich, der die Rebe tränket,
Der, durch der Rebe Augen ausgeschenket,
Zu festen Tränen werdend, Trauben gebe.

Dann fliege aus vom Himmel eine Taube,
Und von des tränenträchtigen Weinstocks Stengel
Entpflücke sie die beerenreiche Traube,

Und trage sie hinauf, da wo ein Engel
Sie lächelnd abnimmt, und in Edens Laube
Die Tränen zählet aus dem Land der Mängel." (I 352).

Neben der Freiherrlich von Rotenhan'schen Familiengruft wurde Agnes auf dem Kirchhof zu Rentweinsdorf bestattet. Auf der einfachen Rundsäule ihres Grabsteins, den eine steinerne Blumenurne krönt, lesen wir noch heute, wenn auch schon nicht ohne Mühe, die Worte: „Hier ruhet die Hülle eines guten Mädchens. Sie hieß Agnes Müller, war die Tochter des Justizamtmanns F. W. Müller und seiner Gattin A. geb. Gundelach, geb. den 15. Nov. 1795, gest. den 9. Juni 1812." Ruhe im Frieden für und für, du gutes fränkisches Mädchen! Du warst ja nichts als eine Blume, die für kurze Zeit den Boden deiner Heimat schmückte. Aber du warst mondelang eines wahren Dichters Glück, und so wirst du auch auf Erden unsterblich sein. —

Ernster, vom Standpunkt des wirklichen Lebens aus, schien sich eine Neigung zu gestalten, die bald darauf Rückert mit einem Mädchen verband, das ob der großen äußeren Ähnlichkeit mit Agnes Müller dem Dichter wie die Erbin seiner ersten Liebe erschien. Es war Maria Elisabetha Geuß, Wirtstochter in der Specke, einem Gasthaus an der Straße, die von Schloß Eyrichshof gegen Fischbach im Baunachgrund führt. In diesem Hause mietete sich Rückert sogar einen Sommer lang ein und schwärmte und dichtete. „Amaryllis" — unter diesem Namen besang der Dichter das Mädchen in einer Reihe von Sonetten — war aber „eine junge, wilde Hecke", die nur Dornen für den Liebhaber trug. Rückert sah zuletzt wohl ein, daß er und Amaryllis nicht für einander geschaffen waren, und sie lösten im Frieden ein Verhältnis, das fast bis zur öffentlichen Verlobung geführt hatte.

Einen in bestimmter Hinsicht wesentlich anderen Charakter als das Verhältnis zu Agnes und zu Maria Elisabeth, die beide auf geistigem Gebiet dem Dichter hatten wenig bieten können, trug die Zuneigung, die Rückert im Jahre 1814 zur Pfarrtochter Friderike Heim in Effelder (an der

koburgisch-meiningischen Grenze) faßte. Dieses Mädchen konnte einen geistig hochstehenden Mann nicht nur durch ihre Schönheit, sondern viel mehr durch ihre nicht gewöhnlichen Geistesgaben fesseln; als Frau und Witwe hat sie später das Leben ihres Schwiegervaters und ihres Mannes, des Geheimen Rates Georg Keßler, biographisch dargestellt. Mehr als drei Jahre lang, bis 1817, verehrte sie der Dichter mit einer aus Liebe, Freundschaft und Bewunderung gemischten Zuneigung. Als auch dieses Verhältnis sich löste, waren Rückerts Wanderjahre des Herzens zu Ende. –

In der Zauberkette, die fränkisches Land und fränkische Menschen in jenen Jahren mit Rückert verband, darf ein bedeutsames Glied, wenn auch zuletzt genannt, nicht verschwiegen werden. Es war das Verhältnis des Dichters zum fränkischen Adel.

Unter dem Adel aller deutschen Stämme sprach der fränkische seit alten Zeiten sich ein gewisses Vorrecht zu. Die Ahnen der fränkischen Feudalherren waren dabei gewesen, als die Merowinger, als die Karolinger das große Reich der Franken und das neue Römerreich schmiedeten; sie hatten mit den gewaltigen Kaisern fränkischen Stammes, einem Konrad II. und seinen Nachkommen, über deren Feinde triumphiert; die ostfränkischen Adeligen im besonderen konnten sich als Schützer der Reichsgrenzen gegen Wenden und Sorben nicht geringe Verdienste zuschreiben. Mochten freilich auch viele ihrer Geschlechter im Laufe der Zeit erloschen, mochten andere durch eigene oder fremde Schuld verarmt oder herabgesunken sein, so entsprachen dem Selbstbewußtsein des fränkischen Ur- und Verdienstadels auch noch im späteren Mittelalter und in der Neuzeit bedeutende Leistungen. Die markantesten Rittergestalten Deutschlands im Guten wie im Bösen waren fränkischen Stammes, und was einzelne Geschlechter wie die Schönborn, in ihren Gliedern zu landesfürstlicher Macht gelangt, im 17. und 18. Jahrhundert für die Kunst geleistet haben, das wird nicht vergessen werden.

Der fränkische Adel tritt bedeutsam in Rückerts Leben schon dadurch, daß sein Großvater wie sein Vater ritterschaftliche Beamte gewesen waren. An dem Schloßherrn von Wetzhausen freilich war nichts, was den Knaben und Jüngling sonderlich für den fränkischen Adel hätte begeistern können; auch setzte er sich selber die Plage der Hebräer auf den Nacken, die soviele der fränkischen Ritter zugrunde gerichtet haben. Zudem blies der Wind, der in den Neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Frankreich her wehte, überhaupt den Nimbus von so manchem Adelshaupte weg. So konnte Rückert in dem Gedicht „Der Ritterbote und seine Nachbarinnen" spöttisch sagen:

„Wer weiß, was ewig zu beschicken
Die Ritter haben, und zu flicken
Am heil'gen röm'schen Reiche.
Von dem sie sind ein Abenteuer;
Wir zahlen unsere Rittersteuer
Und dulden unsere Streiche." (II 244).

Aber andere Mitglieder des fränkischen Adels, mit denen Rückert in den Eberner Jahren in Beziehungen trat, waren geeignet seine Meinung in diesem

Punkt ganz umzugestalten. Da war der ehrenfeste, hochgeachtete Reichsritter Sigmund I. von Rotenhan († 1826), Schloßherr zu Rentweinsdorf, der dem jungen Dichter ein freundwilliger Gönner wurde; da war ferner der Schloßherr von Gereuth, der liebenwürdige Gastgeber von Greiffenklau. Aber am tiefsten in Rückerts Leben eingegriffen hat der edle Christian Truchseß von Wetzhausen, Schloßherr der Bettenburg.

Dieser Mann, den Jugendfreunde wie ein Georg Forster und Johannes von Müller ihren Götz von Berlichingen nannten, hatte seine militärische Laufbahn als schönster Kürassieroffizier am Hofe von Hessen-Kassel mit dem Rang eines Majors abgeschlossen und sich auf sein Schloßgut zurückgezogen, um dort der Kunst und der Freundschaft zu leben. Unvermählt, versammelte er oft eine Tafelrunde von geistig hochstehenden Männern und Frauen um sich und Namen wie Therese, Königin von Bayern[1]), Karoline v. Wolzogen, Jean Paul, Johann Heinrich Voß, Baron de la Motte-Fouqué, Gustav Schwab werden für alle Zeiten als die Namen von Dichtergästen dieser fränkischen Wartburg genannt werden. Sie alle schien bereits damals der junge Rückert zu überstrahlen, dem der alte Burgherr für die Zeit seiner Anwesenheit stets das sogenannte Oberonzimmer einräumte. Wenn der Dichter von dessen Fenstern hinausschaute, so lag vor ihm der weite, hügelige Haßgau mit dem schmucken Städtchen Hofheim in der Mitte; links in der Ferne grüßte ihn die blaue Wand des Steigerwaldes mit ihrem Eckstein, dem Zabelstein, rechts aber stiegen die mächtigen Rücken des Rhöngebirges über das flachere Land empor. Und hier, beschützt und gehegt von dem alten Truchseß, der den jungen Feuergeist wie einen Sohn liebte, dichtete Rückert 1814 und 1815[2]) „Lieder ohne Zahl"; von hier aus eilten seine Gedanken in den Sturmjahren der Befreiungskriege hinaus zu den kämpfenden Brüdern und kehrten, in die Form geharnischter Sonette gegossen, wieder in die Heimat zurück; hier lag er, die Bettenburg im Rücken, gegen die Nacht zu im hohen Gras und ließ sich von flüsternden Halmen die alte schöne Geschichte von Blume und Weißblume erzählen, um sie dann, in flüssigen Terzinen nacherzählt, seinem väterlichen Freund vorzulegen. Tiefsten Dank, wie einst Horaz gegen seinen Mäcenas, wie Goethe gegen seinen Ernst August, hegte Rückert Zeit seines Lebens gegen diesen fränkischen Edelmann, dem er noch im Jahre 1835 folgendes wundervolle Denkmal der Dankbarkeit gesetzt hat:

„. . . Zu Trümmern ist noch nicht das Schloß geworden,
Das fränkische, wo ich mehr Lieder sang,
Als auf der Wartburg jener Sängerorden.

Er aber, den gefreut mein Liederklang,
Der alte Burgherr ritterlichen Wuchses,
Um den sich meiner Jugend Ranke schlang;

---

[1]) Zu ihrer Vermählung (sie war bekanntlich eine geborene Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen) hatte Rückert am 12. Okt. 1810 die „drei Moosrosen" gedichtet.

[2]) Zum ersten Mal wurde Rückert dem alten Truchseß schon 1807 vorgestellt und machte in den folgenden Jahren den Schloßherrn öfters „seine Aufwartung" auf der Bettenburg; erst im April 1814 wurde er durch eine wirkliche Einladung ausgezeichnet.

Er, meines ersten Lorbeers oder Buchses
Nachsichtiger Pfleger, der ihn nie beschnitt,
Dahingegangen ist mein guter Truchseß.

Mit dem ich oft die Bettenburg umschritt,
Die gastliche, wo ich fast Heimrecht hatte,
Zum Grab gelangt ist längst sein müder Tritt.

Kühl über seiner Ruhe sei der Schatte,
Und feierlich der Abendlüfte Spiel
Mit des von ihm gepflanzten Haines Blatte!

Dies Lispeln auch von müßigem Dichterkiel
Soll ihm geweiht zum Angedenken dauern,
Nicht weil es mir, nur weil es ihm gefiel.

Fort wachs' es mit dem Moos der alten Mauern
Und mit den Gräsern unter jenem Baum,
Die dort noch flüstern bei der Nachtluft Schauern
Von Flor und Blankflor den idyll'schen Traum." (III 189).

Auch heute noch ragt das einfache Renaissanceschloß [1]) „aus waldiger Hügel Mitte" empor. Von den Anlagen freilich, die der alte Truchseß schuf, ist manches nicht mehr erhalten; verwahrlost auch ist das „Dichterhäuschen" auf dem Nachbarhügel, von dem aus man einen schönen Blick auf die Burg genießt. Wer aber unter dem Schattendach der prachtvollen Bäume, die den Schloßberg umrauschen, heute dahinschreitet, der denke daran, daß hier vor hundert Jahren zwei reckenhafte Gestalten denselben Weg gingen und von der Not der Zeit, von Kunst und Leben sprachen: der Alte mit dem Jungen, der Ritter und der Sänger. — —

Das Kostbarste, was uns die Erde bieten kann, ziehen wir alle aus dem Heimatboden. Aber niemals über den Gesichtskreis des heimatlichen Kirchturms hinauszugehen, das verrät doch einen kleinen Geist und ist weder heilsam noch ratsam. Dem fränkischen Stamm kann man sicherlich nicht den Vorwurf machen, daß er allzufest an der heimatlichen Scholle klebt. Seine Söhne haben vielmehr in einer vielhundertjährigen Geschichte bewiesen, daß sie leicht anderwärts in fremde Sitten mit Anstand sich zu schicken und mit rasch zugreifender Lebenskunst eine neue Heimat auch unter fremdem Himmel sich zu gründen vermögen. Und auch den Franken, der sein Leben auf alle Fälle in der Heimat beschließen möchte, erfaßt wohl einmal im Leben der tief im Frankenblut sitzende Wandertrieb, der einst unsere Vorfahren zu tollkühnen Fahrten trieb und sie dadurch zum Schrecken der alternden römischen Welt machte.

Auch unser Rückert hatte seine Wanderjahre; freilich war sein Aufenthalt in der Fremde so gut wie niemals wahl- und zwecklos. Die Reise, die ihn im Jahre 1810 nach Göttingen führte, diente dem Zweck sich dortselbst den Doktor-

[1]) Über dem Haupttor die Jaheszahl 1535; Erneuerung im 17. Jahrh., wie der Augenschein lehrt. — Von den Bemühungen des Christian Truchseß um die Pflege gärtnerischer Kunst gibt noch ein in den Schloßanlagen stehender säulenartiger, von einer Kupel bekrönter Aufbau Kunde, der die Inschrift trägt: „Der theoretisch-praktischen Schoenen Gartenkunst und ihren Beförderern Hirschfeld-Schwarzkopf."

grad zu erwerben, im gleichen Jahr noch ließ er sich in Jena als Privatdozent nieder. Bei der Inauguraldisputation erregte Rückert durch die überlegene Art, mit der er seine noch mit alten Zöpfen behängten philologischen Gegner abfertigte, Stürme des Beifalls, aber auch den Neid und die Mißgunst der Betroffenen. So verläßt er 1812 die Stadt, die ihn auch sonst nicht fesselte, und kehrt in die Heimat zu seinen Eltern zurück. Dem kurzen Aufenthalt in Jena folgte ein noch viel kürzerer in Hanau, wohin ihn der Kurfürst von Mainz und Großherzog von Frankfurt Karl Theodor Freiherr von Dalberg als Professor an das Gymnasium berief. Ohne überhaupt noch im Schulsaal gewirkt zu haben, gab er, als der Freiheitshauch des Jahres 1812 zu wehen begann, sein Amt wieder auf und verließ die Stadt. Nur die Rücksicht auf seine damals unbefriedigende Gesundheit und die dringenden Vorstellungen seiner Eltern hielten ihn ab sich persönlich an den Befreiungskämpfen zu beteiligen. Ins Schwabenland führte den jungen Privatgelehrten das Jahr 1815. Auf Verwendung des Ministers Karl August Freiherrn von Wangenheim, des damaligen Kurators der Universität Tübingen[1]), lud ihn, der durch seine Gedichte unterdessen schon bekannt geworden war, die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung ein, zusammen mit dem seinerzeit vielgerühmten Epigrammatiker Joh. Christoph Friedrich Haug, einem Jugendfreund Schillers, das Stuttgarter Morgenblatt zu redigieren. Der Aufenthalt in der schwäbischen Residenz, der auch nur kaum zwei Jahre währte, hat dem Dichter in dem Lebensalter, wo des Mannes Reife sich vollendet, die Bekanntschaft mit trefflichen Männern verschafft, vor allem mit dem um ein Jahr älteren Ludwig Uhland, den er in einem Gedicht seinen Freund nennt. Wer könnte ein anziehenderes, stolzeres Bild sich denken als diese beiden Freunde nebeneinander! Den mittelgroßen, zierlichen Schwaben mit dem mächtigen Schädel, dem energischen Gesicht, den fest und klar blickenden blauen Augen, der spitzigen Nase, und den Franken Rückert, schlank und hochgebaut, um mehr als Haupteslänge ob dem Freunde ragend, mit den lang und üppig auf die Schultern wallenden Locken und den tiefliegenden Feueraugen — jeder eine prachtvolle Verkörperung seines Stammes, beide zum Gelehrten wie zum Dichter geschaffen, wenn auch von verschiedenartiger Begabung; der Schwabe mit starkem politischem Empfinden, der Franke für praktische Politik nicht geschaffen[2]), aber beide doch wieder einig in dem Gefühl für deutsche Freiheit, in der Sehnsucht nach deutscher Einheit.

Freilich, die Aussichten auf deutsche Einheit und Freiheit wurden gerade damals immer hoffnungsloser, die Patrioten immer verbitterter. Was Rückert mit so vielen anderen hochgemuten Männern unter der immer stärker einsetzenden

---

[1]) Nach einem Brief Christians v. Truchseß an Fouqué vom 14. Sept. 1815 hatte Rückert die Bekanntschaft Wangenheims auf der Bettenburg gemacht; sie wurde zu einer Lebensfreundschaft. Wangenheim starb als Ex-Minister zu Koburg am 19. Juli 1850.

[2]) Damit ist keineswegs gesagt, daß Rückert für die Politik unempfänglich gewesen sei. Im Gegenteil, er nahm lebhaftesten inneren Anteil an allen großen politischen Geschehnissen und hatte selber eine feste politische Anschauung. Gerade darin aber, daß politische Dinge ihn außerordentlich verstimmen, ja geradezu seelisch niederdrücken konnten (vgl. den Brief Luise Rückerts an Barth, 14. Juni 1849) zeigte er, daß er — kein Politiker war.

Reaktion litt, dem hat er in einem seiner allerschönsten Gedichte ergreifenden Ausdruck gegeben; „Herbstgefühl" ist es überschrieben.

„Wie ein herbstdurchzitterter Strauch
Ist das zagende Vaterland:
Wo in Blättern sich regt ein Hauch,
Löst er einem das Lebensband.

Wie das sterbende Blatt sich schmückt,
Küßt es weinend der Sonnenstrahl:
Frühlingstäuschung, die mich beglückt,
Ach, du lächelst zum letzenmal!

Vögel fühlen den Winter vor:
Wie die wandern im Nebelduft,
Senken die sich in Schilf und Rohr,
Die zum Schlafen in Fels und Kluft.

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus.
Die da wachen und bleiben hie,
Klagen in Frost und Wintergraus." (I 253).

Zu den Beglückteren, die da auswanderten, wollte auch Rückert wenigstens für einige Zeit gehören. Er gab Neujahr 1817 die Redaktion des Morgenblattes auf und floh, wie vor ihm Goethe, im Juni des gleichen Jahres nach dem damals mehr als je gelobten Land Italien. Viel hat ihm ja dieses Land geboten: die Bekanntschaft mit geistreichen Männern und Frauen, mit Dichtern und Künstlern, die Kenntnis des italienischen Volkslebens und vor allem der italienischen Volksdichtung, die ihn zu glücklichster Nachbildung südländischer Poesie reizte; aber es lag tief in Rückerts Wesen, daß er kein Italienschwärmer wie die anderen werden konnte. Wenn er an Horaz' gepriesenem Quell Bandusia stand, so fiel ihm das Lauerbrünnlein seiner fränkischen Heimat ein, und dann beschlich ihn die Sehnsucht. In dieser Stimmung schuf er Gedichte voll Wehmut und Wandermüdigkeit.

„. . O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!" (V 30).

Schon Anfangs Oktober 1818 verließ er mit dem schwedischen Dichter Peter Daniel Amadeus Atterbom die ewige Stadt, um zunächst nach Wien zu reisen. Von den Männern, die er in der Hauptstadt Österreichs kennen lernte, wurde der Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall für sein Leben bedeutsam. Die Bekanntschaft mit diesem Mann veranlaßte ihn nämlich endgültig zu eindringlichen orientalischen Studien; so fand der Sprachgelehrte Rückert in Wien den Weg zu dem Arbeitsfeld, auf dem er von nun an Großes leistete und von dem zahllose fruchtbringende Samen auch in den Garten seiner eigenen Dichtkunst hinüberflogen. Sonst fesselte ihn in Wien nicht allzuviel — und zu Anfang des folgenden Jahres umarmte er seine Eltern wieder und atmete fränkische Heimatluft.

Volle zweiundzwanzig Jahre lang hat ihn von 1819 an das Frankenland nicht wieder von sich gelassen. Rückert besuchte zunächst die alten Orte, wo liebe Freunde wohnten[1]), lernte aber auch bedeutsame Stätten fränkischer Kultur neu kennen.

In einer fast geraden Nordsüdlinie liegen im östlichen Franken die Städte Nürnberg, Bamberg und Koburg, alle drei Kleinodien in Frankens Diadem.

Bamberg hatte sich im Laufe seiner Geschichte unter den fränkischen Städten zu besonderer Eigenart, wenn auch ganz in fränkischem Sinne, entwickelt; in dem alten Spruch: „Reben, Meßgeläute, Main und Bamberg, das ist Franken" kommt dies richtig zum Ausdruck. Bamberg war geistliche Stadt wie Würzburg, aber es war auch kaiserliche Stadt durch seine Gründung und die ihm unter den deutschen Bischofsstädten gewährten Vorrechte; es war ferner eine Hauptstadt fränkischer Kunst, die in seinem herrlichen Dom die höchste Stufe ihres Könnens erklomm, und es war und ist schließlich seiner Lage und Umgebung nach die schönste aller fränkischen Städte. Rückert, der von Ebern aus naturgemäß leichte Gelegenheit hatte Bamberg zu besuchen und schon 1811 hier mit dem Dichter und Schriftsteller Friedrich Gottlob Wetzel, dem Redakteur des „Fränkischen Merkurs", zusammengetroffen war, hatte Bamberg übrigens in der Folge noch von einer ganz besonderen Seite kennen gelernt. Diese Stadt verstand von jeher die fränkische Gabe Feste zu feiern in besonderem Maße, da sie von der Gunst der Natur hierin unterstützt wird; namentlich als Bamberg durch die Säkularisation zu einer stillen Provinzstadt geworden war, wußte sich die Bürgerschaft durch glänzende Volksfeste darüber wegzutäuschen. Am 18. Oktober 1814, als fast überall in Deutschland der Jahrestag der Leipziger Schlacht festlich begangen wurde, schrieb Rückert an seinen väterlichen Freund Christian Hohnbaum, Superintendent in Rodach bei Koburg, unter anderem: „Morgen werde ich vielleicht nach Bamberg gehen, wo gar alle Teufel los sind. Wie sich nur die Baiern zu solchem Jubel bequemen können, da sie doch auch noch mit bei Leipzig[2]) auf der Seite der gebläuten Böcke waren! Daran scheint vor lauter Freude niemand zu denken und das ist recht . ." Am nächsten Tage ging Rückert wirklich nach Bamberg und erlebte am Abend den Höhepunkt des Festes, als die lodernden Feuerbrände auf dem Rothof über der Stadt und rings auf allen Bergen des Bamberger Landes zum Himmel schlugen, während der Gipfel des Berges mit Tausenden froher Menschen bedeckt war, in deren Festjubel unauf-

---

[1]) Von den vielen noch nicht angeführten Orten in Franken, die Rückert öfters oder zu längerem Aufenthalt besucht hat, seien hier folgende genannt: Hildburghausen, das er seiner Großmutter (einer geborenen Ernestine Helene Gehring) und seines Onkels, des Regierungsrates Heinrich Rückert halber oft besuchte; ferner Manau bei Vettenburg, dessen Pfarrherr Eller mit ihm verwandt war; dann Sonnefeld (nahe der bayerisch-koburgischen Grenze, wo sich sein Onkel Heinrich öfters aufhielt. Mit Boehmer und Barth (s. u.) besuchte er auf der Reise nach Nürnberg auch Pommersfelden bei Bamberg zum Studium des prachtvollen Schlosses derer von Schönborn und der damals weltberühmten Gemäldegalerie.

[2]) Daß Rückert hierin sich irrte, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

hörlich der Donner der Geschütze darein rollte.[1]) Tiefsten Eindruck machte auf Rückert die großartige Feier, in der, den grollenden oder spöttelnden Kosmopoliten zum Trotz, hier in Deutschlands Mitte auch das deutsche Herz sich geoffenbart hatte, und er schrieb wenige Tage darauf zu Rodach in das Kollektaneum Hohnbaums das Gedicht „Feuergeist des 18. Oktober." –

Auch an einer künstlerischen Besonderheit Bambergs in jener Zeit kann Rückert nicht wohl ganz achtlos vorübergegangen sein, nämlich an seinem Theater. Daß er es ab und zu besucht hat, läßt sich anscheinend aus einer Bemerkung in einem Brief an Schubart vom 12. Febr. 1815 schließen: „Ist denn die Wernersche Kunigunde" (das romantische Schauspiel „Kunigunde die Heilige" von Zacharias Werner) „noch nicht bei Ihnen gegeben worden? Für die Bamberger ist das ein gemachtes Fressen. Das ist eine barbarische Sudelköcherei." Scheint nun Rückert mit diesen Worten dem künstlerischen Geschmack des damaligen Bamberger Theaterpublikums (das sich für ein Drama „Kunigunde" natürlich vor allem des Stoffes halber interessieren mußte) kein allzu schmeichelhaftes Zeugnis auszustellen, so bleibt andererseits die Tatsache bestehen, daß das Bamberger Theater wenigstens unter den Direktoren Graf Friedrich Julius Heinrich von Soden (1802–1809) und Franz Ignaz von Holbein (1809–1812) sowie besonders unter der musikalischen Leitung E. Th. A. Hoffmanns (1808–1813) in jeder Beziehung zu den ersten Bühnen Deutschlands gehört hatte. Eine größere Anteilnahme Rückerts an dem Bamberger Theater der damaligen Zeit hätte vielleicht seine Ansichten über dramatische Kunst, die wir nicht teilen, wohltätig beeinflußt. –

Nürnberg, an der Südostgrenze des fränkischen Sprachgebietes gelegen und ursprünglich von oberpfälzisch-bajuwarischer Bevölkerung besiedelt, hatte im Laufe des Mittelalters viel fränkisches Blut gutbürgerlichen Stammes in sich aufgenommen und war durch seine Handelsbeziehungen den Kultureinflüssen Frankens jederzeit offen; vollends seit der Zurechnung zum Fränkischen Kreis (1495) galt es als fränkische Stadt, wenn man gleich seine hervorragende Sonderart stets bemerkte. Die Stadt „der edlen Künste voll" hatte es Rückert bei gelegentlicher Durchreise angetan, sodaß er 1820 eine Zeit lang dort zubrachte. Auf der Burg, wo er wohnte, empfing er damals auch den Besuch des Dichters August Graf von Platen. Dieser, der in Literaturgeschichten öfters als fränkischer Dichter aufgeführt wird, war freilich alles eher als ein Franke; den Sprossen eines altpommerischen Adelsgeschlechtes trennte vieles von Rückert. Was sie aber damals zusammenführte, war die gemeinsame Begeisterung für Geist und Formen der orientalischen Dichtkunst.[2]) Dankbar aber gedenkt Platen in seinen Tagebüchern Rückerts auch als geistvollen Führers durch das alte Nürnberg, das sie im Juni 1821 zusammen nochmals besuchten. „Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Ge-

[1]) Vgl. über dieses Fest Oskar Krenzer, Die Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig in Bamberg am 18. und 19. Oktober 1814. Jahrbuch 1913/14 des Hist. Ver. in Bamberg S. 95 ff.

[2]) Die literarische Freundschaft steigerte sich in der Folge zur persönlichen, sodaß Platen sogar die Patenschaft von Rückerts Sohn August (geb. 23. Febr. 1826 zu Koburg) übernahm.

sellschaft" (Rückerts, des Kupferstechers Karl Barth aus Hildburghausen[1]), des Kunstkenners Böhmer aus Frankfurt) „zum ersten Mal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Brunnen wahrhaft genossen habe." Kein Zweifel, daß Rückert und seine Gefährten in Nürnberg damals romantische Luft atmeten. Mochten sich die Geister zur literarischen und künstlerischen Romantik stellen wie sie wollten: an der Wiederentdeckung alter deutscher Herrlichkeit durch sie nahmen sie alle teil, dankbaren oder widerstrebenden Herzens. Die Zeiten waren vorüber, wo Künstler vom Rang eines Mozart Nürnberg „eine häßliche Stadt" hatten nennen können. –

Nach Koburg war Rückert schon während seines Aufenthaltes in Seßlach oft gewandert. Machtvoll und schön zugleich begrüßte ihn dann, wenn er von Witzmannsberg her dem Itzgrund sich näherte, das Wahrzeichen der Stadt, die Feste. Sie und die Heldburg, ehedem „die fränkische Leuchte" genannt, die Feste Rosenberg bei Kronach und die Plassenburg bei Kulmbach sind jene gewaltigen Schlösser im Nordosten des Frankenlandes, deren Anfänge in die Zeiten zurückgehen, wo sich das Deutschtum hier gegen Wenden und Sorben durch Trutzburgen sichern mußte. In der Folge wurden sie, mächtig ausgebaut, Symbole fürstlicher Macht: die Feste von Kronach das nördlichste Bollwerk des Fürstbistums Bamberg, die Plassenburg ein Sitz der stolzen Meranier und nach deren tragischem Untergang der Hohenzollern; die Koburg und die Heldburg, beide ursprünglich im Besitz der mächtigen und kunstbegeisterten Henneberger, kamen an das Haus Wettin. Nur an der Feste Koburg ist bis auf den heutigen Tag der Glanz lebendiger fürstlicher Macht verbunden mit ritterlicher Romantik haften geblieben – und darin besteht ihre Eigenart innerhalb der fränkischen Lande. Die schöne Stadt aber, die an die Hänge des Festungsberges sich anschmiegt, sollte für Rückert bedeutungsvoller denn eine werden.

Als er, immer noch nicht im Besitz einer festen, gesicherten Lebensstellung, gegen Ende des Jahres 1820 nach Koburg zog, zunächst um sich etwas zu zerstreuen, dann aber, um an der dortigen Bibliothek Studien zu machen, mietete er sich im Hause des Herzoglich Koburgischen Archivrates Johann Albrecht Fischer in der Schloßgasse ein. Nicht allzu freundlich, nicht allzu lichtbestrahlt steht dieses große, dreistöckige Haus in geringer Entfernung von den hohen Mauern des Residenzschlosses da; und bescheiden, sehr bescheiden war die Zweizimmerwohnung, die Rückert der Frau von Gersdorf abmietete. Aber in diesem Hause erblühte seine dichterische und wissenschaftliche Kraft in reichster, strotzendster Fülle, in diesem Haus erlebte und dichtete er seinen Liebesfrühling. Dieses in der deutschen Literatur einzig dastehende Denkmal bräutlicher Liebe galt der Stieftochter Fischers, Anna Luise Magdalena Wiethaus-Fischer. Sie war ein fränkisches Mädchen von ihrer Mutter her, einer geborenen Magdalena Luise Doppelmeier aus Erlangen; ihr Vater stammte aus Westfalen.[2]) In

[1]) In dieser Stadt lebte er lange Jahre, gebürtig jedoch war er aus Eisfeld. Barth zählte zu den wirklichen Freunden Rückerts.

[2]) Karl Friedrich Wiethaus, Auskultator (= Referendar) an der Kgl. preußischen Regierung in Bayreuth, starb im Alter von 25 Jahren am 21. März 1799 in Erlangen. (Mitteilung von Herrn Heinrich Schmidt, Rechtsrat in Erlangen).

den Gedichten des „Liebesfrühlings" schöpft Rückert alle Brunnen der deutschen Sprache aus, damit er seine Liebste gebührend preisen könne; er ringt förmlich mit der Sprache, bis sie ihm alle ihre zartesten Liebesworte zur Verfügung stellt:

„Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bess'res Ich!" (I 367).

Das an Leib und Seele prächtige Mädchen mit den „frommen, treuen, braunen Rehesaugen"[1]) ward Rückerts Braut und am 26. Dezember 1821 seine Gattin. Das junge Paar blieb im väterlichen Hause wohnen; drei Söhne, Heinrich, Karl und August, wurden dem Dichter daselbst geboren. Die Sonne seines Liebesfrühlings, die in diesem Hause zu strahlen begonnen hatte, leuchtete über seiner ganzen Ehe; Luise war und blieb „sein Sonnenblick, sein Seelenstrahl", bis der Tod sie ihm entriß. –

Im Jahre 1826, in dem Rückerts dritter Sohn geboren wurde, gestalteten sich endlich seine äußeren Lebensbedingungen befriedigend für ihn wie für die Seinen. Kronprinz Ludwig von Bayern hatte ihm einst in Rom versprochen, er werde ihn sobald als möglich an einer bayerischen Universität anstellen. Als im Jahre 1825 zu Erlangen der Lehrstuhl für orientalische Sprachen sich erledigte und Rückert sich am 18. Juni des gleichen Jahres darum bewarb, erinnerte

[1]) Interessant ist übrigens eine Bemerkung Friedrich Schubarts (vgl. Beyer, Neue Mitteilungen, S. 77) über das Aussehen von Rückerts Frau im Jahre 1841: „... Ihre äußere persönliche Erscheinung betreffend, so war sie freilich Mutter von fünf Söhnen und zwei Töchtern, und ich mußte mir an ihrer etwas kleinen aber wohlgeformten Frauengestalt die ehemalige Jugendblüte hinzudenken. Das gefällige Eirund ihres Kopfes und die angenehme Röte ihrer Gesichtsfarbe erinnerte mich an Göthes Dorothea, in deren Schilderung derselbe, wie ich auf einer früheren Reise durch Franken beobachtet hatte, den Idealtypus der fränkischen Gesichtsbildung gezeichnet zu haben scheint." Wir könnten hinzufügen, daß auch das schwarze Mieder, die um silberne Nadeln gewickelten Zöpfe und der vielgefaltete blaue Rock von Goethe sehr wohl in Franken beobachtet worden sein konnten:

„Der rote Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unterm Latze der Rock an
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel."

(Hermann und Dorothea V, 169 ff.)

sich der nunmehrige König seines Wortes und setzte 1826 seine Berufung trotz aller Kämpfe in der Fakultät durch. Somit war nun Rückert Professor an einer fränkischen Hochschule.

Wir kennen schon das eigentümliche, freundliche Geschick unseres Dichters, das ihn nach und nach fast alle hervorragenden Stätten des Frankenlandes und damit die Vielseitigkeit des Frankentums immer von einer neuen Seite kennen lernen ließ. Erlangen war eine ganz andere Individualität als die größeren ihm schon bekannten fränkischen Städte. Es war eine Markgräflerstadt wie Bayreuth, nur bescheidener, aber mit der gleichen künstlerischen Färbung, die einfach und trocken erschien, mochte man sie nun mit der künstlerischen Kultur der fränkischen Reichs- oder Bischofsstädte vergleichen. Dazu kam die bestimmte Eigenart, die jede Universitätsstadt kennzeichnet, und ein Charakterzug, der sich aus der Geschichte der Stadt ergibt. Das neue Erlangen war ja für jene flüchtigen Hugenotten gebaut worden, denen der Markgraf Christian Ernst im Jahre 1685 Aufnahme in seinem Land gewährte. Es waren fleißige Strumpfwirker, Hutmacher, Gerber, Wollweber; sie brachten aus ihrer Heimat Sinn für emsige Tätigkeit, freilich aber auch hausbackene Nüchternheit mit. Aus diesen verschiedenen Quellen ergab sich Erlangens Stadtcharakter. Unser Dichter war nicht ungern dort; er fühlte sich in den breiten, luftigen Straßen der übrigens sehr gesunden Stadt wohler als in Nürnbergs engen Gassen und liebte die freundliche Umgebung, die er auf vielen Spaziergängen kennen lernte. Ja er befreundete sich schließlich mit dem Gedanken eines dauernden Aufenthaltes in Erlangen; dies geht wohl daraus hervor, daß er sich zuletzt ein „altes kleines" Haus kaufte, das er freilich nur mehr zwei Jahre lang bewohnte.[1])

Im Jahre 1841 nämlich folgte Rückert, der nun schon als Dichter wie als Gelehrter berühmt geworden war, der Berufung als Professor der orientalischen Sprachen mit dem Titel eines Geheimen Rates an die Universität Berlin. Hatte er sich in Erlangen wohl gefühlt — das beweist ja vor allem seine in jenen Jahren gewaltig gesteigerte Arbeitskraft —, so mußte er doch diese Verbesserung seiner Verhältnisse im Interesse seiner Familie begrüßen; denn zu seinen drei ältesten Söhnen hatten sich noch vier Kinder gesellt: die Söhne Leo und Fritz, die Töchter Marie und Anna. Andererseits glaubte König Friedrich Wilhelm IV., der ihn in einem Handschreiben mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken berufen hatte, durch Rückert den Glanz seiner Residenzstadt noch zu er-

---

[1]) Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Dr. Otto Mitius in Erlangen, der sich in dieser Sache an Frl. Marie Rückert, des Dichters einzige noch lebende Tochter, und an Herrn Rechtsrat Schmidt um Auskunft wandte, steht dieses Haus in der südlichen Stadtmauerstraße Nr. 40 (jetzt Buchbindergeschäft von Beuschel). Rückert hatte zuerst bei Münzer (Dreikönigstr. 1), dann Goethestr. 7 (früher Spitalstr.), seit 1832 im Realschulgebäude (frühere Waisenhausstr.), Haus Nr. 28 an der südl. Stadtmauerstr. (ehemaliger Egloffsteinscher Besitz) gewohnt. Die Inschrift an diesem: „Hier wohnte Prof. und Dichter Dr. Friedrich Rückert 1826–1841" ist nicht richtig; 1841 hat er ja Erlangen schon verlassen. Es müßte „1838" heißen; am 8. April kaufte er das erwähnte Haus. (Mitteilung des Herrn Rechtsrat Schmidt auf Grund der Magistratsakten). In der jetzigen Erlanger Rückertstr., die bis 1884 „weiße Ochsengasse" hieß, hat der Dichter nie gewohnt.

höhen. Der Dichter-Gelehrte sollte neben Männern wie Varnhagen von Ense, Alexander von Humboldt, Schelling, Tieck als neuer Stern am Himmel Berlins erstrahlen.

So begann in Rückerts Leben die einzige zusammenhängende Jahresreihe, in der er nicht fränkische Luft atmete: und diese Jahre waren die frostigsten seines Lebens. Wie konnte sich auch der Franke Rückert, der als Knabe durch Oberlauringens Wälder und Felder gestreift, der in Würzburg Rebenduft geatmet, in fränkischen Tälern Liebe, auf fränkischen Schlössern Freundschaft gefunden, der Nürnberg, Bamberg und Koburg erlebt hatte – wie konnte sich der wohl fühlen inmitten der „rohen und steifen Gesellschaft" des vormärzlichen Berlin, unter dessen fadenscheinigem romantischen Mänteichen links bockbeinige Reaktion, rechts gallisierende revolutionäre Gesinnung sich mühsam verbarg?[1]) Die liebewarme Aufnahme, die er bei einigen Freunden fand, in allen Ehren; es ging ihm aber doch von Herzen, wenn er von seinem Berliner Aufenthalt sagte:

„Wie ich mich hier behage?
Wie die Eul' am Mittage
In lärmender Krähenschar;
O wär' in meiner Nacht ich einsam, wie ich war!"[2])

Seine Familie wohnte von 1843 an überhaupt nicht mehr in Berlin, sondern ganz auf dem Gute Neuseß bei Koburg, das Rückert schon längere Zeit von seinem Schwiegervater übernommen und auf dem er schon in den Erlanger Jahren regelmäßig die Sommermomate verbracht hatte. Der Winter 1847 war der letzte einsame Junggesellenwinter Rückerts in der preußischen Hauptstadt: zwei Tage vor der Märzrevolution des Jahres 1848 verließ er Berlin – nnd kehrte nicht mehr dorthin zurück. Von Neuseß aus suchte er im nächsten Jahre um seine Pensionierung nach; sie ward gewährt, und mit 1500 Talern Pension, der Hälfte seiner Besoldung, setzte er sich in der Heimat zur Ruhe.

Zur Ruhe? – Nein und ja!

Der Mann, der nie in seinem Leben gerastet, konnte unmöglich auch als Sechzigjähriger und Siebzigjähriger die Bücher schließen, aus denen er immer neue Nahrung für sein schon riesenhaftes Wissen schöpfte, und die Feder aus der Hand legen, aus der immer neue Gedankenströme flossen. Der Wissenschaft und der Dichtung waren auch an seinem Lebensabend von jedem Tag streng zubemessene Stunden vorbehalten. Alles andere freilich war Ruhe, allerschönste Ruhe: umgeben von der fraulichen Sorge seiner treuen Lebensgefährtin, von der Liebe seiner Töchter Anna und Maria und seiner Schwiegertochter Alma, die Rückerts Sohn August, den jungen Gutsherrn von Neuseß, geehelicht hatte, lebte der greise

[1]) Aus der Ferne hatte Rückert, besonders in jungen Jahren, für Berlin geschwärmt, das er (nach einem Briefe an seinen Freund Friedrich Schubart vom 20. Dez. 1814) für den „Brennpunkt neuer Deutschheit" hielt. Umso peinlicher war für ihn die Enttäuschung, da er sich von dem König und gewissen literarischen Größen Berlins ein Entgegenkommen für seine damals auf das Theater gerichteten Absichten erhofft hatte, aber nicht das mindeste Verständnis fand

[2]) Vgl. Beyer, Friedr. Rückert, S. 205.

Dichter auf einem Fleckchen Erde, von dessen Gottesfrieden wir auch heute noch einen Hauch verspüren.

Am Fuß eines Höhenzuges, im Angesichte der Stadt Koburg, liegt im grünen Lautertal das Dorf Neuseß, bescheiden überragt von der alten Kirche, um die sich die Laub- und Nadelbäume des kleinen Kirchhofs drängen. Nur wenige Schritte von der Kirche weg steht das langgestreckte, zweistöckige Haus mit seinem roten Ziegeldach; die Grundmauern seiner Schmalseite und den schönen Garten hinter dem Hause bespült die Lauter. Haus, Garten und Gut hatte Rückert nicht geschenkt erhalten wie einst Horaz sein Landgut im Sabinerlande und es war ihm nicht geliehen worden wie das Gütchen Walthers von der Vogelweide[1]); aber mit derselben tiefinneren Befriedigung wie jene besingt er sein kleines Eden und umschmeichelt es mit zärtlichen Ausdrücken:

„Neuer Sitz am alten Koburg
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freudenfrohburg,
Ehrenburg und Residenz!
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeiten sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt."

Fast nicht minder lieb als das Gärtchen hinter dem Hause, das dem deutschen Volk die „Weisheit des Brahmanen" geschenkt hat, war ihm der Goldberg, ein sanft ansteigender Hügel nördlich des Dorfes, dessen Gehänge zum Gut gehörten; von hier aus konnte er zur schimmernden Feste Koburg wie zum waldbedeckten Callenberg hinüberblicken, dessen schöne Forsten er oft durchwanderte. Hier ging er, wie er selber erzählt, zur heißen Mittagszeit, von seiner Jugendliebe zur Weinrebe getrieben, von Stelle zu Stelle, um die heißeste ausfindig zu machen und dort einen kleinen Weinberg anzulegen; hier baute er sich aus Holz sein „Dichterhäuschen"; von hier blickte er des Abends, wenn Glockentöne durch die Täler der Itz und der Lauter zogen, so oft der sinkenden Sonne nach, wie sie über dem Tannenforst sich zur Ruhe senkte, und dann überkam ihn eine wunderliebliche Abendsehnsucht nach jenem Lande, dem des Greises Füße zuschritten:

„Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh . . . .

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist." (II 386).

Ein Schmerz nur war der abgeklärten Seele des Dichters in Neuseß noch beschieden: daß seine Luise vor ihm verschied. Als sie im Jahre 1857 starb,

[1]) Das Gut, das erst durch Hinzukauf des sogenannten Regenhofes „ein redenswerter und für die Zukunft bewirthschaftungswürdiger" Besitz geworden war, bereitete dem Dichter zuweilen schwere „ökonomische Sorgen" (vgl. den Brief an Barth vom 31. Januar 1847).

war eine der glücklichsten Dichterehen zerrissen. Aber dem Dichter versüßten das Alleinsein seine trefflichen Kinder, seine blühenden Enkel und das immer gewissere Bewußtsein, daß er im deutschen Volke Anerkennung, Wertschätzung, Bewunderung gefunden habe, die sein irdisches Leben überdauern würden. Und so erwartete er, zuletzt von Krankheit heimgesucht, mit Heiterkeit den Besuch des Todesengels.

„. . Aufzubrechen scheint es Zeit geworden
Von hier, wohin? Ich frage nicht, ich höre
Gerufen mich von höheren Akkorden.

Dem Rufe will ich folgen, ich gehöre
Dem Herrn der Harmonien, der Dichterorden
Hier einsetzt und dort anstellt Engelchöre."

Umgeben von seinen Söhnen August, Karl, Fritz, seinen Töchtern und seiner Schwiegertochter verschied Friedrich Rückert ohne Todeskampf am 31. Januar des Jahres 1866. Er hatte von seinem Sterbegemach nicht weit zu wandern bis zur kühlen Stätte hinter dem alten Kirchturm, wo seine Luise und deren Eltern schon auf ihn warteten.[1]) Am 3. Februar machte der zerbrochene Leib, aus dem in Wahrheit eine Jünglingsseele gewichen war, diesen letzten Weg. –

Seit jenen Tagen sind fünfzig Jahre vergangen. Wenn wir dies als Anlaß genommen haben in schlichten Ausführungen des Dichters Friedrich Rückert zu gedenken, so brauchte uns wahrlich nicht die moderne Jubiläensucht dazu zu treiben: mit gewaltiger Stimme spricht zu uns in unseren großen, schweren Tagen der Geist des Dichters, der vor hundert Jahren, als unser Vaterland in ähnlichen Kämpfen stritt, mit glühender Leidenschaft von deutscher Pflicht, von deutscher Ehre sang. Die Geharnischten Sonette, von denen eines das erschütternde Vorwort zu diesen unseren Zeilen bildet, sollen freilich „zu spät gekommen" sein, weil sie erst im Jahre 1814 erschienen, sie sollen „nicht volkstümlich" sein, weil sie in einer kunstvollen ausländischen Strophenform geschrieben sind. Mit diesen Meinungen zu rechten ist hier nicht der Ort; das eine aber sei gesagt: was an Kriegsliedern heute, in den Jahren 1914/15, geschrieben wurde und wird, das zeigt dem Urteilfähigen deutlich genug, daß heute keiner lebt, der Rückerts Geharnischte Sonette zu dichten imstande wäre!

[1]) Das Doppelgrab von Rückerts Schwiegereltern trägt die Inschriften: Dem geliebten Vater Johann Albrecht Fischer, Herzogl. Coburg. Archivrat, geb. d. 4. April 1764, gest. d. 30. Sept. 1836. Der geliebten Mutter Magdalena Luise Fischer verw. Wiethaus geb. Doppelmeier, geb. d. 31. Juli 1772, gest. d. 23. Oktober 1850. Auf dem Grabstein Rückerts und seiner Frau lesen wir: „Hier ruh'n in Frieden Im Tode wie im Leben ungeschieden" Friedrich Rückert, geboren am 16. Mai 1788 in Schweinfurt, gestorben am 31. Januar 1866 zu Neuseß. Luise Rückert geboren am 17. November 1797 in Bayreuth, gestorben am 27. Juni 1857 in Neuseß. – In der Mitte von den beiden Grabsteinen haben Nachkommen Rückerts eine Marmortafel mit der schönen Inschrift aufstellen lassen:

„Laß in deinem Abendwinde Rosen säuseln über
Eines Jeden, der Dir sang, nun schlummernde Gebeine,
Laß den freien Dichtermund, Herr, deinem Lobe dienen,
Bis in Engelzungen dort sich freier mischet seine."
Fr. Rückert.

Doch lassen wir literarische Werturteile. Man freue sich darüber, daß Rückert der einzige war, der in seiner Dichtung die innere und äußere Anteilnahme Süddeutschlands an der großen Befreiung der Völker würdig und groß bekundet. Und daß dies ein Franke sein durfte, das erfüllt uns, die wir ihm stammestümlich nahe stehen, mit doppelter Freude, und wir erneuern dankbar sein Angedenken. Wir fühlen mit Stolz in uns ähnliche Saiten erklingen wie in Rückerts Brust, wenn auch nicht so stark, wenn auch nicht so schön, und wir freuen uns des Bewußtseins, daß heute die Söhne unseres Stammes der Flammenworte Rückerts mehr denn je sich wert gezeigt haben. Als dereinst die süddeutschen Staaten und Stämme, der bitteren Notwendigkeit mehr als dem Herzen gehorchend, noch im Solde Frankreichs standen, da konnte Rückert ausrufen:

„Ihr Franken und ihr Bayern und ihr Schwaben!
Ihr, Fremdlingen Verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtheit haben?"

Und als die Franzosen, die Herren Bundesgenossen, auf deutschem und fränkischem Boden noch Bälle geben konnten und Tänzerinnen fanden, da konnte er voll Bitterkeit sein fränkisches Mädchen sprechen lassen:

„So bin ich fränkisches Mädchen,
So ist mein deutscher Sinn;
Ich dreh' an allerlei Rädchen,
Ich spinn' an allerlei Fädchen,
Doch deutsches ist nichts darin."

Höre, Friedrich Rückert! Sollen unsere Ahnen in jener Zeit Schuld auf sich geladen haben: wohl, die späten Enkel haben diese längst verblaßte Schuld der Väter ganz getilgt und gesühnt, und fränkisches Heldenblut hat in Strömen Frankreichs Erde getränkt, wenngleich kein Tagesbericht von der Tapferkeit fränkischer Regimenter erzählte.

In diesem Bewußtsein fühlen wir doppelt innig das Band, das unser Heimatland mit dem Dichter Rückert verbindet, und wir betrachten es mit neuer Ehrfurcht: denn die Stätten, die ein solcher Mann betrat, sind eingeweiht. Dieser Weihesegen aber ist untilgbar; es können Zeiten kommen, wo die Geschlechter der Menschen nicht edel und fein genug sind ihn zu fühlen — aber er bleibt und wirkt unsichtbar in feinen Ausstrahlungen, und einmal wieder kommt die Stunde, wo ein Geschlecht frohbeglückt den alten Segen an sich verspürt. So wandern heute die Kinder des Frankenlandes im Geiste zu den Stätten, wo ihr großer Dichter gelebt und gewirkt hat, atmen die Segensluft, die sie umfließt, und scheiden von dannen erhobenen Herzens, gestärkten Mutes, zu neuen Kämpfen, zu neuen Opfern bereit.



O wach in mir.

Die Schöpfung ist zur Ruh' gegangen, o wach in mir!
Es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!

Du Auge, das am Himmel wachet mit Sternenblick,
Wenn mir die Augen zugegangen, o wach in mir!

Du Licht, im Äther höher strahlend als Sonn' und Mond:
Wenn Sonn' und Mond ist ausgegangen, o wach in mir!

Wenn sich der Sinne Thor geschlossen der Außenwelt,
So laß die Seel' in sich nicht bangen, o wach in mir!

Laß nicht die Macht der Finsternisse, das Graun der Nacht,
Sieg übers inn're Licht erlangen, o wach in mir!

O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
Nicht sprossen sündiges Verlangen, o wach in mir!

Laß aus dem Duft von Edens Zweigen in meinem Traum
Die Furcht des Lebens niederhangen, o wach in mir!

O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
Geendet, das ich angefangen, o wach in mir!

In deinem Schoße will ich schlummern, bis neu mich weckt
Die Morgenröte deiner Wangen; o wach in mir!

Friedrich Rückert. 1822.



Das Vaterhaus.

Ansprache, gehalten an einem vaterländischen Abend zu Speyer am 31. Oktober 1915.

Von **Dr. Peter Schneider**, Speyer.

Hochverehrte Damen und Herren!

Etwas Gewaltiges, oft Ausgesprochenes, öfter nur Empfundenes schwebt über dem finsteren Wetterhimmel, der Europa heute bedeckt. Alle fühlen sein Dasein, der deutsche Schiffer vom Nordseestrande, der baskische Hirt im Hochtal der Pyrenäen, der Kosakenreiter aus den Steppen am Schwarzen Meer. Als sein Name ertönte, da verstummte der wildeste Parteienstreit, da hielt manch treuherziges Volk die gewissenlosen Schurken, die diesen Namen heuchlerisch in den Mund

nahmen, für Helden und Heilige und schwur, daß es sein Gut und Blut dafür einsetzen wolle. Dieser Name umwebt Mühsal und Todesnot mit unsterblichem Ruhm; halbgebrochene Herzen klammern sich an den Trost, der aus diesem Namen spricht, und zitternde Hände, auf die heiße Tränen herabträufeln, versuchen mit festem Zuge die Trauerkunde hinzuschreiben: „Er starb den heiligen Tod fürs Vaterland."

Ja, du Vaterland bist eine gewaltige, überirdisch große Macht. Du kannst nur ein unbeschreiblich Böses oder ein unermeßlich Gutes sein. Bist du ein böser Geist, so ist kein Höllenteufel so verrucht wie du; denn unersättlich, einem furchtbaren Moloch gleich, scheinst du Hunderttausende deiner eigenen Kinder zur Schlachtbank zu führen und deiner grausamen Lust kein Genüge zu finden. Bist du aber ein lichter Dämon, dann sind mit dir verglichen alle Schätze dieser Welt wertloser Tand, dann strahlst du heller denn Sonnenlicht und Demantenfeuer; wie würden sonst Hundert- und aber Hunderttausende für dich ihr Leben hinwerfen, das doch wir Menschenkinder alle umklammern als unser unersetzlichstes Gut? — Aber du bist gewiß ein guter Geist; denn du träufelst Balsam in Wunden und lässest Tränenbäche versiegen.

Wir aber, Kinder unseres Vaterlandes, fragen uns vielleicht vergeblich, warum denn dieser Name gar so süß, so zauberisch in unseren Ohren klingt. Sind es denn wirklich nur die schönen Berge und Täler, die Ströme und Fruchtebenen, die Dörfer und Städte, in denen wir das Vaterland erblicken und lieben? Ich glaube, all das würde noch nicht genügen dem Vaterlande eine solche Macht über Menschenherzen zu geben. Wir werden uns seines Wesens klarer bewußt, wenn wir eines anderen Begriffes gedenken, der uns von Jugend auf so teuer war: des Vaterhauses. Meinen wir in Kindestagen nicht, es könne auf Erden keinen trauteren Platz, keine festere Burg geben als das Haus, wo wir geboren wurden? Da kehrte nun schon mancher, den das Schicksal in weite Fernen verschlagen hatte, in gereiften Jahren heim und näherte sich mit hochaufklopfendem Herzen dem Hause seiner Geburt. Aber da spielten fremde Kinder im Hofe, da fragten ihn fremde Leute verwundert nach seinem Begehr. War es da dem Wanderer nicht, als wehe ein eisigkalter Wind aus Fenster und Türen und treibe ihn von dannen? Ach, da fühlte er in seinem tiefsten Herzen: die Wände und die Treppen und die Dächer waren es nicht, wonach er sich sehnte; aber eines Bruders biederer Handschlag, eines blühenden Mädchens schwesterlicher Jubel, eines gebückten Mütterleins Umarmung, eines greisen Vaters feuchte Augen: die wären sein Vaterhaus gewesen!

Und wie des Vaterhauses Inbegriff nichts anderes ist als der heilige Schoß der Familie, so ist des Vaterlandes letzter Sinn nichts als die große Gemeinschaft all unserer Brüder, die eine Sprache mit uns reden. Und diese lieben wir, für diese bangen wir, für diese kämpfen wir, ob wir es auch selber kaum glauben können, kaum uns zu gestehen wagen. Denn will nicht der Augenschein dagegen zeugen? Ist nicht soviel persönliche Abneigung, nicht soviel Klassenhaß in unserem Volke aufgespeichert; herrscht nicht soviel Mißtrauen,

soviel Mißachtung; sind wir nicht gespalten nach Weltanschauung und Lebensstellung, kostet es uns nicht die gewaltigste Überwindung, in diesem oder jenem Volksgenossen den Bruder erkennen zu sollen? Ja, wir stehen uns oft so fremd, oft so feindselig gegenüber! Aber zuweilen zuckt wie ein helleuchtender Blitz in die Gehirne von Millionen die Erkenntnis, daß wir doch alle zu einem Vatervolk gehören. Wie im Familienleben gar oft ein schwerer Schicksalsschlag, wie der Tod des greisen Vaters oder blühender Kinder feindliche Brüder zusammenführt, daß sie erschüttert die Hand sich reichen, so führt die Stunde schwerer Gefahr die Söhne eines Volkes zusammen und es siegt über die alte Zwietracht das tief im Herzen schlummernde Gefühl für die Familienehre des Vaterlandes.

Und sollte dies wunderbar sein? Aus einer Familie sind wir hervorgegangen. — Ich sehe wie durch einen Schleier von vielen Nebeln hindurch in dämmernder Vorzeit einen grauen Alten am Herdfeuer sitzen, um ihn eine Schar langhaariger Kinder. Sie wachsen heran wie die hochragenden Bäume, unter denen die Hütte ihres Vaters steht, und siedeln sich im Umkreis an, wenn sie groß geworden. Der Alte stirbt, aber sie pflegen sein Andenken in heiliger Ehrfurcht; sein Name hält sie und ihre Kindeskinder zusammen. Immer mehr werden ihrer; sie breiten sich aus über weite Länderstrecken; schon gerät der Name des Ahnherrn in Vergessenheit, aber mit der gemeinsamen Sprache bleibt ihnen das Gefühl, daß sie zusammengehören. Stämme bilden sich, verlassen einander, werden wieder zusammengeführt; aber haben sie auch unterdessen in Mundarten sich gespalten, hat hier die See, dort der Wald und das Gebirge den Körperbau verschieden beeinflußt: das spähende Auge findet im Antlitz des Volksgenossen etwas geheimnisvoll Verwandtes, das lauschende Ohr hört in der veränderten Mundart etwas, das wie aus weiter Ferne über Jahrtausende hin von der Hütte des Ahnherrn herüberklingt. Wir Menschen halten ja Vorstellungen und Erinnerungen durch Abertausende von Geschlechtern fest; Fäden eines dunklen Gefühls verknüpfen uns mit den Anfängen unserer Rasse und unseres Volkes. Und kommen nun Stunden, wie wir sie im Jahre des Heils 1914 erleben durften, dann wird dieses dunkle Gefühl zum sonnenhellen Bewußtsein und es ist, als ob wir, millionenfach vermehrt, vor der Hütte des alten Ahnherrn uns zusammenfänden, zu wahren und zu rächen die Ehre seines Hauses. —

Hochverehrte Damen und Herren! Schon habe ich mit meinen Worten auch etwas anderes angedeutet, das für uns Deutsche in dem Begriff Vaterland mit enthalten ist, wenngleich wir es vielleicht nur dunkel fühlen, wenngleich wir uns vielleicht dagegen sträuben wollen. Das ist das Königtum — ja, das Königtum von Gottes Gnaden. Hören sie mich an! Ehe es denn politische Häuptlinge gab, hat es Könige gegeben; das Königtum hat seinen Ursprung in jener Hütte des Ahnherrn, und dieser selbst war der erste König seines Volkes. Mitten aus dem Schoß der Familie ist die Monarchie hervorgegangen; fortsetzen sollte sie des Vaters heilige Würde in der Sippe, im Stamm, im Volke. Darum allein sind die Fürsten von Gottes Gnaden und müssen es sein, weil mit

dieser Vaterwürde eine Verantwortung auf ihnen lastet, unter der der Schwächling hilflos zusammenbricht, die den Frevler ins Verderben reißt, die auch eine verantwortliche Regierung nur scheinbar aus der Welt schafft. An der Monarchie nun hat unser deutsches Volk von urältesten Tagen an bis zur heutigen Stunde ununterbrochen festgehalten und ist damit nicht der vernünftigen Überlegung gefolgt, sondern „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen." Wir Deutsche sind ja nicht einseitig genug um die fremden Staatsformen schlechthin zu verwerfen. Mehr als andere Völker lernen wir aus der Geschichte. — Wir bewundern den hohen Flug des Geistes und der Kunst in den Freistaaten Altgriechenlands; wir achten das eherne Heldentum, die edle Bürgertugend des republikanischen Roms; wir schwärmen für die stolze Freiheit, in der Venedigs Galeeren dereinst die Meere befuhren; wir können den Schwung nachfühlen, den in einem gutgearteten Volk das Bewußtsein der Selbstverantwortung erzeugen vermag. Aber eines fehlt dort, und das kann kein Senat und kein Parlament ersetzen. Wenn die mündigen Söhne, wenn die erwachsenen Töchter eines Hauses, wenn die Enkel und Enkelinnen sich versammeln zum Familientag: was gießt da einen Hauch des Friedens durch alle Räume, was bannt die lauernden Geister der Zwietracht und des Mißverstehens und macht, daß alle guten Engel aus- und einzuschweben scheinen? Das tut des Vaters geheiligtes Haupt, das lebende Sinnbild ihres Ursprungs und ihrer Zusammengehörigkeit. Und nicht anders bannt im Staat die letzten, brutalsten Äußerungen des Haders, der Selbstsucht, des verzehrenden, völkerbetrügenden Ehrgeizes eines verehrungswürdigen Fürsten heilige Macht. Eines verehrungswürdigen, sage ich. Nicht immer waren ja die Könige Väter ihrer Völker. Wer nur immer mit sehenden Augen und ernstem Sinn in dem richtenden Buch der Weltgeschichte gelesen hat, darf es mit Freimut sagen: es hat einst Wittelsbacher gegeben, die in rauschenden Festen das Geld verpraßten, an dem der Blutschweiß des Volkes klebte; es hat Hohenzollern gegeben, die kaltherzig ihre eigenen Landeskinder um schnöden Mammon an England verkauften; es hat Habsburger gegeben, die ihre Tage in nichtswürdiger Tändelei verbrachten, indes allmächtige Minister die Freiheit in den Kerker schleppten. Aber das ist alles längst den Strom der Zeit hinabgeflossen. In den Jahrzehnten, da die ältesten aus uns geboren wurden, hob auch für die Fürsten ein neuer Frühling der Selbsterinnerung, der Reinigung, der Vertiefung an; damals lernte so mancher König unter äußerem und innerem Kampfe würdevolle Vaterschaft über mündig gewordene Völker, und auch dies wird die Geschichte noch zu den übrigen Ehrentiteln des 19. Jahrhunderts legen. Damals wuchsen lockige Fürstenkinder zu Männern heran, die als abgeklärte, ehrfurchtgebietende Patriarchen bis in unsere modernen Tage hereinragten, wie Luitpold der Gütige, seligen Angedenkens. Und welch eine Weihe von eines solchen Vaters gesalbtem Haupte auszustrahlen vermag, das haben wir alle miterlebt. Das kaum Erwartete, Wunderbare geschah, als Kaiser Franz Joseph zu seinen Völkern sprach: sie, die vorher so oft bitterer Hader entzweit, traten in brüderlicher Eintracht zusammen; wir aber beugten

uns, im tiefsten Herzen gerührt und erhoben, vor dieser einigenden Gewalt des Königtums und wurden der gleichen Eintracht fähig.

Und wir begannen alsdann den schweren Kampf in dem Gefühl, daß uns die Feinde Sühne leisten müßten für den frechen Bruch des heiligen deutschen Hausfriedens. Aber ich meine, dieser Kampf kann und soll ein Sühnekrieg auch für uns selber sein. — Kein Haus ist auf der großen, weiten Welt, in dem nicht einmal für kürzere oder längere Frist ein böser Geist gewohnt hätte, und in manchem Geschlecht scheint Fluch und Schuld durch alle Glieder fortzuerben, bis es endlich in Sünde und Schande erlischt. In Verzweiflung hat schon manch ein Enkel, auf dessen Bewußtsein die Entartung seiner Ahnen wie ein Alpdruck lastete, die Hände in den Schoß gelegt und tatenlos seinen eigenen Untergang erwartet oder in wildem Taumel beschleunigt, darin bestärkt durch einzelne Vertreter unserer modernen Wissenschaft, die in krankhaftem Pessimismus nur eine Artverschlechterung, nicht auch eine Artverbesserung kennen wollen, die nach nichts forschen als nach Entartungsmerkmalen und mit den Leichengerippen ihrer Statistiken den frohen Lebensmut, die Lust und Kraft zur körperlichen und sittlichen Wiedergeburt ertöten. O, auch in einem schuldbeladenen Haus kann einmal wieder der Friede und der Segen fröhliche Einkehr halten! Aus alten Zeiten klingt zu uns ein hohes Lied von herrlicher Arterneuerung, ersonnen und verschönt von sinnigen Dichtergemütern. Furchtbare Greuel hatten das Haus des Tantalus von Geschlecht zu Geschlecht entehrt; da entsproß aus dem wilden Stamme ein blühendes Reis, Iphigenie, des Königs Agamemnon edle Tochter. In weite Ferne verschlug sie der Götter weise Hand, damit sie, fern von der verfluchten Schwelle des Vaterhauses, in Reinheit aufwachse und, milder Sitte Vermittlerin, durch Wohltaten sich heilige. Also erblüht und gereift, ward sie vom Bruder heimgeholt, und sie entzündete fröhlich das erloschene Feuer und goß das Sühneopfer auf die Schwelle des Vaterhauses, das unter ihrem Fußtritt schon ein Haus des Segens geworden war. —

Nicht fluchbeladen, nicht verworfen war unser deutsches Vaterland; doch manche Schuld auch hatte in der Jahrhunderte Wandel unser Volk auf sich genommen, und darunter war die größte die Schwäche gegen des Auslandes Glanz und Sünde. Schon vor Jahrhunderten waren unsere Väter, wie ein mannhafter deutscher Dichter sagte, zu Affen Frankreichs geworden, und wir selber, Gott sei es geklagt, waren im Begriff auch noch zu Affen Englands zu werden. Wir sogen das Gift, das an Frankreichs Marke zehrt, begierig in uns selber ein, und schon hielten wir auch unsere Kinder für schlecht genug, daß wir anfingen sie zu Englands roher Körperkultur, zu Englands kaltem Hochmut erziehen zu lassen. Da mußten die Söhne unseres Volkes hinausziehen zu herrlichen, sühnenden Taten, und mancher Schlange, die sich heimtückisch in unserem großen Vaterhause verborgen gehalten hatte, zertraten sie schon bei ihrem Auszug für immer den Kopf. Seid gegrüßt, ihr Weihekämpfer, die ihr für euer deutsches Vaterhaus gestritten und gelitten habt, noch streitet und leidet! Jede eurer Taten beschwört neue Geister des Segens. Noch sind freilich nicht alle finsteren Dämonen vor ihnen geflohen.

Während ihr draußen Schulter an Schulter in treuer Kameradschaft kämpft, wartet vielleicht im Lande noch manch ein Wicht nur auf die Zeit, wo er von neuem die Saat des Unfriedens ausstreuen könne. Während ihr draußen in Regen und Wind auf hartem Boden liegt, ersinnt vielleicht noch mancher auf weichem Federbett ein erbärmliches, lüsternes Theaterstück. Während ihr vielleicht das Nagen des Hungers und die Qual des Durstes ertragen müßt, gilt manchem Schelm ein schnöder Wucherpfennig, an einem Sack voll Kartoffeln verdient, mehr als die Wohlfahrt seiner armen Seele. Aber getrost! Wenn dieses blutige Ringen wird zu Ende sein, wenn ihr, gekrönt mit dem Lorbeer des Sieges, dem Boden des Vaterlands euch nahet, dann wird, so hoffen wir, der reine Hauch der Siegerkraft und des Opfermutes, der von euch ausgehen wird, auch noch diese Geister töten. Dann wird die große Mutter Deutschland, mit glänzendem Auge, mit verjüngter Schönheit und Herrlichkeit, zur Schwelle eilen um euch zu umarmen, und jauchzen wird vom Fels bis zum Meer millionenstimmig der Jubelruf:

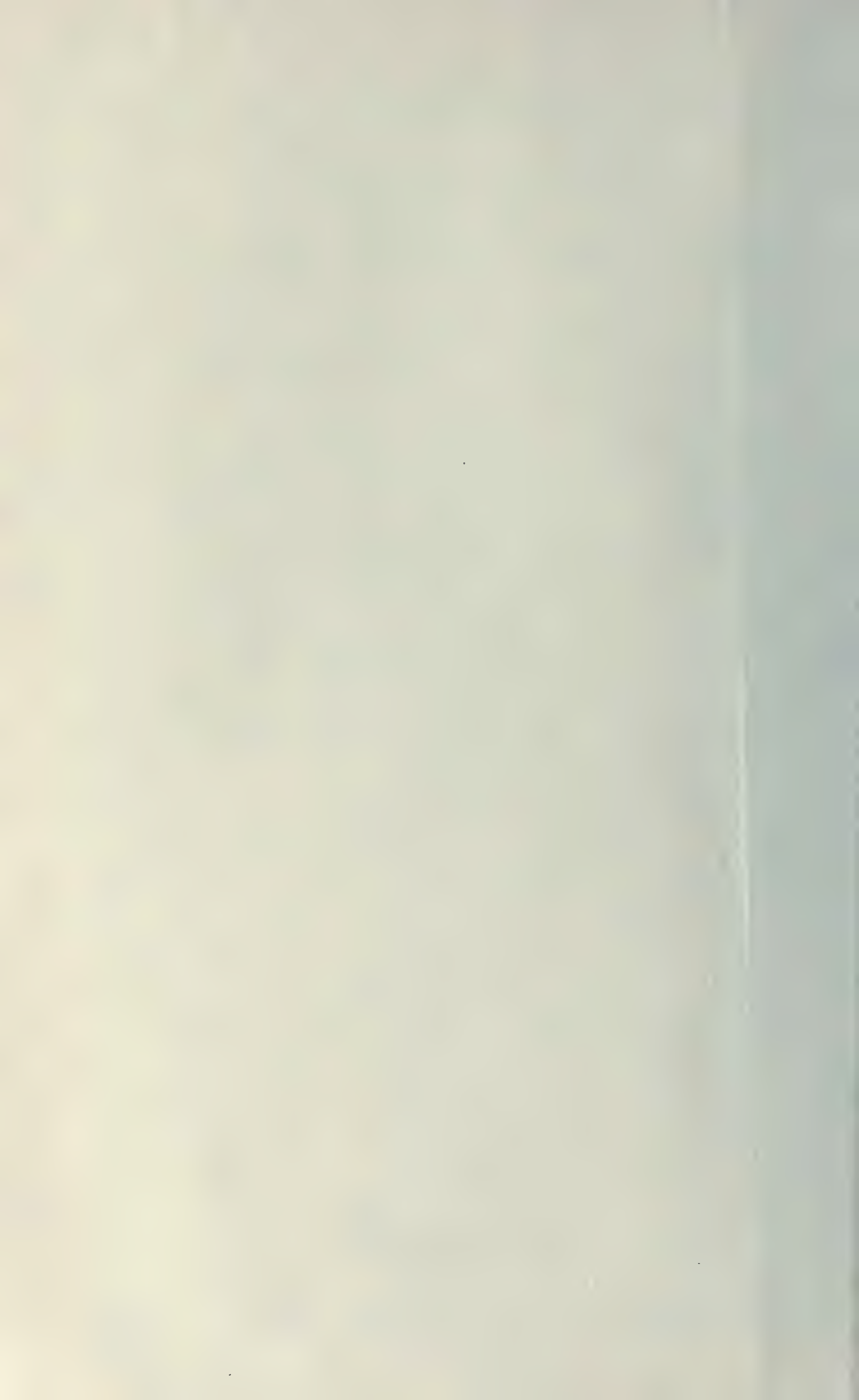
Willkommen, ihr Brüder, im schöneren Vaterhaus!

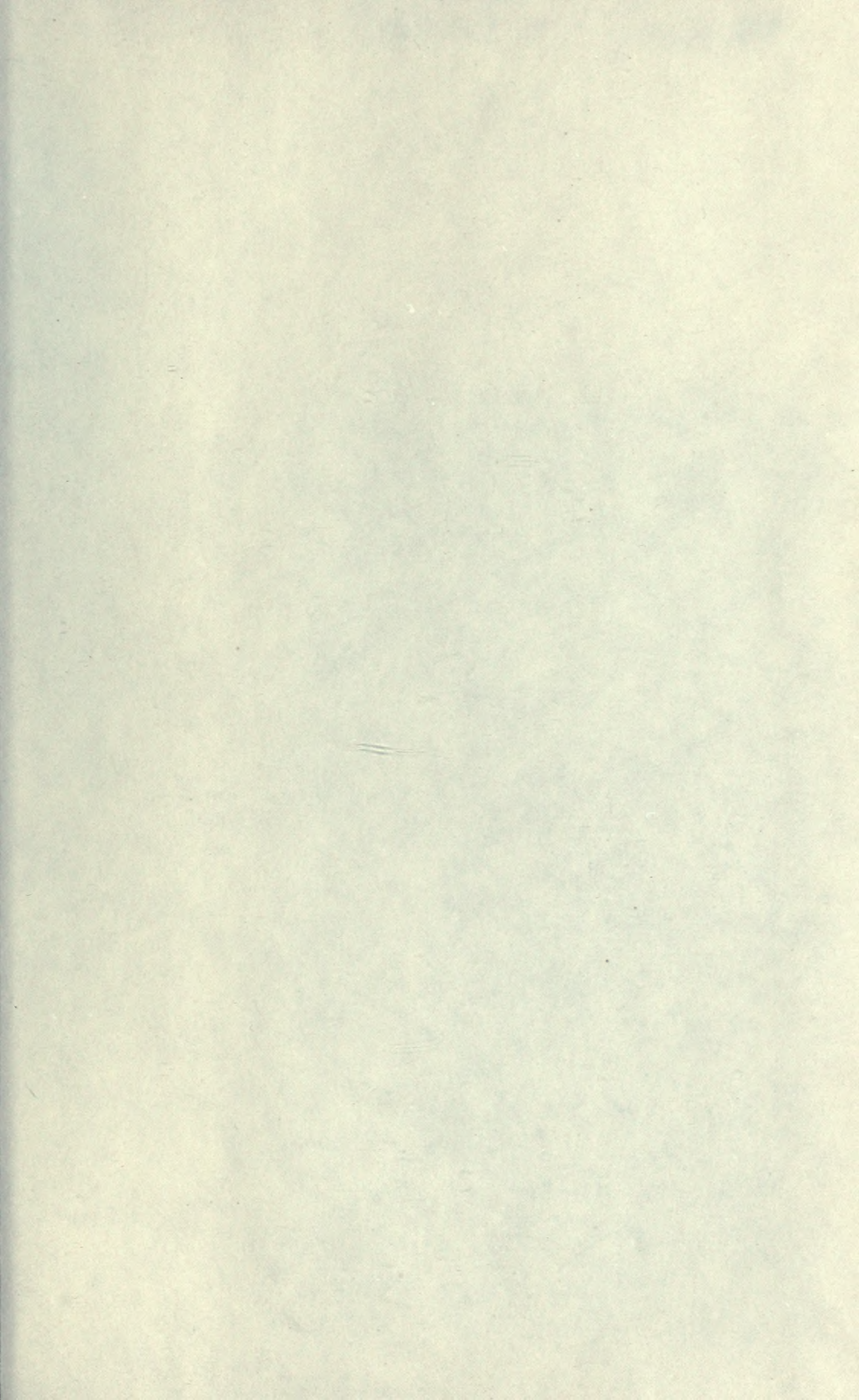


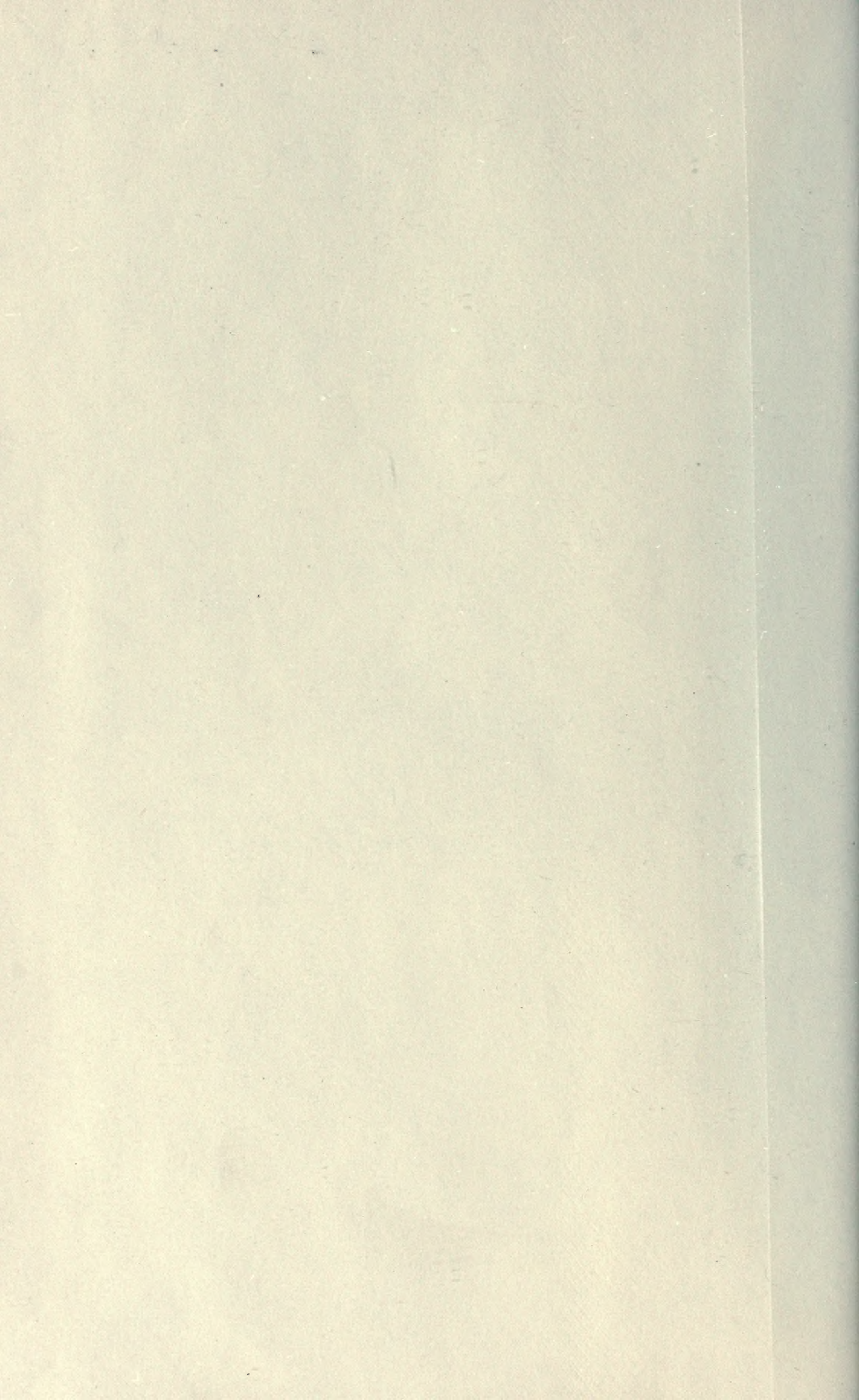
Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck u. Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

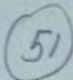
Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag K. Triltsch, Dettelbach a. M.










51

